Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."

Joh. 5, 39.

Achtzehnter Jahrgang 1890.

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1890.

Inhalts-Verzeichniß.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. Januar 1890. Nro. 1.

Vorwort.

Phil. 2, 21. 22.

Es giebt nicht viele Worte, die für einen Christen bedenksamer wären und bedenklicher lauteten als gerade die oben angeführte Schriftstelle. Freilich, wenn man in derselben lediglich ein subjektives Urteil des Apostels über seine damaligen Mitarbeiter finden will, dann verfällt man leicht auf den Gedanken, der Apostel habe sehr hart, wohl zu hart, geurteilt, oder man meint gar, die Worte seien der Ausdruck einer durch seine Gefangenschaft leicht erklärlichen gereizten und verbitterten Stimmung. In beiden Fällen würde den Worten des Apostels gerade das fehlen — was man ihnen doch wohl nicht abzusprechen wagt — nämlich die Wahrheit einerseits und die bleibende Bedeutung andrerseits. Dieses letztere würde man vielleicht noch am ersten zu bestreiten wagen, indem man sagen könnte: So hat der Apostel zu seiner Zeit und für seine Zeit geurteilt; für unsere Zeit gilt das nicht mehr. Dann aber wird man sich der Gegenfrage nicht erwehren können: Inwiefern soll es nicht mehr gelten? Soll es etwa wahr sein, daß keiner mehr das Seine sucht, sondern alle nur das, was Jesu Christi ist, oder vielleicht gar, daß auch der Letzte, welcher nicht das Seine suchte, vom Erdboden verschwunden ist. Wir werden weder das eine noch das andere gelten lassen.

Es wird also das Apostelwort auch jetzt noch stehen bleiben müssen; aber als was wollen wir es für uns stehen lassen? Etwa nur als unser eigen Urteil über andere? Das wäre sicher in den meisten, vielleicht in allen Fällen pharisäische Selbstverblendung, die in dem, worin sie den andern richtet, sich selbst verdammt.

Ebensowenig aber werden wir aus dem Apostelwort eine Entschuldigungsformel machen dürfen und sagen: Ist es in den Tagen der Apostel schon so gewesen, daß alle das Ihre suchten, so sollte man heutzutage es doch Niemanden zum Vorwurf machen wollen, wenn er nicht besser ist als jene Männer des apostolischen Zeitalters. Eine derartige Rede wäre eine gänzliche Mißachtung aller der Schriftworte, welche auf das Vorbild Christi als des einzig wahren Meisters hinweisen und nur das als genügend erklären, daß der Jünger sei wie der Meister. Ein höheres Ziel kann er nicht haben; ein geringeres kann er sich nicht stecken, wenn er seinen Meister nicht verleugnen will.

Was will aber der Apostel aussprechen und als was steht uns sein Wort heute noch gegenüber? Nun einfach als Feststellung einer Thatsache. So ist

es, wie der Apostel sagt; und er sagt es, weil er es weiß; er hat es ja erfahren; es ist seine tiefe, durch eigene Erlebnisse erlangte Kenntnis der menschlichen Natur, des Fleisches und Blutes, welches das Reich Gottes nicht ererben kann, die sich hier ausspricht.

Der Apostel hatte ja gerade in den letzten Jahren seines Lebens reichlich Gelegenheit gehabt seine Erkenntnis nach dieser Seite hin zu erweitern und zu vertiefen. Ebenso hatte er es erlebt, daß die Menschenkenntnis sehr oft nichts bietet als diese eine bittere Wahrheit und diese eine trostlose Gewißheit.

Das einzige, was man sicher annehmen kann, außer da, wo sich das Gegenteil bewährt hat, ist der Satz: Sie suchen alle das Ihre. Der Apostel sagt ja damit nichts neues.

Es ist im Grunde dasselbe, was der Herr seinen Jüngern entgegengehalten hatte, als sie ihn versicherten, sie seien bereit, mit ihm in den Tod zu gehen. Er kannte sie, daß sie noch etwas hatten, mit dem sie noch fester verwachsen waren, als mit ihrem Herrn; der Herr wußte, daß die Willigkeit seiner Jünger noch nicht bewährt war, daß ihr Entschluß, dem Herrn treu zu bleiben, zwar allen Möglichkeiten gegenüber, die sie sich vorstellen konnten, nicht ins Wanken kam, daß aber ihre innere Lebenskraft noch nicht stark genug war, um ihren Entschluß der Wirklichkeit gegenüber zur That werden zu lassen. Der Herr wußte, daß die Worte der Jünger aufrichtig gemeint waren und von Herzen kamen, daß aber ihr Herz noch nicht fest genug war, um dieses Gelöbnis auch zum Werke auszugestalten.

Was nun bei dem Herrn — der wohl wußte, was im Menschen war — sich als eine den Thatsachen vorausgehende Durchblickung des Menschenherzens zeigt, das stellt sich bei seinem Apostel — von dem auch in diesem Stücke galt: „Unser Wissen ist Stückwerk" — dar als ein Stück Lebenserfahrung. Selbst ein Petrus hatte in Antiochien bewiesen, daß er das Seine suchte, als etliche von Jakobus dorthin kamen. Noch weniger aber hatte sich der Apostel dieser Erkenntnis erwehren können, als sein irdisches Leben jene Wendung nahm, die von seinen Gegnern als der Niedergang seines Werkes hingestellt werden konnte. Vergeblich suchen wir in der Apostelgeschichte eine Parallele zu Kap. 12, 5. Vergeblich suchen wir unter den Begleitern des Paulus nach Rom, die dort als Entlastungszeugen für ihn hätten auftreten können, einen jüdischen Namen. Nur einen nennt die Apostelgeschichte von den beiden Begleitern des Paulus, den Macedonier Aristarchus. Wenngleich der Apostelgesch. 28, 15 berichtete Empfang durch Glieder der römischen Gemeinde den Apostel mit neuem Mut erfüllte, so fehlte es nicht an Erfahrungen, die wiederum bestätigten: Alle suchen das Ihre. In seiner Verantwortung erschien keiner mit ihm vor Gericht. Demas verläßt ihn. 2. Tim. 4, 9. Alle in Asien wenden sich von ihm ab. 2. Tim. 1, 15. Denn nach ihrer Meinung ging es ja doch mit dem Apostel und seinem Werk dem Ende zu. Konnte er da nicht mit voller Wahrheit sagen: Sie suchen alle das Ihre; alle an denen es sich nicht bewährt hat, daß sie das suchen das Jesu Christi ist. So wie der Herr sagt, wenige sind auserwählt, so weiß auch der Apostel nur von wenigen

bewährten zu reden. Von Timotheus sagt er: „Ihr kennt seine Bewährtheit," vermöge deren er von dem allgemeinen Urteil ausgenommen ist.

Gerade das ist aber das Entscheidende: die Bewährung. Nur durch die Bewährung realisirt sich das Christentum im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen. Nicht die Menge der Werke oder die Größe der Aufgaben, nicht die Höhe der Stellung oder die Weite des Wirkungskreises ist es, wonach das Christentum sich bemißt, sondern die Bewährung in der Arbeit sowie in den Anfechtungen und Kämpfen von außen und innen. Was nicht bewährt ist, hat keine Geltung; wer auf das unbewährte rechnet, wird in seiner Erwartung getäuscht.

Diese Wahrheit kann nun aber nach zwei Seiten hin angewendet werden, nämlich auf andere und auf uns selbst. Das erste ist immer noch das leichteste und doch ist es oft schwer genug. Der Mensch traut und baut nur zu gern auf Menschen, die seinen Erwartungen entgegenzukommen scheinen. Andern zu trauen ist dem Menschen so sehr Bedürfnis, daß sogar eine gewisse Spitzbubenehrlichkeit niemals ganz ausstirbt. Es gehört zur Schwäche der menschlichen Natur, entweder falsches Vertrauen zu haben, oder unbegründetes Mißtrauen zu hegen, oder gar haltlos zwischen beiden hin- und herzuschwanken und von Zweifeln gequält zu werden, wo man sicher und gewiß sein könnte, wenn man nur den Willen und die Kraft dazu hätte. Freilich dazu ist oft eine mehr als menschliche Kraft nötig, wie wir das an dem Herrn selbst sehen. Ev. Joh. 2, 23—25.

Das Zweite dagegen, die Anwendung auf uns selbst, schneidet zunächst alles falsche Vertrauen auf uns selbst und alle Selbstüberhebung ab und führt naturgemäß zu der Frage: Wie gelangen wir selbst zur Bewährtheit? Zunächst werden wir sagen, daß wir nicht dazu gelangen durch selbsterwählte Mittel und künstliche Maßregeln, oder durch willkürliche Proben, die wir nach Belieben uns selbst auflegen oder gar gewagte moralische Experimente, die wir an uns selbst machen. Das alles wäre weiter nichts als jene selbsterwählte Geistlichkeit, die von dem Apostel (Kol. 2, 23) gekennzeichnet wird. Die Bewährung ist vielmehr Sache Gottes, er stellt die Lebensaufgaben, er wiegt die Lasten ab, er teilt die Arbeit zu, wie er die Güter anvertraut, die Versuchung zuläßt und die Verantwortung fordert.

Aber gleichwohl dürfen wir nicht still sitzen und warten bis Bewährung über uns kommt, oder gar meinen, die Zeit dazu komme noch lange nicht. Die Zeit der Bewährung ist immerwährend da. Gerade das, daß man meint, sie komme nur zuweilen, nur dann und wann in ganz besonderen Lagen habe man sich zu bewähren, ist ein verhängnißvoller Irrtum, der meist die Folge hat, daß gerade da, wo der Christ durch besondere Tiefen oder über besondere Höhen geführt wird, die Bewährung nicht möglich ist, daß im einen Falle die Geduld, die das Auferlegte trägt, und im andern die Besonnenheit, die sich selbst im Zaum hält, fehlt. Gerade weil die Treue und Wachsamkeit im Kleinen gefehlt hat, darum fehlt dann auch im entscheidenden Moment die Kraft und die Einsicht im Großen. Wem das Kleine zu gering, als daß er

sich darin bewähren wollte, dem wird das Große zu hoch sein, als daß er sich darin bewähren könnte. Unter allen Umständen aber ist es die Treue, welche dabei den Ausschlag giebt. Darum weiß der Apostel kein höheres Lob für Timotheus als das, daß er in kindlicher Gesinnung mit ihm selbst zusammen am Evangelium gedient hat. Das Wesen des kindlichen Dienstes besteht aber nicht in großen Thaten, oder außerordentlichen Opfern, oder äußerlich glänzenden Leistungen, sondern in der stets sich gleichbleibenden Willigkeit, den väterlichen Willen zu thun, im Vertrauen auf die väterliche Güte, aber doch ohne Lohnsucht, in der Freude am Wohlgefallen des Vaters, aber ohne Ehrsucht, im Bewußtsein des Wertes der eigenen Thätigkeit, aber ohne Hochmut, in der Anerkennung der Wirksamkeit der Brüder, aber ohne Neid. So gestaltet sich der Kindesdienst überall, auch bei unsrer Theologischen Zeitschrift für die Schreiber wie für die Leser derselben. Die Zeitschrift hat ja durchaus keine herrschende oder gebietende Stellung zu beanspruchen, ja sogar nicht alle Arbeit zu thun, sondern nur „mitzudienen." Gerade darin, daß sie nicht mehr will, aber auch nicht weniger thut, hat sie sich zu bewähren, nicht bloß im bevorstehenden Jahr, sondern in der ganzen Zeit ihrer Existenz. Wie weit sie sich bewährt hat, darüber wollen wir mit Niemanden streiten, wie weit sie sich bewähren wird, wollen wir nicht berechnen, aber daß sie sich bewähren soll, müssen wir alle (Schreiber und Leser) wissen, daß sie sich bewähren kann, sollen wir glauben und daß sie sich bewähren wird, dürfen wir hoffen.

Exegese über Römer 5, 20.

Referat von P. Aug. Berens.

Zu den Sprüchen heiliger Schrift, die gar leicht und vielfach einer subjektiven Auffassung und Anwendung ausgesetzt sind, gehört u. a. auch die Stelle Römer 5, 20: Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden. Die subjektive Auffassung ist aber zugleich oft auch eine falsche, wenn ein solcher Ausspruch aus seinem Zusammenhange gerissen und nur da angewandt wird, wo sein innerer Sinn so recht augenfällig mit einer äußern Erscheinung zusammenzutreffen scheint. So auch bei der genannten Stelle. Wo ist die Sünde mächtig geworden? Das gewöhnliche Urteil wird lauten: nun da, wo der Mensch so recht augenscheinlich aus der Bahn des Gesetzes weicht, sich einem Laster ergiebt, oder gar zu einem Verbrecher wird und in diesem Zustande lange Zeit seines Lebens zunimmt und verharrt. Und wo ist dann die Gnade viel mächtiger geworden? Natürlich da, wo es ihr endlich gelungen ist, den Sünder zum Stillstand, zur Besinnung und zur Umkehr zu bringen. Man findet in der That unsern Spruch praktisch zumeist nur da angewendet, wo es sich um die Errettung eines sogenannten „großen Sünders" oder einer „großen Sünderin" handelt. Ob aber damit die ganze Bedeutung desselben erschöpft ist? Gewiß nicht. Jene Anwendung mag ja wohl zulässig und recht erbaulich sein, wie sie denn ja auch mit jenem Ausspruch stimmt, daß der Herr auch die Starken zum

Raube haben wird; aber es muß Paulus doch wohl bei jenem Wort eine allgemeiner gültige und anwendbare Wahrheit haben aussprechen wollen, sonst möchten uns leicht zweierlei Bedenken dabei aufsteigen. Einmal, daß also die Sünde nicht in jedem Menschen mächtig wird und also auch nicht ein jeder die ganze Macht der Gnade gebraucht, um errettet und selig zu werden, was aber doch der Fall ist. Und sodann: Warum wird die Gnade nicht bei jedem großen Sünder mächtiger als seine Sünde und errettet auch noch einen Judas? Schon dieses Beispiel weist darauf hin, daß „Größe“ und „Macht“ der Sünde durchaus nicht ein und dasselbe ist. „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden kann,“ sagt Kain. War die Sünde in ihm mächtig? Gewiß nach ihrer zerstörenden Wirkung. Weil sie aber in dem Gewissen Kains noch nicht mächtig geworden war, darum stand ihr die Gnade vor der Hand geradezu noch machtlos gegenüber. Ob Kain je aus der Traurigkeit der Welt, die den Tod wirket, zu der göttlichen Traurigkeit gekommen ist, die zur Seligkeit eine Reue wirket, die niemand gereuet? Dann hätte er die Wahrheit jenes paulinischen Wortes in sich und an Gott erfahren, dann wäre auch ihm gegenüber die Gnade mächtig genug und mächtiger als seine Sünde gewesen, ihn zu erretten und selig zu machen. Jene einseitige Auffassung wehrt auch Paulus selbst ab mit den ersten Worten des 6. Kapitels: Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde? Das sei ferne.

Zu der richtigen Erkenntnis dessen, was mit den Worten: „Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden,“ gesagt sein soll, gelangen wir erst und nur dann, wenn wir die unmittelbar vorhergehenden Worte hinzuziehen: „Das Gesetz aber ist neben eingekommen, auf daß die Sünde mächtiger würde.“ Hier wird die Mächtigkeit der Sünde abhängig gemacht von dem Gesetz. Das äußerlich gegebene, geschriebene, vernommene Gesetz aber hat seine innere Offenbarung und Bezeugungsstätte in dem Gewissen der Menschen, wie eben beim Blick auf Kain schon darauf hingewiesen wurde. Wir gewinnen dadurch die vier Faktoren: Gesetz, Sünde, Gewissen, Gnade. Das Gesetz wird freilich von Paulus als ein neben eingekommenes bezeichnet und scheint somit erst nach der Sünde als zweiter Faktor zur Geltung zu kommen, dennoch gebührt ihm die erste Stellung und Erwägung. Das von Paulus gemeinte, auf Sinai in Gebote gestellte und gegebene Gesetz ist ja freilich der Thatsache des Sündenfalls erst lange nachher gefolgt und der Offenbarung der Gnade Gottes in Christo Jesu voraufgegangen, also zwischen oder neben eingekommen; wie aber dieses Gesetz dem Mächtig- und Mächtigerwerden der Sünde als Veranlassung und Reizung voraufgeht, so ist doch auch der Thatsache des Sündenfalles überhaupt ein Gesetz, ein Gebot, eine Offenbarung des Willens Gottes voraufgegangen in dem Befehl Gottes an Adam: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten; aber von dem Baum des Erkenntnisses Gutes oder Böses sollst du nicht essen. Man wundert sich oft über die Geringfügigkeit dieses göttlichen Gebotes und vermag es nicht zu fassen, wie eine Uebertretung

desselben so entsetzliche Folgen für das ganze menschliche Geschlecht hat haben können. Man bedenkt aber nicht, daß schon in diesem ganz einfachen, durchaus kindlich gehaltenen Gebote das ganze Gesetz Gottes, die Forderung völligen Gehorsams gegen den ganzen Willen Gottes in nuce enthalten ist. Leider zeigt sich uns das daran am deutlichsten, daß in der einfachen Übertretung dieses einfachen Gebotes, in der ersten Sünde auch schon alle Übertretungen des ganzen, später in einzelne Gebote auseinandergelegten, zwischen eingekommenen Gesetzes keimartig enthalten sind und schon vor der Offenbarung desselben aus dem sündigen Herzen, aus dem Fleische hervorgehen und in die Erscheinung treten als verkehrte Grundrichtungen des inneren Menschen in Stolz, Hochmut, Neid, Haß, Rachsucht u. dgl., wie als böse Thaten in Mord, Hurerei und Gottlosigkeit aller Art.

Für den rein und gut geschaffenen Menschen des Paradieses genügte also vollkommen das Gesetz in der Form des allerprimitivsten Gebotes, um entweder durch Gehorsam gegen dasselbe sich dem Willen Gottes damit ein für allemal vollkommen zu unterwerfen und somit zur sittlichen Vollkommenheit und selbstbewußten Gottebenbildlichkeit fortzuschreiten, oder aber durch Uebertretung und Ungehorsam die Sünde und den Abfall von Gott zu einer vollendeten Thatsache zu machen. Es zeigt sich eben hier schon die Wahrheit des Wortes: Wer das ganze Gesetz hält und sündiget an einem, der ist es ganz schuldig, d. h. dessen Halten des ganzen übrigen Gesetzes ist eben nur ein äußerliches, ein scheinbares, ein zufälliges, ein unverdienstliches, während er sich in Wahrheit gegen das ganze Gesetz in seinen einzelnen Forderungen versündigt hat, denn durch die Sünde tritt der Mensch überhaupt aus der Lebensgemeinschaft Gottes und in den Gegensatz zu seinem ganzen heiligen Willen. Schon bei der ersten Sünde zeigte sich dieselbe Stufenfolge, auf welche Jakobus bei jeder Sünde hinweist, wenn er sagt: Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod. Hier mußte freilich erst die Lust von außen her durch den Satan erregt werden. Als aber Eva den Baum ansah, daß es ein lustiger Baum sei, weil er klug machte, da wars doch ihre eigene Lust, die schon eine verkehrte Richtung genommen hatte. Und da sie diese verkehrte Richtung einschlug, so konnte die Folge keine andere sein als der Tod. Das aber hatte Gott dem Menschen vorher gesagt; welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. Wir haben hier also alles: das ganze Gesetz, die ganze Uebertretung, die ganze Strafe!

Gilt denn nun aber gegenüber diesem ersten Gesetz und seinem einzigen, einfachen Gebote, das Gott dem Menschen im Stande seiner Unschuld gab, auch das Wort: Das Gesetz ist neben eingekommen, auf daß die Sünde mächtig würde? Gewiß, nur sind h i e r die Verhältnisse natürlich andere, als diejenigen bei dem späteren sündigen Menschengeschlecht. Auch im Paradiese ist das Gesetz, das Gebot des Herrn gleichsam neben eingekommen, noch nicht, um schon vorhandene Sünden mächtiger zu machen, sondern um das Wesen

und den Begriff der Sünde den Menschen überhaupt erst zum Bewußtsein zu bringen. Nicht am Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollten sie das Gute und Böse thatsächlich kennen lernen, sondern eben durch das Wort und Gebot Gottes, bei dem sie sich gewiß sagen mußten und konnten: Wenn wir das thun, so thun wir das Gute und Rechte, wenn wir es nicht thun, dagegen handeln, so thun wir das Böse und das Unrechte. Oder mit anderen Worten, es sollte und konnte in ihnen diejenige Kraft und Eigenschaft des Menschen sich offenbaren, regen, entwickeln und in Einer siegenden That vollenden, die wir jetzt als das Gewissen bezeichnen. In dem Gewissen, d. h. in dem vollen Bewußtsein ihrer Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott, ihrem Schöpfer, hätte die Sünde als solche in ihrer ganzen Abscheulichkeit und Gefährlichkeit ihnen ebenso voll und klar zum Bewußtsein kommen und damit also objektiv, als Feind, mächtig werden sollen, dann hätten sie auch unter Bewährung und Vollendung ihrer ursprünglichen Güte und Reinheit erfahren, daß, wo die Sünde mächtig geworden ist, die Gnade doch noch viel mächtiger zur Ueberwindung und zum Siege ist und zwar dann nicht die Gnade, die da erst zu dem Uebertreter und Sünder sich in Erbarmen herniederneigt zur Rettung, sondern die Gnade, die mit königlichem Wohlgefallen das nun bewährte göttliche Ebenbild zur himmlischen Herrlichkeit emporgehoben hätte.

Wie aber hat sich denn nun das Wort: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden," auch in und nach dem Sündenfall als Wahrheit bewiesen? Wir müssen da beachten, daß uns zunächst nichts von einer sofortigen Buße Adams und Evas berichtet wird. Ihr Gewissen ist wohl wach, Furcht, Schrecken und Verwirrung füllt ihre Seele; vorzubringen wissen die Menschen zunächst nichts anderes als Entschuldigungen. Da somit subjektiv ein reumütiges Verlangen nach der Gnade und Hilfe Gottes noch nicht ausgesprochen wird, so finden wir auch demgemäß noch kein subjektives Anerbieten und Mitteilen derselben vor. Um so mehr aber tritt uns bei diesem historischen Eintritt der Sünde in die Menschheit auch gleichsam der historische Anfang der Gnade Gottes entgegen in der Verheißung des Schlangentreters, in welchem ja der Stärkere über den Starken kommen und die Gnade in Person mächtiger als die Sünde werden sollte.

Gehen wir darum weiter. Das Gesetz Gottes, sein heiliger Wille, ist übertreten; der Mensch ist aus dem Paradiese vertrieben, und nicht nur der um seinetwillen verfluchte Acker trägt Dornen und Disteln; auch die Saat, die der Feind gesäet hat, geht auf, der Schlangensame trägt Frucht. Die nach dem ersten eigentlichen Sündenfall uns zuerst berichtete Thatsünde ist der schreckliche Brudermord. Die Fleischeslust und das Wohlleben der Kainiten, wodurch auch schließlich die Kinder Gottes mit ins Verderben gezogen wurden, führt das Gericht der Sündflut über die erste Menschheit herbei. Auch bei den Stammvätern der zweiten Menschheit zeigt es sich gleich wieder, daß das Dichten des menschlichen Herzens böse sei von Jugend auf. Auch

bei dem neuen Geschlecht zeigt sich die Sünde, wie bei dem alten, zunächst als Gemeinschaftssünde, als Menschheitssünde, denn die Menschheit ist eine große, sich immer weiter ausdehnende Familie, die Sünde des Einzelnen tritt noch zurück hinter die Sünde der Gesamtheit, die freilich ihre Ursache wieder in der Sünde des Einzelnen hat. Wie aber nach der Weisheit Gottes in dieser sündigen Gesamtheit das Heil der Gnade nicht vorbereitet und hinausgeführt werden kann, so vermag der Herr sein Gesetz, die jetzt notwendige Mannigfaltigkeit seiner Gebote in seinem heiligen Willen auch nicht dieser ganzen Menschheit insgesamt zu geben. Wohl wußten sie noch, daß ein Gott sei, aber sie dankten ihm nicht mehr als einem Gott und wurden in ihrem Dichten eitel und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Es hätte also kaum ein passendes Organ für seines Willens Offenbarung, jedenfalls keine Hüter und Pfleger seines heiligen Rechts und heiliger Sitte mehr gefunden werden können. Dazu bedurfte es kleinerer abgesonderter Kreise und Personen. So wurde der Turmbau zu Babel Veranlassung zur großen Völkerteilung. Während nun die vorhandenen Völker ihre eigenen Wege gehen und die Sünde in ihnen bei dem Einzelnen, wie bei der Gesamtheit als Zustand der Verfinsterung und des Verderbens mächtig und immer mächtiger wird, scheinbar ohne daß ihr irgend eine Gnade gegenübersteht, wählt eben die Gnade des Herrn den Abraham aus, um durch ihn sich das Volk seiner Willens- und Gnaden-Offenbarung zu erbauen. Dies Volk soll sein Volk sein; er will ihr Gott und König sein; in diesem Reich soll und muß also sein Wille, sein heiliges Gesetz und Recht gelten. Giebt auch der Charakter Israels absolut keine Garantie dafür, daß dies nun auch wirklich geschehen wird, so ist doch durch die göttlichen Führungen, Einrichtungen und Verheißungen ein Boden geschaffen worden, auf dem das lebendige Wort Gottes in Gesetz und Verheißung gedeihen kann, ja es wird wirklich ein göttlicher Same gezeugt in den Frommen des Alten Bundes, der da dient als Träger und Verkündiger des göttlichen Willens. Dieser göttliche Wille wird nun im Gesetz gegeben. Jetzt genügt aber nicht mehr eine ganz allgemein gehaltene, oder zufällig gewählte, kindlich naive Gehorsamsforderung. Die Sünde hat sich schon gar vielfach in ihren Auswüchsen verzweigt und verästelt; da muß jede einzelne durch ein besonderes Gebot als wider den Willen Gottes laufend bezeichnet und Gebot und Verbot gegeben werden. So giebt der Herr seinem Volke das Gesetz, so wird dann noch besonders in den heiligen zehn Geboten das Gesetz Gottes kurz zusammengefaßt. Dies ist das Gesetz, von dem Paulus sagt, daß es neben eingekommen sei, damit die Sünde mächtiger würde.

Was hat nun dies Wort hier in diesem Zusammenhange für eine Bedeutung? Eine dreifache. Beachten wir zunächst, daß Paulus im 7. Vers des 7. Kapitels im Römerbrief sagt: Die Sünde erkannte ich nicht, ohne durch das Gesetz. Wo eine Macht anerkannt werden soll, da muß sie überhaupt erst erkannt werden. Nun war ja wohl bei den Menschen, auch bei den Heiden, das Böse, teils als That, teils als Uebel erkannt und auch an-

erkannt; aber da ihnen der wahre, lebendige, vor allem der heilige Gott unbekannt geworden war, so war ihnen natürlich das Böse auch nicht als Sünde wider seinen heiligen Willen bekannt. Dadurch aber, daß Gott in seinem heiligen Gesetz dem sündigen Menschen seine Selbstoffenbarung gab mit den anhebenden Worten: Ich bin der Herr, dein Gott, und damit das sittliche Selbstbewußtsein im Menschen, also sein Gewissen wieder weckte, war die Sünde mächtiger geworden als vorher, d. h. als eine größere, gewaltigere Macht anerkannt als bisher; der Mensch konnte nun im Licht und Geist des Gesetzes die furchtbar verheerende und zerstörende Macht der Sünde erkennen.

Sodann aber reizte nun auch das Gesetz das natürliche und sündige Menschenherz zum Widerspruch, ja zur bewußten Uebertretung auf. Das lag freilich nicht im und am Gesetz selbst. Aber wir alle wissen: die verbotene Frucht schmeckt am süßesten. Das hat seinen Grund schon in jenem Paradiesesgebot, oder vielmehr Verbot. Es war wieder eine Weisheit Gottes, daß er nicht ein Gebot den Menschen gab und ihnen einfach sagte: Das und das sollt ihr thun. Nach ihrer Unschuld und Reinheit konnten sie solches thun und hätten es gethan und den Segen solchen Thuns des göttlichen Willens sofort erfahren und keine Macht der Welt hätte sie dazu vermocht, es nicht zu thun. Weil hierin also keine eigentliche Versuchung für sie lag, konnte Gott ihr Verhältnis zu seinem göttlichen Willen nicht in einem Gebot prüfen, sondern mußte dies durch ein Verbot thun. Im Thun des positiven göttlichen Willens waren die Menschen begriffen, so lange sie nicht sündigten und in jedem Einzelfalle konnten sie erkennen, warum sie so und nicht anders handeln sollten. Es blieb ihnen kein Warum, kein „Nicht sehen und doch glauben", kein unbedingtes Vertrauen zu Gottes Wort, Weisheit und Liebe bei dem Thun des positiven Willens Gottes übrig. Dies konnte nur bei einem Verbote geschehen, wo ihr Thun ein Nichtthun sein mußte, sie also nicht sofort erkennen konnten, warum sie es nicht thun sollten. Sie konnten dabei das Warum ganz gut wissen und wußten es auch, denn Gott hat es ihnen gleich dabei gesagt: ihr werdet des Todes sterben. Aber dies sollte und durfte ja nun nicht erfahren, sondern mußte einfach geglaubt werden und dazu war diese Forderung des Nichtthuns, des Nichtsehens und doch Glaubens nicht etwas, das mit einem einmaligen Akte gethan und vollzogen werden konnte, sondern es erforderte einen Zustand des immerwährenden Verharrens darin, sowie ein Versagen des eigenen Wunsches und der steten Hingabe des eigenen Willens an Gottes Willen. Lag darin schon die Versuchung? Wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, daß die Versuchung von außen durch den Feind diese Sachlage benutzte, die Menschen zum Falle zu bringen. Er reizte also mit seinen vielversprechenden Lügen gerade durch das Gesetz den Menschen zur Lust nach der verbotenen Frucht und somit zur Sünde. Und so thut er auch mit dem göttlichen Gesetz vom Sinai. Diejenigen, welche sich die Wahrheit verrücken, sich von der Lüge bestricken lassen, also nicht aus der Wahrheit und aus Gott geboren sind, werden durch das Gesetz Gottes nur mehr zum Widerspruch und zur bewußten Uebertre-

tung gereizt. Im weiteren Verlauf solches Sündigens freilich wird das Gewissen ertötet und Gottes Gesetz ganz bei Seite geworfen, bis zuletzt der Zustand der Verstockung und der Lästerung eintritt, wie uns die heilige Schrift davon in und außer Israel genug Beispiele vor Augen stellt. Bei diesen ist also auch die Sünde mächtiger geworden durch das Gesetz.

Endlich ist aber auch die Sünde mächtiger geworden durch das Gesetz in denen, die ihr Gewissen dadurch wecken und im Blick auf sich und andere schärfen ließen. So Mose und alle Männer Gottes und Propheten, so alle Stillen im Lande, alle Frommen des Herrn, die 7000, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben. Sie erkannten den Schaden Josephs und beweinten ihn tief und fragten: Ist denn keine Salbe in Gilead, daß die Tochter Zions geheilt wird? Aber weil im Gewissen dieser rechten Kinder Abrahams die Sünde so mächtig geworden war, war auch mächtig in ihnen die Sehnsucht und das Verlangen nach dem verheißenen Messias und Heiland, ja es war mächtiger als die Sünde und in dieser Gnade haben sie gehofft und ausgeschaut nach dem Troste Israels. Christus kam. Mächtiger hat sich die Sünde nie erwiesen, als zur Zeit, da er sie im Fleisch überwinden und als das Lamm Gottes an das Fluchholz tragen mußte; aber durch ihn ist nun auch die Gnade die weltüberwindende und sündenbesiegende Macht geworden. Auf Grund seines Erlösungswerkes erst kann Paulus weiter sagen: Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.

Nun, da wir den Zusammenhang mit dem Vordersatze gefunden haben, vermögen wir auch zum rechten Verständnis dieses Wortes in Bezug auf den einzelnen Sünder zu kommen. Die Sünde an sich kann nicht mächtiger werden. Sünde überhaupt wirket den Tod. Auch die Gnade an sich kann nicht mächtiger werden. Gnade wirket Leben. Aber im Gewissen, in der Erkenntnis und im Glauben des Menschen vermag beides mächtig zu werden. Der unerweckte, unbekehrte Sünder ahnt kaum die Macht der Sünde, vergiebt sie sich selbst, hält sie für unbedeutend oder schiebt die Schuld von sich auf andere, auf Gott. Sobald er aber aus dem Sündenschlaf erwacht, da wird's anders. Er erkennt seine Sünde, er sieht sein Verderben, er fühlt den Tod. Ihm, der nun in seinem Sündenlaufe innehält, von Sünden abläßt, wird die Sünde mächtig und immer mächtiger; zuletzt erkennt er, daß jede einzelne Sünde so mächtig ist, ihm die Hölle und ewige Verdammnis zu bereiten. Ob er in groben oder feinen Sünden gelebt, das macht hierbei wenig Unterschied, denn gerade die subtilen Sünden des Herzens zeigen ihm den verderbten Zustand seiner Seele am deutlichsten. Dies alles geschieht da, wo der Geist Gottes sein Strafamt am Gewissen des Sünders ausüben und ihn von seiner Sündhaftigkeit und Sünde überführen und überzeugen kann. Nimmt der Sünder dies Zeugnis willig an, so kann der heilige Geist alsdann auch sein Trostamt verrichten und das geschieht ja dadurch, daß er ihn der Gnade in Christo Jesu versichert. Da wird dann dem Sünder diese Gnade, die er vorher so gering geachtet, wert und teuer, sie gewinnt eine Macht über sein

Herz, sie wandelt es um und bringt ihn zum Glauben. Je tiefer er sein Verderben und die Macht der Sünde fühlt, desto mächtiger und herrlicher erscheint ihm die Gnade Gottes, weil alle Sünden immer wieder durch sie im Blute des Lammes getilgt und vergeben werden. Wie bisher die Sünde in ihm geherrscht hat zum Tode, so herrschet dann in ihm die Gnade durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben, durch Jesum Christum, unsern Herrn.

Was also unser Wort Pauli sagt, gilt nicht nur für besonders große, äußerlich grobe Sünder und Verbrecher, obgleich man auch sie ja gewiß mit Recht auf die Größe und Macht der Gnade hinweisen darf, sondern ist eine Wahrheit und eine Bedingung im Gnadenreich unseres Gottes, die jeder einzelne Sünder an sich erfahren haben muß, wenn er von der Macht der Sünde erlöst und durch die Macht der Gnade errettet werden will.

Ueber seelsorgerische Krankenbesuche.

(Referat von P. E. Otto.)

Seelsorgerische Krankenbesuche können und sollen ja wohl von jedem Christen gemacht werden, der dazu die geistliche Begabung, den inneren Trieb und die Gelegenheit hat, aber wir beschränken unsere Aufgabe doch an diesem Orte mit Recht dahin, daß wir von ihnen als einer besonderen Aufgabe des Predigeramtes reden.

Die Kranken zu besuchen, wird, wenn es auch nicht ausdrücklich im Ordinationsgelübde gefordert wird, doch ganz allgemein und selbstverständlich für eine Hauptverpflichtung des Predigers angesehen. Das Besuchen der Kranken ist zunächst allgemeine Christenpflicht. Wenn der richtende Christus am jüngsten Tage die Gesegneten seines Vaters preist, daß sie ihn, da er krank gewesen, besucht, und den Verlorenen vorwirft, daß sie ihn nicht besucht haben, so bezeichnet er damit das Verhalten den Kranken gegenüber als eine Erweisung, in welcher sich der innere Wert oder Unwert eines Menschen offenbart, wie er die Grundlage für seine ewige Annahme oder Verwerfung vor Gott bildet. Nun kann es ja hier wie überall nicht der äußere Vollzug des Werkes an und für sich sein, abgesehen von dem Beweggrunde und dem Zwecke, um deswillen es geschieht, sondern es wird eben das Besuchen der Kranken unter die Werke der Liebe befaßt. Liebe muß der Antrieb sein, der zum Besuche der Kranken veranlaßt, und der Zweck, der durch den Besuch erreicht werden soll, die Erweisung einer Wohlthat am Kranken. Dies allgemeine Gesetz gilt denn auch von den seelsorgerischen Besuchen. In den Worten Christi ist von Zuständen der Hilflosigkeit beim Nächsten die Rede, denen wir abzuhelfen bereitwillig sein sollen, und der Geistliche ist bei weitem nicht der Einzige, dem die in den Worten ausgesprochene Verpflichtung zufällt; aber auch seine Thätigkeit soll er im Lichte dieses Christuswortes betrachten und auffassen. Ist es nun so, daß die seelsorgerische Thätigkeit des Predigers an den Kranken eine Bethätigung der Christenliebe sein soll, so ergiebt sich alsbald auch der weitere Gesichtspunkt, daß Freiheit das Element ist, in welchem die Liebe sich bewegt, daß also auch

von bestimmten Formen und Vorschriften nicht wohl die Rede sein kann, durch welche das Verhalten jedes Predigers jedem Kranken gegenüber geregelt werden könnte. Dadurch wird dem Verhalten des Predigers zu den Kranken nichts von dem Charakter des streng von der Pflicht Beherrschten genommen, denn die Liebe ist ja wahrlich die allerunnachlässigste Pflicht, die es giebt, und dem willkürlichen Belieben ist nichts überlassen; wohl aber ist für die Art und Weise der Ausführung und für die in jedem besonderen Falle zur Anwendung kommenden Mittel ein Spielraum gegeben, in welchem die Weisheit zur rechten Wahl nötig ist.

Wir werden, um unsern Stoff einigermaßen übersichtlich zu gruppieren, 1. von dem Zwecke der Krankenbesuche des Predigers zu reden haben, 2. von den Mitteln, die zur Erreichung desselben anzuwenden sind, 3. von besonderen Schwierigkeiten, 4. von den Erfolgen, die erwartet werden dürfen. Was soll der Prediger beim Kranken? Natürlich bei dem Kranken im allgemeinen, denn bei jedem Einzelnen wird es sich ja besonders gestalten. Es mögen ja manchmal verkehrte, ja je und dann unlautere Absichten sein, um deretwillen der Besuch des Predigers beim Kranken begehrt wird. Da mag ein Patient Langeweile haben und denken, der Pastor solle doch am ersten Zeit für ihn übrig haben, oder eine andere Familie sucht eine Gelegenheit, den Prediger anzubetteln, oder eine andere würde sich in ihrem Ehrgeize zurückgesetzt fühlen, wenn der Nachbar einen Krankenbesuch erhalten hat und sie nicht u. dgl. Von derlei unidealen Auffassungen sehen wir hier ab, sie gehören mit unter die Schwierigkeiten, denen zu begegnen ist. Der nächste unmittelbare und gewissermaßen unwillkürliche Impuls, den ein guter Mensch beim Anblick eines Kranken oder bei der Nachricht von der Erkrankung eines Mitmenschen empfindet, ist Mitgefühl. Es ist der Mangel an Mitgefühl, der den eigentlichen Grund zu der Anklage Christi am jüngsten Tage giebt: ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besucht. Wir werden natürlich nicht behaupten dürfen, daß das Mitgefühl schon für sich ein zureichender Grund sei, der zum Besuche eines Kranken veranlassen müßte, denn sonst müßten ja in der That alle, die von einem Krankenfalle Kenntnis haben, auch zum Krankenbesuche verpflichtet sein, womit dem Kranken gewiß selten eine Wohlthat geschähe. Sondern nur das werden wir sagen, daß der Prediger wie jeder andere zum Mitgefühl verpflichtet ist, daß er in rechter Weise zu überlegen hat, ob ihn im gegebenen Falle sein Mitgefühl zum Besuche eines Kranken veranlassen müsse, und daß, wenn er einen Besuch macht, derselbe nie ohne den innersten Antrieb herzlichen Mitgefühls geschehen soll. Der Prediger soll dem Kranken stets mit Ehrlichkeit sagen können: es ist mein aufrichtiges Mitgefühl, das mich zu Ihnen führt. Er braucht ihm das gewiß nicht immer ausdrücklich zu sagen, aber die Versicherung soll in dem ganzen Wesen und Benehmen des Predigers zum Ausdruck kommen, sonst hat der Krankenbesuch keinen innern Wert und in den meisten Fällen auch keinen segensreichen Erfolg.

Es ist aber zum andern der Prediger nicht bloß ein Christenmensch, der

zufällig mit dem Kranken an einem Orte wohnt, sondern er ist durch die Gemeinde dorthin berufen, und er ist Repräsentant derselben als eines Ganzen. Er soll also beim Krankenbesuche nicht nur seinem persönlichen Mitgefühl Ausdruck geben, sondern auch dem Mitgefühl der Gemeinde mit ihren einzelnen Gliedern. Das wird er ebenfalls in den seltensten Fällen dem Kranken ausdrücklich zu sagen brauchen, aber das Bewußtsein hiervon soll ihn erfüllen. Beruht ja doch hierauf gerade die Berechtigung, um der willen man den Besuch eines Predigers beim Kranken für selbstverständlich ansieht, während man bei irgend einer andern Person, die dem Kranken nicht gerade persönlich nahe steht, ihn sonderbar finden würde; und beruht ja hierauf der Anspruch, den man an den Prediger stellt, die Kranken zu besuchen; durch das Unterlassen der Krankenbesuche seitens des Predigers wird bei den einzelnen Gliedern das Bewußtsein verdunkelt, daß sie eine Gemeinschaft um sich haben, die sich um ihr Wohl und Wehe bekümmert. Wo das Gemeindeleben an einem Orte daniederliegt, da wird auch der Begehr nach dem Krankenbesuche des Predigers gering sein, und umgekehrt. Wie darum das regere Gemeindeleben die seelsorgerischen Besuche des Predigers nicht überflüssig machen, sondern eher mehr herausfordern wird, so wird umgekehrt der Prediger bei seinen Krankenbesuchen sich nicht bloß der Person des Kranken zuzuwenden haben, sondern auch den Umgebungen desselben, und er wird, wo die Familien- und die gesellschaftlichen Verbindungen des Kranken nicht ausreichen, ihm die nötige Hilfe und Pflege angedeihen zu lassen, die öffentliche Mildthätigkeit der Gemeinde zur Anregung zu bringen haben.

Vor allem aber ist drittens der Prediger Träger des göttlichen Wortes in der Gemeinde und an dieselbe und somit auch an jedes einzelne Glied, und sonach ist seine Hauptaufgabe auch am Krankenbette die, daß er nach dem Maße seines geistlichen Vermögens die Heilszwecke Gottes an den Kranken zu fördern suche. Gott geht mit seinen thatsächlichen Bezeugungen voran, er redet mit dem Kranken insonderheit, wir nennen ja die Krankheit eine Heimsuchung Gottes. Der Verkündiger des Gotteswortes soll nun nachgehen und dem heimgesuchten Menschen zu helfen suchen, daß er die Thatsprache Gottes verstehen lerne, er soll die Sprache Gottes dem Kranken gewissermaßen in menschliche Rede verdollmetschen. Wird er's auch nie vergessen dürfen und oft genug am Krankenbette erschütternd und demütigend inne werden, daß die Wege der göttlichen Vorsehung dunkel sind, so soll er doch die unwandelbaren Gewißheiten, die das Wort Gottes allen Vorsehungsrätseln gegenüber darbietet, dem Kranken zum Troste und zur Erweckung nicht vorenthalten. Die durch die Thatbezeugung Gottes dem Kranken aufgezwungene Stille zu benutzen, die aufgenötigte Empfindung der Schwäche und Vergänglichkeit zu einer aufrichtigen und umfassenden Selbsterkenntnis fördern zu helfen, die im Kranken vorhandene heilsame Regung zu fördern, zu beleben und ihrem rechten Ziele entgegenzuführen, wo sie sich noch nicht findet, sie zu wecken, und was sie hindert zu beseitigen, das ist die schwere aber heilige Aufgabe des Seelsorgers am Krankenbette in ihrer höchsten Entfaltung, wie sie sein Amt zu dem eines Mitarbeiters Gottes macht.

Daß die Aufgabe des Seelsorgers am Krankenbette eine schwere ist, empfindet wohl jeder, nicht nur der junge angehende Geistliche, sondern auch der schon längst auf der Kanzel Geübte. Nicht bloß vor dem ersten, sondern auch oft noch vor dem hundertsten Krankenbesuche fühlen wir uns so furchtbar ungerüstet und gewiß auch nach manchem so unbefriedigt und beschämt, daß wir's ganz bestimmt empfinden, wir sind unsrer Aufgabe nicht gerecht geworden. Mancher hat darum wohl schon den Wunsch empfunden, daß ihm bei seiner Vorbildung auf der Universität oder im Seminar etwas mehr Anweisung möchte mitgegeben werden, wie er sich beim Krankenbesuche zu benehmen, was er zu machen und zu reden habe. Ja auch in Büchern findet man oft eine Anklage gegen die Vorbildungsanstalten ausgesprochen, daß sie in dieser Beziehung für die Ausrüstung des künftigen Seelsorgers fast nichts leisten. Ich finde doch Wunsch und Klage ziemlich ungerechtfertigt; man soll doch nicht das Unmögliche verlangen. Was am Krankenbette geübt werden muß, läßt sich doch eben nicht anders lernen als durch Erfahrung, und eben die Verlegenheiten, Beängstigungen, Demütigungen und Beschämungen, die er erleben muß, sind des Seelsorgers eigentliche und beste Schule. Gewiß ist namentlich die Betrachtung von Lebensbildern der Helden auf dem Gebiete der Seelsorge etwas befruchtend Anregendes; aber eigentlich lernen, wie man es machen soll, kann man von ihnen nicht, gleichwie das Anhören einer Kunstleistung einen nicht Musik lehren kann.

Es giebt Bücher, in denen Materialien gegeben sind zu Ansprachen und Gebeten an Krankenbetten, aber man liest sie doch eben nur durch, um sie zu vergessen, mit dem bestimmten Eindrucke: so wie's hier steht, kann ich's doch nicht brauchen; und wenn jemand sich's möglichst einprägen und an Krankenbetten wiederholen wollte, würde er sich wie ein tönend Erz oder eine klingende Schelle vorkommen. Es giebt auch Pastoraltheorien, in welchen in ernsten und würdigen Worten die hohe Aufgabe des Seelsorgers am Krankenbette dargestellt ist, und man wird sie nicht ohne Nutzen und heilsame Anregung lesen; aber der eigentliche Wert solcher Studienbücher beruht doch weniger auf den besonderen Anweisungen, die sie für das Verhalten am Krankenbette zu geben vermöchten, als auf dem sittlich bildenden Einflusse auf Herz und Willen überhaupt, den sie auszuüben vermögen; denn Summa, was am Krankenbette geleistet werden soll, kann nicht durch Anweisungen gelernt werden, sondern die Seelenpflege nimmt wie kein anderes Gebiet der Amtsthätigkeit die ganze und innerste Person in Anspruch. Wenn daher von den Mitteln zu reden ist, durch welche der Zweck erfüllt werden soll, so kommt als erstes, ja am Ende als allumfassendes Mittel die rechte Bildung der Persönlichkeit in Betracht. Ich könnte da ein ganzes, schönes Kapitel aus einem trefflichen Büchlein vorlesen, von den persönlichen Eigenschaften des Seelsorgers am Krankenbette. Wenn ich nur kurz seinen Inhalt angebe, was vom Seelsorger gefordert wird: Bescheidenheit, Teilnahme und Mitgefühl, Freundlichkeit, Weisheit und Geistesgegenwart, Furchtlosigkeit und vor allem Demut und endlich eine persönliche Gewurzeltheit in der heilsamen

Wahrheit, so sehen wir wohl, daß das lauter ganz selbstverständliche Dinge sind, die sich jeder selbst sagen kann, ohne sie erst aus Büchern lernen zu müssen, daß sie aber nicht angeeignet werden können, ohne die stetige Übung in der Schule Gottes. Bilde deine Persönlichkeit nach dem Vorbilde Christi, das ist die Generalregel, und ich weiß keine andere zu geben. Gewiß giebt es Naturanlagen, die es dem Einen vor dem Andern erleichtern mit den Kranken seelsorgerisch umzugehen. Dem Einen wird es vermöge seiner mitteilsamen, beweglichen Natur leichter, einen aufmunternden, erheiternden und erfrischenden Einfluß auf den Kranken auszuüben, dem Andern mit seinem aggressiven, energischen Charakter wird es leichter werden, erschütternd und weckend auf den Kranken zu wirken, während es dem Zurückhaltenden und Blöden schwerer wird, irgendwie auf den Kranken einzuwirken. Das ist nun einmal so, es kann eben sich keiner anders geben wie er ist, Naturelle lassen sich nicht nachmachen. Verlerne nur ein jeder beizeiten, etwas anderes sein zu wollen, wie er ist, alles gemachte und gezwungene Wesen ist uns hinderlich, gebe sich jeder einfältig wie er ist und trachte er nur danach, daß ihm ein rechtes seelsorgerisches Wesen natürlich, d. h. zur zweiten Natur werde.

Zur rechten seelsorgerischen Wirkung auf den Kranken gehört natürlich als wesentlichste Erleichterung die persönliche Zuneigung, das Vertrauen, die Ehrerbietung, die der Kranke dem Seelsorger gegenüber zu empfinden vermag. Das sich zu erwerben ist die Aufgabe des Seelsorgers, die gewiß nicht durch die Beobachtung einiger Regeln, sondern durch stetige Charakterbildung in der Schule des Herrn erreicht wird. Der Prediger trachte danach, daß in seinem Auftreten nichts Anstößiges, nichts Lächerliches, nichts Verletzendes, nichts allzu Vornehmes und in Verlegenheit Setzendes sei, daß der Kranke zu ihm Zutrauen habe, Ehrerbietung vor ihm empfinden könne; das alles muß in seinem ganzen Wesen liegen. Wie er das machen soll, das kann man ihm nicht durch Regeln beibringen. Das Weitere, was damit unmittelbar zusammenhängt, ist das gleichfalls sehr Selbstverständliche, daß der Prediger darauf bedacht sein muß, sich die richtige Stellung in der Gemeinde zu erwerben, daß sein Besuch in den Häusern nichts Befremdliches, nichts in Verlegenheit Setzendes, nichts Visitatorisches oder Inquisitorisches habe, sondern daß er als ein Hausfreund, von dessen wahrhaftem Wohlwollen man überzeugt ist, angesehen werde. Das ist auch eine sehr triviale Regel, die leichter gegeben als befolgt wird; aber man kann eben keine bessere geben. Wenn ich mir mich selbst auf dem Krankenbette denke, so glaube ich, würde ich selbst nicht das Verlangen nach einem Besuch eines Predigers haben für meine geistlichen Bedürfnisse, und erst die Überzeugung, daß derselbe aus warmer, persönlicher Teilnahme komme, würde mich für seine seelsorgerischen Versuche zugänglich stimmen. Auf der andern Seite muß auch die Stellung des Predigers in der Gemeinde dafür sorgen, daß, wie man sein Kommen begreiflich und erwünscht findet, man so auch sein Wegbleiben entschuldige und nicht gleich Arges dahinter sehe, nicht gleich Untreue oder Teilnahmlosigkeit vermuthe, sondern entweder sein Nichtwissen oder sonstige Abhaltung voraussetze.

So muß das Walten des Predigers unter den Kranken seiner Gemeinde oder seines Bezirks sich natürlich ergeben aus seiner persönlich individuellen Eigentümlichkeit und aus seiner allgemeinen Stellung in der Gemeinde. Man wird da keine durchgehende Übereinstimmung bei Allen erwarten dürfen. Dem Einen gestatten seine amtlichen und häuslichen Verhältnisse eine reichere Zuwendung seiner Thätigkeit auf die seelsorgerischen Besuche wie dem Andern. Derselbe Prediger wird's in derselben Gemeinde so halten und in einer andern anders; und in ein und derselben Gemeinde wird's der eine Prediger so halten und der Nachfolger anders, ohne daß deswegen ein verschiedenes Maß der Treue und Tüchtigkeit im Ganzen vorhanden sein müßte. Das versteht sich von selbst, daß wo der seelsorgerische Dienst vom Prediger ausdrücklich gefordert, d. h. wo er zum Kranken gerufen wird, mag derselbe nun zur Gemeinde gehören oder nicht, daß er da dienstbereit sein muß. Zeit muß sich da finden, Bequemlichkeit, Ekel, Furcht vor Ansteckung, müssen überwunden werden; das gehört einmal zur Amtspflicht. Aber es wird nur Ausnahme sein, wenn der Prediger sich auf die Krankenbesuche beschränken darf, zu denen er ausdrücklich aufgefordert wird. In der Regel wird dabei viel seiner freien Wahl überlassen sein, und da wird sich die Individualität geltend machen. Der eine wird viel besuchen, so wie er nur von einem Krankheitsfalle in seinem Bezirke hört, mag derselbe sein wie er will, sogar bei Zahnschmerzen oder Kindbett, und ein anderer wird in vielen Fällen die Überzeugung haben, daß das, was er sagen könne, von irgend jemand anders eben so gut und besser gesagt werden könne, und daß sein Besuch eher als eine Belästigung denn als eine Wohlthat empfunden werden möge. Eins schickt sich nicht für alle.

Ebenso wird sich die Individualität des Predigers geltend machen bei der Art, wie die abgestatteten Besuche ausgestaltet werden. Selbstverständlich werden da in erster Linie äußere Umstände, als Alter und Geschlecht, Lebensverhältnisse, Bildungsstand und Herzensstellung des Kranken, sowie auch der Krankheitszustand selbst maßgebend sein, allein unter gleichen Verhältnissen wird sich doch die besondere Individualität des Predigers ohne Schaden geltend machen, und wir müssen wiederholt darauf dringen, daß doch jeder sich gebe, wie er ist und niemand sich in Unnatürlichkeiten hineinzwinge. Es schließt dies ein Streben nach einem gemeinsamen Ideale nicht aus. Nicht alle Besuche des Predigers werden sich zu eigentlichen seelsorgerischen gestalten müssen, wenn er namentlich nicht ausdrücklich gerufen ist; bei manchen wird sich der Charakter des Besuchs auf die Bezeugung freundschaftlicher Teilnahme beschränken dürfen, und ein teilnehmendes, aufmunterndes, zur Geduld mahnendes Wort kann sich schon als beste geistliche Wohlthat für den Kranken erweisen. Ich habe von einem Prediger gelesen, der machte sich's zur Regel, wo er auch nur zu einem Kranken kam, eine Unterredung unter vier Augen mit dem Kranken zu begehren; er zog die Parallele zwischen sich und einem Arzte; wie der Arzt, wenn er dem Kranken etwas nützen soll, eine Spezialuntersuchung mit ihm machen muß, so müsse auch der Seelsorger, wenn er auf die Seele des Kranken heilsam wirken wolle, demselben den Puls des in-

neren Lebens fühlen, ehe er ihm für seinen Seelenstand bieten könne, was ihm heilsam sei, und das sei in Gegenwart anderer nicht thunlich. Ich muß gestehen, daß ich das nicht fertig brächte und auch, daß, wenn mir als Kranken das passieren würde, daß der Herr Pastor sich mit mir einschließen wollte, mir das sehr befremdlich vorkommen würde, und es mir vorkommen würde, als identifizire er sich ein wenig zu sonderbar mit dem Arzte der Seelen. Solche Versuche der innersten Annäherung an das Seelenleben des Kranken dürften wohl nur auf die Höhepunkte des seelsorgerischen Verkehrs zu beschränken sein. Anders liegt auch wohl die Sache, wenn der Geistliche ausdrücklich zu seelsorgerischer Unterredung zum Kranken gerufen ist und sich ihm in der Umgebung des Kranken hemmende Einflüsse bemerkbar machen. Das Verfahren als allgemeine Regel zu empfehlen, möchte ich nicht wagen, und ist es dem Einen eher gegeben als dem Anderen, an das innere Personenleben des Kranken heranzudringen; nur das möchte ich abweisen, daß es im Begriffe der seelsorgerischen Stellung auf evangelischem Gebiete liege, eine beichtväterliche Stellung zum Kranken beanspruchen zu müssen und zu dürfen. (Fortsetzung folgt.)

Eingang zum pädagogischen Teil.

Motto: „Die Presse ist eine Macht."

Schon vor 372 Jahren, als Luther seine 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, erwies sich im Dienste des Herrn zur Reformation seiner Kirche die Presse als eine Macht, indem mittelst derselben jene 95 Thesen innerhalb 14 Tagen durch ganz Deutschland und in noch andere Länder Europas verbreitet wurden. Seitdem hat sich die Presse bis auf unsere Zeit auf jedem Gebiete des menschlichen Lebens je länger, je mehr als eine Macht erwiesen.

Auch auf dem Gebiete der Pädagogik ist die Presse zu einer Macht geworden, indem durch dieselbe viele Reformen im Unterrichte und der Erziehung der Jugend verbreitet worden sind. Und seitdem unserem Lehrerverein vor fünf Jahren durch Befürwortung des Verlagskomites von der Synode in der „Theologischen Zeitschrift" acht Seiten für pädagogische Aufsätze und Artikel bewilligt wurden, ist den Lehrern innerhalb der Synode Gelegenheit gegeben, sich an der Macht der Presse zu beteiligen und durch Einsendung passender pädagogischer Aufsätze und Artikel zur Förderung eines christlichen, tüchtigen Lehrerstandes und dadurch zur Hebung und Vervollkommnung unserer deutschen evangelischen Gemeindeschulen etwas beizutragen.

Leider waren es bisher immer nur wenige der Lehrer und nur einer der Schule haltenden Pastoren, die ihre Zeit, ihre Gaben und Kräfte und ihre Erfahrungen auch diesem gewiß nicht unwichtigen Gegenstande gewidmet haben. Die Beweggründe dazu, daß so manche Lehrer bisher keine Arbeit für den pädagogischen Teil der „Theol. Zeitschr." eingesandt haben, mögen verschiedene sein. Einige vielleicht aus Besorgnis, ob sie auch etwas Ersprießliches liefern würden, andere dagegen, weil sie bei den vielfachen Anfor-

derungen im Schulamte sich dieser Mühe nicht noch unterziehen mögen, und noch andere, weil bei ihnen das Interesse für eine gemeinsame pädagogische Wirksamkeit des Lehrerstandes noch gering ist. Doch können wir keinem dieser Motive das Wort reden. Wir müssen vielmehr völlig übereinstimmen mit dem, was in dieser Beziehung Kollege Bräutigam in seinem „die Berufsfreudigkeit des Lehrers", in der November=No. der „Theol. Zeitschr.", Seite 339, sagt: „Jeder Kollege müßte sich verpflichtet fühlen, jedes Jahr eine Arbeit zu liefern, wenn sie auch noch so klein wäre; denn auch der schwache Kollege soll arbeiten und seine Kraft üben. Es sollte jeder Kollege um seiner selbst willen jährlich mindestens eine Abhandlung ausarbeiten."

Aber nicht nur um seiner selbst willen, sondern auch dazu, daß er zur Förderung seiner Kollegen in der Pädagogik und damit zur Vervollkommnung unserer Gemeindeschulen etwas beitragen möge. Die aus den selbst gemachten Erfahrungen der Lehrer fließenden Aufsätze und Artikel, seien sie auch noch so einfach, sind von besonderem Werte.

„Alles ist euer," sagt der Apostel Paulus. Auch die Presse gehört mit zu den Pfunden, die der Herr uns anvertraut hat. Und weil die Presse, auch auf pädagogischem Gebiete, so vielfach in den Dienst des modernen Unglaubens und der sogenannten modernen Schule sich stellt, so ist es Pflicht der christlich evangelischen Lehrer, etwas dazu beizutragen, daß die pädagogische Presse sich stelle in den Dienst dessen, der allen Erziehern zuruft: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich." Die Presse ist eine Macht; darum auf, ihr evangelischen Lehrer, beteiligt euch im Dienste eures Gottes an dieser Macht!

Was fordert die Pädagogik von guten Jugendschriften?

Von Otto Vieweg.

„Interessante und belehrende Jugendlektüre" — das zu sein, wird den meisten literarischen Produkten beigelegt, die fast täglich die beinahe unabsehbare Menge schon vorhandenen für die Jugend berechneten Lesestoffs vergrößern. Eine wahre Flut von Erzählungen, Reisebeschreibungen und Charakterbildern überschwemmt den Büchermarkt und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären. Diese Ueberfülle ist an sich schon bedenklich. Daß da bei vielem wirklich Guten auch manches nur Mittelmäßige, Wertlose und selbst Schädliche unterläuft, ist selbstverständlich. Man denke nur an die fabrikmäßige Herstellung von „Jugendschriften", die von verlotterten Schreibknechten, den literarischen Proletariern, als Gewerbe betrieben wird und in erster Linie den Zweck hat, den Geldbeutel zu füllen! Es kann kaum Wunder nehmen, daß bei solcher Massenproduktion der weitaus größte Teil derselben nicht den Anspruch auf gute Lektüre machen kann,

wohl aber durch seine „interessanten" Mitteilungen die Seele des Lesers vergiftet. Warum liest denn unsere Jugend so gerne die Dime-Novellen und die periodisch erscheinenden Blätter der nickel-library oder dime-library? Man sehe sich nur solche Jugendschriften genauer an und man wird sich bald im Klaren sein. Jagdabenteuer, Verbrechergeschichten mit mehr als zweifelhaften Situationen, Indianererlebnisse, sowie Kuhjungenstreiche aus dem fernen Westen bilden den Stoff derselben und sind viel- und gerngelesene Sachen. Welche Früchte solche Jugendschriften zeitigen, davon bringt die öffentliche Presse beinahe täglich Beispiele. Hier nur einige wenige als Beleg.

Vor etwa zwei Jahren wurden in Buffalo, N. Y., einige halbwüchsige Burschen beigesteckt, als sie auf dem Wege nach dem Westen waren. Man fand bei ihnen Revolver mit Munition, Dolche und Jagdflinten &c. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß sie Indianer schießen und auf Abenteuer mit solchen ausgehen wollten.

In Nebraska wurde letzten Herbst die Tochter eines reichen und angesehenen Farmers vermißt. Man fand sie mit einem Schießprügel bewaffnet mitten auf unabsehbarer Prairie. Ihren Eltern heimgebracht, erklärte sie, sie wolle cow-boy werden.

In Missouri war man einer vollständigen Spitzbubenbande auf die Spur gekommen, dieselbe bestand aus jungen Burschen, die mit der Raffinirtheit von Professionsdieben alles mögliche zusammenstahlen, nur um sich Mittel zu verschaffen, mit denen sie in westlichen Urwäldern als Abenteurer zu hausen beabsichtigten.

Vor wenigen Tagen berichtete die Clevelander Tagespresse einen ähnlichen Vorfall und schließt mit folgendem Klageschrei: „Daß hier wieder einmal schlechte Lektüre ihren verderblichen Einfluß geübt, beweist die Thatsache, daß sich in Stewarts Besitz — einer der Beteiligten — nicht mehr und nicht weniger als 25 Dime-Novellen vorfanden, die sämmtlich die Thaten kühner Einbrecher im romantischsten Stile schildern! Diese Schandlektüre hat dann auch auf die Gemüter der vier Knaben, die im Alter von 12 bis 15 Jahren stehen, in der verderblichsten Weise gewirkt." In vorstehendem Falle wurden zwei mit Gefängnis und einer mit Geldbuße gestraft, während einer straffrei ausging. Wenn auch nicht in allen Fällen die Folgen der Schandlektüre so handgreiflich zutage treten, so können sie doch in gar mancher Beziehung schmerzlich gefühlt werden.

Man könnte freilich allem dem leicht vorbeugen, indem man den Kindern die Lektüre ganz entzöge; allein das hieße „das Kind mit dem Bade ausschütten" und würde nur das Verlangen nach dem Verbotenen vergrößern.

Neben der mündlichen Unterhaltung mit Vater und Mutter &c., neben der ernsten Arbeit in der Schule und dem bildenden Einfluß des Lebens ist die Lektüre ein treffliches Bildungsmittel. Die Kinderschrift ist eine pädagogische Macht, die mit stärkeren Reizen wirkt als irgend eine andere pädagogische Institution sie zu üben im Stande ist. Man beobachte nur, wie die Kinder mit fliegenden Augen über ihren Büchern sitzen, und man wird die

Macht jener Reize erkennen. Diese Macht müssen sich Eltern und Erzieher zunutze machen. Soll dieselbe den Kindern nicht zum Fluch, sondern zum Segen gereichen, so müssen sie Bücher in die Hände bekommen, welche den Sinn für Wahres und Schönes nicht schwächen und stumpfen, sondern denselben erheitern, erfrischen und zu allem Edlen ermuutern. Dazu ist aber eine sorgsame Auswahl notwendig. Hierbei läßt sich wohl als Regel feststellen: Gieb deinem Kinde nichts, was du nicht selbst für gut erkannt hast oder wenigstens nur das, was dir ein wahrer Sachverständiger für gut empfiehlt. Auch hier heißt es: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." Leider hören bei Auswahl derartiger Schriften Väter und Mütter oft nur auf den Wortschwall buchhändlerischer Rodomontaden; bisweilen ist auch der — Einband maßgebend, freilich zum Schaden der Kinder, deren Geschmack durch den Inhalt verdorben wird. Einmal hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie eine Dame für ein 10jähriges Mädchen „Bürgers Gedichte" kaufen wollte, weil das Buch — rot eingebunden war. Bei einer Prüfung von Büchern müssen wir aber vorher uns klar darüber sein, welchen Forderungen sie genügen sollen.

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, so sagt das wohlbekannte Sprichwort, das in der jetzigen Zeit des Materialismus gar oft herhalten muß. Es hat in gewissem Grade seine Berechtigung; aber — nur gesunde Speise nährt und stärkt den Körper, ungesunde bringt ihn, fortwährend genossen, ins frühe Grab. Genau so ist es mit der Seele. Gesunde Speise kräftigt, ungesunde schwächt, vergiftet sie. Darum ist die erste Forderung: Eine Jugendschrift muß einen guten Inhalt haben. Gesund ist der Inhalt einer solchen aber nur dann, wenn er kindlich ist. Es giebt so viele Kinderschriften, die nichts weiter sind, als lose verbundene Reihen spannender Situationen und sinnenreizender Effekte. Die Wirkung derselben ist Schwächung des kindlichen Sinnes für das Wahre und Einfache und Verderbung des Geschmacks am wirklich Schönen, also eine Störung des inneren Gleichgewichts. Je weniger dem jugendlichen Leser das Leben in seiner Wirklichkeit bekannt ist, desto eifriger greift er nach allem, was ihn etwa bekannt machen könnte mit dem vor ihm verschlossenen und von ihm selbst mitzulebenden Leben. Die Gefahr wird noch erheblicher, wenn der Leser eine leicht erregbare Einbildungskraft besitzt. Man gebe darum dem Kinde keine Lektüre, die für das reifere Alter berechnet ist.

Andere Schriften verfallen in den entgegengesetzten Fehler und bieten da mitunter sehr ungenießbares Zeug. Hier nur ein Beispiel aus der „Metamorphose der Backfische":

„Ach, die holde Jugendzeit,
Wo ich noch im Unschuldskleide
Wie die Taube dahinflog."

Noch ein anderes ebendaher:

„Lebt wohl, ihr Kinderjahre, Kinderplagen,
Ihr schweren Backfischzeiten, lebet wohl!
Marianna wird nun nicht mehr in euch wandeln,
Marianna sagt euch ewig Lebewohl!"

Durch solches Gewäsch wird die Jugend altklug überspannt, oder zum Heuchler. Pest steckt an. Wieder andere Jugendschriftsteller meinen recht kindlich zu sein, wenn sie läppisch und in unnatürlichem Witz sprechen und da ganz merkwürdige Wortformen gebrauchen, um den Geist der Kindlichkeit auszudrücken, z. B.: „Karlchen geht nun zu Bettchen, sagt gute Nacht Mamachen und giebt ihr noch ein Küßchen." Das ist nicht kindlich, daß ist kindisch. Kindisches, läppisches Geschwätz, kraftlose Reimmacherei ist keine gesunde Speise für Kinder. Kindlich ist ein Buch nur dann, wenn es ein Kind über das Gewöhnliche des Lebens hinaushebt, indem es dieses immer wieder frisch auffaßt, wenn es sich an die Anschauungen, Begriffe und Gefühle des Kindes eng anschließt, also nicht über das Fassungsvermögen desselben hinausgeht. So nur können seine Empfindungen und Gefühle wahrhaft veredelt werden. Obige Forderungen erfüllen namentlich die vielen deutschen Kindersprüche, Reime und Scherze, und auf diese sollte beim passenden Alter viel mehr Gewicht gelegt werden, als durchschnittlich geschieht. Von diesen sagt A. Conradi, ein Schweizer, in seinem Vorwort zu Simrocks deutschem Kinderbuche sehr treffend: „O ich weiß wohl, die meisten Jugendschriftfabrikanten kneten und pressen ihre Waaren bei verschlossenen Thüren, statt daß fröhliche Kindertätzchen mitkneten, mitformen und belehren, wie sie es haben wollen. Ach, diese kleinen unverschämten Lieblinge haben eine ganz eigene Logik und ein so streng abgeschlossenes Anschauungs- und Denkreich, daß Fräcke und Zöpfe ihnen bloß zu Puppenanzügen und Theaterspielen tauglich erscheinen. Es wäre wohl recht bildend für die Jugendschriftsteller, die nur Jugend*schriftsteller* und *nicht auch geistig jung sind*, dieses auch auswendig zu lernen, darüber zu forschen Tag und Nacht und sich an seinem klaren und frischen Jungbrunnen rein zu waschen von den vielen Sünden, die sie mit ihrem Zeug an der Kinderwelt begehen."

Gegen die Forderung der Kindlichkeit verstoßen insonderheit die religiösen Kinderschriften gar oft. Von vielen Seiten werden ja die Jugendschriften religiösen Inhalts ganz zu verdrängen gesucht, was auch zu einem großen Teile gelungen ist. Es ist wohl wahr, daß jährlich Tausende ausgegeben werden für Verbreitung christlicher Jugendschriften; allein es werden auch Tausende ausgegeben für Schriften von mehr als zweifelhaftem Werte. Religiöse Abhandlungen sollen die Jugendschriften natürlich nicht enthalten; allein dieselben sollen von einem religiösen Hauch durchweht sein, der dem Herzen wohlthut und dasselbe bildet. Das meint aber auch nicht, daß dieselben mit Moral gespickt sein sollen; im Gegenteil sollte jede *in Worten absichtlich gegebene Moral* wegfallen. Die Darstellung sei ohne reflektirenden Zusatz, zeige nicht den roten Faden der Tendenz und vermeide den ausdrücklichen Zusatz des moralischen Fazits. Eine an sich gute und passende Erzählung, die im Stande wäre einen guten Eindruck zu machen, verliert thatsächlich an Wert, worin es am Ende heißt: und die Moral von der Geschichte ist 2c. 2c.; denn der Leser merkt die Absicht und — wird verstimmt. Außerdem erregen die mit Moral gespickten Bücher altkluges Schwätzen, begünstigen Lesen ohne Denken und fördern Sentimentalität.

Auf einen Fehler möchte ich noch hinweisen, der häufig in Traktaten zu finden ist: Oft fällt der Erzähler aus dem Erzählerton und geht über in den Ton der Belehrung und Abhandlung. Das ist nicht geeignet für Jugendschriften. Der religiöse Stoff trete in gesunder Abwechslung auf und hüte sich vor dem „Zuviel."

Soll eine religiöse Kinder- oder Jugendschrift kindlich sein, so muß sie sich eng an die seelischen Entwickelungen des Kindes anschließen, ohne jede absichtlich gegebene Moral und ohne religiöse Belehrung auftreten.

Damit ist nun freilich noch nicht jede in kindlicher Weise aufgefaßte Lektüre eine gesunde Speise. Mit der Kindlichkeit muß sich die Wahrheit paaren. Es giebt viele Kinderschriften, die fast nichts wie Lügen enthalten, die sich auch schön lesen lassen, aber deren Gold nur Scheingold ist. Für Erwachsene ist eine ausgeschmückte Erzählung nicht mit solchen Gefahren verbunden, wie für die Kinder, weil erstere leicht Wahrheit und Dichtung unterscheiden können. Ein Jugendschriftsteller schreibt für Unmündige, die Lügen nicht durchschauen können, weil sie die Welt nicht kennen und verstehen und unbedingt alles, was sie lesen, für wahr halten. Es ist deshalb notwendig, daß der Inhalt wahr ist. Dazu gehört aber auch, daß er ein einfacher ist. Romanenhafte Situationen gehören nicht in Jugendschriften. Sie regen das Gefühl des Lesers unnötig auf, verderben den Geschmack am Einfachen und Natürlichen, überreizen die Einbildungskraft und wirken somit schädlich auf das Gemüt. Das evangelische Schulblatt bemerkt hierzu in einem ältern Jahrgange: „Ist doch bei der Mehrzahl der jugendlichen Leser die Einbildungskraft ohnehin bei der Lektüre der einfachsten Stoffe, wenn sie nicht in trockenster Weise gehalten sind, in viel höherem Maße thätig. Das Kind in diesen Jahren liest nicht bloß, es dichtet im Lesen. Deshalb ist auch kurz und rund mit denjenigen Arten von Jugendschriften zu brechen, die allerdings sehr beliebte Jagd-, Schiffahrt- und Indianergeschichten enthalten, die aus lauter Gefahren, Schrecknissen, Helden- und Greuelthaten zusammengesetzt sind. In ihrer inneren und äußerlichen Maßlosigkeit haben sie nicht den geringsten Nutzen. Denn nicht die Natur, nicht den Menschen, nicht das Leben lernt das Kind in diesen lediglich den Sinnesreizen dienenden Schilderungen und Erzählungen kennen, sondern es wird in eine ziemlich willkürlich konstruirte Welt versetzt, wo die Wirklichkeit nur die Rolle der Staffage bildet." Einfach, wie das Kind selbst ist, soll alles sein, was mit ihm in Berührung kommt. Dies sollten namentlich die Jugendschriftsteller beherzigen und nicht die Leser stören in ihren kindlichen Freuden, durch immer neue spannende Eindrücke, sondern mild, einfach, freundlich umgehen mit diesen zarten, leicht erregbaren Wesen.

In Kälte und Trockenheit darf diese Einfachheit aber nicht ausarten. Eine Jugendschrift muß frisch, anregend, belebend geschrieben sein; nur so ist sie ansprechend für das frische Kindesgemüt. Mit gutem Humor gewürzt, mit

Wahrheit veredelt, mit Einfachheit geziert, das giebt Leben und Interesse. Wie kalt, trocken und ledern sind doch bisweilen die Produkte der Massenproduktion! Schon die Überschriften machen einen frösteln. Kürzlich ging mir eine „interessante Jugendlektion" durch die Hand; sie hatte die Überschrift: „Der letzte Inka und sein Horn." Wie fade, kalt und trocken! Göthe sagt sehr treffend hierzu:

> Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
> Wenn es nicht aus der Seele dringt
> Und mit urkräftigem Behagen
> Die Herzen aller Hörer zwingt —
> — Nie wirst du Herz zu Herzen schaffen,
> Wenn es dir nicht von Herzen geht."

Leben kann eben nur geben, wer selber Leben hat!

Wahr ist die Darstellung zweitens dann, wenn sie nicht allein sich auf das Gute beschränkt, sondern auch das Böse zeigt. Dem Kinde bietet sich im Leben nichts absolut Schlechtes, auch nichts absolut Gutes dar. Beides ist in verschiedenem Grade stets vereint. So darf auch die Jugendschrift nicht absolut Vortreffliches oder absolut Schlechtes darstellen, sondern muß beides in gewissem Grade vereinen, etwa so: Das Gute im Kampf mit dem Bösen — Sieg des Guten. „Auch das sittlich Verwerfliche muß der Jugend vorgeführt werden. Ist denn in der Umgebung des Kindes, in seinem Hause, auf der Straße, die es spielend und beobachtend betritt, alles so glatt und rein und schön, so vollkommen rein und frei von allen Schwächen, Fehlern, Sünden und Lastern, daß die Bekanntschaft mit dem Bösen nur durch die Lektüre eines Buches zu fürchten wäre?" Es kommt hauptsächlich auf die Darstellung des Bösen an. Ist sie maßvoll, nicht übertreibend und von sittlichem Ernste getragen, dann wirkt sie gewiß abschreckend.

Die Wahrheit ist ferner erkennbar in dem Fernhalten aller Übertreibungen und Schönredereien. Bei dem Bemühen, recht reizenden und anregenden Stoff zu bieten, ist die Gefahr vorhanden, Abenteuerliches und Außerordentliches aufzusuchen, wodurch die Phantasie erhitzt und überreizt wird. Wenn auch bisweilen der Stoff an sich nicht bedenklich ist, steigen doch Bedenken auf gegen die Form, in der es gegeben ist, so z. B. bei Münchhausens Erzählungen. An solchen Sachen lernt die Jugend das Flunkern und Aufschneiden. Die Schönrederei zeigt sich hauptsächlich in Naturbildern, in denen der Verfasser sogar der Natur zu schmeicheln sucht, und in Geschichtsbildern, deren Verfasser fälschlich Menschen zu Engeln machen, obgleich sich in beiden Darstellung und Wahrheit verbinden lassen, ohne Verletzung der Pietät. *Soll darum der Inhalt einer Jugendschrift wahr sein, so muß er einfach sein, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse zeigen, sowie alle Übertreibungen und Schönrednereien fern halten.*

Eine Jugendschrift soll in ihrer Art ein Kunstwerk sein — nicht ein zusammengekünsteltes Werk —. Von ihr gilt, was Geibel vom Gedicht und somit von jedem Kunstwerke sagt:

„Die schöne Form macht kein Gedicht;
Der schöne Gedanke thut's auch noch nicht;
Es kommt darauf, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle."

Der Inhalt einer Jugendschrift soll nicht nur wirklich schön und wahr sein, sondern es muß auch das äußere Gewand, die Sprache, die Ausstattung das Gepräge des Schönen an sich tragen.

Darum sei eine Jugendschrift in einer schönen, richtigen und verständigen Sprache abgefaßt und trage ein ästhetisches Kleid.

Das Kind lernt die Sprache vom Hören. Das Kind ahmt alles nach, was es in seiner Umgebung hört und sieht, auch das Sprechen. So wie seine Umgebung, Vater, Mutter, Geschwister &c. spricht, so spricht es auch. Hört es eine schöne Sprache, so lernt es eine solche, hört es eine schlechte Sprache, so macht es sich diese zu eigen. Dasselbe gilt in Bezug auf Bücher. Wir suchen unsere Kinder vor Umgang zu bewahren, in dem schlecht und Schlechtes gesprochen wird. So sollte man es auch machen in Bezug auf Bücher, die in keiner guten Sprache abgefaßt sind. Die Kinder verstehen noch nicht den Unterschied in den verschiedenen Ausdrucksweisen, von stilistischen Floskeln und Finessen; es ist darum an uns, sie vor phrasenhaftem Geschreibsel zu bewahren. Die Schrift, die wir ihnen in die Hände geben, soll in einer klassischen Sprache geschrieben sein, damit sie sich an diese gewöhnen, diese lernen und an ihr sich üben. Das fördert die Sprachbildung mehr als selbst die kunstgerechteste Grammatikstunde. Nun nur noch etwas über Illustrationen. „Für unsere Jugend ist das Beste gerade gut genug." Diesem zufolge sollte die ganze Ausstattung eines Buches eine ästhetische sein in Bezug auf Druck, Papier, Bilder &c. Besonders gilt das von Bildern. Gute Abbildungen sind wichtig für den jugendlichen Leser, sein Schönheitssinn wird durch sie gefördert, die Anschauung klarer und das Verständnis leichter. Das kann man aber nicht sagen von jenen fratzenhaften, verklerten und verschmierten Sudeleien, die ein steter Begleiter der Patentliteratur sind. Solche Bilder, die den Sinn für Schönheit und Wahrheit verderben, gehören in keine Jugendschrift. Göthe sagt von ihnen:

„Dummes Zeug kann man viel reden oder schreiben;
Aber Dummes vor das Auge gestellt, hat ein magisches Recht:
So lange die Sinne gefesselt sind, bleibt der Geist ein Knecht."

Lieber gar keine Bilder, als schlechte. Über die Größe von Bildern sagt Jean Paul in seiner Levana: „Kleinheit der Bilder ist besser als Größe. Was für uns unsichtbar ist, ist für die Kinder nur klein. Sie sind auch physisch kurzsichtig, folglich gewachsen der Nähe und mit ihrer kurzen Elle, mit ihren kurzen Leibchen messen sie ohnehin so leicht Riesen, daß wir diesen kleinen Vergnügten auch die Welt im verjüngten Maßstabe vorzuführen haben." Über farbige Bilder sagt derselbe: „Kinder haben — ausgenommen ein- und zweijährige, welche noch den Farbenstachel bedürfen — nur Zeich-

nungen, nicht Gemälde von nöten; Farben erschöpfen durch Wirklichkeit die Schöpfungskraft."

Unsere Hauptforderungen an gute Jugendschriften sind sonach folgende: *Eine Jugendschrift muß einen gesunden — kindlichen, wahren — Inhalt haben und denselben in bester Form — schöner Sprache und ästhetischer Ausstattung — bieten. Sie sei ein goldener Apfel in silberner Schale, ein Diamant in Gold gefaßt.*

Diesen Anforderungen genügt nur ein sehr kleiner Teil unserer Jugendlitteratur. Es giebt sehr wenig Jugendschriftsteller von „Gottes Gnaden." Es ist eben nicht jedermann gegeben, mit der Jugend zu fühlen, zu empfinden und sich in den Geist und in die Entwickelungsstufe derselben hineinzuversetzen. Ja es ist schwer, seine Arbeit einer Zeit und einem Alter zu widmen, die einem so fern liegen, die von vielen Jugendschriftstellern kaum mehr verstanden werden und ihnen nur als Traumgebilde vorschweben. Nur wenige können mit warmem Herzen im Geiste eintreten in das Kindesleben und dasselbe richtig erfassen. Dazu gehört Fleiß, Ernst, Talent und Studium, vor allem aber ein lebhaftes Bewußtsein von der Heiligkeit, Verantwortlichkeit und Tragweite des schriftstellerischen Berufs. Was Friedrich Rückert den Lehrern zuruft, gilt euch Jugendschriftstellern:

„Die Zukunft habt ihr, habt das Vaterland,
Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand.
Was ihr dem lockern Geist einpflanzt wird Wurzeln schlagen,
Was ihr dem zarten Zweig einimpft, wird Früchte tragen.
Bedenkt, daß sie zum Heil das werden sollen,
Was wir geworden nicht, und haben werden wollen."

Kirchliche Rundschau.

Der internationale Kongreß für Sonntagsruhe, welcher vom 24—28. Sept. v. J. in Paris tagte, war zwar nicht sehr zahlreich besucht, aber dafür waren Vertreter der Sonntagsruhe aus allen civilisirten Ländern und aus sehr verschiedenen Berufs- und Lebenskreisen erschienen. Den Vorsitz in diesem Kongreß führte der französische Senator Leon Say, der sich um das Gelingen desselben sehr verdient gemacht hat. Daß es nicht vorzugsweise religiöse Gesichtspunkte waren, die in den Vorträgen und Beschlüssen zur Geltung gebracht wurden, werden die einen bedauern und andere mit Befriedigung aufnehmen; während die Sache an und für sich leicht erklärlich ist. Es handelte sich nämlich nicht um die Frage der Sonntagsfeier, sondern um die der Sonntagsruhe. Die erstere wird sich je nach der verschiedenen religiösen und sittlichen Stellung des Menschen verschieden gestalten; die Sonntagsruhe ist dagegen für alle wesentlich gleich. Ob es religiöse Gründe sind, die einen davon abhalten am Sonntage seiner irdischen Berufsarbeit nachzugehen oder ob es geschieht mit Rücksicht auf gesundheitliche Vorschriften, oder ob die Ruhe aus der Erwägung und Erfahrung hervorgeht, daß am Ende in den sieben Tagen nicht mehr und namentlich nichts besseres geleistet wird als bei sechstägiger Arbeit, oder ob man in der Sonntagsruhe auch eines der Mittel zur Beschränkung der Ueberproduktion sieht, oder ob man ruht, weil man die Ruhe als Bedürfnis und Wohlthat empfindet — Ruhe ist es immer, aber noch keine Feier. Demgemäß ist es auch

nicht zu verwundern, wenn auf diesem Kongreß alle diese Gründe zu Worte gekommen sind.

Der erste Referent, der aber nicht persönlich erscheinen konnte, ging ganz von Gesundheitsrücksichten aus. Er faßte seine Aufstellungen in vier Thesen: 1. Eine vollständige Ruhepause am siebenten Tage ist in der Regel notwendig für die Gesundheit des Körpers wie des Geistes. Sie ist eine wesentliche Bedingung für die Tüchtigkeit zur Arbeit und für ein langes Leben, ein Unterpfand materiellen Gedeihens und sittlichen Fortschrittes für die Einzelnen, für die Familien, für die Völker. 2. Es ist Pflicht aller, welche die Wichtigkeit dieser Ruhepause anerkennen, in der öffentlichen Meinung mit allen Mitteln dieselbe Ueberzeugung schaffen zu helfen. 3. Es wäre eine große Wohlthat für Tausende von Arbeitern und ein heilsamer Anstoß für den Fortschritt der Volksgesundheit, wenn es gelänge, die Regierungen und Stadtverwaltungen, die Direktoren von öffentlichen Einrichtungen, von industriellen und Handelsunternehmungen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Befreiung des Arbeiters an einem von sieben Tagen als ein gebieterisches Gesetz der menschlichen Natur zu betrachten sei, und daß, soviel als möglich, der Sonntag für diese Ruhezeit zugestanden werden sollte. (Die 4. These kann übergangen werden.)

Der zweite Berichterstatter war ein Theologe, Professor Allier, Dozent der protestantischen Theologie in Montauban. In seiner Schrift, wie in der Diskussion über das von ihm behandelte Thema „Der wöchentliche Ruhetag und das soziale Leben" treten sittliche und auch religiöse Gesichtspunkte in den Vordergrund. Aus den angenommenen Thesen ist folgendes bemerkenswerth: „1. Ein Mensch darf niemals zum einfachen Arbeitsmittel oder Werkzeug erniedrigt werden. 2. Der Mensch bedarf einer Abwechselung von Arbeit und Ruhe, die ihm gestattet, seinen materiellen Beschäftigungen solche höherer Art anzureihen. 3. Das Minimum dieser Ruhe ist ein Tag jeder Woche. Wir halten den Sonntag für den rechten Ruhetag, weil der Mensch nicht genug hat mit einer Ruhe in der seinem Belieben überlassenen Vereinzelung, sondern nur in der Ruhe in der wirklichen moralischen Gemeinschaft mit seinesgleichen. 4. Der wöchentliche Ruhetag befördert das sittliche Band in den Haushaltungen und vornehmlich die Erziehung der Kinder. 5. Der wöchentliche Ruhetag erlaubt dem Menschen dadurch, daß er ihn von dem materiellen Joch frei macht, die freie Bewegung des Gedankens und des höheren Aufschwungs. 6. Die Rückwirkung des wöchentlichen Ruhetages zeigt sich auch in ökonomischer Hinsicht. Es ist die Sparsamkeit und in Folge dessen das Sichwohlbefinden. 7. Die Herstellung des wöchentlichen Ruhetages als Akt der Gerechtigkeit wird zum sozialen Frieden beitragen."

In den übrigen Referaten, welche den wöchentlichen Ruhetag und die Industrie im Allgemeinen, sodann denselben in Beziehung auf das Baugewerbe und die Eisenbahnen behandelten, wurde die Notwendigkeit wie die Möglichkeit des Ruhetages betont, ebenso wurde darauf hingewiesen, daß die Sonntagsarbeit beim Baugewerbe wegen der mangelhaften Beaufsichtigung der Arbeiter an diesem Tage oft geradezu schädlich und gefährlich sei.

Die Jowasynode hat in Deutschland ein Proseminar und zwar in der Provinz Hannover, in Strackholt bei Aurich, unter der Leitung des Pastor Janssen. Die „A. E. Kztg." berichtet über dasselbe: „Etwas abseits vom Orte liegt das freundliche und geräumige Anstaltsgebäude, in welchem die jungen Leute unter der Leitung eines Kandidaten mit Eifer ihren Studien obliegen. Daß der Anfang bescheiden ist, stört den Gründer nicht, da im Reiche Gottes alles senfkornartig sich entwickelt, und auch die Angriffe wegen seines entschieden lutherischen Standpunktes läßt er über sich ergehen; denn nach seiner Ansicht müssen dergleichen Werke kirchlich d. h. konfessionell sein. Wegen der großen Bedeutung eines solchen Proseminars, in welchem die Schüler erprobt werden könnten, ob sie zu weiterer Ausbildung geeignet sind, möge hiermit auf die Anstalt in Strackholt aufmerksam gemacht werden."

Der Pastoralhülfsverein für die lutherischen Gemeinden in Amerika berichtet über seine Thätigkeit u. a. folgendes:

„Er (der Verein) hat seine Aufgabe, dem Mangel an Geistlichen unter den lutherischen Deutschen in Amerika, und zwar zunächst in Nordamerika nach Kräften Abhülfe zu bringen, dadurch zu erfüllen gesucht, daß auf Grund eines mit dem Komitee der Berliner Missions-Gesellschaft unter dem 31. Oktober 1883 geschlossenen Vertrages drei Prediger und zwar C. E. F. Ritardy aus Triebsees in Pommern, E. E. Littwien aus Mohilew, Rußland, und E. Meinhold aus Cammin in Pommern mit Unterstützung des Vereins ausgebildet und nach Amerika ausgesandt wurden. Seit der letzten im Jahre 1885 erfolgten Abordnung hat die Thätigkeit des Vereins sich darauf beschränkt, die durch die drei Abordnungen erschöpften und teilweise überschrittenen Mittel wieder zu ordnen. Seit dem Frühjahr dieses Jahres ist ein neuer Zögling dem Berliner Missionshause übergeben worden, welcher nach erfolgter Ausbildung nach Amerika zu gehen bereit ist. Ein Gesuch wegen Unterstützung seitens eines im Predigerseminar zu Kropp befindlichen Zöglings liegt dem Vorstande zur Entscheidung vor. Zu unserm Bedauern hat das Komitee der Berliner Missionsgesellschaft den vorerwähnten mit dem Verein geschlossenen Vertrag gekündigt, dabei allerdings sich bereit erklärt, diejenigen unter den dortigen Zöglingen, welche mehr für eine Thätigkeit in Amerika als in Afrika geeignet erachtet würden, dem Vereine zur eventuellen Uebernahme zu präsentieren.

Es ist noch zu bemerken, daß der Verein mit dem General-Konzil in Amerika in Verbindung steht, und sich dasselbe bereit erklärt hat, die von uns auszusendenden Prediger zu übernehmen und uns die Ueberfahrtskosten zu erstatten.

Die Hoffnungen, die sich an die Gründung des Vereins knüpften und die darauf hinausgingen, daß auch junge Theologen, welche in regelmäßiger Weise ihre Studien vollendet hatten, entweder für immer, oder für eine Reihe von Jahren den Dienst an unseren Landsleuten in Nordamerika mit Hülfe des Vereins übernehmen würden, haben sich nun allerdings nicht erfüllt. Immerhin darf aber diese Hoffnung in Rücksicht auf den voraussichtlich von Jahr zu Jahr zunehmenden Ueberschuß von jungen Theologen nicht ganz aufgegeben werden. Der Vorstand wird sich von Neuem an die amerikanischen Kirchenkörper wenden und sie auffordern, an die deutschen Kirchengemeinschaften mit der Bitte heranzutreten, von ihrem Ueberflusse an ihre Not abzugeben. Auch möchte derselbe hiermit kundgeben, daß, falls junge Theologen den Wunsch haben in den Dienst der zahlreichen unversorgten lutherischen Gemeinden zu treten, er gern bereit ist, nach Maßgabe seiner Mittel die Anstellung in Amerika zu vermitteln."

Baiern hat nun auch seinen Kulturkampf, obwohl man von Seiten der bairischen Regierung einem solchen nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen versucht hatte. Derselbe gewinnt insbesondere dadurch an Interesse, daß er ungemein durchsichtig ist, so daß man genau sehen kann, wie zuverlässig die Kurie und wie unfehlbar der Papst gegenüber von Windthorst ist, denn dieser ist auch hier der leitende Geist. Die bittere Wurzel, zu deren Aufwachsen der bairische Episcopat nach Kräften beigetragen hat, ist schon im Jahre 1817 in den bairischen Boden gepflanzt worden. In jenem Jahre schloß die Regierung das Konkordat mit Rom ab, wobei der bairische Bevollmächtigte unter eigenmächtiger Ueberschreitung seiner Befugnisse der Kurie die weitgehendsten Zugeständnisse machte. So gleich im ersten Artikel: „Die Römisch-katholisch-apostolische Religion wird im ganzen Umfang des Königreichs Baiern und in den dazu gehörigen Gebieten unversehrt mit jenen Rechten und Prärogativen erhalten werden, welche sie nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Satzungen zu genießen hat." Daß damit dem Papste das ganze Reich verschrieben war, ist ebenso selbstverständlich wie das, daß der König sich weigerte, das Konkordat zu unterzeichnen. Die päpstlichen Bevollmächtigten erklärten indeß, daß man nicht alles beanspruchen werde, was man nach dem Wortlaut des Konkordats fordern könne, es sei eben das die Theorie Roms, der genügt werden müsse; man könne dann schon in der Praxis ein dem Konkordat entgegengesetztes Verhalten ertragen. (Ganz dasselbe und ebenso gemeint, wie das was Leo XIII. den gegenwärtigen preußischen Kulturfriedensgesetzen gegenüber erklärt hat tolerari posse.) Um aber das Konkordat möglichst unschädlich zu machen, wurde es als Anhang

zur Staatsverfassung und zwar zu dem Religionsfreiheit gewährenden Religionsedikt publizirt, so daß jeder verständige Mensch darüber klar sein konnte, daß das Konkordat nur innerhalb der Grenzen des Religionsediktes vom Staate anerkannt werde. Dieser Widerspruch zwischen Konkordat und Staatsverfassung ist nun immerwährend der Angriffspunkt der ultramontanen Agitation gewesen. Aber auch damit hat man sich nicht begnügt, sondern man verlangte von der bairischen Regierung Aufhebung des Placet, d. h. der staatlichen Genehmigung der Erlasse der römischen Kirche, ehe sie im Staate Rechtskraft erlangen.

Obwohl nun die bairische Regierung den römischen Klerus nach Herzenslust seine Wühlereien treiben ließ, aber die Gewissensfreiheit der Protestanten und Altkatholiken wahrte, so war man doch keineswegs zufrieden, sondern wartete auf eine Gelegenheit, wieder im Sinne des Ultramontanismus regieren zu können. Man wurde aber in den Erwartungen, die man an den Tod des Königs von Baiern angeknüpft hatte, getäuscht und der bairische Minister Lutz konnte den klagenden Ultramontanen ein päpstliches Schreiben vorhalten, welches die vollkommene Zufriedenheit des heiligen Vaters mit den kirchlichen Zuständen in Baiern aussprach. Damit hätte nun für jeden guten Katholiken die Sache erledigt sein sollen, aber die Windthorstische Klugheit reicht viel weiter als die päpstliche Unfehlbarkeit, und so mußte denn der Papst seine Unzufriedenheit mit den Zuständen in Baiern aussprechen, worauf dann die Bischöfe mit der Denkschrift vom 14. Juni 1888 (vgl. Theol. Ztschr. 1889, Seite 223) hervortraten oder hervorgetreten wurden. Die päpstliche Antwort an den Erzbischof von München überbot an Dreistigkeit fast noch die bischöflichen Forderungen; der Papst machte den Anspruch, daß das Konkordat gegen die Staatsverfassung gelte, ebenso daß seine Entscheidungen für „alle Christen verpflichtende Kraft“ haben „zumal auf dem Gebiete des Glaubens.“ Die andern Gebiete sind also von der päpstlichen Oberherrlichkeit durchaus nicht ausgeschlossen.

Nun mußte noch das „katholische Volk“ auf dem Münchener Katholikentage am 23. September beschließen: „Sie (d. h. die in München versammelten katholischen Männer) beklagen lebhaft die Stellung, welche das königl. Kultusministerium zu dem Memorandum des bairischen Episkopates ...... eingenommen hat .... Sie erwarten insbesondere auch von den Vertretern des katholischen Volkes im Landtage u. s. w.“

Der Landtag war auf Ende September einberufen und die „Vertreter“ wußten nun, was sie zu „vertreten“ hatten. Sie richteten mit drei Stimmen Majorität zwei Anträge an die Regierung: 1. Das königliche Placet solle sich nicht auf Glaubens- und Sittenlehre erstrecken, und die Altkatholiken sollten nicht ferner staatliche Anerkennung genießen. . Die Redemptoristen sollten wieder zurückgerufen werden. Man hatte also den Kulturkampf als Dank für alle Nachgiebigkeit gegen die Kurie.

Was den ersten Antrag betrifft, so handelte es sich um das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, welches in Baiern sowenig wie in andern kathol. Staaten das Placet erhalten hatte. Die Gegenpartei reichte nun einen Protest gegen das Unternehmen der Ultramontanen ein, die versuchten, eine Verfassungsänderung auf verfassungswidrigem Wege durchzuführen. Außerdem wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die katholische Sittenlehre gar keine Schranken hat und unter Umständen sogar auf die Gültigkeit oder Ungültigkeit von Staatsgesetzen ausgedehnt wird.

Ueber das Placet selbst sprach sich der Kultusminister in einer Weise aus, die man als unanfechtbar ansehen könnte. Er sagte nämlich: „Niemand von uns denkt daran, mit dem Placet in den Glauben einzugreifen, oder ein Dogma zu kritisieren, zu gestatten oder zu verbieten, daß es gelehrt wird. Das Ziel des Placet, das könnten Sie seit 1870 alle wissen, ist nur, der Staatsregierung die Freiheit zu gewähren, daß sie prüft, in welchen Fällen und wofür sie der Kirche den weltlichen Arm zur Verfügung stellen soll, und ob sie das in einem konkreten Fall thun kann ohne das Staatsinteresse zu schädigen“ ...... „Ich habe im Reichstage erklärt (man hatte dies dem Minister vorgehalten): meinetwegen könne das Placet dahingehen; und diese Erklärung bin ich auch heute noch abzugeben in der Lage; das Placet ist nichts weniger als mein Ideal; ich kann mir

Gesetzesmodulationen denken, die nach allen Richtungen mehr wirken. Fürs erste: fällt die Schutzpflicht weg, dann hat es keine Schwierigkeit, dann bedarf der Staat absolut kein Placet. Aber ich bin billig genug anzuerkennen, daß sie das nicht zugestehen können, und daß der bairische Staat das nicht verlangen kann, und daß neben der Verweigerung der Schutzpflicht für die Kirche ein Konkordat, wie wir es besitzen, gar nicht denkbar wäre. Also ich gebe gerne zu: auf dem Wege der Streichung der Schutzpflicht kommen wir nicht zum Ziele. Dann wäre denkbar, daß man in anderer Weise eine Latitüde lasse, ob in einem konkreten Fall die Schutzpflicht geübt werden muß oder nicht. Dann wird die Frage auftauchen, wer denn die Entscheidung zu treffen habe, und wir stehen wieder vor der alten Controverse. Der Staat wird sagen: wo ich etwas leisten soll, behalte ich mir die Entscheidung vor; und die Kirche wird sagen: ich habe die Priorität in der Entscheidung. Wenn Sie aber dem Staate die Entscheidung lassen, nun dann heißen Sie es vielleicht nicht Placet; aber es ist das moderne Placet."

Gerade das aber — nämlich dem Staat die Entscheidung lassen, wozu er der Kurie den weltlichen Arm leihen will — wollen die bairischen Ultramontanen nicht. Darum gaben dieselben am Schluß der Debatte die Erklärung ab: „Wir sehen uns nach den in den Sitzungen vom 6. und 7. November auf unsern Antrag abgegebenen Erklärungen des Herrn Kultusministers genötigt, von unserer Seite zu erklären, daß wir den von uns geleisteten Verfassungseid als in der durch die ministerielle Interpretation der Verfassungsurkunde versuchten Ausdehnung beschworen nicht anerkennen."

Mit dieser Erklärung haben sich die betr. Landtagsglieder wohl als gelehrige aber nicht als kluge Jesuitenschüler gezeigt. Wenn es schon im gewöhnlichen Leben zur landläufigen Ehrlichkeit gehört, daß einer, der etwas nur bedingungsweise verspricht, die Bedingungen mit dem Versprechen nennt, und nicht erst nachher, wenn er sein Versprechen nicht halten will oder nicht gehalten hat, so sollte es doch mindestens auch zur Ehrenhaftigkeit eines Landtagsabgeordneten gehören, daß, wenn er seinen Eid nur unter Bedingungen leistet, er diese Bedingungen nicht erst nachträglich kund giebt, namentlich wenn er schon öfter vorher solche Bedingungen im gleichen Falle nicht gemacht hat. Ein Teil der ultramontanen Abgeordneten hat nämlich schon dreimal seinen Verfassungseid ohne Vorbehalt geleistet. Dieselben haben mit dieser Erklärung ihre „Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit" einer sehr grellen Beleuchtung ausgesetzt.

Was das Ende dieses bairischen Kulturkampfes sein wird? Darüber macht sich Windthorst wohl wenig Gedanken. Je länger er dauert, desto lieber. Man hat dann doch etwas zu thun und das ist für ihn die Hauptsache.

Im Lager der Heilsarmee ist wieder Streit ausgebrochen und zwar sind es diesmal zwei Mitglieder des großen Generalstabes, die ganz in der Weise der Heilsarmee mit Enthüllungen über diese selbst in einer Versammlung in Oldham hervorgetreten sind.

Der Hauptredner Brick, der sechs Jahre lang Bauinspektor der „Kasernen" gewesen war, erklärte zunächst, daß er zuerst den General William Booth aufgesucht habe, um sich über die Mißbräuche zu beschweren und eine friedliche Reform möglich zu machen, daß er aber gerade deßwegen nicht vorgelassen worden sei. Nun müsse er seine Enthüllungen veröffentlichen, da ihm sein Gewissen verbiete länger zu schweigen.

Brick nennt die Heilsarmee geradezu unsittlich. Männer, die er nennen könnte, seien in Gegenden, welche er auch bezeichnen könnte, geschickt worden, lediglich wegen Diebstahls an den Armeefonds und anderer unmoralischer Handlungen. Die Verwaltung sei aus den Händen des Generals in die von Buben (seinen Kindern) geraten, weswegen sich die älteren Offiziere zurückgezogen hätten. Geld werde unter falschen Vorwänden und mit betrügerischen Mitteln aufgebracht, Pfandgläubigern werde vorgespiegelt, daß die im Bau begriffenen Gebäude viel mehr kosten als wirklich der Fall ist, damit sie um so höhere Summen darauf leihen. Während die Offiziere und Kadetten aus Mangel an Nahrung, Kleidung und gesunder Wohnung buchstäblich dahinstürben, kleide sich Herbert Booth (der Sohn) in Purpur und köstliche Leinwand, lebe herrlich und in Freuden und beziehe enorme Reisediäten. Bei dem allem habe er noch große Kapitalien

in der Bank, aber sei taub gegen die Bitten der hungernden Offiziere. In den letzten fünf Jahren seien etwa $475,000 verwendet worden auf Einrichtungen, welche lauter Thorheiten wären und von denen keine mehr bestehe. So die Heilsflotte, Gefängnißthorbrigade, „Italien in London", Trinkerasyl, die „Königliche Artillerie".

Die Einnahmen des Generals sollen sich nach seiner eigenen Aussage auf jährlich über $3,750,000 belaufen. Wozu alles verwendet werde, wisse man nicht; aber das wisse man, daß der früher so arme General jetzt in einem Palast wohne, feine Pferde und kostbare Hunde halte. Mehr wisse man darüber, wie das Geld zusammenkomme. Es werde Erbschleicherei und Wucher getrieben. Die Heilsarmee sei gegenwärtig nichts weiter als eine „lange Firma", verwaltet von einer Art Jesuiten. Gefährliche Mitwisser bringe man durch Geldgeschenke zum Schweigen. Dasselbe habe man auch mit ihm versucht. Ferner ließ sich der Redner noch aus über das Beichtverhältniß der Kadettenschule sowie über die Stellung des jungen Herbert Booth zu den weiblichen Kadetten.

Daß Herbert Booth in einer Versammlung in Hull sämtliche Anklagen für erfunden erklärte, ist ganz selbstverständlich. Er vertröstete seine Zuhörer auf die Entscheidung des Gerichtshofes, welchem die Sache übergeben sei. Damit hat er wohl den sichersten Weg eingeschlagen. Die meisten der vorgebrachten Dinge enthalten überhaupt nichts, was unter die Landesgesetze fällt, also auch nicht Gegenstand eines gerichtlichen Urteils sein kann, und bis das übrige bei dem englischen Prozeßverfahren zur Entscheidung kommt, ist die Sache im Publikum größtenteils vergessen, d. h. wenn nicht andere Dinge dieselbe wiederum wecken oder wach erhalten. Wie viel Wahres daran ist, wird sich überhaupt nie ganz ergründen lassen.

Derartige Enthüllungen aus dem Lager der Heilsarmee sind natürlich für Viele etwas Unerwartetes, wie sie für viele etwas längst Erwartetes sind. Zu gleicher Zeit tauchen allerlei Aussagen von Leuten auf, die den General Booth schon gekannt haben wollen, als weder er noch seine Freunde etwas von der Heilsarmee wußten, ja als er noch gar nicht einmal methodistischer Lokalprediger, sondern Pfandleiher war. Er wird geschildert als „ein ungebildeter Mensch mit ungehobelten Sitten, im äußersten Grade herrschsüchtig, eigenwillig und roh." „Als methodistischer Lokalprediger", heißt es weiter, „hatte er reichlich Vorübung für seine spätere agitatorische Thätigkeit und sein Predigen vor den Massen. Wir selbst haben ihn gesehen und gehört und dieses Urteil bestätigt gefunden. Wenn er anderthalb Stunden über alles mögliche redete und sein Publikum mit Witzen und unsittlichen Ausführungen amüsierte, dagegen nichts an eine religiöse Ansprache erinnerte, so kann man sich eines Zweifels an der Ehrlichkeit seiner Absichten bei der Gründung der Heilsarmee kaum erwehren."

Dem mag nun allerdings sein, wie ihm will. Thatsache aber ist, daß aller und jeder Besitz der Heilsarmee in die Kasse des Generals fließt, oder auf seinen Namen eingetragen ist, und daß er es immer kategorisch abgeschlagen hat, in irgend einer Weise Rechnung davon abzulegen. In diesem Stück wenigstens ist er ein größerer Autokrat als der Papst.

Der Altkatholizismus tritt in **Frankreich** zwar nicht unter diesem Namen, sondern unter dem der katholisch-gallikanischen Kirche auf, ist aber im wesentlichen dasselbe, wie in Deutschland und anderswo. Diese Kirche ist die Stiftung des berühmten Karmelitermönchs und Kanzelredners Pater Hyacinthe Loyson, für den weder das Anerbieten einer Hofpredigerstelle bei Napoleon III. noch das Erzbistum Lyon verlockend genug war, um ihn seinem Orden und seiner Predigerthätigkeit zu entreißen. Schon im Jahre 1869 hatte er mit Rom gebrochen, und das Unfehlbarkeitsdogma machte den Bruch unheilbar, und P. Hyacinthe trat nun für eine Reform der Kirche in ähnlicher, nur etwas weitgehenderer Weise ein, wie Döllinger und Reinkens. Gerade diesen war nämlich seine im Jahre 1872 erfolgte Heirat unangenehm. Von 1872—77 stand er im Dienst der altkatholischen Kirche in Genf; diese aber war für seine Gesinnung zu radikal und so kehrte er wieder nach Frankreich zurück. Nachdem er in den Jahren 1877 und '78 Vorträge über die Notwendigkeit einer Reform in den katholischen Ländern gehalten hatte,

eröffnete er 1879 eine Kirche, die er die katholisch-gallikanische nannte. Die von ihm durchgeführten Reformen sind: Freiheit der Bibel für alle, Beseitigung der lateinischen Sprache aus dem Gottesdienst, Abendmahl unter beiderlei Gestalt, Priesterehe und Freiheit der Beichte, indem die Vergebung nicht an das Sündenbekenntnis vor dem Priester gebunden sei. In Beziehung auf das Kirchenregiment sind die Ansichten Loysons durchaus episkopalistisch, wie er denn auch seine Konfirmanden durch einen anglikanischen Bischof einsegnen läßt, da er selber die Bischofswürde nicht annehmen will. Eine große Ausdehnung hat die gallikanische Kirche noch nicht. Sie besteht aus etwa 1000 Gliedern mit sechs Geistlichen (Priestern und Diakonen). Obwohl es in Frankreich Tausende giebt, die mit Rom und mit dem Katholizismus gänzlich zerfallen sind, so macht dennoch sowohl der Protestantismus wie diese gallikanische Kirche sehr langsame Fortschritte und es hat sich gezeigt, daß es nicht die Macht Napoleons III. allein war, welche den Protestantismus in Frankreich darniedergehalten hat. Trotz der bedeutenden Geldmittel, über welche z. B. die Mac All-Mission in Frankreich zu verfügen hat (im Jahre 1886 erhielt sie beinahe $70,000), hat sie doch wenige Uebertritte zum Protestantismus aufzuweisen. Aehnlich ist es mit der gallikanischen Kirche, nur daß sie außerdem von Anfang an arm gewesen ist. Sie erhielt im nämlichen Jahre (1886) an Beiträgen von auswärts noch nicht einmal $500. Kein Wunder, wenn sie unter solchen Verhältnissen nicht viel für ihre Ausbreitung wirken kann, sondern um ihre Existenz zu kämpfen hat, trotzdem Pater Hyacinthe heute noch persönlich eine bedeutende Wirksamkeit ausübt Keine Halle faßt die Zuhörer, wenn und wo er redet und es ist wohl möglich, daß bei solchen Gelegenheiten mancher Same ausgestreut wird, der erst später Frucht trägt.

Am 24. September wurde in Utrecht eine Versammlung der Bischöfe der altkatholischen Kirchen in Holland, Deutschland und der Schweiz abgehalten, deren Beschlüsse später bekannt gemacht werden sollen. Besonders wichtig ist der von den auswärtigen Bischöfen gestellte und von allen Anwesenden angenommene Antrag, von Zeit zu Zeit regelmäßige Konferenzen abzuhalten, zu welchem Zwecke alsbald die nötigen Satzungen entworfen wurden. Die anfänglich bestandenen herzlichen Beziehungen zwischen den deutschen und den niederländischen Altkatholiken waren im Laufe der Jahre erkaltet. Die niederländische altbischöfliche Klerisei verblieb mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit auf dem Boden des Tridentinischen Konzils, ebenso war die Stellung zur Cölibatsfrage eine verschiedene. Da nun der „Aldkatholiek" mitteilt, daß die von der einen oder anderen Seite zur Sprache gebrachten Bedenken ernstlich in Erwägung gezogen und zur beiderseitigen Zufriedenheit erledigt worden seien, so darf man annehmen, daß in den prinzipiellen Fragen nunmehr die nötige Einstimmigkeit hergestellt ist.

Im Großherzogtum Baden war es Gebrauch, daß an bestimmten nationalen Gedenktagen interconfessionelle Gottesdienste abgehalten wurden, d. h. abwechselnd fand in protestantischen und römisch-kathol. Kirchen Gottesdienst statt, und diesem wohnten ohne Unterschied der Confession Militär- und Civilbehörden bei. Im letzten Jahre haben die röm.-kath. Bischöfe ihren Pfarrkindern untersagt, ähnlichen Gottesdiensten beizuwohnen, nachdem Papst Leo XIII. erklärt hat, daß jede Teilnahme an einem protestantischen Gottesdienst für einen römischen Katholiken eine Sünde sei, die mit Exkommunikation zu bestrafen ist. Im evang. Interesse ist es nur dankbar zu begrüßen, daß diese interconfessionellen Gottesdienste aufgehört haben. Außer den Beamten und einigen Neugierigen kam in die evang. Kirche, wenn in derselben nach dem Turnus der Festgottesdienst war, kein Katholik; dagegen ließen sich viele Protestanten „aus Toleranz und Neugierde bewegen", zum feierlichen Hochamte zu pilgern, und einer „Festpredigt" beizuwohnen, welche meistens ein Thema behandelte, das mit der Tagesfeier nichts zu thun hatte, wenn die staatlichen und communalen Behörden in ihrem Programm zur Feier des Geburtstages des Großherzogs, des Kaisers oder des Sedantags zum Besuche des Festgottesdienstes in der kathol. Kirche aufforderten.

Der buddhistische „Gottesdienst" — wie mancher moderne Katholik vielleicht sagen müßte — in Paris, der anfangs nur Ausstellungsobjekt war, hat schon „Gläubige"

aus den Europäern gefunden. Das Reich Anam besitzt nämlich auf dem Invalidenplatz eine Pagode, in welcher „rechtgläubige" Bonzen (Buddhisten) täglich den Kultus verwalten. Am 17. August fand die Einweihung des Gebäudes statt. Die wirklichen ostasiatischen Buddhisten, von denen es eine ganze Anzahl in Frankreich, England und Deutschland giebt, waren von der Feier benachrichtigt worden. Außerdem aber fanden sich europäische Buddhisten ein; darunter ein hochgeschätzter Kunstkritiker. Ein Hr. Dumontier, welcher als Schulinspektor in Tonkin thätig gewesen war, eröffnete die Feier mit einem Vortrag über den anamitischen Buddhismus. Darauf erschienen drei Bonzen im vollen Ornat, einem Gewande von rosa Atlas, einem Mantel von gelbem Atlas und eine gestickte Krone auf dem Kopfe. Sechs Akolythen mit geschorenem Kopfe begleiteten die Litaneien, Fußfälle und Tänze der amtierenden Priester mit einer disharmonischen Musik, mit Trommeln, Cymbeln und Blasinstrumenten. Die Pagode ist in Form eines T erbaut. Der Altar mit seiner Räucherpfanne von Kupfer ist in der Mitte, dahinter erheben sich amphitheatralich zahllose lächelnde und fratzenhafte Götter bis zum Dach hinan, während die Wände mit Genien bedeckt sind, welche die Aufgabe haben, über das Gebäude zu wachen.

Die Bonzen sind in der Hoffnung nach Paris gekommen, Proselyten zu machen. Sie äußerten, da Europa Missionare zu ihnen sende, um das Christentum auszubreiten, so komme ihnen dasselbe Recht zu, den Buddhismus, der doch auch seine Mission hale, in Europa zu verbreiten. Sie mögen in einer Beziehung nicht unrecht haben. Erstlich einmal bringen sie etwas neues vor die Augen und Ohren der Pariser, was vielleicht bei manchen Mode werden kann. Sodann ist der Unterschied der buddhistischen und römischen Messe nicht allzu groß, und endlich ist der religiöse Nihilismus des Buddhismus, der nichts verspricht und nichts fordet, doch vielen sympathischer als die Anbetung der Hostie, an deren Verwandlung ein Mensch, der nur einigermaßen denkt, beim besten Willen nicht glauben kann.

Auch die Türken sind — wie soll man sagen — ähnlich konfessionell empfindlich geworden, wie die Katholiken. Sehen diese die Lutherfestspiele mit scheelen Augen an, so wollen jene eine Darstellung Mohammeds auf der Bühne — nicht etwa in Konstantinopel, sondern — in Paris nicht dulden, weil ihr religiöses Gefühl dadurch verletzt werde. H. de Bornier hat nämlich in seinem von der Comedie Francaise angenommenen Stücke „Mohammed" den Propheten persönlich eingeführt, worüber strenggläubige Kreise in Konstantinopel in einige Aufregung gerathen sind. Die türkische Regierung hat die französische freundschaftlich aufgefordert, diese persönliche Vorführung des Propheten zu verhindern, da für das mohammedanische Gefühl jede Verkörperung des Propheten anstößig sei, ganz gleichgültig, ob die ihm zugedachte Rolle ihn in einer Apotheose oder in einer Herabsetzung erscheinen lasse. Die französische Regierung ist in einiger Verlegenheit, wie sie sich in dieser Sache benehmen soll; einerseits steht ihr kaum ein Mittel zu Gebote, diese Aufführung zu hindern, andererseits möchte sie die in diesem Falle wohl stark übertriebene Empfindlichkeit der Türken nicht gern verletzen. Die Sache wird sich jedenfalls zu einer ausgezeichneten Reklame für das betr. Theaterstück gestalten.

Der Streit in der Evangelischen Gemeinschaft hat eine Streitschrift erzeugt, die verfaßt von Th. G. Steinke, einem früheren Korrespondenten des Christlichen Botschafters. Dieselbe führt den Titel: „Mein offener Brief an Bischof Bowmann und meine Ankläger." Daß man an einen Bischof der Evang. Gemeinschaft nicht ungestraft einen offenen Brief richten kann, ist allerdings selbstverständlich. Wie man es dagegen macht, unbequemen Schreibern von offenen Briefen beizukommen, ohne den Adressaten scheinbar selbst zu behelligen, erfährt man aus einer Anzahl mitgeteilter Dokumente, die namentlich auch durch ihre Orthographie und Stilistik sehr interessant sind.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. Februar 1890. Nro. 2.

Ueber seelsorgerische Krankenbesuche.

(Referat von P. E. Otto.)

(Schluß.)

Es mag oft genug der Fall sein, daß der Prediger, wenn er den Inhalt seines Krankenbesuchs auf eine Bezeugung freundschaftlicher Teilnahme beschränkt hat, mit einer gewissen Unbefriedigtheit, ja Beschämung aus dem Krankenzimmer hinweggeht, mit dem Gefühle, nicht Alles gethan und dargeboten zu haben, was er nach der gebotenen Gelegenheit hätte darbieten können, er mag oft genug hinweggehen mit dem Gefühle des Knechtes, der sein Pfund im Schweißtuche vergraben; er wird sich oft sagen, daß um das zu reden und zu bieten, was er geredet und geboten hat, einer nicht Prediger zu sein brauchte, daß die erste beste Frau Nachbarin dem Kranken wahrscheinlich einen nützlicheren Besuch abgestattet haben würde als er selber. Solche Demütigungen sind eben bei der inneren Armut unseres geistigen Lebens unvermeidlich und sie sind heilsam, wenn wir uns dadurch unserer Bedürftigkeit tiefer bewußt werden, wenn wir zu der entschiedenen Einsicht gelangen, wie gar nichts wir sind ohne die stetige Gemeinschaft mit Christo und die Belebung durch ihn. Das alles kann uns nicht dazu bewegen, Redeweisen und Bewegungsformen für den Krankenbesuch einzustudieren, die uns nicht eigen und natürlich sind, sondern nur darnach zu trachten, daß wir am inwendigen Menschen durch das Einleben in Christum reicher werden. Das unerreichte Vorbild für den seelsorgerischen Verkehr mit der einzelnen Seele bleibt immer das Bild Jesu am Jakobsbrunnen, der von den natürlichsten Dingen des täglichen Lebens ausgehend auf durchaus ungezwungene Weise das Herz des samaritischen Weibes zu erschließen und ihr Denken auf das Höchste hinzurichten vermochte.

Der Prediger wird sich am Krankenbette natürlich auch ein Bild von dem Entstehen und dem Fortschritte des Krankheitszustandes, einen Bericht vom körperlichen Befinden des Kranken geben lassen, von den bisher angewandten Mitteln, die Krankheit zu heben u. dgl.; das darf ihm alles nicht gleichgültig sein, weil er es ja nur mit der Seele des Kranken zu thun habe, und er wird sich unter Umständen mit der nötigen Geduld wappnen müssen, das alles anzuhören, auch wohl andererseits einer allzugroßen Weitschweifigkeit entgegentreten, um eine Verflachung der Unterredung in eine bloße Krank-

heitsgeschichte zu verhüten. Er wird dabei auch öfters Gelegenheit haben, seine sanitarischen Kenntnisse zu Beurteilung und Rat zu verwenden. Jedenfalls hat er hierbei Zurückhaltung und Vorsicht anzuwenden und sich in keinem Falle als medizinischer Berater aufzudrängen, wohl aber darf er seinen Rat betreffs der diätetischen Behandlung des Kranken, Fürsorge für reine Luft im Krankenzimmer, Reinlichkeit und Sorgsamkeit, nicht zurückhalten. Soviel medizinische Erfahrung sollte sich der Geistliche anzueignen suchen, daß er ungefähr beurteilen kann, ob das Einschreiten eines Arztes notwendig und ersprießlich erscheint, oder ob das unter Umständen Erreichbare durch einfach diätetisch richtiges Verhalten und Abwehr schädlicher Einflüsse erreicht werden kann.

Unter Umständen, wo die Familienverbindungen und die Vermögensverhältnisse des Kranken nicht ausreichen, ihm die nötige Pflege zu verschaffen, sollten dem Prediger in der Gemeinde Organe zu Gebote und zur Seite stehen, auf die er sich verlassen kann, und die es ihm ermöglichen, auch nach dieser äußeren Seite hin die thätige Liebe im Namen der Gemeinde zu erweisen, und wo er sie nicht vorfindet, soll er darauf bedacht sein, sie zu schaffen. Die Gemeinde und der Prediger können sich daher in Bezug auf die Bildung von Vereinen zur Krankenpflege und Krankenkassen nicht gleichgültig verhalten, als seien das Dinge, die mit der geistlichen Aufgabe nichts zu thun hätten. Es ist ein uns nur zu bekannter Übelstand, wenn sich an vielen Orten derartige Vereine ohne die Kirche und mit Abneigung gegen deren Mitwirkung gebildet haben.

Die eigentliche Lösung der seelsorgerischen Aufgabe beginnt aber erst mit der Zudienung des göttlichen Wortes. So viel auf die Persönlichkeit des Seelsorgers selbst ankommt, so trägt er doch die Mittel zum geistlichen Segen für den Kranken nicht in sich selbst, und er ist mit nichten auf seine eigene Kraft und Weisheit hingewiesen. Der Geistliche wäre übel dran, wenn er die Kranken nur mit dem speisen wollte, was er als eigene Weisheit im Kopfe trägt. Wir sind vielmehr auf diejenigen Heils- und Erbauungsmittel hingewiesen, welche Gott selbst gewirkt und verordnet hat. Die erste Stelle unter den Mitteln nimmt die hl. Schrift ein. Daß dieselbe für alle Fälle geistlicher Bedürftigkeit die angemessene Gabe enthalte, ist unsere evangelische Überzeugung. Gerne setzen wir ein rühmendes Wort über die Schrift hierher, obgleich es ja gar nichts neues und besonderes enthält: „Die Bibel ist die unerschöpfliche Quelle des Lichtes, der Kraft und des Trostes für alle Menschen, besonders für die Kranken und Sterbenden. Sie hat für jedes Leiden ein Wort der Erquickung, für alle und allerlei Kranken reicht sie das Mittel dar zur Heilung im geistlichen Sinne; sie ist gewissermaßen eine geistliche Apotheke, in der auch gar kein Mittel fehlt, das für irgend eine Krankheit verwendet werden könnte." (Nitzsch). Wir werden uns diesem Reichtum der Schrift gegenüber der Verpflichtung bewußt, in der Schrift immer mehr Bescheid zu lernen, sowie auch der Notwendigkeit, um Geistesgegenwart und Weisheit zu bitten, damit wir aus dem Schatze der Schrift das Rechte herauszuheben ver-

stehen; denn der Segen der angewendeten Schriftworte hängt nicht von ihrer Quantität ab, sondern von der rechten Wahl. Wohl wird ja im Laufe der seelsorgerischen Unterredung von selbst je und dann ein Schriftwort einfließen, aber am Krankenbette wie in der Kirche verlangt es die der Schrift schuldige Ehrerbietung, daß sie selbst ausdrücklich gelesen werde, wenn wir auch den betreffenden Abschnitt aus dem Gedächtnisse frei hersagen könnten. Der Prediger hat hierbei auch ungezwungene Gelegenheit nach dem Vorhandensein und nach dem Gebrauche der Schrift im Hause zu fragen, und zu ihrem Gebrauche anzuregen: die Aufgabe, die er im Auge haben muß, ist die, den freien frommen Willen zum eigenen Lesen der Schrift im Krankenhause zu wecken, denn ein reines opus operatum oder asketischen Mechanismus daraus zu machen, ist freilich vom Übel.

Das Wort Gottes weist nun selbst auf ein zweites geistliches Arzneimittel hin, auf das Gebet. Wie nun dies beschaffen sein soll, davor scheue ich mich fast zu reden, das weiß Jeder. Das Gebet am Krankenbette ersetzt uns zugleich die eigentliche Auslegung des Schriftworts, wo diese des Zustandes des Kranken wegen nicht thunlich ist. Im Gebete gemeinsam mit dem Kranken vor Gott stehend, kann der Geistliche die heilsame Wahrheit dem Kranken ans Herz legen wie sonst nie. „Gelehrt und gelernt wird das Gebet nicht; die Not lehrt und lernt es, die geistliche Not treibt es als eine Blüte seelsorgerischer Gesinnung und Bildung hervor, denn zusammenhangslos erweist sich die Gabe des Gebets nirgends. Wem sie fehlt, der schweige lieber und lasse den Geist mit unaussprechlichen Seufzern sich vertreten, oder nehme ein Formular, oder lese einen Psalm, als daß er durch ein herausgepreßtes Ach und Oh oder sonst phrasenhaftes Gebet die Belehrung nicht nur nicht kröne, sondern selbst um alle Wirkung bringe. (Nitzsch.)

Unter die vom Herrn selbst seiner Gemeinde verordneten Heils- und Gnadenmittel gehört nun vorzüglich noch das hl. Abendmahl. Da dasselbe nicht nur ein Mahl der Gemeinschaft der Gläubigen untereinander, sondern vor allem auch ein Mittel der Gemeinschaft mit dem Herrn ist, so liegt im Begriffe desselben nichts, weßwegen der Genuß desselben nicht auch dem Einzelnen gewährt werden könnte, und dem etwaigen Verlangen des Kranken, der an der Teilnahme an gemeinsamer Abendmahlsfeier vielleicht für immer oder doch für die Zeit, wo er besonderer Seelenstärkung bedarf, verhindert ist, soll vom Seelsorger gewiß gerne entgegengekommen werden; auch soll derselbe gewiß solches Verlangen hervorzurufen suchen, sofern er bedacht darauf sein muß, das Heilsbedürfnis überhaupt und die gläubige Zuversicht zur Gnade Gottes in Christo zu beleben. Doch ist mit der Anerbietung des heil. Mahles selbst, da wo das Verlangen dennoch nicht vorhanden ist, eher zurückzuhalten als vorzudringen, damit nicht der Kranke in die Versuchung geführt werde, bloß einem moralischen Zwange gehorchend, ohne persönliches Verlangen und somit auch ohne den rechten Segen das Mahl zu empfangen. Daß die Abendmahlsfeier sich erhebender gestalten wird, wenn auch die Hausgenossen des Kranken daran teilnehmen, ist im Allgemeinen vorauszusetzen, aber freilich

kann von dieser Teilnahme der Gesunden nicht die Gewährung des Mahles an den Kranken abhängig gemacht werden, sowenig als der eigentliche Segen davon abhängig ist.

Von den Schwierigkeiten in der Ausübung der rechten seelsorgerischen Krankenpflege könnte viel gesagt werden, es läßt sich aber auch in kurzer Andeutung abmachen. Sie sind teils subjektiv in der Person des Predigers liegend; der Ekel, die Furcht vor Ansteckung, die Bequemlichkeit, die Schüchternheit. Teils in den Verhältnissen der Umgebung liegend, Größe der Gemeinde, zerstreute Wohnungen der Glieder, Überhäuftheit mit anderweitigen Geschäften u. dgl. Teils objektive in den Zuständen der Kranken und der nächsten Umgebung derselben liegend, als Gleichgültigkeit und Stumpfheit, Aberglaube, oder feindselige Verschlossenheit, oder auch übermäßige Verzagtheit oder Ermattung; oder Schwerhörigkeit u. dgl. Die Mittel dagegen sind natürlich so mannigfaltig wie die Schwierigkeiten selbst; und doch wieder lassen sie sich leicht zusammenfassen: Treue, Weisheit und Gebet.

Wenn wir endlich den Blick wenden auf den Segen, der von der rechten Verwaltung des Seelsorgeramtes am Krankenbette auszugehen vermag, so haben wir zuerst hinzuweisen auf den Segen, der dem Kranken selbst und seinem Hause daraus erwachsen mag, sodann auf die Förderung, die der Prediger in seiner öffentlichen Stellung zur ganzen Gemeinde davon erfährt, und schließlich auf den persönlichen Segen, den er davontragen wird.

In erster Linie steht der geistliche Segen für die Kranken; denselben zu gewähren ist nicht unsere Sache, er folgt nicht allemal auf unsere Bemühungen, und er kann auch ohne dieselben von Gott geschenkt werden; dessenungeachtet bleibt doch der seelsorgerische Krankenbesuch ein gottgeordnetes, und vielfach von Gott gesegnetes und erfolgreiches Mittel zu geistlichem Segen für die Kranken. Einem Mitmenschen das Wandern im finstern Thale zu erleichtern, ihm Licht und Stab des göttlichen Wortes darzureichen, vielleicht seinem innern Leben eine für die Ewigkeit bedeutsame Wendung geben zu helfen, das ist gewiß eine Aufgabe, die jeglicher Hingabe und Selbstverleugnung wert ist. Zum andern ist der geistliche Zuspruch durchaus nicht so bedeutungslos für das leibliche Wohlbefinden des Kranken. Hat auch der seelsorgerische Krankenbesuch ein durchaus anderes Ziel als die körperliche Heilung durch Kraft des Gebets, welche vielmehr einzelnen Personen zu überlassen ist, welche eine besondere Begabung dazu empfangen haben, so wird doch schon mancher Seelsorger ganz überraschend erfahren haben, daß sein in Einfalt ausgerichteter Dienst oft mehr ausgerichtet hat als alle ärztliche Kunst, und die Abneigung, welche Ärzte oft gegen das seelsorgerische Walten des Geistlichen, als schädliche Aufregung verursachend, hegen, beruht meist auf Vorurteil und einseitiger Beobachtung.

Daß das seelsorgerische Walten am Krankenbette fast mehr als alles andere dazu dienen kann, die Herzen der Gemeindeglieder dem Prediger zu erschließen und zu verbinden, daß in der Krankenstube oft ein Bund geschlossen wird, der dem Prediger Stützen verschafft für seine ganze spätere Amtswirksamkeit, und daß uns da oft ein inniger, warmer Dank gespendet wird, wo

wir ihn gar nicht erwartet, und wo wir uns bewußt sind, ihn gar nicht verdient zu haben, das haben wohl die Meisten schon erfahren. Zwar sollen wir ja unsere Pflicht thun ohne Rücksicht auf den zu erwartenden Lohn, aber da wir doch danach trachten sollen, unsere Stellung in der Gemeinde mit erlaubten Mitteln zum Besten derselben zu befestigen, so tritt auch der Krankenbesuch in die Stellung eines Mittels zum Zweck, und es kann einem Prediger, der seine Gemeinde sich geneigt machen will, gar kein besserer Rat gegeben werden als der: Bekümmere dich fleißig und treu um die Kranken.

Und endlich wird die treue Verwaltung des Amtes am Krankenbette dem Seelsorger für sein persönliches inneres Leben reichen Ertrag abwerfen. Man lernt in der Krankenstube nicht bloß seine Gemeindeglieder am besten kennen, sondern man lernt Menschenkenntnis im tiefern Sinne, man thut Blicke in das Herz und Wesen des Menschen, man lernt sein eigenes Wesen kennen, man beobachtet die Wege Gottes in ihrer Unbegreiflichkeit und erhabenen Weisheit. Es giebt manches Krankenbett, an dem wir mehr empfangen, als wir zu geben im Stande sind; und wenn dies auch nicht überall der Fall ist, so erfahren wir dann doch, das Geben seliger ist als Nehmen, und wie nicht bloß die Kranken des Arztes bedürfen, sondern auch der Arzt der Kranken, so bedürfen auch die Kranken nicht bloß des Seelsorgers, sondern wir bedürfen ihrer, um durch den Verkehr mit ihnen zu gewinnen im geistlichen Leben zur Förderung unserer gesamten amtlichen Wirksamkeit.

Man erwartet und wünscht am Schlusse eines Vortrages in der Regel etliche Sätze, in denen das zuvor Gesagte zu Behauptungen gesammengefaßt ist, welche die eigentümliche Auffassung des Gegenstandes seitens des Vortragenden wiedergeben. Es wird mir nicht leicht, solche Sätze aufzustellen, da das Vorgetragene wenig Eigentümliches enthält; ich fasse sie nur auf als Andeutung für eine einzuleitende Besprechung.

1. Die Notwendigkeit seelsorgerischer Krankenbesuche ist begründet in der Pflicht der Liebe, die es fordert, einander zu dienen, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.

2. Das Mittel zu rechter Ausführung der seelsorgerischen Pflicht sind objektiv die Gnadenmittel und das Gebet, aber zur rechten Anwendung derselben ist auf diesem Gebiete besonders viel in die freie Entscheidung des Seelsorgers gelegt, und die innere Durchbildung der Persönlichkeit ist daher von der größten Wichtigkeit.

3. Die Schwierigkeiten liegen zum Teil in der Person des Seelsorgers selbst, und sind dann eben als ein Mangel in der persönlichen Durchbildung aufzufassen, der mit Gottes Hilfe zu überwinden ist; auf der andern Seite bilden die körperlichen, die gesellschaftlichen, die seelischen Zustände des Kranken eine Mannigfaltigkeit von Schwierigkeiten, zu deren Überwindung die Weisheit und Geistesgegenwart des Predigers erfordert wird.

4. Der Segen rechter seelsorgerischer Amtstreue am Krankenbette kommt ebensowohl dem Kranken als auch dem Geistlichen selbst für seine öffentliche Stellung in der Gemeinde, wie auch für sein persönliches inneres Leben zu Gute.

Der Konfirmandenunterricht in Briefen.

(Von P. J. B. Jud.)

I.

Lieber Freund! Dein Wunsch, nachdem ich Dir meine einfachen Gedanken über das Predigen geschrieben hatte, Dir nun auch in ähnlicher Weise über den Konfirmandenunterricht zu schreiben, setzt mich fast in Verlegenheit. Mußte ich dort schon auf den gelehrten Apparat verzichten und stand mir nicht einmal eine nennenswerte Litteratur zur Seite, die mir erreichbar gewesen wäre, konnte ich dort darum nur das hervorheben, was mir durch die Erfahrung und durch eigenes Denken darüber aufgestoßen und klar geworden war, so war es doch etwas, was ich seinerzeit gelehrt worden bin. Aber das Unterrichten wurde ich merkwürdigerweise in meiner Studienzeit nicht gelehrt; ich wurde auch nicht eine Stunde in eine Schule oder in ein Konfirmandenzimmer hineingeführt, um vor den Augen und Ohren eines Katecheten zu unterrichten. Das wird ja jetzt bei euerm verlängerten Studienkursus anders sein und ihr werdet theoretische und praktische Anleitung haben. Ich kann Dir darum durchaus nichts wissenschaftliches, sondern nur Lehren einer bald dreißigjährigen Erfahrung und diese nur in ungelehrter Form geben.

Der Zweck des Konfirmandenunterrichts ist kein anderer als der des Predigens, nämlich das Jüngermachen. Aber die Art und Weise der Wirksamkeit zu diesem Zwecke wird verändert und bedingt durch die Personen, mit denen ich es im Unterrichte zu thun habe. Im Unterricht haben wir es mit Kindern, in der Predigt mit Erwachsenen zu thun. Dieser Unterschied bezieht sich mehr noch als auf das Wissen auf das Urteil und auf die Urteilsfähigkeit. Ersteres ist allerdings in den meisten Fällen auch geringer als bei Erwachsenen und es muß eben darum die Lehre, auf der sich die Erbauung erst vollziehen kann, im Unterricht der Erbauung vorgezogen werden. Der Konfirmandenunterricht muß einen lehrenden und belehrenden Charakter haben. Die Predigt hat sich nach dem jeweiligen Zustand der Gemeinde zu richten. Manches, das zu einer Zeit hoch wichtig erschien, kann zu anderer Zeit vollständig wegbleiben, weil es das Leben der Gemeinde nicht berührt, während anderes, was sonst von geringer Bedeutung erschien, jetzt mit Macht getrieben werden muß, weil es recht eigentlich Lebensfrage geworden ist. Im Unterrichte ist es anders. Nicht nach dem, was das Kind eben jetzt bedarf, habe ich zu fragen, sondern nach allem, was zum gottselig leben und selig sterben nötig ist während seines ganzen Lebens. Für den Unterricht giebt es nichts nebensächliches in der Glaubenslehre. Der Unterricht ist nicht eine einmalige Malzeit, die der Reisende im Hotel erhält, sondern eine Equipierung für das ganze Leben. Aber wie schon bemerkt, liegt der noch größere Unterschied zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen im Urteil und in der Urteilsfähigkeit. Bei der Predigt habe ich immer an die Einwürfe die bei jeder Position, welche aufgestellt wird, in den Herzen aufsteigen, zu denken. Bei dem zu unterrichtenden Kinde steigen diese Einwürfe nur in

höchst geringem Maße auf; es ist willig aufzunehmen und kommt dem Lehrer mit Vertrauen entgegen. Aber diese Urteilslosigkeit hat eine andere Gefahr, die der Lehrer beseitigen muß, nämlich die, daß das Kind die Gegenstände der Lehre unbesehen aufnimmt, und sie darum als tote Schätze beherbergt, die es dann im Leben nicht hervorzuholen und zu benutzen versteht. Eine der Hauptaufgaben des Lehrers muß es darum sein, jeden Gegenstand des Unterrichts hervorzuheben und ihn so in das Licht des kindlichen Verständnisses zu stellen, daß dasselbe seine Wichtigkeit und Bedeutung erkennt und versteht. Mit dem Unterrichte muß darum die Weckung des Urteils und die Erziehung zur Urteilsfähigkeit einhergehen.

Die Quelle des Unterrichts ist wie für die Predigt Gottes Wort. Aus diesem soll geschöpft werden was zur Ausrüstung eines Menschen für seinen Lebens- und Todesweg notwendig und heilsam ist. Das ist und bleibt die unerschöpfliche Schatzkammer aller Weisheit und Erkenntnis. Wir haben aber noch ein anderes Mittel, nämlich die Katechismen. Diese wollen ja keineswegs die Bibel ersetzen. Aber sie fassen das, was jedem Menschen zum gottselig leben und selig sterben nötig ist, aus der Bibel kurz zusammen. Dieses alles zersetzende und alles bekrittelnde Jahrhundert hat auch da gesucht Neues einzuführen. So giebt es denn eine Menge Leitfäden zum Konfirmandenunterricht und zwar gute und schlechte. Man könne den Unterricht mannigfaltiger und interessanter machen, meinte man, wenn darin nicht nur jeder seinen eigenen Weg gehe, sondern je und je wieder einen neuen Weg suche. So fing der eine mit der Taufe, ein anderer mit der Lehre von Gott an, ein dritter meint sogar, man müsse dem Kinde die natürliche Religion klar machen, ehe man an die christliche komme. Ebenso verschieden war denn die Art und Weise des Unterrichtens. Einer diktirte seine eigenen Hauptsätze, ließ sie auch wohl auswendig lernen, während ein anderer ein Spruchbuch anlegte und daraus auswendig lernen ließ und an der Handleitung von diesen Sprüchen den Unterricht erteilte.

Daß ich bei den Katechismen bleibe und zu keinem solchen Kunstwerk rate, kannst Du aus dem abnehmen, was mir als der Zweck des Konfirmandenunterrichts erschien. Da der Unterricht es nicht mit einem gegenwärtigen Zustande zu thun hat, sondern das Kind für seinen ganzen Lebens- und Todesweg ausrüsten soll, so braucht es hier keine Mannigfaltigkeit zu geben. Die Aufgabe ist Jahr für Jahr dieselbe, wie ja auch die Kinderbedürfnisse dieselben bleiben. Da haben wir denn nur den einen Einwand zu beseitigen: Hat nicht jeder das Recht, das, was für alle notwendig ist, selber zu erforschen? Wenn die Katechismen allerdings nur das Ergebnis der Reflexionen einzelner wären, dann müßte dem einzelnen natürlich wieder das Recht vindiciert werden, wieder für sich zu reflektieren. Das ist aber eben nicht der Fall. Die Katechismen sind geschichtliche Resultate. Die Gemeinbedürfnisse der Menschen haben sich in der Geschichte nach und nach klar gestellt. So gebot schon das Gesetz einzelnes, besonders wichtiges zum Zeichen auf die Hand zu binden, es ein Denkmal vor den Augen sein zu lassen und es an die

Pfosten des Hauses und an die Thore zu schreiben, und es den Kindern einzuschärfen, 5. Mos. 5, 8—10; 11, 9. 20. Es war der Katechismus des alten Bundes. Das ganze Gesetz war da zum Lesen und zum Forschen und jeder hatte die Pflicht dazu je nach Begabung, Stellung und Gelegenheit. Aber es gab Dinge, die alle gleichmäßig wissen sollten, die als Gemeingut jedem zuteil werden sollten, ohne die keiner auskommen konnte. Die sollten sie an ihren Kleidern und Häusern haben, daß sie nie vergessen würden. Der neue Bund hatte in dieser Weise neue Bedürfnisse und Gaben. Einer der ersten Ansätze des Katechismus war das apostolische Glaubensbekenntnis, zu dem nach und nach neues hinzukam. So existirten wohl schon, wenn auch nicht dem Namen, so doch dem Inhalt nach, vor Luther und den übrigen Reformatoren Katechismen, welche das wesentliche, was ein Christ wissen mußte, enthielten und wurden gebraucht, um die Kinder auf die erste Beichte vorzubereiten. Der Katechismusinhalt bestand damals schon aus dem apostolischen Glaubensbekenntnis, dem „Unser Vater," den Sakramenten und den zehn Geboten. Die Reformation hat auch hier reinigend eingegriffen, die Sakramente von 7 auf 2 reduciert, die Anordnung verändert ꝛc., aber nicht etwa das ganze beseitigt und ein neues geschaffen. Wir dürfen darum wohl sagen, die Katechismen sind Eigentum der Gesamtkirche und sind Antworten auf die in der Kirche nach und nach hervorgetretenen Gemeinbedürfnisse der Christen. Was aber so geschichtlich geworden ist, einfach auf die Seite zu setzen, damit die eigenen Reflexionen Platz haben, also zu sagen, das verstehe ich besser, das ist eine Vermessenheit, die sich selbst straft.

Aber ich sehe schon die Frage, die auf den Lippen liegt: Ja, welchen Katechismus soll ich denn gebrauchen? Und es scheint, daß es da dann bei mir heißen soll: Wer die Wahl hat, der hat die Qual. Besitze ich doch in meiner kleinen Bibliothek fünf verschiedene Katechismen, und die ließen sich vielleicht um einige Dutzend vermehren. Jedoch ich verspüre von dieser Qual nichts. Dem Hauptstoffe nach ist kein Unterschied. Die Gebote, den Glauben, das Vaterunser und die Lehre von den Sakramenten besitzen alle. Die Anordnung und Auslegung ist verschieden. Aber soll uns da die Wahl schwer werden? Wir sind Glieder der evangelischen Kirche; ihr Bekenntnis ist unser Bekenntnis. Wir glauben, die evangelische Kirche habe einen wesentlichen Schritt in der rechten Richtung gethan, daß sie sich auf den Consensus der Bekenntnisse beider reformatorischen Kirchen stellte; glauben, daß die evangelische Kirche ein Bindestein auf diesen beiden Hauptpfeilern des Tempels Gottes sei; glauben, daß nicht in der Ueberwindung der einen Kirche durch die andere, sondern durch Vereinigung beider in der Liebe das Reich Gottes gebaut und die Festen des Satans überwunden werden. Wenn wir das ehrlich glauben und ehrlich Glieder unserer teuren evangelischen Kirche sind, welchen Grund kann es dann noch geben, nicht auch den Katechismus der evangelischen Kirche zu gebrauchen? Wenn unser Katechismus nicht ein Repräsentant dieses Glaubens wäre, dann müßten wir einen machen, der diesem Glauben Ausdruck gäbe. Aber das ist bis jetzt von allen Kritikern unseres Katechismus noch nicht versucht worden, nachzuweisen. Was

gut ist in den Katechismen beider Kirchen, findest Du in unserem auch, was fehlte, hat er ergänzt. Was klare Lehre des Wortes Gottes ist giebt er; in dem, was verschiedene Auffassung bei gläubiger Betrachtung des Wortes Gottes zuläßt, läßt er auch Freiheit. Ja ich behaupte, er ist dem Worte Gottes gemäßer von Vorurteilen freier, als der immer in Frage kommende lutherische Katechismus. Nimm die Gebote. Du findest sie in dem evangelischen Katechismus Wort für Wort mit 2. Mose 20 übereinstimmend. Im lutherischen ist das erste und vierte verstümmelt, das zweite fehlt, das dritte ist verändert, das zehnte nicht wörtlich wiedergegeben. Wer hat das Recht, gerade bei den Worten, von denen es heißt, 2. Mose 20, 1: „Und Gott, der Herr, redete alle diese Worte" und die der Herr mit seinem Finger auf steinerne Tafeln schrieb, 1. Mose 31, 18, zu verändern oder zu verstümmeln? Wer hat das Recht zu sagen, das zweite Gebot ist im ersten enthalten und darum brauchen wir es nicht, wenn er es als zweites redet und mit seinem Finger auf die Tafel schreibt? Ich freue mich darum von ganzem Herzen über den Beschluß der Generalsynode, der also lautet: „Die Generalsynode ersucht die Distriktspräsides darüber zu wachen, daß kein Pastor der Synode einen andern als den Synodal-Katechismus einführe, und daß in Gemeinden, wo derselbe noch nicht ist, derselbe sobald als möglich eingeführt werde.

Also Du siehst, im Konfirmandenunterricht soll ein Katechismus und zwar unser Synodal-Katechismus gebraucht werden. Aber, ob nur der Katechismus? Das ist eine andere Frage. Ja wenn der Konfirmandenunterricht nur ein Kompendium der Lehre wäre, wenn nichts bezweckt zu werden brauchte, als den Verstand über die christliche Religion aufzuhellen, wenn überhaupt Religion nur Lehre wäre, so möchte dieses zureichen. Aber das Christentum basirt auf Thatsachen, und Thatsachen sollen in den Konfirmanden wieder erzeugt werden. Zum Konfirmandenunterricht gehört darum die Geschichte, welche diese Thatsachen vor Augen führt; die Katechismen selber beruhen auf der biblischen Geschichte darum können wir diese Geschichte nie entbehren. Sie muß den Grund legen, auf dem sich die christliche Lehre auferbauen kann. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß die Zeit des Unterrichts zu kurz ist, diese Grundlage erst zu legen, darum muß auf irgend eine Weise vorher dafür gesorgt werden. Da wären wir denn richtig bei dem pium desiderium der Gemeindeschule angelangt. Ja wenn es nur ginge! Aber die Berge von Hindernissen! Ich will Dich damit nicht aufhalten; es sei Dir genug, wenn ich sage, daß es in der Synode nur 131 Lehrer giebt bei 648 Pastoren. Ob Du einer der Geistlichen wirst, die einen Lehrer an der Gemeinde haben, weiß ich nicht. Aber die Kinder müssen die biblische Geschichte wissen und dafür mußt du sorgen auf die eine oder andere Weise. Ich sorge dafür, daß ich wenigstens einige Monate selbst das Schulscepter führe, die biblische Geschichte in der Sonntagsschule behandle und im Konfirmandenunterricht damit fortfahre. Damit genug für dieses Mal.

Dein Philemon.

II.

Lieber Freund! Ehe ich über den Unterricht selbst rede, laß mich einige nebensächliche Dinge bereinigen, die doch nicht nebensächlich sind in dem Sinne, daß sie auch gerade so gut weggelassen werden könnten. Der Pastor und die Konfirmanden sind nicht die einzigen Faktoren bei dem Unterrichte, in nächster Linie kommen die Eltern und dann die Gemeinde. Ein wesentlicher Teil der Vorbereitung auf die Konfirmation geschieht nicht im Unterrichte, sondern zu Hause. Das Auswendiglernen kann nicht vom Pastor, sondern muß von den Eltern überwacht werden. Jedes Kind bringt etwas von seinem Hausgeiste mit in den Unterricht. Es gab eine Zeit, da man alle Regeneration in Staat und Kirche von der Schule erwartete. An den Alten, meinte man, sei nichts mehr aufzuklären und zu bilden, aber das nachkommende Geschlecht, das könne man machen, wie man es haben wolle. Man sorgte dafür, daß die Kinder möglichst frühe und möglich viel von den Eltern hinwegkamen in die Anstalten, wo man meinte mit den neuerfundenen Methoden die Weisheit in Strömen einpumpen zu können, und glaubte mit dieser Weisheit dann auch Tugend und Gerechtigkeit von selbst schon gepflanzt zu haben. Lehrer und Pastoren vergaßen, daß sie erst in zweiter Stelle die Stellvertreter Gottes an den Kindern sind, daß die eigentlichen Stellvertreter, die Gott von Anfang an dazu bestimmte und sie mit Gaben dazu ausrüstete, die kein anderer besitzt und besitzen kann, die Eltern sind. Man untergrub die Autorität, die Gott den Eltern gegeben, indem man dem jungen Geschlechte beständig von seiner großen Bedeutung, die es habe, sprach; aber sägte den Ast ab, auf dem man selbst saß. Man erzog ein dünkelhaftes, aufgeblasenes, dabei aber innerlich hohles und leeres Geschlecht. Über dem Streben ein Herr Lehrer und nicht mehr ein Schulmeister zu sein, kam man nicht zu der ersehnten Herrschaft, aber verlor die Meisterschaft. Man nahm den Eltern so viel wie möglich von ihrem Anteile an der Erziehnng und untergrub dadurch ihre Autorität, da trugen sie von ihrer Autorität auch möglichst wenig mehr auf die Usurpatoren über.

Warum ich das hier sage? Weil ich meine der Pastor soll im Unterrichte mit diesem ersten von Gott gesetzten Faktor in der Kindererziehung rechnen. Wenn er darum den Anfang des Unterrichts ankündigt, soll das nicht wie eine Zeitungs-Annonce klingen, oder wie der Ruf eines Polizeidieners. Nein, man kündige es so an, daß die Eltern merken es bricht nun für ihre Kinder die wichtigste Zeit im Leben an; und sie haben dafür zu sorgen, daß diese Zeit dem Kinde allen Segen bringe, den Gott hineingelegt hat. Ich will Dir sagen, wie ich das angefangen habe zu thun und ich verspüre, daß es Segen bringt. Ich kündige, ehe ich den Konfirmandenunterricht beginne, eine Predigt über Erziehung an und lade die Eltern, welche Kinder zu konfirmieren haben, besonders ein. In dieser Predigt sage ich mutatis mutandis was die Eltern mit allen Kindern, besonders aber mit ihren zu konfirmierenden, zu thun haben und zeige, welch ein Segen in ihr Haus ein-

zieht, wenn so viele Lehren des Wortes Gottes und Bibelsprüche in ihrem Hause gelernt werden und sie dabei helfen dürfen; ich erinnere sie daran, daß sie dazu helfen müssen, daß das Kind nicht nur die Lehre, sondern den Geist Gottes erhalte u. s. w. Ich sah lange Jahre mit Betrübnis, wie wenig Verständnis in den Gemeinden und bei den Eltern über Unterricht und Konfirmation bestehe. Ich dachte darüber nach und fand, es ist eine von diesen Materien, die man nie in der Predigt behandelt, also keine Belehrung darüber giebt, sondern voraussetzt, das verstehe sich von selber. Nur andeuten will ich noch, daß man während der Unterrichtszeit aus demselben Grunde die Eltern der Kinder auch besuchen und mit ihnen sprechen soll über ihre Kinder, deren Betragen und Leistungen. Die öfteren Fragen, was macht mein John oder meine Marie im Unterrichte, zeigen mir doch, daß sie merken, sie haben etwas dabei zu thun.

Aber ich sprach noch von einem anderen Faktor beim Unterrichte, von der Gemeinde. Ich thue ja nur in ihrem Auftrage ihre Arbeit. Sie hat die Kinder aufzunehmen in der Konfirmation. In ihrer Mitte soll der ausgestreute Samen wachsen und keimen. Darum soll sie auch nicht unthätig sein beim Unterrichte. Wer ist wieder schuld, daß der Unterricht in der Gemeinde oft so nebensächlich angesehen wird, die Konfirmandenprüfungen so schläfrig angehört werden, als wir selbst?! In der alten Kirche waren sonntägliche Fürbitten für Katechumenen. Mit welchem Rechte werden sie bei uns oft weggelassen? Es ist ein krankhaft pietistischer Zug, der uns anhängt, wir hätten es doch meist mit unbekehrten Leuten zu thun, die doch nicht so im Ernste mitbeten und so nützen diese Fürbitten nichts. Aber gesetzten Falles dieses Urteil wäre richtig und wir wären solche Herzenskündiger und wüßten bis zum Throne Gottes hin die Gebete aller zu begleiten, wie sollen denn diese Leute bekehrt werden? Kann es nicht dadurch auch geschehen, daß sie unseren Ernst sehen und mit uns beten lernen? Aber es ist nicht so. Wir haben in allen Gemeinden Leute, die recht mitbeten und manches Vater- und Mutterherz, wenns um sein und ihr Kind geht, lernt eben hier recht beten. In diesem scheinbar frommen pietistischen Zuge ist Rationalismus, der eigentlich dem Gebet nichts zutraut und doch meint, die Haupsache thue man selbst. Aber freilich ist's mit der Fürbitte in der Gemeinde noch nicht gethan; die ernsteste Fürbitte soll aus dem Munde des Pastors im Kämmerlein erschallen, daß Gott ihm diese Seelen schenke. Damit sind wir bei dem Hauptfaktor des Unterrichts angekommen, bei dem Herrn. Ohne mich könnet ihr nichts thun, gilt nirgends mehr als im Unterrichte. Ohne ihn helfen alle Methoden nichts, ob es die akroamatische oder die erotemetische sei, ob wir zuerst auswendig lernen lassen und dann erklären, oder umgekehrt. Dieses Bewußtsein macht uns nicht faul und unfruchtbar, sondern treibt uns zu ernstem Gebet und zu der Selbstprüfung, ob wir es auch recht machen, wie es ihm gefällt oder ob wir ihm mit unserem Thun zuweilen auch mit unserer Weisheit den Weg versperren.

Somit hätte ich denn den Weg um das Konfirmandenzimmer her-

um und über dasselbe in die Höhe gemacht. Tritt nun mit mir in dasselbe hinein. Es ist die erste Stunde. Vor uns sitzen die Kinder, die von uns nichts geringeres als den Weg zum Seligwerden lernen sollen, voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Soll uns dies nicht vor allem feierlich ernst wie auch freudig stimmen; Sind sie doch Erlöste des Herrn und zur ewigen Seligkeit bestimmt. Was soll nach allem, was wir vorhin gehört und gesehen haben, das allererste sein? Wir lassen uns ja die Zettel mit ihren Namen und Geburtstagen geben, das gehört aber nicht zur Hauptsache. Die erste Hauptsache ist das Gebet, nicht so ein Gebet pro forma, sondern ein Gebet, das sich demütigt vor dem Herrn und seine Unwürdigkeit und Unfähigkeit erkannt weiß, ein Gebet, das eben darum fordert, verlangt und bittet. Und dann der Unterricht? Nein, dann zuerst reden über den Unterricht, von seinem Zwecke, von seiner Wohlthat und Segen, von dem was nötig ist dazu von seiten der Kinder im Hause und im Unterrichte. Alles kurz, warm und herzlich mit so wenig Worten als möglich, so daß sich die Hauptpunkte dem Kinde einprägen. Zu diesem Zwecke kann während der Rede gefragt und am Schlusse das ganze katechetisch wiederholt werden. Zu dieser Rede dürfen wir uns gehörig vorbereiten. Zwar ernten wir keine Lorbeeren damit, es ist nur eine Rede vor Kindern, wir brauchen keine gewählten schön klingenden Worte zu suchen, die Kritiker sind ja nicht da, um so mehr müssen wir nach dem suchen, was notwendig ist, was zu den Gesichtspunkten für den ganzen Unterricht gehört, müssen suchen dem Kinde verständlich zu werden und das wesentliche ihm einprägen. Wer diese Anfangsrede recht zu halten versteht, hat mehr geleistet, als wenn tausende nach einer Predigt rufen: Das war schön gewesen. Es werden nun noch die Aufgaben aufgegeben. Das fülle denn auch die erste Stunde aus und es erfolge noch ein passender Gesang und Gebet.

Vielleicht denkst Du die Einleitung wäre jetzt lange genug gewesen. Endlich wird er doch an das Geheimnis und die Kunst des Unterrichtens kommen. Ja ich habe in meiner Jugend auch gedacht, das, was ich im Unterrichte thue, das sei die Hauptsache. Das Auswendiglernen von unverstandenen Dingen nütze doch nichts, und jedenfalls müssen das die Kinder selber thun, ich habe damit nichts zu thun, als aufzugeben und abzuhören. Eine neunzigjährige fast kindische Frau belehrte mich eines andern. Was ich ihr sagte, vergaß sie in derselben Stunde wieder, was ihr Pfarrer sie gelehrt hatte, hatte sie auch vergessen. Aber ihren „Heidelberger" konnte sie noch Wort für Wort auswendig, den wiederholte sie mir, an diesen Fragen und Sprüchen richtete sie sich auf. Das waren die im Gedächtnis abgelagerten Schätze, die durch das Leben hindurch in Leiden und Trübsalen wieder lebendig geworden waren. Dieselbe Herren Lehrer Weisheit, (ja nicht Schulmeister Weisheit, vor der habe ich so großen Respekt, daß ich mich ihr noch immer zu Füßen setzen möchte, sondern die Schulherren Weisheit), die meinte Schule, Kirche und Staat reformieren zu können, war dem Auswendiglernen nicht hold. Die Wahrheit liege in jedem Menschen, meinte sie, wenn man sie nur

herauszuziehen verstehe. Man brauche darum sie nicht hineinzulegen, sondern nur herauszuziehen und herauszuspinnen. Und ach, herausgezogen wurde so viel, daß wenig mehr drinn blieb. Es wurde alles so begreiflich, daß es nichts mehr zu begreifen gab. Die Kinder sollen zwar auch verstehen lernen, aber wenn ihnen nur mitgeteilt wird, was sie verstehen, so ist das nicht viel. Was verstehen z. B. Kinder von Trübsal, von Leiden und Kämpfen. Verstehen zu lernen haben die Kinder das ganze Leben Zeit und Gelegenheit. Wenn sie nur merken, daß in Gottes Wort Trost, Licht, Leitung und Führung ist, dann holen sie zur Zeit heraus, was darinnen ist. Wie vieles hat Jesus den Jüngern wieder gesagt und ins Gedächtnis geprägt und zwar so, daß Johannes nach mehr denn 70 Jahren es noch wörtlich wußte, was sie damals nicht verstanden. Er sagt: Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird es Euch alles lehren und Euch erinnern alles des, das ich Euch gesagt habe. Er hat nicht herausgezogen, sondern hineingelegt. Wie sollen wir es denn machen, daß die Kinder auswendig lernen. Ein Bruder zeigte mir kürzlich einen guten Weg, den ich jetzt einführen will. Er läßt die nächste Aufgabe am Schlusse der Stunde mehrere Male lesen und berichtigt alle Fehler. Auf diesem Wege gewinnt er auf der einen Seite, daß sie die Aufgabe recht lesen und darum auch recht lernen können, und auf der andern Seite ist ihnen die Aufgabe schon nicht mehr fremd. Dann aber laß es Dich nicht verdrießen, die Eltern zu bitten, daß sie den Kindern helfen. Erinnere je und je in der Predigt an den Segen, den es hat, wenn man wieder einmal genötigt ist, den Katechismus durchzugehen. Man kann darin mit Ernst und Geduld viel thun. Nun will ich Dir versprechen, das nächste Mal an den Unterricht zu kommen. Unter der Zeit sei herzlich gegrüßt von Deinem

Philemon.

III.

Lieber Freund! Mit dem Worte „Katechese" bezeichnet man heute nicht nur den religiösen Unterricht der Kinder, sondern jeden Unterricht, der in der Form von Fragen und Antworten geschieht. Darum giebt es Katechismen der Gärtnerei, der Jagd und Reitkunst, der Hufbeschlagkunde ꝛc. Die Pädagogik hat sich dieser Disciplin bemächtigt und braucht sie auf ihrem Gebiete in der ausgedehntesten Weise. Dagegen ist nun nichts zu sagen. Denn die Grenzlinien der Wissenschaften sind ja überhaupt nur imaginäre und machen sich eben nur geltend, weil unser und aller Menschen Wissen Stückwerk ist. Wir haben auch nichts dagegen, daß die Pädagogik das Wort in ihrem Sinn modelliert und die Sache nach ihren Zwecken anwendet. Aber wohl müssen wir uns dagegen verwahren, daß man uns zumutet jene auf anderem Gebiete entstandene Definition für unsern Unterricht ungeprüft aufzunehmen und unseren Unterricht darnach zu gestalten. Die Pädagogik benutzt die Katechese zur Entwicklung der Denk- und Vorstellungskraft, sucht das Kind durch ent-

wickelndes Fragen von dem bewußt Erkannten zum Verstehen des noch Unbekannten, von dem nur unbestimmten Ahnen zu klaren Vorstellungen zu bringen. So lange nun die Katechese mit irdischen, erfahrungsmäßigen Wahrheiten zu thun hat, ist nach meiner Ansicht die Methode auch eine richtige und entspricht ihrem Zwecke. Irdische Wahrheiten können mit unumstößlicher Gewißheit erkannt, verstanden und vorgestellt werden, wenn nur der Verstand genügend ausgebildet und entwickelt ist. Daher konnte auch Mosheims Hinweis auf des heidnischen Weisen-Sokrates Dialoge seiner Zeit eine solche Revolution in der Unterrichtsmethode hervorbringen, daß man eine zeitlang meinte durch die sogenannte „Sokratik" das Mittel gefunden zu haben alles, auch die größten und tiefsten Wahrheiten, dem Kinde spielend beibringen zu können. Wir können und wollen nicht leugnen, daß die Pädagogik, wie sie selbst eine Belebung erfahren hat dadurch, auch segensreich auf den religiösen Unterricht eingewirkt hat. Es war ein Segen, daß dieser frische Luftzug das bloße „Einbläuen" des Katechismus beseitigte. Und lernen wollen wir heute gerne von den Pädagogen, soweit es unsere Zwecke als Theologen nicht alterirt, sondern fördert. Aber die Pädagogik hat ja selbst die Einseitigkeit dieser Verstandesbildung eingesehen, und Pestalozzi empfahl eine allerdings schon von Baco und Comenius empfohlene Methode, und setzte das Wort „Anschauungsunterricht" der Sokratik als Korrektiv gegenüber. Die Pädagogik wurde sozusagen durch ihre eigene Logik getrieben sich in dem Kinde noch nach einem andern Bundesgenossen umzusehen als dem bloßen logischen Verstande. Was aber auf dem Gebiete der Pädagogik eine logische Konsequenz war, ist es noch viel mehr auf unserem Gebiete. Bei der Religion handelt es sich nicht nur, und nicht einmal in erster Linie, um das begriffliche Erkennen, sondern um den lebendigen Eindruck auf das Gemüt, wenn sie anders die sittliche uns aus dem Verderben ziehende Macht sein soll. Sie ist nicht etwa wie irdische Vorstellungen schlummernd in uns vorhanden, so daß sie durch Fragen nur geweckt zu werden brauchte, nein alles was wir ihr entgegenbringen sind die großen Fragezeichen unseres Gemütes und Verstandes. Diese schlummern in uns und werden durch Fragen erweckt, aber die Antworten darauf kommen nicht aus uns, sondern aus der Offenbarung Gottes. Diese muß also dem Kinde gelehrt, ihm gesagt werden, damit die Fragen und Antworten in dem Kinde sich treffen und zu den unumstößlichen Gewißheiten gestalten. Nur der Rationalismus, der eben behauptet, nur was in dem Menschen schon vorhanden ist, also die sogenannte „natürliche Religion" ist Wahrheit, kann darum eine rein erotematische Methode gebrauchen. Auf seinem Boden ist die Sokratik auch erwachsen. Es ist bezeichnend, daß zur Zeit eines geisttötenden Orthodoxismus das „Einbläuen" eines toten objektiven Stoffes, zur Zeit des Rationalismus das Herausziehenwollen der Wahrheit aus dem Menschen, die maßgebenden Methoden waren. Der lebendige Glaube vereinigt beides. Er bietet die objektive Materie auch, wenn auch vielleicht weit weniger massenhaft, aber er sucht zuerst das menschliche Verlangen dafür zu erwecken, daß das Selbstverständnis und die Selbsterkenntnis gefördert, und dann der gegebene

Stoff wieder durch Fragen zum Bewußtsein gebracht wird. Der Rationalismus wollte Leben, aber er meinte es im Menschen selbst erwecken zu können, der Orthodoxismus brachte den Stoff zum Leben, aber erweckte ihn nicht. Unsere Aufgabe ist beides zu thun.

Aber haben wir dann noch ein Recht, unsern Unterricht „Katechese" zu nennen? Dieses führt uns zur Untersuchung der „sprachlichen" und historischen Bedeutung des Wortes. Das Zeitwort κατήχειν, von dem das Wort Katechese abgeleitet ist, bedeutet nicht etwa ein Echo geben, sondern „herabrauschen" „antönen" und der abgeleitete Gebrauch kann etwa ausgedrückt werden mit „Kunde geben" (vergleiche ἤχη „Getön"). Apostelgesch. 21, 24 übersetzt es Luther mit berichten (was sie wider dich „berichtet" sind.) Und Luk. 1, 4 übersetzt er es allerdings mit „unterrichten", aber es ist damit auch nicht ein unterrichten zu denken, wie unser unterrichten, sondern ein, Gehört- und Vernommenhaben. So scheint uns denn das Wort eben zu bedeuten „Kunde geben", wie man eine Kunde eben zunächst noch im Allgemeinen hört ohne noch tiefer darauf eingegangen zu sein oder geforscht zu haben. Ueber die Art und Weise oder wenn du lieber willst „Methode" des „Kundegebens" sagt das Wort nichts.

Geschichtlich finden wir dies Wort in der ältesten nachapostolischen Kirche. Und dort wurde es gebraucht für den Unterricht derer, die sich zur Taufe gemeldet hatten, der Katechumenen. Aber nach allem was wir davon wissen, so war dies kein Unterricht in Frage und Antwort, denn auch die auf der höchsten Reifestufe stehenden hatten vor der Taufe schlechterdings als die Unmündigen zu schweigen. Es waren also Vorträge, die über christliche Lehre und Leben an sie gehalten wurden. Wenn wir das Wort Katechese für unsern Konfirmanden-Unterricht in Anspruch nehmen, so thun wir es allerdings nicht um jener Methode nachzumachen, sondern weil wir denselben Stoff zu ähnlichem Zwecke verwerten. Aber wir brauchen uns auch keinen Einwurf aus sprachlichen und historischen Gründen machen zu lassen, denn wenn wir selbst die Frage im Unterricht verwerfen würden, so hätten wir das sprachliche und historische Recht auf unserer Seite.

Somit brauchen wir uns in dem Unterricht von nichts als dem Zwecke dieses Unterrichtes leiten zu lassen. Diesen Zweck, die Konfirmanden zu bewußten Jüngern zu machen, dadurch daß wir sie alles lehren, was zum gottselig leben und selig sterben notwendig ist, haben wir oben schon genannt. Wäre nun das Kind sich seines inneren Lebens und seiner inneren Mängel schon bewußt, würde es also bereits uns fragen, so wäre die Sache sehr einfach, wir hätten ihm nur auf seine Fragen Antwort zu geben. Aber das ist nicht der Fall, wir haben es mit dem schlafenden, schlummernden, im besten Falle halberwachten Kinderleben zu thun, das sich selbst noch nicht versteht und für sein Sehnen noch keinen Ausdruck hat. Dieses Sehnen nach Licht und Leben muß im Bewußtsein geweckt und dem Kinde zum Verständnis gebracht werden. Das geschieht eben durch Fragen. Recht bezeichnend fängt darum schon der Heidelberger mit einer solchen weckenden Frage an, mit der

Frage: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?" Er hebt also eine Frage, die im Gemütsleben schlummert, die Frage nach Trost, hervor und bringt sie ins Bewußtsein. Und doch ist die erste Frage unseres Katechismus noch bezeichnender: „Was soll eines jeden Menschen vornehmste Sorge sein?" Die Frage nach Trost setzt bereits eine größere Erkenntnis voraus. Die Frage nach der vornehmsten Sorge setzt sich auf das allgemeinste unentwickeltste Menschenleben herunter und strebt von da in die Tiefe und erweckt Frage um Frage, die immer wieder aus der Schrift und nach der Schrift beantwortet wird. Jedoch bringt das Kind auch in diesem Falle nicht ohne Weiteres Name und Sache zusammen. Es ist darum Sache des Katecheten diese Verbindung herzustellen, dadurch daß er dem Kinde sorgende Zustände aus dessen Leben und aus dem Leben anderer vor die Augen stellt und von diesem Punkte aus es den Namen kennen lehrt. Damit treten wir bereits aus dem erotematischen Unterricht heraus und in den akroamatischen hinein. Wir kommen auf das Gebiet des Vorsprechens das schon Pastalozzi bei dem Anschauungsunterrichte, und des Erzählens, und zwar gut Erzählens, das die neuere Pädagogik fordert (Schmied Encyclopädie für Unterricht und Erziehungswesen.) Der akroamatische und erotematische Unterricht hat also je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse zu wechseln. Wir sind durchaus nicht gebunden alles durch Fragen herauszulocken, so daß etwa Frage auf Frage in ununterbrochener Reihe folgen müßten. Es giebt eben Dinge, die das Kind nicht wissen kann. Frage tausend Erwachsene, selbst gelehrte Leute: „Was ist Sorge? Was ist Trost? Was ist Glaube?" und siehe wie viele Antworten, d. h. augenblickliche Antworten (und solche sind es die man von dem Kinde erwartet) du bekommst. Aber die Antwort wird erfolgen, wenn du irgend einen solchen Zustand dem Kinde vor die Augen stellst. Um deutlich zu sein will ich dir es an einem Beispiele wenigstens klar machen. Folge mir in mein Konfirmandenzimmer, ich will das Wort „Sorgen" den Kindern klar machen. Ich weiß die Kinder können mir unmöglich eine Definition davon geben. Ich könnte nun dieselbe selber geben und sie mir einige mal nachsprechen lassen, aber weil sich die Definition an nichts dem Kindergemüte Bekanntes anschließt, würde dieselbe weder ein richtiges Verständnis erwecken, noch im Gedächnis des Kindes haften. Ich sage darum dem Kinde lieber: Jedes Sorgen schließt zu allererst einen Wunsch in sich. Was wünschest du z. B. am nächsten Palmsonntag zu werden? Was muß aber jedes Kind fleißig gethan haben, ehe es konfirmirt werden kann? Was kann sich ein Kind, das schon viel gelernt hat und das leicht lernt, auf den Palmsonntag thun? Was wird sich aber ein Kind, das noch nicht gelernt hat und dem Lernen schwer fällt, vor dem Palmsonntag thun? Warum fürchtet es sich? Wir haben zwei Dinge kennen gelernt bei dem Sorgen, den Wunsch konfirmirt zu werden und die Furcht nicht genug lernen zu können um es zu werden. Es giebt aber noch ein Drittes. Was wird ein ernstes Kind thun, um seinen Wunsch konfirmirt zu werden in Erfüllung zu bringen? Sorgen ist darum der W u n s ch etwas zu erlangen, mit der Furcht es nicht erhalten zu können,

und darum vermehrter Anstrengung es doch zu erreichen. Nachdem ich mir das mehrere Male habe vorsprechen lassen, zeige ich das an einigen andern im Gesichtskreis der Kinder liegenden Beispielen. Da die Definition an den bekannten Beispielen haftet, welche die Kinder nicht leicht vergessen, so wird sie bei öfterem Wiederholen auch im Gedächniß bleiben. Aber selbst wenn das Kind das Sprachliche wieder verliert, die Sache wird im Gemüte haften bleiben. Nicht immer aber stehen mir solche Beispiele zu Gebote die so nahe liegen, da greife ich zu einer Erzählung. Ist sie aus der biblischen Geschichte, lasse ich sie lesen; ist sie anderswoher, so erzähle ich sie mit einfachen und kurzen Worten, und nur das Betreffende hervorhebend. Die größte Gefahr beim Erzählen ist, daß man entweder durch die Länge oder durch zu große Fülle die Kinder den Punkt vergessen läßt, den die Erzählung beleuchten soll. Eben darum soll sie erstens passend gewählt, zweitens kurz sein. Denn im Katechismusunterricht sollen die Erzählungen nur den betreffenden Punkt beleuchten. Als Hauptgesichtspunkt muß für den Konfirmanden-Unterricht bleiben in dem Kinde nicht nur das Verständnis der Heilslehre zu wecken und von allen einzelnen Ausdrücken des Katechismus ihm eine verständige Definition zu geben, sondern bleibende Eindrücke auf sein Gemüt hervor zu bringen. Davon das nächstemal noch etwas mehr.

Herzlichen Gruß Dein Philemon.

Exegese über Joh. 1, 19—23 als Vorarbeit zur Predigt.

(Von P. M. Habecker.)

Die Kirche hat einen guten Griff gethan, an den Anfang des Kirchenjahres, in die Adventszeit hinein, Züge aus dem Leben eines Gottesmannes zu stellen, der im Vollsinne des Wortes Träger der Adventsgedanken war, ist und sein wird, so lange es gilt, dem Kommen des Herrn zuzurichten ein bereit Volk. Die Thätigkeit dieses Großen aus Israel ist nur dann recht zu verstehen, wenn wir sie im Geiste seiner Zeit betrachten. Die Zeit, in der Johannes auftrat, ist die des Überganges. Das Alte ist zum Abschluß gekommen; er selbst, Johannes, stellt die Beendigung des Alten typisch dar. An den Schluß des Alten reiht sich der Anfang des Neuen. Der Anfang des Neuen umfaßt naturgemäß nicht die Fülle dessen, das als Neues herbeikam, er lehrt uns vielmehr das Neue als ein Werdendes aufzufassen. Von diesem Gesichtspunkte aus will das Leben des Johannes in den einzelnen Zügen sowohl, als auch in seiner Gesamtheit betrachtet sein.

Vers 19: Und das ist das Zeugnis des Johannes, als die Juden aus Jerusalem Priester und Leviten sandten, daß sie ihn fragten: „Wer bist du?"

Johannes war in der Wüste aufgetreten. Mit heiligem Eifer und zündender Rede hatte er dem Volke den Anbruch des Reiches Gottes verkündet. Für's Reich Gottes sind nur bußfertige Herzen geschickt, darum ruft er mit eherner Stimme: „Thut Buße." Das Wort des Johannes verhallt nicht

fruchtlos in der Wüste; es lockt vielmehr das Volk aus Stadt und Land, Arme und Reiche. Massen des Volkes ziehen hinaus. Sie hören zu, ja — noch mehr, — viele lassen sich taufen zur Vergebung ihrer Sünden. So mag's eine Zeit lang einen herrlichen Anfang mit der Wegbereitung genommen haben. Allgemach wird der Zulauf geringer, vereinzelter ziehen die Menschen hinaus in die Wüste. Viele der erwärmten Herzen erkalten, die Fragen ums Himmlische verstummen, das Zagen um Sünde, Gerechtigkeit, Gericht verliert sich im irdischen Sinn. Der erste, erschütternde Eindruck der Person und Predigt Johannis hat sich verloren; es ist ein Stillstand, ein Rückschlag in der Bewegung des Volkes eingetreten. Wie so häufig im späteren Verlauf der Reichsgottesgeschichte, folgt auf eine Zeit brennenden Eifers eine Zeit der Erschlaffung. Nachdem die erste Begeisterung verflogen und Person und Predigt Johannis nicht mehr neu wirken, beginnt man mit kaltem Verstande nicht über sein Zeugnis, sondern über seine Person zu reflektieren. Allerwege ein bedauerlicher Defekt des geistlichen Lebens, wenn man der Person des Predigers mehr Interesse widmet — gleichviel, ob in gutem oder bösem Sinn — als seinem Zeugnisse, d. i. dem Evangelium, für welches er ja nur Stimme, Kanal, Organ ist. Stimmen werden laut, die werfen die Frage auf: „Was mag dieser Johannes eigentlich sein?!"

Gerade in dieser Zeit trägt sich nun das zu, was unser Text erzählt. Die Juden senden eine Deputation zu Johannes. Der Ort der Abordnung, die Abordner und die Abgeordneten werden genannt. Der Ort ist Jerusalem. Jerusalem galt nicht nur als große Stadt, als Hauptstadt im Sinn des 19. Jahrhunderts, Jerusalem war vielmehr der Centralpunkt des Volkes als Theokratie. Der Pulsschlag des religiösen Lebens der Juden wurde von Jerusalem aus geregelt. Von da ging das geistliche Leben hinaus ins Land, — wie das Blut des Herzens hinausquillt in alle Adern, — von dort kam es zurück, um gereinigt, gestärkt, den Kreislauf neu zu beginnen. Aus diesem Mittelpunkte geistlichen Lebens senden die Juden Priester und Leviten. Da erhebt sich vorerst die Frage, wer unter *οἱ Ἰουδαῖοι* zu verstehen ist. Der Ausdruck „Jude" ist dem Johannes charakteristisch; in seinem Evangelium findet er sich an 16 verschiedenen Stellen. An den meisten dieser Stellen bezeichnet Johannes mit diesem Ausdruck das jüdische Volk als im Gegensatz zum Herrn und seinem Reiche. Diese Juden liebten die Finsternis mehr als das Licht, „das Licht schien in der Finsternis, aber die Finsternis erfaßte es nicht." Die Menge findet allezeit Stimmführer, die das Empfinden des Volkes zum Ausdruck — oder, wie man im Leben zu sagen pflegt, die Sache an den Mann — bringen. Auch diese *Ἰουδαῖοι* haben keinen Mangel an solch leitenden Häuptern. Wer aber waren diese? Sicher der „Hohe Rat" oder das sogenannte Synedrium (gr. *συνέδριον* v. *σύνεδρος* zusammensitzend v. *ἕδρα*: Sitz, Stuhl). Der große Rat hatte seinen Sitz in Jerusalem, bestand aus 71 Personen, deren größter Teil gewiß Priester und Leviten waren. Man unterschied 3 Klassen: 1. *ἀρχιερεῖς*, 2. *γραμματεῖς*, 3. *πρεσβύτεροι.* Wann dieses Institut entstanden, läßt sich kaum sicher entscheiden. Manche nehmen

an, daß Josaphat hierzu den Grund gelegt habe cfr. 2. Chr. 18, 8; andere dagegen sagen, da Sanhedrin nur eine Hebräisirung von συνέδριον ist, so geht daraus hervor, daß diese Behörde erst zur Zeit der seleucidischen Herrschaft entstanden ist. Thatsache ist, daß das Sanhedrin keine im Gesetz verordnete Behörde war, infolge dessen die Kompetenz dieses Körpers nicht aus dem Alten Testament erwiesen werden kann. Thatsache aber ist auch, daß zur Zeit Christi das Sanhedrin eine mit juridischer Gewalt ausgerüstete Behörde war. Betreffs der Machtbefugnis des Sanhedrin cfr. Luc. 13, 33—34; betreffs der unter römischer Herrschaft eingeschränkten Kriminaljustiz cfr. Joh. 18, 31 und 19, 6. Dieses Sanhedrin ist es, welches Priester und Leviten zu Johannes abordnet. Als geistlicher Gerichtshof hatte es hierzu das volle Recht, verwunderlich ist nur, daß es von diesem Recht, ja von dieser Pflicht, erst jetzt Gebrauch macht. Warum geschieht die Sendung nicht in der Zeit, in welcher Johannes auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit stand? Warum findet sie nicht am Anfang, sondern erst am Ende seiner Thätigkeit statt? Hat der Hohe Rat etwa denselben Gedanken gehabt, den etliche Jahrzehnte später Gamaliel Act. 5, 38 u. 39 zum Ausdruck bringt? Sicher nicht! So lange das Volk in corpore für Johannes gesinnt war, so lange schwieg das ihm feindlich gesinnte Sanhedrin, erst als sein Einfluß dahin, macht es sich auf, eine Untersuchung über ihn einzuleiten. Wie ähnlich ist doch dies Sanhedrin den Kindern der Welt aller Zeiten. So lange mit der Macht, dem Ansehen und Einfluß eines Mannes gerechnet werden muß, so lange schweigen seine Feinde und Neider; Lüge, Verrat, Verleumdung halten sich verborgen, schleichen höchstens im Finstern, gedeckt von den Schatten der Nacht; verwandelt sich jedoch die Stellung eines solchen Menschen, muß er aus der Höhe in die Tiefe — wie ist die Welt da doch so geschäftig, dem Sinkenden moralische Fußtritte zu versetzen, die dazu beitragen, seinen Ruin zu beschleunigen. Derartige Erscheinungen sind täglich neu im Ebben und Fluten der Welt, werfen zu unserer Demütigung und Mahnung auch Schlagschatten auf die Christenheit.

Wird die Klugheit zur berechnenden Schlauheit, dann heißt ihre Triebfeder nie Liebe, sondern Haß. So hier. Woher aber dieser Haß? Hat derselbe nur seinen Grund in der allgemein an Israel hervortretenden Erscheinung, die Johannes ausdrückt durch die Worte: „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht"? Die prinzipielle Opposition des Hohen Rates gegen Johannes und später gegen den Herrn wird genährt durch partielle, äußere Einflüsse. Johannes war kein Prediger, der die Schäden seiner Zeit, die Schwächen des Einzelnen und der Gesamtheit mit „Europens übertünchter Höflichkeit" behandelt hätte; letztere war ihm eine terra incognita. Das Salz fehlte diesem Bußprediger nach dem Herzen Gottes wahrhaftig nicht. Aber Salz gestreut in offene Wunden wilden Fleisches verursacht heftige Schmerzen. Das hatte auch der aus Pharisäern und Sadducäern bestehende Rat (Act. 23, 6) erfahren müssen, Matth. 3, 7. Das Salz der Wahrheit brannte — leider nicht zur Heilung. Das beweist der jetzt aufle-

dernde Haß, die Sendung der Priester und Leviten mit der Frage: *σὺ τίς εἶ*. Aus Priestern und Leviten besteht die Gesandschaft. Zum Dienst am Heiligtum hatte sich Gott den Stamm Levi ausgesondert. Der Beruf des Stammes in seiner Totalität war Bewahrung des Gesetzes, Lebendigerhaltung der Offenbarungen Jehova's auf Grund des Gesetzes, Handhabung der Gerichtsbarkeit. Dagegen waren die rein priesterlichen Funktionen: das Opfer, als Symbol der Versöhnung, das Räuchern als Symbol der Fürbitte und des Gebets, die Erteilung des Segens als Resultat von Opfer und Fürbitte, nur den väterlicherseits von Aaron stammenden Nachkommen übertragen. Daraus erhellt: „Alle Priester sind Leviten, aber nicht alle Leviten Priester."

Vers 20. „Und er bekannte und leugnete nicht; und er bekannte: Ich bin nicht der Christus." —

An diesem Verse fällt in erster Linie die emphatische Schreibweise Johannes auf. Warum häuft er zum *ὡμολόγησεν* noch *οὐκ ἠρνήσατο*? Die zwei Verba gelten von ein und derselben Aussage. Die Aussage des Johannes will also von diesen beiden Gesichtspunkten betrachtet sein. Seine Aussage ist erstens, ein Bekenntnis, Zeugnis und offenes Geständnis, zweitens, ein Nichtleugnen. — Johannes bekennt: „Ich bin nicht der Christus". Auf den ersten Blick kommt einem die Antwort wunderlich vor, es scheint als habe Johannes die Frage inkorrekt beantwortet; dem ist nicht so. — Johannes war es nicht unbekannt geblieben, daß über seine Person die verschiedensten Meinungen im Volke kursierten. Man sagte, er sei Christus, oder Elias, oder der Prophet. Diesen irrigen Anschauungen tritt er nun mit der ihm eigentümlichen Schärfe und Entschiedenheit entgegen, und zwar so, daß er mit der höchsten Meinung den Anfang macht und bei dieser Gelegenheit in recht instruktiver Weise den Weg der Selbstverleugnung betritt. cfr. Johannes 3, 30. Die höchste Meinung des Volkes war, Johannes sei der Christus cfr. Lukas 3, 15. Diesem Wahne setzt er lakonisch sein „ich bin nicht der Christus" entgegen. — Mit Unwillen hat er einst diese Ansicht des Volkes vernommen; nicht als Ehre, sondern als Schmach hat er's empfunden, daß er, der geringe Knecht, als der Herr angesehen wird. Jetzt, wo ihm Gelegenheit wird das zu bekennen, reißt er mit raschem Griff den Schleier von den Augen des Volkes; in falschem Glanze will er nicht scheinen, ein trügerisch Gewand will er nicht tragen; unter nachdrucksvoller Voraussetzung des *ἐγώ*, bezeugt er nicht der Christus zu sein.

Vers 21. „Und sie fragten ihn: was denn? Bist du Elias? Er sprach: ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: nein."

Die Gesandten thun, wie wir sehen, ihre Pflicht; sie inquirieren weiter. Da Johannes mit großer Gewalt den Anbruch des Reiches Gottes verkündigt, dazu auch tauft, so muß er, — da er bekennt nicht Christus zu sein, — doch im engsten Zusammenhange mit ihm stehen. Sie hegen daher die Erwartung, daß er sich als Elias ausgeben wird. Auch im Volke mochte dies wohl die vorherrschende Meinung sein; auf Grund von Mal. 3 hatten sie alle Ursache also von Johannes zu denken. —

Hier gilt es nun Stellung zu den verschiedenen Auslegungen zu nehmen, die sich mit der Frage beschäftigen, ob Johannes der verheißene Elias war. Wird die Frage mit „ja" beantwortet, so muß ferner der Konflikt zwischen dem Ja der Auslegung und dem Nein des Johannes gelöst werden. — Die Mehrzahl der Kirchenväter sagt: Johannes kann darum sagen, ich bin es nicht, weil die Weissagungen des Maleachi hauptsächlich auf den alten Elias von Thisbe gehen, der beim zweiten Advent des Herrn den Weg bereiten soll; nur in zweiter Linie sind diese Weissagungen auf Johannes den Täufer zu beziehen, indem er, bei dem ersten Advent des Herrn, im Geiste und in der Kraft des noch zukünftigen Elias einhergeben wird. Demzufolge sei Johannes zwar in einem gewissen Sinne Elias gewesen, im Vollsinne des Wortes jedoch nicht. — Diese Exegese ist von Luther, Calvin u. A. ad acta gelegt. Luther giebt in seiner Kirchenpostille folgende Auslegung: „Ich bin der Meinung, daß des Elias von Thisbe, der mit feurigem Wagen gen Himmel gefahren ist, gar nicht zu warten sei. Zu der Meinung dringt mich allermeist die Rede des Engels Gabriel Luk. 1, 17. Mit welchen Worten man siehet, daß der Engel deutet auf die Weissagung des Propheten Maleachi und führet auch dieselben Worte des Propheten, welcher auch saget, daß Elias soll die Herzen der Väter bekehren zu den Kindern. Wäre nun ein andrer Elias von Maleachi geweissagt, so hätte der Engel ohne Zweifel denselben nicht auf Johannes gedeutet. Ferner verstanden die Juden selbst den Maleachi von Alters her von der Zukunft Christi im Fleisch. Darum fragen sie hier Johannes, ob er Elias sei, der vor dem Christ kommen soll. — Doch glaubte ich dem Verstand der Juden nicht allein, wenn ihn Christus nicht bestätigte Matth. 17, 10. Das ihr gehöret habt von Elias, daß er kommen soll zuvor und Alles herwieder bringen, das ist recht und wahr, es ist also geschrieben und muß also ergehen. Aber sie wissen nicht, von welchem Elias da gesagt ist, denn er ist schon kommen. Also daß Christus die Schrift mit solchen Worten bestätigt und den Verstand vom künftigen Elias; aber doch verwirft den irrigen Verstand von einem andern Elias, denn Johannes." —

Wie aber verhält sich zu diesem Resultat das „Nein" des Johannes? Der Widerspruch löst sich, wenn die Verneinung auf die mit der Frage verknüpfte Anschauung der Fragesteller und überhaupt der Juden zurückgeführt wird. — Aus Mark. 6, 14 erhellt, daß die Juden den Elias in Person erwarteten. Sie rechneten auf ein Herniederkommen des gen Himmel gefahrenen Elias. Johannes kennt diese fleischliche Elias-Erwartung. Zu weitläufigen Auseinandersetzungen hat er jetzt keine Zeit, er bricht die Sache kurz ab, indem er die Frage nach dem Sinn der Fragesteller beantwortet; darum sein: „Ich bin's nicht". — Die Untersuchung nimmt ihren Fortgang; die weitere Frage lautet: „Bist du der Prophet?" Wer ist unter „ὁ προφήτης" gemeint? Jedenfalls der, welcher Deut. 18, 15 und 18 verheißen ist. Wer aber ist dieser dort verheißene Prophet? Da keiner der alttestamentlichen Propheten die Fülle dieser Weissagung erschöpft hat, (cfr. Deut. 34, 10) so kann nur der Herr selbst damit gemeint sein. (cfr. Joh. 1, 45; 6, 14;

Act. 3, 22; 7, 37.) — Allerdings findet sich Joh. 7, 40 und 41 die Thatsache, daß über Deut. 18, 15 auch eine allgemeinere Auffassung im Umlaufe war; denn daselbst steht dem Ausrufe: „οὗτός ἐστιν ὁ Χριστός" der Volksruf: „οὗτός ἐστιν ἀληθῶς ὁ προφήτης" gegenüber. Daraus ist das Faktum ersichtlich, daß von vielen Juden unter „ὁ προφήτης" irgend ein Prophet des Alten Testaments erwartet wurde. Nach beiden Auffassungen war Johannes nicht „der Prophet"; die Folge sein: „Nein." —

Vers 22. Da sprachen sie zu ihm: Was bist du denn? Daß wir Antwort geben denen, die uns gesandt haben. Was sagst du von dir selbst?" Die wenig entgegenkommenden Antworten des Johannes haben die Gesandten durchaus nicht mutlos gemacht; ruhig stellen sie eine neue Frage, denn sie sind nicht gewillt ohne bestimmte Antwort abzuziehen. Um endlich zu einem Resultat zu kommen, fragen sie ihn jetzt: „Was sagst du von dir selbst?"

Vers 23. „Er sprach: Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Richtet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jesaias gesagt hat." —

Hier haben wir nun das herrliche Bekenntnis des Johannes über seine Person und seine Thätigkeit vor uns. Dasselbe ist reich an Erkenntnis eigener Schwachheit, reich an Selbstverleugnung, reich an tiefem Schriftverständnis, in Summa instruktiv für Prediger aller Zeiten.

Johannes nennt sich φωνή. Diese Bezeichnung ist charakteristisch; denn es ist doch gewiß nicht zufällig, daß Johannes immer und immer wieder von seiner Person ablenkt und das Volk auf sein Zeugnis hinlenkt. Warum nennt sich Johannes eine Stimme? Weil er aus eigner Kraft, in eigner Person nichts sein will; weil er nicht seine Ehre sucht, sondern die Ehre dessen der ihn gesandt hat. — Eine Stimme ist nicht sichtbar, sondern nur hörbar: so will Johannes nur angehört, nicht angeschaut sein. (Welche Demuth! cfr. 1. Petri 5, 5. Woher die häufig in die Erscheinung tretende Wirkungslosigkeit unsrer Predigten? Zu viel Person, zu wenig „Stimme aus der Höhe" der Nerv derselben!)

Lediglich ein Organ will Johannes sein, durch welches Gott der Herr die Herzen seines Volkes zur Aufnahme des Heilandes bereiten will. Hiermit erweist er sich als ein rechter Prophet, der da hervortritt, ausrufend das, was ihm von Gott eingegeben und offenbaret ist. (cfr. Unterschied zwischen Prophet und Priester, wie ihn der alte Büchner bei dem Worte „Prophet" hervorhebt.)

„φωνὴ βοῶντος." Viele Ausleger unterscheiden hier zwischen der Stimme und dem Rufenden, indem sie also interpretieren: Der Herr, als der λόγος, der eigentliche Rufer; Johannes, als sein Diener, der, welcher diesem Rufe seine Stimme leiht. Luther sagt einfach: „Die Stimme eines Rufenden i. e. eine rufende Stimme i. e. eine Stimme die mit Kraft und Stärke ruft." — Der Ort, wo die Stimme erschallt, ist die Wüste. (Rückblick auf die Wüstenwanderungen Israels. Letztere typisch für das Israel aller Zeiten.) Johannes sieht sein Volk noch in der Wüste dieser Welt, als noch nicht eingegangen ins Land der Verheißung (ἔρημος = κόσμος). Diese Bedeutung hat der κόσμος auch heut noch. Wie damals, so stellt auch jetzt der Herr seine

Stimmen in die Wüste. Wozu? „Richtet den Weg des Herrn". Was ist unter diesem Wege des Herrn zu verstehen? Kurz zusammen gefaßt: „Das Wort ward Fleisch" oder um mit dem „Evangelium im Evangelium" zu antworten: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

„Richtet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jesaias gesagt hat."

Stimmung.

(Von Lehrer H. Packebusch.)

Wie es selbst dem größten Künstler nicht möglich ist, einem verstimmten Instrumente liebliche, harmonische Töne zu entlocken, so wird auch alle Mühe und Arbeit in der Schule ohne Erfolg sein, wenn dort die rechte Stimmung fehlt. Der Lehrer ist es, welcher hier zu stimmen hat. Da nun seine Saiten in Herz und Gemüt der Kinder weiter klingen, so hat er vor allem darauf zu sehen, daß er selbst nicht verstimmt ist. Mit andern Worten: Bringe stets eine gute Stimmung in die Klasse und laß sie dir auch dort nicht verderben. „Gieb mir Freudigkeit und Stärke zur Vollendung meiner Pflicht!" sollte jeder Lehrer in sein Morgengebet einschließen. Aber damit allein ist es nicht gethan. Gott hilft dem, der sich selbst hilft. Nur wenn der Mensch selbst sein möglichstes thut, kann er auf Erfüllung seiner Bitte rechnen. Nun giebt es ja Lehrer, denen ein solcher Grad von geistiger Gesundheit und Kraft innewohnt, daß sie nicht leicht aus Takt und Harmonie zu bringen sind, die selbst unter großen Widerwärtigkeiten ihren Humor nicht verlieren, bei denen er, so zu sagen zur zweiten Natur geworden ist; und wohl der Schule, die einen solchen hat! Aber vielen Lehrern geht es wie vielen Sterblichen überhaupt: Bei Widerwärtigkeiten, Mangel an Erfolg &c. werden sie niedergeschlagen, mutlos und laufen Gefahr zu versauern. Nur wolle man ja auch nicht glauben, daß ich hier plaidiere für einen Lehrer, der aus reinem Phlegma „fünf gerad' sein läßt; nein, gegen Gemeinheit, Lüge, Widersetzlichkeit und Trotz soll der Lehrer mit Nachdruck seinem Unwillen in Worten resp. Thaten vollen, kräftigen Ausdruck geben, aber zur rechten Zeit und am rechten Orte.

Was den Lehrer verstimmen, und wie er sich dagegen wappnen kann, darüber möchte ich hier einiges andeuten, werde mich dabei aber genau nach dem Beschluß der General-Synode, Prot. pag 86, 3. b, richten.

Hast du häusliche oder Familiensorgen, so schüttele sie ab, sobald du die Schwelle der Schule überschreitest. Letztere hat ein Recht auf deine ganze Kraft und darf nicht büßen, was andere an dir gesündigt haben. Das Abwerfen dieser Last wird dir um so leichter werden, je eifriger du dich in die Arbeit wirfst.

Will es mit der Disciplin nicht gehen wie es soll, so frage dich zuerst: An wem liegt die Schuld? Bei strenger Prüfung wirst du nicht selten finden, daß die Ursache in dir liegt. Vielleicht vergissest du, die Unart im Keim

zu ersticken; oder dein Unterricht war nicht fesselnd, indem du vielleicht deine Aufmerksamkeit zwischen Klasse und Textbuch zu teilen hattest. Beim Vortrage darf der Lehrer mitunter ein Buch gebrauchen, aber brauchen sollte er es nie. Beim Unterricht vom Mund zu Mund, Auge in Auge sollte die didaktische Kraft des Lehrers hinreichen, Unaufmerksamkeit und Ungezogenheit fern zu halten. Rufe, wie: „Ruhig!" an die ganze Klasse zu richten, ist nur vom Übel. Rufe nur den Schuldigen auf; oft genügt ein leises Anklopfen mit der Bleifeder 2c., ihn zur Raison zu bringen. Vor allem hüte dich vor Androhung von Strafen, die später vergessen oder erlassen werden. Es ist Thatsache, daß die strengsten Lehrer am wenigsten zu strafen und sich am wenigsten zu ärgern brauchen. Mit der Disciplin darf man es nicht bei Anläufen bewenden lassen, sondern man muß durchgehen. Halbheit hindert im Erfolg, macht Lehrer und Schüler mißmutig und kann sogar eine feindselige Stellung zwischen Lehrer und Klasse erzeugen.

Bei vorkommenden Unarten bedenke stets, daß in 90 unter 100 Fällen Leichtsinn, nicht Bosheit die Ursache ist. Wer könnte sich wohl über den Leichtsinn dieser munteren Schar ärgern. Der Trieb zur Thätigkeit liegt in der Natur des Kindes; daher gehört eigentlich das Wort Faulheit, d. h. Unlust zur Thätigkeit oder Lust zur Unthätigkeit, nicht in das Wörterbuch der Pädagogik. Nur schlägt dieser Trieb verschiedene Richtungen ein. Des Lehrers Aufgabe ist es, ihn in richtige Bahnen zu lenken. Beschäftigst du den Schüler nicht, daß es den Unterricht fördert, so wird er sich wahrscheinlich so beschäftigen, daß es denselben hindert. Aber böse darfst du darum nicht werden. Bringe ihn einfach zurück von seinem Irrweg. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß dieses mitunter in einer Weise geschehen muß, die weder Lehrer noch Schüler angenehm ist; allein verstimmen darf's dich nicht.

Noch viel weniger darf es dich verstimmen, wenn ein Kind infolge schwacher Anlagen nicht so schnell vorwärts kann, wie du wünschest, und es selbst vielleicht gerne möchte. Abgesehen davon, daß es lieblos wäre, wolltest du ein solches Kind deinen Unwillen fühlen lassen wirst du bald ausfinden, daß dein Unwille die Sache nur schlimmer macht. Hier heißt es, mit Geduld die Schwachen tragen. Ein solches Kind braucht mehr Liebe, als die andern.

Bisher habe ich nur von solchen Ursachen der Verstimmung gesprochen, denen man in der Schule selbst begegnet. Es giebt aber andere, die von außen an uns herantreten. Ich denke da zunächst an das Verhalten mancher Eltern gegen den Lehrer. Hier ist es oft nicht leicht, die Ruhe zu behalten und im Takt zu bleiben, indem man voraussetzt, daß man es hier mit zurechnungsfähigen Personen zu thun hat, wiewohl die Voraussetzung mitunter auch eine irrige ist. Die Selbstliebe und die Liebe zu ihrem eigenen Blute bringt viele Eltern zu dem Glauben, daß ihre Kinder die besten und, wenn unartig, die verführten sind. Andere glauben auch wohl, daß die Methode des Lehrers nicht die beste sei, und fühlen sich berufen, ihm zu zeigen, wie es bei ihnen in Krähwinkel gemacht wurde. Hier darf der Lehrer sich

nicht gleich „aus dem Häuschen" bringen lassen. Freundliche Belehrung, tüchtiges Arbeiten, gerechte Behandlung der Kinder und vor allen Dingen der Erfolg pflegen bald Vertrauen zu erwecken.

Eine andere Ursache zum Mißmut könnte dem Lehrer leicht die soziale Stellung werden, welche man ihm, besonders dem deutschen Gemeindelehrer, in diesem Lande, gerne anweisen möchte, indem man sich sträubt, das Lehreramt als ein selbständiges Amt anzuerkennen, den Lehrer als bloßen Gehülfen des Geistlichen hinzustellen, dabei ganz vergessend, daß für beide Ämter eine besondere Vorbildung erforderlich ist. Man beruft sich eben auf die Geschichte, auf die „guten alten Zeiten", wo Gevatter Schneider und Schuster das Lehreramt innehatten und mit ihrer Profession den Bakel verbanden. Man hat sogar aus Eph. 4, 11 deduciert, daß der Lehrer „das fünfte Rad am Wagen" ist. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Logik ist hier nicht zu besprechen. Auch darüber will ich hier nicht urteilen, ob die Schule als Töchterchen zu betrachten ist, dem man auf die Finger klopfen muß, wenn es nicht gehorcht, oder ob man sie als heranwachsende jüngere Schwester ansehen soll. Diese Fragen sind in Deutschland längst entschieden und sie werden auch hier entschieden werden. Ich möchte nur meinen Kollegen wünschen, über solche Sachen nicht ihre Amtsfreudigkeit zu verlieren; den Schaden davon würden unsere Schulen haben. Wir haben jetzt gegen äußere Feinde zu kämpfen und sollen uns den Kopf um Meinungsverschiedenheiten im eigenen Lager nicht warm machen lassen.

Als letzte Waffe gegen das Versauern möchte ich noch empfehlen, das Zusammentreten der Lehrer, sei es zu amtlichen Konferenzen oder geselligen Zirkeln. Jedoch ist hierüber schon so viel gesagt und geschrieben, daß es hieße, Eulen nach Athen tragen, wollte ich darüber noch mehr sagen. Wer die kollegialische Gemeinschaft pflegt, lernt bald ihren Wert erkennen; wer sie nicht pflegt, sondern sich wie der Igel in seine Stacheln hüllt, dem wird auch mein Predigen nicht frommen.

Ueber die Erziehung zum Gehorsam und ihre Grenzen.

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

Motto: "Der Mensch muß nicht müssen! (Frei nach dem Tempelherrn "Nathan der Weise".)

Die Erziehung zum Gehorsam ist die Seele der Erziehung. Diese alte Weisheit durch so und so viele Aussprüche berühmter pädagogischer Autoren zu erhärten, fiele mir, wie man mir glauben möge, gar nicht schwer. Aber ich will der Leserschaft dieses Blattes nicht mit Lesefrüchten aufwarten, sondern zur Abwechslung einmal Früchte vorsetzen, frisch gepflückt vom Baume des Lebens: Erfahrungen, die ich gesammelt in meiner dreifachen Eigenschaft als Lehrer, als Familienvater, sowie als Leiter einer Erziehungsanstalt. Wenn es wahr ist, was ein namhafter Pädagoge sagt, „daß die Institutserziehung die Einrichtung des Hauses und der Schule in sich vereinigt und sich in dieser Hinsicht als die

intensivste Erziehungsform herausstellt", dann brauche ich wohl nicht erst weiter um Entschuldigung zu bitten, wenn ich für vorliegende Zeilen vieles aus dem Institutsleben schöpfe.

Ich fasse nach dieser Einleitung den Stier sofort bei den Hörnern und frage:

I. Auf welche Ursachen (Beweggründe) ist kindlicher Ungehorsam zurückzuführen?

Zur anschaulicheren Verdeutlichung citiere ich nicht Ritter vom Geiste, sondern die Kinder selber.

Vergeßlichkeit. Dies ist der häufigst vorkommende Entschuldigungsgrund. „Ich habe mich nicht daran erinnert, daß das verboten ist!" Mit etwas scheinheiliger Verfärbung lautet es wohl auch so: „Ich habe nicht gewußt, daß 2c." Der kleine Missethäter hat's gut wissen können, aber er hat wirklich nicht mehr daran gedacht.

Leichtsinn (leichtes Naturell.) Leichter Sinn ist in mancher Beziehung eine unschätzbare Gabe Gottes; doch wird er manches Menschen Unstern und Unglück. „Ich wußte, daß das verboten ist, aber ich dachte: Vielleicht sieht's niemand! oder: Es wird wohl nicht gerade herauskommen! oder: Einmal ist keinmal!"

Der Nachahmungstrieb. „Ich hab's von dem und dem gesehen!" Der neueingetretene Zögling macht, was er von den andern sieht. Das ist zum größten Teile Ordnungsgemäßes. Manchmal sieht er aber doch auch etwas Unrechtes und macht's nach; oder er hat es früher wo gesehen. Ich hatte einen Zögling, der schon mehrere Male zur Beichte gewesen und nicht wußte, daß er auf fremdes Eigentum keine Rechtsansprüche habe. Er stahl allerlei Kleinigkeiten: Federhalter, Notizbücher 2c. Er hatte dies zu Hause von seinem älteren Bruder gesehen und ließ das Mausen sofort, als ich ihm das Unrechtmäßige seiner Handlungsweise auseinandergesetzt hatte!

Sind vorstehende Fälle noch verhältnißmäßig harmloser Natur, so sind die folgenden Fälle schon charakteristischer. Sie wurzeln alle im Selbstgefühle:

Affekt. Ein Zögling neckt einen zweiten; der verschafft sich Genugthuung durch Selbsthilfe. „Ich war zornig, und deshalb hab' ich ihm paar heruntergehauen!" Affekt spielt in den meisten strafgerichtlichen Verhandlungen eine große Rolle; das verletzte Selbstgefühl führt nicht selten sogar zu Totschlag.

Böswilligkeit und zwar

a) gegen einen Kameraden. Hierher gehört zunächst die beliebte Kindersitte, einem Kameraden eine Schwäche oder einen begangenen Fehltritt, vielleicht auch gar die Andersgläubigkeit als Schimpf an den Kopf zu werfen. („Du Bettnässer!" Du Dieb!" „Du schäbiger Jud!" 2c.) Dieses Aufheißen ist selbst durch die strengsten Strafen nie ganz auszurotten. Es giebt eben so manchen rohen Wicht, der sich freut, ein Mittel zu kennen, womit er den X oder Y jederzeit in Zorn bringen kann. Am öftesten

wird dies Mittel zur Befriedigung der Rachsucht angewendet. Der unglückliche Besitzer eines solchen Spitznamens braucht z. B. bloß Bankerster zu sein und beim Nachschauen der häuslichen Übungsaufgaben eine Ordnungswidrigkeit bemängeln zu müssen — spätestens auf dem Nachhausewege wird ihm sein Spitzname an den Kopf geworfen! Die Rache ist so süß! Noch gut, wenn sie keine andere, „greifbare" Form annimmt!!

b) Böswilligkeit gegen den Erzieher. Der Hubmayer, ein gutes Blütel, sagt früh zu seinen Spießgesellen: „Paßt auf, heut werde ich mal den Lehrer steigen lassen!" und vergeht sich in so arger Weise, daß der Lehrer richtig in die höchste Erregung gerät. Der Hubmayer freut sich königlich ob seines Erfolges und wird von seinen Schleppträgern als Held gefeiert! „Das ist ein Kampel! Den sehe man mal an! Der kann's!" Einem halbwegs erfahrenen, scharfblickenden Lehrer wird so etwas nicht so leicht mehr passiren; denn der wappnet sich, sobald er merkt, der oder jener Range scheine ihn ärgern zu wollen, mit der größten Seelenruhe, langt höchstens in den Köcher seines Witzes und schließt einen in die scharfe Lauge des Spottes getauchten Pfeil auf den losen Vogel ab — probatum est! In richtiger psychologischer Beleuchtung stellt sich der eben geschilderte Fall folgenderweise dar: Jemand anderem einen Aerger oder Verdruß bereiten zu können, ist eine Bethätigung meiner persönlichen Macht. Wenn ich mir vorgenommen, jemanden so recht zu ärgern, und mir dies thatsächlich gelingt, so fühlt sich mein liebes „Ich" geschmeichelt und gehoben. Sobald ein Kind diese Macht einmal erprobt hat, wird es dieselbe auch öfter ausüben.*)

Ich muß hier noch einer Abart derartiger Attentate auf den Erzieher Erwähnung thun, von der ich jedoch nur aus dem einfachen Grunde Kenntnis habe, weil ich dies Heldenstücklein als grüner Junge selber mal ausführt habe, in vielen pädagogischen Werken nachgelesen, aber diesen interessanten Fall nirgends besprochen gefunden — die Buchweisheit scheint sich also davon nichts träumen zu lassen! — Ein Schlingel obenerwähnter Art hatte eben meinen Lehrer auf die geschilderte Weise herausgefordert, der aber hatte sich so benommen, wie ich oben angegeben. Nun dachte ich: „Schau, der X ist ein Lump. Du aber bist doch ein braver Schüler. Würde der Lehrer es auch so leicht nehmen, wenn du ihn einmal ebenso ärgerst? Wirst doch mal sehen, wie lieb dich dein Lehrer hat!" Und als eine passende Gelegenheit gekommen, trotzte ich. Der Lehrer stutzte, hatte Geduld; ich trotzte weiter. Der Lehrer stellte mir die Unsinnigkeit meines Verhaltens vor; ich trotzte weiter. Da riß dem Lehrer der Geduldsfaden, er ließ mich sitzen; in seinem Gesichte aber lag eine schwere Seelenbetrübnis ......ich sah nun zu spät ein, wie gottlos ich gehandelt; in meinem Innern aber hätte ich aufjauchzen mögen über die offenkundige Thatsache: „Schau,

*) Weit schwerer zu parieren und viel trauriger in den Folgen ist solcher Mißbrauch der persönlichen Macht bei einem Kinde gegenüber den Dienstboten oder der Gouvernante; so manches arme Wesen dieser Art hat schon schwer zu leiden gehabt durch bloße Verleumdung aus Kindermund!!!

dein Lehrer hat dich so lieb, hat eine so große Meinung von dir, daß sein Herz ganz starr geworden ob deiner Starrköpfigkeit — " Nie wieder fand ich den Mut zu solchem Frevel ! ! ! In meiner langjährigen Praxis aber sind mir ähnliche Fälle ab und zu immer wieder vorgekommen. Welchen Mißgriff kann da ein Lehrer thun, wenn er all' seine Schüler in e i n e n Topf wirft ! ! ! Ich brauche wohl kaum erst hinzuzufügen, daß solche Fälle nur bei besser angelegten Erziehungsobjekten vorkommen — aber genug an dem: sie kommen vor !

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Eine der interessantesten, aber keineswegs erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens bilden die Verhältnisse desselben zur Politik. Die Kirchenpolitik hat an sich schon in den meisten Fällen mehr eine politische als eine religiöse Grundlage, wenn sie aber die letztere vollends ganz verliert, dann treten scheinbar unmögliche Dinge ins Dasein. Solche Vorgänge, wie die aus den Ostseeprovinzen berichteten, hätte man vor wenigen Jahrzehnten einfach unter etwas im 19. Jahrhundert unmögliches gerechnet. Sie sind auch keineswegs die Früchte eines religiösen Fanatismus, sondern politischer Berechnungen, die gerade um so freiere Hand haben, weil das religiöse Leben der orthodoxen Kirche auf das kleinstmögliche Maß herabgesunken ist und man in der Bedrückung und Verfolgung anderer sich wenigstens eine Thätigkeit verschafft, vermöge der man sich wieder vorspiegelt noch lebenskräftig zu sein. Wie sehr diese Ansicht in der griechischen Kirche verbreitet ist, davon legt eine Moralpredigt, die der Erzbischof Nikanor von Odessa seinen orthodoxen Russen gehalten hat. Selbstverständlich geht er nicht von dem russischen Dogma ab: „Die orthodoxe Religion ist ein festes Bollwerk zur Befestigung und Kräftigung des nationalen Geistes." Aber gerade aus seiner Rede geht hervor, daß bei aller Kräftigung des nationalen Geistes die Nation selbst immer mehr zurückgeht. Das kann sich der Erzbischof nicht verhehlen, obwohl es seinem russischen Herzen sehr weh thut, daß die Vergleiche, die er anstellen muß, sehr zu Ungunsten der orthodoxen Russen lauten. Der Inhalt seiner Rede war etwa folgendes: Jedem Dorfe sieht man es sofort an, ob es ein russisches oder ein deutsches Kolonistendorf ist. Das letztere ist in gutem Stande, zeugt von Ordnung, Fleiß, Wohlhabenheit und Reinlichkeit; das erstere weist überall das Gegentheil auf. Die Deutschen kommen zu Wohlstand, die Juden werden reich, trotzdem die Privilegien der ersteren aufgehört haben und die letzteren niemals welche hatten. Die orthodoxen Russen dagegen kommen rückwärts. Die Juden, die Deutschen, ja sogar die muhammedanischen Tartaren schicken ihre Kinder zur Schule, die orthodoxen Russen dagegen schicken sie hartnäckig nicht, vielleicht der zehnte Knabe und das zwanzigste oder dreißigste Mädchen besucht eine Schule.

An Feiertagen lungern die „Rechtgläubigen" auf den Straßen, den öffentlichen Plätzen und bei den Vergnügungslokalen herum, aber die „rechtgläubigen Kirchen" sind leer. Nicht besser steht es mit der Sittlichkeit der Rechtgläubigen. Mäßigung und Mäßigkeit kennen sie nicht. Der Jude und der Deutsche betrinkt sich im allgemeinen nicht. Der Deutsche braucht meist nicht in die Schenke zu gehen, denn fast jeder hat ein Faß Wein im Keller; der orthodoxe Russe dagegen kann das nicht haben; denn wenn das Faß nicht zeitig leer wird, so stirbt er auf dem Fasse. Das ist nachdrücklich und ehrenvoll (natürlich nur nach russischer Ansicht). Betrunken zu sein, sich auf der Straße zu wälzen, zu schimpfen, Skandal zu machen, schämt sich jeder Nichtrusse, der Russe aber schämt sich nicht.

Der Russe arbeitet für den Juden oder den Deutschen, aber der Deutsche oder Jude nicht für den Russen. Es kommt einem vor, als ob der Russe sich an die Wand drückt. Man trägt die jämmerlichen ausländischen Kleider, Pidschacks und Paletots selbst in

den niedrigsten Kreisen, ohne russisches Aussehen des Gesichtes, denn man ist nicht gewohnt es hervorzukehren daß man ein Russe ist. Die Nachahmungssucht schlägt sogar Wurzeln unter den russischen Bauern und berührt die wichtigsten Interessen der russischen Nationalität und des russischen Glaubens, wie sich das im Stundismus kund giebt. Diesen nun beschreibt der Erzbischof folgendermaßen: „Während wir in einem Dorfe aus der Kirche treten sehen wir eine Gruppe, welche sich vom Volke abgesondert hat. Sie reißen die Mütze vor dem vorüberfahrenden Erzbischof nicht herunter, alle sind sie rasiert, alle sind mit kurzen deutschen Pidschacks angethan. Indem ich mir die nichtrussische Gruppe betrachte, sage ich vollständig treuherzig zu meinem Begleiter: „Das sind offenbar Deutsche". Sogleich besannen wir uns aber, daß dem nicht so ist, daß diese Leute die dem Anschein nach Deutsche sind, noch gestern Eingepfarrte dieses Kirchspiels waren, das sind die — Stundenbrüder am Ort. Sie haben dem russischen Gott entsagt, entsagt dem russischen Glauben, den überlieferten heiligen Gebräuchen, entsagt den Vätern und Brüdern, ihrem Geschlecht und Volk, entsagt der russischen Heimat, dem russischen Kleide, dem russischen Aeußern; es gefällt ihnen Deutsche in Rußland zu sein; sie haben die Porträts Wilhelms I. und des Prinzen von Battenberg und unter diesen wie zum Hohn das Bild des russischen Kaisers aufgehängt. Denket darüber nach, alle gebildeten Russen, die ihr mit dem Stundismus sympathisiert. Der Stundismus bedeutet Verrat an Rußland und allem russischen. Die Ideale und Neigungen des Stundismus sind nicht in Rußland.

Der Stundismus ist allerdings Rußland nicht im mindesten politisch gefährlich. Russisch d. h. griechisch orthodox ist er freilich nicht. Der Stundismus ist nämlich aus den Erbauungsstunden hervorgangen, welche die würtembergischen Pietisten, welche als Kolonisten nach Südrußland gezogen waren, unter sich hielten. Durch die von dort ausgehenden Einflüsse wurden manche russische Bauern zur Erkenntnis von der Verwerflichkeit des orthodoxen Bilder- und Zeremoniendienstes gebracht. Zunächst suchten sie unter sich gemeinsame Erbauung, später sagten sie sich auch vom Gottesdienste der orthodoxen Kirche los. In den Prozessen, welche gegen die Stundisten eingeleitet wurden, wurde im Jahre 1871 einer ihrer Führer zu einjähriger Gefängnishaft verurteilt, während im Jahre 1878 ein anderer nach einem fünfjährigen Prozeß freigesprochen wurde. Ob die russische Religionspolitik mit der Zeit ebenso unrühmlich und energisch gegen den Stundismus vorgehen wird, wie gegen das Luthertum und Deutschtum der Ostseeprovinzen? Unmöglich ist es nicht, ja nicht einmal unwahrscheinlich.

Mit welcher Frechheit man übrigens die russische Politik zum orthodoxen Glaubensartikel stempelt, davon zeugt ein Schriftstück, das von dem slavisch-orthodoxen Verein verbreitet wird, den bekannten Pobedonoszeff zum Verfasser haben soll und die zehn Gebote Rußlands betitelt ist." 1) Die katholische Propaganda Oestreichs zwingt Rußland bereit zu sein. 2) Ein Krieg mit Oestreich ist nur eine Frage der Zeit und darf nicht mit halbem Erfolg enden. Rußland kann sich nicht mit Russisch-Galazien begnügen. 3) Oestreich muß an Rußland Rumänien, Siebenbürgen, das östliche Banat und die südliche Bukowina zurückgeben. 4) Bosnien, die Militärgrenze und die Bocca, die Cattaro kommen an Serbien. 5) Die protestantische (?) Dynastie in Rumänien ist durch eine orthodoxe zu ersetzen. 6) Den serbischen Thron besteigt der Fürst von Montenegro. 7) Die orthodoxe Kirche auf der Balkanhalbinsel ist unter den Schutz des Czaren zu stellen und alljährlich eine Synode nach Konstantinopel zu berufen. 9) Die katholischen und protestantischen Missionare sind gleichzeitig mit ihren Bischöfen von der Balkanhalbinsel zu entfernen. 10) Die russische Synode hat die Initiative zu ergreifen um die bulgarische Kirche mit der von Konstantinopel und den übrigen Kirchen zu versöhnen."

Aehnlich liegen die Dinge in Ungarn, nur mit dem Unterschiede daß dort die evangelische Kirche sich mit dem Magyarismus identificirt und ihre Aufgabe ebenfalls in der Politik d. h. in der Bekämpfung der Panslavisten und der Sachsen in Siebenbürgen sieht. Namentlich gegen die ersteren glaubt man gar nicht scharf genug vorgehen zu können.

Vor etwa 50 Jahren noch gingen die evangelischen Ungarn, Slovaken und Deutschen friedlich nebeneinander her. Die lateinische Sprache mußte in Kirche und Schule das gemeinsame Mittel der gegenseitigen Verständigung abgeben. Mit dem Aufkommen des Magyarismus begann der Kampf. Die Gymnasien und Volksschulen sollten magyarisirt werden und man predigte von mancher Kanzel, daß man kein guter Christ und Protestant sein könne, ohne das Magyarentum in jeder Weise zu fördern. Es war nun ganz natürlich, daß die Slovaken, die zunächst die Angegriffenen waren, nicht sofort ins magyarische Lager übergingen, sondern sich dessen erinnerten, daß man zum slavischen Völkerstamme gehöre, dessen zahllosen Millionen gegenüber die kleine Zahl der Magyaren kaum in Betracht komme. Selbst wenn der Panslawismus von Rußland her nicht künstlich genährt worden wäre, hätte er sich als natürliche Reaktion gegen das andringende Magyarentum bilden müssen. Das Jahr 1848 brachte allerdings ein zeitweiliges Zurücktreten des kirchlichen Streites, hinter den rein politischen, aber heute sind die Gegensätze so scharf oder schärfer als je zuvor. Die evangelische Kirche Ungarns tritt stärker für das Magyarentum ein als der Staat. Nicht einmal die Kirchenbücher dürfen in der gottesdienstlichen Sprache der Gemeinde geführt werden, wenn dieselbe nicht die magyarische ist. Im Jahre 1886 wurde u. a. beschlossen: daß alle welche sich, wenn auch als Studenten durch ungarfeindliche Demonstrationen kompromittiert hätten in der evangelischen Kirche niemals ein Amt übernehmen dürften, und daß bereits angestellte Beamte wegen panslawistischer Bestrebungen zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Wie weit man darin geht zeigt sich an der Thatsache, daß ein Kandidat, der so unvorsichtig war mit einer im Verdachte des Panslawismus stehenden Persönlichkeit zu verkehren trotz des Wunsches einer Gemeinde, die ihn als Pastor wählen wollte, von der Kandidatenliste gestrichen wurde. Ein Redner der Minorität hatte allerdings den Grund des Schadens aufgedeckt, daß man nämlich anstatt des Evangeliums Politik treibt. Gefruchtet hat es aber wenig oder gar nichts.

Das wunderlichste Durcheinander bietet in dieser Hinsicht Böhmen. Dort ist bekanntlich der Streit im Landtage darüber ausgebrochen, ob unter andern auch das Bild von Huß am Landtagsgebäude angebracht werden sollte. Für die Klerikalen ist Huß trotz aller gezwungenen halben Anerkennung, die man ihm zu Teil werden lassen mußte, einfach der verbrannte Ketzer, für die Jungczechen der böhmische Patriot, und viel mehr der politische Märtyrer als der evangelische Glaubenszeuge, denn sie selber sind auch katholisch, aber ihre Hauptreligion ist eben das Czechentum, dem der Ultramontanismus mindestens gleichgültig, wenn nicht feindlich gegenübersteht. Religiösen Gehalt hat diese neue hussitische Bewegung weder bei ihren Freunden, noch bei ihren Gegnern.

Selbst die schottische Freikirche kann die Politik nicht lassen. Nicht nur daß sie fortwährend für die Entstaatlichung der schottischen Staatskirche agitiert — eine für die Freikirche rein politische Frage — sie treibt sogar große Politik und hat einen Beschluß gegen die Kriegsrüstungen — auf dem europäischen Kontinent — gefaßt. Daß England wieder eifrig an seiner Flotte rüstet, bekümmerte die Versammlung gar nicht. Es mag wohl sein, daß man im Grunde sich nur bei dem Parlament, dem der oben erwähnte Beschluß übermittelt wurde, empfehlen wollte.

Auch hier zu Lande begegnen einem ähnliche Erscheinungen. Daß man durch die Bildung der Temperenzpartei mit besondern Kandidaten für die politischen Ämter den Kampf gegen die Trunksucht ganz und gar aus dem Gebiet der Moral in das der Politik verlegte, gehört mit zu den Zeichen dieses Bestrebens dem Kirchentum durch Politik weiterzuhelfen.

Ebenso hat die gegenwärtige Schulgesetzgebung von Illinois und Wisconsin Wurzeln die im kirchlichen Leben liegen. Eine ganze Reihe von Denominationen, deren kirchlicher Schwerpunkt hauptsächlich in Organisation, Disziplin und Zeremonien liegt, können verhältnißmäßig leicht bestehen und sich auch ausbreiten ohne religiöse Schulerziehung. Wer einmal in die Gemeinschaft aufgenommen ist, der wird wohl oder übel durch die Organisation und Disziplin in die Lebens- und Lehrformen derselben

hineingedrückt. Je weniger religiöse und kirchliche Erziehung ein Mensch genossen hat, desto formloser und unbestimmter, aber auch desto bestimmbarer ist er noch in kirchlicher Hinsicht, desto leichter ist er deshalb auch durch kirchliche Erweckungsmaßregeln für irgend welche Gemeinschaft, die ihn zu fassen versteht, zu gewinnen. So lange man nur lutherische oder reformierte Kirchen ins Leben rief, oder, wie in Pennsylvanien, die Gemeindeschulen eingehen ließ, war ein längerer Bestand dieser Denominationen gar nicht zu erwarten, wie das Eindringen der neuen Maßregeln nur zu deutlich bewies. Die ohne religiöse Erziehung aufwachsenden folgenden Generationen bilden eben dann ein immer noch viel brauchbareres Material für andere kirchliche Bildungen als solche Leute, denen durch Erziehung und Schulbildung schon ein gewisses religiöses und kirchliches Gepräge und ein Kreis fester religiöser Vorstellungen zu eigen geworden ist. Wenn wir heute mit andern verwandten Denominationen um unsere Gemeindeschulen gegenüber feindlichen Bestrebungen kämpfen, so handelt es sich um viel mehr als um die deutsche Sprache. Ohne religiöse Erziehung können wir so wenig wie Lutheraner oder Reformierte auf die Dauer bestehen. Es ist nicht zufällig mit der Reformation in Deutschland eine Hebung des Schulwesens verbunden gewesen. In England mußte man sich bis in die neueste Zeit vielfach ohne religiöse Schulbildung behelfen und hat es auch gelernt. Daraus erklärt sich vieles in der Art aus England stammenden Denominationen. Allerdings hat man in England auch angefangen den Wert der religiösen Schulerziehung zu würdigen, daher die Anstrengungen von hochkirchlicher Seite, den Volksschulunterricht in die Hände zu bekommen. In dem gegenwärtigen Streit um die Schule ist eben auch wie überall der religiöse Hintergrund durch die sich vordrängende oder vorgeschobene Politik verdeckt und verdunkelt, was dann freilich zur Folge hat, daß mancher seine Religion zur Politik umgestaltet und seine Politik als Religion treibt.

Gerichtliche Verhandlungen, bei welchen die Gottheit Christi den Verhandlungsgegenstand bildet, sind zwar selten, aber dieser Fall ist gleichwohl vor dem Berliner Landgerichte vorgekommen. Die Berliner „Germania“ hatte nämlich in einer Correspondenz aus Frankfurt am Main den dortigen evangelischen Pfarrer Battenberg beschuldigt, er leugne die Gottheit Christi. Da außerdem der betreffende Artikel in seiner Gemeinde verbreitet wurde, so wurde Pfr. Battenberg beim Berliner Landgericht klagbar. Der Verklagte wollte den Wahrheitsbeweis antreten, indem er einen Aufsatz des Klägers aus dem Frankfurter Gemeindeblatt vorlas, in welchem es heißt: „Die Fassungen und Formen der wesentlichsten Gedanken des Christentums, wie die von der Dreifaltigkeit, der Gottheit des Sohnes, der Erbsünde u. s. w. wie sie in den Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts festgestellt wurden und wie sie uns heute begegnen, entstammen nicht eigentlich christlichen, sondern heidnischen Denkreiben.“

Pfr. Battenberg erklärte, daß er die biblischen Wunder und die Gottheit Christi nicht leugne. Die Gottheit Christi sei eines der grundlegenden Lehrstücke des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, auf welches er als Geistlicher und Beamter den Eid geleistet habe, so daß er in der Mitteilung der „Germania“ den schweren Vorwurf entweder des falschen Eides oder des Eidbruches erblicke. Er sei aber der Meinuna, daß unwesentliche Hüllen nicht zur Religion gehörten, der eigentliche Kern der Gottheit Christi bleibe in seinen Lehren unangetastet. Der Staatsanwalt erklärte, daß die Behauptung, der Kläger leugne die Gottheit Christi, den Vorwurf der Verletzung der Amtspflichten einschließe; aber der Verklagte habe den Wahrheitsbeweis nicht erbracht. Der Gerichtshof trat dieser Ansicht bei und verurteilte den Redakteur der „Germania“ zu 500 Mark Strafe. Das einzig erfreuliche an dem ganzen Vorgange ist das, daß die evangelischen Geistlichen den ultramontanen Verläumdungen gegenüber wenigstens nicht ganz schutzlos sind.

Von viel geringerer Bedeutung ist es dagegen, daß der Gerichtshof anerkannt hat, daß die Leugnung der Gottheit Christi die Amtspflicht des Pastors verletze. Das konnte überhaupt kein ehrlicher, vernünftiger Mensch leugnen. Und wenn man auch etliche ungläubige Pastoren durch die Gerichte zur „amtlichen Anerkennung“ der Gottheit Christi bestimmen könnte, würde dadurch wirklich etwas gewonnen?

Traurig aber ist es, daß der Redakteur der „Germania“ sofort im evangelischen Lager seine Eideshelfer gefunden hat. Der römischen Frechheit wird immer wieder von Leuten, die sich evangelisch nennen, die Thür aufgethan und der Weg geebnet. Es mag ja einer ein Dogma falsch, vielleicht ganz falsch auffassen und es verkehrt konstruieren, so lange er es aber nicht leugnet, so lange kann man ihn doch billigerweise nicht unter die Leugner desselben rechnen.

Einen Vorschlag zur Beendigung der ritualistischen Streitigkeiten hat der Dekan von Peterborough in England gemacht. Da die meisten Ritualistenprocesse ebenso endlos wie resultatlos waren und der Proceß gegen den Bischof von Lincoln in beiden Hinsichten sich vor den bisherigen hervorthun wird, so wäre es angesichts der thatsächlichen Verhältnisse das Klügste, alles Processieren um Ritualismus aufzugeben. Er machte darum den Vorschlag, den thatsächlichen aber vielfach ungesetzlichen Zustand durch einen Beschluß der Kirchenkonvokation zu einem gesetzlichen zu machen. Sein Antrag, der in vielen Diöcesen verhandelt wurde lautet: Absolute Uniformität in dem Ritual des Gottesdienstes ist für das Wohlergehen einer Kirche nicht erforderlich und bei den gegenwärtigen Verhältnissen in unsrer Kirchengemeinschaft nicht erreichbar. Im wohlverstandenen Interesse der Kirche sollte das anerkannt und danach von autoritativen Seiten gehandelt werden.“ Damit wären natürlich alle gegenwärtigen und zukünftigen Ritualistenprozesse mit einem Mal beseitigt, aber auch die Gemeinden vollends ganz der Willkür ihrer Geistlichen anheimgegeben, die denselben den Ritualismus aufzwängen oder auch abnehmen könnten, ohne daß der Gemeinde auch nur die Berechtigung zu einer allerdings meist resultatlosen Klage zugestanden würde.

Obwohl dem Papst der wahre Wert seiner Ansprüche auf eine weltliche Herrschaft immer wieder vorgerechnet wird, so droht er doch immer wieder mit einem Krieg gegen Italien und mit dem Verlassen der Stadt Rom. Was es mit beidem auf sich hat ist neuerdings von einem italienischen Staatsmann dargelegt worden.

Auf eine Revolution der Päpstlichgesinnten in Italien sei nicht zu rechnen, denn auch diese seien nicht päpstlich genug, um aus religiösen Gründen einen Bürgerkrieg zu führen, so etwas hätten die Italiener noch nie gethan und würden es auch nicht thun. Eine auswärtige Macht werde trotz aller Katholikenversammlungen es niemals in ihrem Interesse finden, mit Italien zu Gunsten des Papstes Krieg führen. Zudem sei ein derartiges Unternehmen nur in einem rein katholischen Staate denkbar; einen solchen gebe es aber nicht mehr, da die Voltairianer in den romanischen Staaten eben keine Katholiken mehr seien. Außerdem kämen noch die Eifersüchteleien der verschiedenen Regierungen in Betracht, die einander ein entschiedenes Eingreifen in Italien unmöglich machen würden.

An die aufrichtige Absicht des Papstes, Rom zu verlassen, sei recht nicht zu denken; Die ganze in Rom aufgestellte kirchenpolitische Maschinerie der Congregationen, der Propaganda u. s. w., lasse sich nicht so leicht anderswohin bringen und außerdem würde ein Weggang des Papstes von Rom nur der Bildung katholischer Nationalkirchen den Weg ebnen.

Der Osservatore Romano kann nun freilich die Richtigkeit dieser Dinge nicht bestreiten. Nur meint er, Italien würde großen Schaden haben und zur Wüste werden, wenn der Papst wegginge. Aber die Italiener würden wirklich für diesen Schaden dem Papste noch dankbar sein, wenn er nur so gütig sein würde, ihnen denselben zuzufügen; gegen die Entschädigung durch sein Wiederkommen würden sie sich schon zu wehren wissen.

Ebenso giebt der Osservatore Romano zu, daß die weltliche Herrschaft des Papstes niemals die einzige Ursache für einen europäischen Völkerkrieg werden würde, wenn er aber käme, so würde für den Papst am Ende doch auch etwas abfallen. Ob das päpstliche Hofblatt Recht hat, kann man aber geduldig abwarten, und wenn man nicht kann, wie der Papst, so muß man.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. | März 1890. | Nro. 3.

Der Konfirmandenunterricht in Briefen.

(Von P. J. B. Jud.)

IV.

Lieber Freund! Erlaube mir noch einmal auf dieselbe Materie zurückzukommen. Ich sprach am Schlusse meines Letzten, daß es der Hauptgesichtspunkt sein müsse in dem Gemüt des Kindes lebendige Eindrücke hervorzubringen. Dies wird nun leicht mißverstanden. Wenn ich von solchen Eindrücken redete, so meinte ich Eindrücke die unmittelbar aus der Lehre und dem Unterricht hervorgehen; ja nicht etwa, daß wir die Kinder anpredigen sollen oder daß die Ermahnung vorherrschen soll. Wenn etwas an dem Kinde verloren ist, so ist es der Predigtton. Wie wir aber das Predigen auf andere Gelegenheiten verschieben können, so sollen wir vor allem auch unsere Gelehrsamkeit in der Tasche behalten für eine andere Zuhörerschaft. Namentlich dem jungen eben vom Seminar kommenden Pastor, der noch von der Weisheit, die er zu den Füßen seiner Lehrer eingesogen hat, voll ist, begegnet es gerne, daß er seine dogmatische Erkenntnis nun im Konfirmanden-Unterricht an den Mann bringen will. Mir ging es jedenfalls so. Des Professors Aufgabe ist, die Lehre der Bibel und der Kirche für den logischen Verstand systematisch dar- und festzustellen und sie gegen alle Angriffe sicher zu stellen. Das Kind kommt mit keinem Zweifel in den Unterricht; es will über das „Daß" und nicht über das „Wie" unterrichtet sein. Das schlimmste, was einer aber thun kann, ist den Katechismus vor den Kindern berichtigen zu wollen. Des Professors Aufgabe ist es, mit seinem Zuhörer den Kampf gegen alle Angriffe des theoretischen Unglaubens zu kämpfen; des Katecheten Aufgabe ist es, das Kind bei der Hand zu nehmen, ihm alle Höhenpunkte zuerst zu zeigen und dann mit ihm wieder herabzusteigen und ihm alles Bemerkenswerte zu zeigen, so daß es klar und deutlich die Dinge sieht. Das ist schwerer als das erste. Es erfordert ein neues Studium und ein sich Versenken in den Organismus des Katechismus im Ganzen und im Einzelnen, ebenso ein sich Versenken in des Kindes Verständnis und Gemüt. Die technischen Ausdrücke der Theologie wiedergeben ist Papageien-Arbeit, aber diese Ausdrücke umsetzen in Kindersprache und die Dinge dem Kinderverständnisse klar machen, erfordert ein ernstes Studium. Als erste Aufgabe betrachte ich es darum, an keinem Ausdruck des Katechismus vorbei zu gehen, sondern Ausdruck für Ausdruck durch Fragen,

Darstellen, Erzählen, Wiederholen klar zu machen. Nie soll man nur so im allgemeinen über eine Frage reden, sondern bei jeder Frage des Katechismus Ausdruck um Ausdruck, wie aus einer Schachtel heraus, vornehmen, dem Kinde zeigen und klar machen. Zu diesem Ende sind ja auch die Bibelstellen wunderschön gewählt. Ich lasse darum Stelle für Stelle lesen und das Licht dieser Stellen immer wieder auf den Ausdruck der Frage fallen. Natürlich sollen aber die Ausdrücke nicht nur in der sprachlichen Reihenfolge, sondern nach ihrer logischen Folge hervorgehoben werden. Z. B. In der ersten Frage oder vielmehr Antwort: Die Sorge für das ewige Heil seiner Seele, wäre es sehr verkehrt mit der Erklärung folgendermaßen zu beginnen: ewig, Heil, Seele (die Sorge muß ja in der Frage schon erklärt werden), der logische Zusammenhang weist gerade die umgekehrte Reihenfolge an.

Eine besondere Aufgabe stellt uns das Gedächtnis des Kindes. Darnach muß der Unterricht sich besonders richten. Viele unterrichten gut und haben doch nicht den Erfolg, den man erwarten könnte. Die Spannkraft der Kinder läßt nach. Das kommt daher, daß das Kind das endliche oder die näherliegenden Ziele nicht sieht. Wenn jemand auf vollständig unbekanntem Wege einher geht, so wird ihm der Weg so lang, daß er meint nie an das Ziel zu kommen. Das Gedächtnis heftet sich immer an einzelnes hervorragendes an. Gehe ich einen Weg zum ersten Male, so haftet mein Gedächtnis nur an ein paar Erscheinungen auf dem Wege, vielleicht sind es Kreuzwege, oder Häuser oder Berge. Aber diese Erscheinungen sind die Centralpunkte, um welche sich dann beim zweiten und dritten Gange die anderen Erscheinungen gruppiren. Ganz dasselbe ist es mit dem Lesen eines Buches. Das erstemal haften nur die Wendepunkte in der Ausführung. Aber an diese knüpfen später die anderen Ereignisse und Gedanken an. Will man dem Gedächtnisse des Kindes nachhelfen, so gehe man mit dem Kinde denselben Weg. Man zeige ihm gleich den Weg, indem man ihm die Abschnitte dieses Weges zuerst zeigt. Im Katechismus bestehen diese Abschnitte in den fünf Hauptstücken. Daß es solche Abschnitte giebt und wie sie heißen muß dem Kinde gleich im Anfange beigebracht werden. Dann nehme ich das erste vor, aber teile das wieder ein z. B. in die erste und zweite Tafel. Diese Ziele wiederhole ich dem Kinde, so oft ich einen kleineren oder größeren Abschnitt mit ihm durchlaufen habe. Ich schaue rückwärts und vorwärts. So kehrt dem Kinde immer mehr Bekanntes wieder zurück. Das erweckt in demselben für das Unbekannte Interesse, so daß der Unterricht nie langweilig wird.

Aber nun das Fragen? Das scheint den meisten angehenden Konfirmandenlehrern das meiste Kopfzerbrechen zu machen. Mir scheint die Sache durchaus nicht so wichtig und auch nicht so schwierig zu sein. Und darum habe ich die Dinge, die mir wichtiger waren, vorangestellt. Der Zweck des Unterrichts ist, daß dem Kinde die Heilslehre beigebracht werde und meine Pflicht ist es, darnach zu forschen, ob es dieselbe erfaßt habe. Daraus ergiebt sich von selbst die Examinationsfrage. Ob ich vortragsweise oder frageweise gelehrt habe, wenn ich wissen will, ob ich verstanden bin, so muß

ich fragen. Und dieses Fragen ist doch in der That nicht schwierig. Ich frage eben, was ich wissen will. Diese Frage hat naturgemäß sehr oft vorzukommen. Nach jedem kleineren Abschnitt, den man betrachtet hat, muß sie angewandt werden. Denn sie ist die wesentlichste Stütze für das Gedächtniß des Kindes. Ebenso notwendig ist sie am Ende eines jeden größeren Abschnittes aus dem gleichen Grunde. Nur hält sie sich hier an die Hauptpunkte. Endlich wende ich sie am Anfange jeder Unterrichtsstunde an, indem ich das was in der letzten Stunde vorgekommen ist, wiederholen lasse.

Eine andere Frage ist die der Form und dem Inhalt nach nichts besonderes aufweisende Aufmerksamkeitsfrage. Sie hat nur den Zweck die Aufmerksamkeit, die entfliehen will, wieder fest zu binden. Diese Frage muß aber immer aus dem Material genommen werden an dem man eben ist. Sonst fällt man aus der Scylla in die Charybdis, indem man, während man das eine Kind aufmerksam machen will, man die anderen zerstreut. Man muß suchen diese Frage so viel als möglich entbehrlich zu machen und man kann es. Das erste Mittel dazu ist die Selbstzucht. Die Aufmerksamkeit entweicht bei den Kindern, wenn man selber unaufmerksam wird. Zur Aufmerksamkeit des Lehrers gehören erstens Augen die sehen. Die sind nicht so allgemein als man denken sollte. Es giebt viele, welche sobald sie reden, nichts mehr sehen. Giebt es doch Prediger, die ihre Augen beim Predigen wirklich zuschließen! Aber auch mit offenen Augen sehen viele beim Reden nur noch geistlich, nicht mehr leiblich. Ihr Geist trägt ihnen die leiblichen Kräfte fort, oder nimmt sie in seinen Dienst. Sie sehen das Auge und die Gesichtszüge der Kinder nicht mehr, so bald sie reden. Zum Zungenreden möchten diese Leute gut sein, aber zum Unterrichten taugen sie nicht viel. Der Lehrer darf das Auge und das Gesicht des Kindes, namentlich des Unaufmerksamen, nie aus dem Auge und Bewußtsein verlieren. So bald er ein Kind vergißt, wird er wieder vergessen. Selbstverständlich soll also der Lehrer nicht wie eine Wespe im Zimmer herum laufen, sondern vor den Kindern stehen bleiben und bei allem Reden die Kinder mit den Augen beherrschen. Aber dieses geschieht nur, wenn der Lehrer zweitens sein Material vollkommen beherrscht. Den Kampf mit seinem Material soll darum der Konfirmanden-Lehrer nicht im Konfirmanden-Zimmer, sondern in seiner Studierstube führen. Im ersteren soll er dieses Material als seine Truppen so regieren, daß es ihm immer dienstbar ist. Im Studierzimmer hat er die leiblichen und geistlichen Augen zur Verfügung, aber im Konfirmanden-Saale braucht er die leiblichen zum herrschen. Wenn der Lehrer so sein Material mit dem Geiste und die Kinder mit den Augen beherrscht, so bedarf er selten des Mittels der Aufmerksamkeits-Frage, oder vielmehr sind alle seine Fragen solche, die Aufmerksamkeit anregen.

Die Frage, die aber am meisten erfordert wird, ist die Entwicklungsfrage. Das ist nun die Frage, die die meiste Schwierigkeit zu machen scheint. Aber der Grund der Schwierigkeit scheint mir nur in drei Dingen zu liegen, daß man meint man müsse den ganzen Unterricht durch lauter Entwicklungsfragen hindurchführen. Der Zweck dieser Frage ist, den Verstand

des Kindes von dem ihm Bekannten zu der Erkenntnis des ihm noch Unbekannten zu führen. Das erste Erfordernis ist deshalb, daß wir zu dem dem Kinde Bekannten hinabsteigen, dieses ihm Bekannte ihm ins Bewußtsein hinaufrücken, von hier aus ihm das Neue zeigen und sein Urteil von ihm fordere, und dieses ihm berichtigen. Das was das Kind auf diese Weise gelehrt wird, wird dann immer wieder die Grundlage zu dem neu zu Erkennenden abgeben. Die meisten Klagen, die ich in dieser Weise hörte, bezogen sich auf die Enge des deutschen Sprachschatzes unserer Kinder. Nun scheint es mir der Sprachschatz von Kindern ist nirgends groß, wenn nicht die ganze Jugendzeit des Kindes zur Schule verwendet wurde. Wo man aber nun nicht voraussetzen kann, daß das Kind für irgend einen Begriff das Wort besitzt, so verpflichtet uns auch nichts durch eine lange Reihe von Entwicklungsfragen das Wort aus ihm heraus zu pumpen und uns selbst und die Kinder damit zu täuschen und zu langweilen. Sagen wir dem Kinde doch das Wort, erklären es ihm aus dem Sprachkreise in dem das Kind heimisch ist und wenden nachher die Examinationsfrage an. Nun kommt es allerdings öfter vor, daß das Kind einen Begriff gar wohl kennt, aber das Wort in deutscher Sprache nicht. Das deutsche Wort „Richter“ ist dem Kinde vielleicht total unbekannt, dagegen das englische Wort „Judge“ ist ihm geläufig. Nun da fragen wir eben nach dem „Judge“ und geben dann dem Kinde das Wort „Richter.“ So kann es wohl kommen, daß unser Unterricht halb deutsch und halb englisch wird. Das ist auch vollständig einerlei, wenn wir nur des Kindes Verstand erreichen, wenn wir nur den Eindruck auf das Kind hervorbringen, daß es ringen lernt nach der Seligkeit.

Der Form nach können wir diese Fragen einteilen in die kategorischen, die affirmative und negative, und die alternative Fragen. Auch hier heißt es, alles ist euer. Wenns zum Zweck dient, wenn der Unterricht dadurch gefördert wird, so lassen wir uns keine Frage aus bloßen technischen Gründen verbieten. Wir haben nicht irgend einer Kunst, sondern dem Herrn und den Kindern zu dienen. Jedoch hat die Erfahrung gelehrt, welche Fragen der Sache am meisten dienen. Und diese Erfahrung nötigt uns die eine Art Fragen mehr als andere zu gebrauchen. Die alternative, und affirmative Fragen nehmen das Denken nicht genügend in Anspruch. Frägt man: Ist das ein Mensch? so ist die Antwort meist zu leicht. Das Kind wird zum Prüfen nicht angeleitet. Ebenso ists mit der Alternativ-Frage: Ist das ein Mensch oder ein Baum? Ich habe bereits zwei Urteile gegeben und dem Kind wird es zu leicht eines von diesen Urteilen auszusprechen. Jedoch kann es vorkommen, daß wir Kinder mit noch zu unentwickeltem Verstande oder zu großer Schüchternheit haben. Für diese mögen ja auch diese Fragen ihre Berechtigung vorübergehend haben. Unser Bestreben aber muß es immer sein nur die kategorische Frage, die also das Urteil des Kindes in Anspruch nimmt und weckt, zu gebrauchen. Unser Katechismus braucht die affirmative (respektive negative) Frage nur zweimal (Fr. 69. 107.) Alles andere sind kategorische Fragen, welche von dem Antwortenden ein bestimmtes Urteil verlangen. Und auch

in den beregten zwei Fragen wird ein bestimmtes Urteil in den Antworten gegeben, das aber allerdings nicht durch die Fragen veranlaßt ist. Die Fragen verlangen nur ein: „Nein!“ Als äußerliches Kennzeichen dient bei den ersteren Fragen der Umstand, daß das Wort, durch welches gefragt wird, immer mit einem „W“ beginnt. Wie, Wo, Woher, Wohin, Was ꝛc., sind die Frageworte. Dies Kennzeichen hat schon den Wert, daß es uns die Grenzen für unsere Fragen zeigt. Aber freilich die Hauptsache ist, daß wir uns des vorzutragenden Materials selbst recht bemächtigt haben und ganz mit unserer Anschauung in den Gesichtskreis des Kindes hinabgestiegen sind. Wenn wir nicht fruchtbar fragen können, so liegt es an dem Mangel von einer dieser Thätigkeiten.

Der Lehrer muß den Katechismus mit den Fragen und Sprüchen vollständig im Gedächtnis haben. Ich nehme niemals einen Katechismus in den Unterricht und noch viel weniger brauche ich ihn zum Erklären. Wer das noch nicht kann, lerne so lange die Aufgaben mit den Kindern, bis er den Katechismus zur freien Verfügung hat. Aber nicht nur soll der Lehrer den genauen Wortlaut des Katechismus kennen, sondern auch von jedem Worte den Begriff so klar haben, daß er jederzeit ein Examen darin bestehen könnte. Was man selber versteht das wird selten schwer zu lehren. Wenn aber der Lehrer für sich selber den Katechismus so erfaßt hat, steige er in den engen Gesichtskreis der Kinder hinab und suche den Katechismus mit ihren Augen zu erfassen. Dann wird es ihm im Unterricht leicht werden. Dies erfordert aber einfach Vorbereitung, Fleiß und Ernst. Der Unterricht ist eben nicht so ein gleichgültiges Anhängsel des Amtes, sondern eine der Hauptthätigkeiten desselben. Dein Philemon.

V.

Lieber Freund! Man betont mit Recht in der Predigt die Persönlichkeit des Predigers. Aber wir müssen mit ebenso viel Recht die Persönlichkeit des Predigers im Konfirmanden-Unterricht betonen. Je weniger der Verstand des Kindes entwickelt ist, desto mehr ist es das Gefühl und der geistliche Tastsinn. Es fühlt die Schwäche des Lehrers heraus. Darum sei sein ganzes Auftreten freundlich ernst. Er lasse sich niemals durch den Zorn übernehmen bei der Schwachheit der Kinder, sondern suche dem Kinde zu helfen und ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Niemand ist empfänglicher für diese Liebe als das Kind. Aber bei aller Freundlichkeit und Liebe bleibe der Lehrer ernst und verlange von den Kindern Ernst. Nichts wirkt im Unterrichte schädlicher als Witze. Goethe sagt, der Beifall sei der Vater des Witzes. Dieser Beifall ist bei den Kindern sehr billig zu haben. Sie lachen gerne mit dem Lehrer, namentlich auf Kosten schwacher Kinder. Aber wie oft gießt ein einziger solcher Witz Gift und Galle in das Kinderherz, die oft durch alles andere nicht wieder herauskurirt wird. Auf der anderen Seite aber schadet man auch der Klasse. Ein solcher Witz ist eine Unterbrechung des Gedankenganges und

wirkt auf das Innere des Kindes wie eine Pulvermine. Er zersprengt die Gedanken der Kinder nach allen Richtungen. Die Kinder haben eine Neigung zu lachen über andere und über sich selber. Haben sie etwas dummes gesagt, so meinen sie etwas von der Dummheit gut zu machen, wenn sie mit den anderen darüber lachen. Daß aber dadurch der Fleiß nicht gefördert wird versteht sich von selber. Ich verbiete darum das Lachen über irgend etwas im Unterricht gleich im Anfange und zeige das Absurde desselben mit einigen kurzen Worten. Und dann stehe ich dazu. Und wenn sichs wieder zeigt, so trete ich ihm wieder mit ruhigem Ernste entgegen. Bald bleibt es vollständig aus. Strafen braucht man bei ruhigem Ernste selten anzuwenden. Geschlagen habe ich in 27 Jahren zweimal im Konfirmanden-Unterricht, weil ich meine Autorität nur dadurch aufrecht erhalten konnte. Wohl wird es eher notwendig Kinder nachsitzen zu lassen um der Trägheit beim Auswendiglernen entgegenzutreten. Doch habe ich diese besser dadurch überwunden, daß ich den Fleißigen auf das Ende des Unterrichts eine Bibel versprach und natürlich das Versprechen hielt. Soviel über den Unterricht.

Nun noch einiges über die Prüfung der Konfirmanden. Einzelne fassen diese Prüfung auf wie eine Schul- oder Kandidatenprüfung, wobei die Gemeinde dann entscheidet, wer konfirmirt werden soll oder nicht. Andere fassen sie mehr auf als eine Darstellung im Allgemeinen, womit mehr der Gemeinde im Allgemeinen immer wieder die Gewißheit gegeben werden soll, daß gemäß der gegebenen Kirchenlehre immerfort gelehrt werde in der Gemeinde. In meinen jüngeren Jahren hielt ich an der ersteren Ansicht fest und weil ich vollständig ehrlich verfahren wollte, so sagte ich den Kindern gar nichts von dem, was ich vornehmen wollte bei der Prüfung, sondern griff irgendwo im Katechismus ein Stück heraus und katechisierte darüber. Ich fand aber, daß dies ein Irrtum war nach zwei Seiten hin. Zuerst in Bezug auf die Kinder. Kinder die treulich das Ihre gelernt hatten im Unterrichte, die fleißig antworteten in den Stunden, waren bei der Prüfung verwirrt und konnten nicht antworten, andere Dreistere hatten, wie man zu sagen pflegt, Glück. Es kam also auf diesem Wege gar nicht die wirkliche Fähigkeit und noch viel weniger die Herzensstellung der Kinder zum Ausdruck. Dann war ich im Irrtum in Bezug auf die Gemeinde. Ich setzte eine Fähigkeit zu prüfen voraus, welche die Gemeinde einfach nicht besitzt. Der große Haufe fragte nicht darnach, ob die Antwort von Nachdenken zeugte, und noch viel weniger ob sie aus Überzeugung kam, sondern ob sie schnell gegeben wurde. Keine meiner Gemeinden hatte sich auch je das Urteil über die Kinder angemaßt und etwa bestimmen wollen, wer konfirmirt werden soll oder nicht. Sie dachten, das müsse der Pfarrer besser wissen. Und sie hatten Recht. Wo wird das Urteil über Fähigkeit der ganzen Masse in die Hände gegeben? Wenn wir Predigtamtskandidaten ordiniren oder aufnehmen, so legen wir die Prüfung in die Hände einer Komite, die sich Zeit und Muse dazu nehmen kann, und es fällt uns nicht ein, dieselben etwa vor eine ganze Distriktskonferenz hinzustellen. Die Schulprüfungen werden in die Hände von kompetenten Kommissionen oder

Inspektoren gelegt. Warum sollte hier allein die inkompetente Gemeinde entscheiden? Entscheidet sie aber nicht, so ist es auch nicht nötig die Prüfung so zu führen, als ob die Gemeinde zu entscheiden hätte. Du magst dagegen einwenden, dann könnten wir ganz ohne Prüfung sein. Ganz gewiß und ich würde es nicht bedauern, wenn sie einginge. Ich wurde nicht geprüft vor der Konfirmation. Doch lohnt sichs auch nicht der Mühe gegen diese allgemeine, weitverbreitete Sitte zu agitiren. Sie vertritt ja immerhin die Idee, daß die Gemeinde, in die die Kinder aufgenommen werden, auch wisse was gelehrt wurde. Aber eben weil es nur eine Idee ohne praktische Konsequenzen ist, so mache ich sie für die Kinder nicht zur Qual. Vierzehn Tage vorher bezeichne ich jedem Kinde die Fragen, die es herzusagen hat. Ich lasse nun die Fragen in der Prüfung der Reihe nach hersagen. Dazu verwende ich den größeren Teil der Prüfungszeit. Dann nehme ich irgend einen Abschnitt heraus, den ich den Kindern bezeichnet habe und katechisiere eine kurze Zeit darüber und schließe dann. Ich weiß wohl, daß man dagegen einwendet das sei nicht gewissenhaft. Ich meine, der Unterricht durch ein ganzes halb Jahr hindurch soll gewissenhaft sein. Wenn dieser es gewesen ist, so ist die Prüfung ziemlich gleichgültig. Betrug ist es nicht. Die Kinder wohnen ja in der Gemeinde und lernen ja die ihnen bezeichneten Fragen zu Hause. Es kann es also Jedermann vorher wissen. — Noch will ich bemerken, daß ich die Prüfung immer acht Tage vor der Konfirmation halte. Am Konfirmationstage sollen die Kinder frei sein von dem Lerndrucke und ihre ganze Aufmerksamkeit auf Predigt und Handlung richten können. — Eine ganz besondere Bedeutung lege ich der letzten Stunde bei. Hier kann ich nun hoffen das Verständnis für Ermahnung und Predigt zu finden. Ich katechesiere nun nicht mehr, sondern rede. Ich schaue mit den Kindern rückwärts auf die glücklich durchlebten Stunden, schaue vorwärts auf die Konfirmation, bitte und ermahne sie ihre Herzen zu sammeln und zu bereiten, damit der Herr sie segnen könne; schaue mit ihnen ins Leben hinaus auf Freude und Leid, auf Gefahren und Versuchungen; zeige ihnen den Heiland als Führer und Helfer; bitte und ermahne sie ihm treu zu bleiben. Diese letzte Stunde, welche ich mit den Kindern allein bin, suche ich den Kindern zu einem rechten „Ebenezer“ zu machen, besonders aber am Ende durch das Gebet. — Endlich kommt der Konfirmationstag. Hier sind es zwei Handlungen, gleich wichtig: die Rede und die Einsegnung. Wenn eine Rede, so soll diese Rede ein freier Herzenserguß vom Herzen kommend und zum Herzen dringend sein. Hier soll es ein Nötigen sein herein zu kommen, ein Bewegen die Hand des Herrn zu ergreifen. Es muß uns in der Predigt daran liegen, daß das Kind heute, heute die Hand des Herrn ergreift. Hat die Predigt die Kinder so bereitet, so soll die Einsegnung diese Wärme bewahren. Nur nichts Mechanisches. Hier lege man seine ganze Seele in jedes Wort das man liest und spricht. Eine solche Stunde kehrt im Leben des Kindes nicht wieder. Darum soll ihm diese Stunde auch der Heiland ohne Vorbehalt entgegengebracht werden. Viele nehmen Anstoß an den Fragen und Versprechungen, die gemacht werden. Mit Recht, wenn sie dem

Kinde hergeleiert werden ohne Ton und Nachdruck. Mit Unrecht, wenn die Kinder darauf vorbereitet werden und sie es fühlen, welches Gewicht Fragen und Versprechungen haben. Der Einwand, ein Kind könne es doch nicht halten und man mache das Kind zum Lügner, ist eitel. Alles Gute in uns muß von Entschlüssen und Vorsätzen ausgehen. Das fühlt jede Mutter, die sich vom Kinde Gehorsam versprechen läßt. Das weiß der Herr. Darum ließ er bei Moses und Josua sich von dem Volke feierlich Gehorsam geloben. Jeder, der sich bekehrt, muß entschiedene Entschlüsse fassen; ob er diese Entschlüsse nur dem Herrn gelobt oder auch vor Menschen sie ausspricht, ist in Bezug auf ihren Wert gleichgültig. Im Ernst gemachte Versprechungen sind eine Schutzwehr gegen Versuchungen und auch im Fallen ein Stab wieder aufzustehen. Übrigens sind die Fragen ja nicht Aufforderung, fromm und brav zu sein in eigener Kraft, sondern Aufforderungen sich dem Herrn zu ergeben. Und das muß sein, wenn man selig werden will. Das Kind oder irgend einen Menschen nichts versprechen zu lassen, weil es möglicher Weise das Versprochene nicht halte, mahnt mich an einen, der keinen Baum auf sein Land pflanzen will, weil er möglicher Weise verdorren könnte. Gefahr mag immer genug sein, es mögen trockene Zeiten kommen, aber wenn er gepflanzt ist, so kann er wachsen und aus allerlei schlimmen Zeiten sich wieder erholen. Und geht er zu Grunde, so ist es doch nicht schlimmer, als wenn er gar nicht gepflanzt wäre. Frühe säe deinen Samen. Und laß deine Hand hernach nicht ab. Denn du weißt nicht ob nicht dieses oder jenes gerät. Und ob beides gerät, wäre es um so besser. Das gebe Gott. Mögen diese Briefe etwas dazu beitragen.

Nimm den letzten Gruß von Deinem alten

Philemon.

Aussaat und Ernte.

Betrachtung über Galater 6, 7, von Jakob Paulli,
Königl. Confessionarius in Kopenhagen.

Übersetzt von P. K. Wiegmann.*)

Im neuen Testament giebt's gar manche Aussprüche, von denen es gilt, daß, je mehr wir darüber nachdenken, desto unerschöpflicher zeigen sie sich. Im Galaterbrief (6, 7.) haben wir davon ein Beispiel in dem bekannten Wort: „Was der Mensch säet, das wird er auch ernten.“ Im ersten Augenblick scheint Alles so klar zu sein, daß selbst ein Kind es muß verstehen können. Wollten wir zu einem Landmann sagen: Was hoffst du auf diesem Stück Land zu ernten? so würde er uns eine ganz bestimmte Antwort geben. Führen wir dann fort zu fragen, weshalb er gerade diese Ausbeute erwarte, so würde er diese Frage als Zeichen eines verwirrten Kopfes ansehen; jeder weiß ja, daß, was ein Mensch säet, das wird er auch ernten.

Ja, das weiß jeder, so lange wir noch in der Frühjahrszeit stehen, der Zeit der Erwartungen und Wünsche. Allein laß einen Sommer kommen, in

*) Aus einem Bändchen religiöser Betrachtungen von Paulli, betitelt: „Fra Naadens Rige.“ Kopenhagen, 1886.

welchem die Sonne es an ihrer Wärme fehlen läßt, oder ein Spätjahr mit ununterbrochenem Sturm und Nässe, und derselbe Mann wird ganz anders reden, wenn wir mit ihm zusammen treffen. Dann wird er sagen: Das Unkraut ist auf meinem Acker üppig gewachsen, Hagel und Regen haben die Saat niedergeworfen und ich habe kaum so viel eingeheimst, daß es der Aussaat und meiner ermüdenden Arbeit entspräche. Nun habe ich gesehen, daß ein Mensch nicht erntet, was er gesäet hat.

Laßt uns dies auf andere Gebiete des Lebens überleiten und sehen, wie weit man ohne nähere Erklärung sagen kann, daß, was der Mensch säet, das wird er auch ernten. Überall, wohin wir kommen, treffen wir Zeichen von Armut, Hunger und Not an. Oftmals ist das ganz gewiß eine Folge des Lebens, das geführt wird; in guten Jahren wird nichts von der Einnahme auf die Seite gelegt, alles wird verschwendet, wenigstens ohne irgend einen Gedanken an die Zukunft verbraucht. Allein häufig gilt diese Beschuldigung nicht. Es giebt Männer, die vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang ununterbrochen ihrer Arbeit warten und nur die dürftigsten Forderungen an das Leben stellen; es giebt Weiber, die, ohne sich selbst zu schonen, darnach streben, das Allernotdürftigste zu Wege zu bringen, — und alles ist vergeblich; es führt zu nichts anderm als zu fortgesetztem Kampf und fortgesetzten Nahrungssorgen, es scheint fast, als ob jeder Sonnenstrahl des Glücks von ihrem Wege verbannt wäre. Woher kommt es wohl, daß der Spruch des Apostels: „Was der Mensch säet, das wird er auch ernten," auf sie keine Anwendung findet? Das Wort Gottes antwortet uns: Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen. Deshalb soll die Erde um deinetwillen verflucht sein, mit Kummer sollst du davon essen dein Lebenlang und Dornen und Disteln soll sie dir tragen. Durch die Verschuldung des Menschen ist das Verhältnis zwischen Aussaat und Ernte zerrüttet worden; dies wird nicht anders, so lange die Welt steht.

Allein wie verhält es sich im Reich Gottes, wo die Macht der Sünde ja gebrochen ist? Sieh auf alle die, welche es erwählten, in den Dienst des Gekreuzigten zu treten, die sein Wort nahmen, um dasselbe ihren Brüdern und Schwestern zu bringen, und die in der Liebe Jesu lebten, welche einen Widerschein auf ihr ganzes Leben warf! Was war die Ausbeute, die sie gewannen? Kreuz und Scheiterhaufen, Gefängnisse und Schafotte. Geht da das Wort in Erfüllung: „Was der Mensch säet, das wird er auch ernten?"

Wer hat uns gesagt, daß die Erntezeit hier auf Erden komme? Wo steht geschrieben, daß das Kreuz und der Scheiterhaufen, das Gefängnis und das Beil des Scharfrichters die Ausbeute des treuen Strebens dieser Männer sei? Was nun, wenn Alles dies mit zur Mühe der Saatzeit gehörte? Wir können dem Kommen der Ernte nicht vorgreifen, und Paulus sagt nicht bloß, daß, was der Mensch säet, das wird er auch ernten, sondern er sagt auch: „zu seiner Zeit werden wir auch ernten, sofern wir nicht verzagen (Gal. 6, 9 nach der dänischen Übersetzung)." Diese Hinzufügung „zu seiner Zeit" darf Niemand übergehen. Denk an die Geschichte von Lazarus und dem reichen

Mann! Der eine in Lumpen, der andere in Purpur; der eine krank und voller Schwären, allein mit demütigem Glauben, der andere in täglicher Herrlichkeit und Freude, allein ohne Glauben. Es kam eine Erntezeit, die im Verhältnis zu dem, was gesät war, stand, allein sie kam erst, als sich zwei Gräber hier auf Erden geschlossen hatten. Es ist daher das Apostelwort: „Was der Mensch säet, das wird er auch ernten," nicht eine Angabe dessen, was sich einem Jeden ganz klar zeigt, wenn er auf das Leben anderer oder auf sein eigenes Leben blickt, sondern es ist ein G l a u b e n s w o r t, das sich nicht trennen läßt von dem Trost, den wir darin haben, daß Gott gerecht ist. Es weist über die gegenwärtigen Verhältnisse hinaus auf andere, vollkommene Zustände hin; es sagt: Die Ernte kommt, allein ob sie zum Heil oder zum Verderben kommt, ist die große Frage für uns alle.

Wenn von dem Säemannswerk geredet wird, denken vielleicht die meisten nur an das, was von d e n e n unter uns ausgerichtet werden soll, welche Pastoren und Lehrer sind. Allein es geht nicht an, die Sache ausschließlich an diese wenigen Männer zu verweisen. Da ist keiner, der das Wort von der Aussaat und Ernte nicht auf sein eigenes Leben anwenden soll. Von jeder Persönlichkeit gehen beständig Kräfte aus, erbauende und zerstörende, lebenbringende und tötende, und diese verschiedenartigen Kräfte, die sich in unsern Worten und Werken regen, sind die Aussaat unseres Lebens. Daß es sich so verhält, werden wir leicht einsehen können, wenn wir auf unsern Herrn Jesum, die vollkommene Persönlichkeit, blicken. Er war nicht bloß ein Säemann, wenn er zum Volke r e d e t e; sondern es ist unmöglich, nur einen einzigen Augenblick in seinem Leben aufzuweisen, wo Er den guten Samen nicht aussäete, weil es unmöglich ist, irgend einen Augenblick aufzuweisen, wo Er nicht mit seiner g a n z e n Persönlichkeit wirkte. Wenn Er in Gethsemane hervortritt und zur Wache spricht: „Ich bin's!" und die Wache fällt zur Erde; wenn Er in der Gründonnerstagnacht Petrum ansieht und mit diesem einen Blick bewirkt, daß sein Jünger hinausgeht und bitterlich weint; wenn Er ohne eine Klage mit seinem Kreuz geht, das Ihn zu Boden drückt; wenn Er vor Jerusalems Mauern in Thränen ausbricht, — gehen beständig große Kräfte von ihm aus, d. h. mit anderen Worten: Er ist wie ein S ä e m a n n, der seinen Samen aussäet.

Dieselbe Macht haben wir Alle, wenn auch in geringerem Grad. Selbst wenn wir's wollten, könnten wir gar nicht umhin, durch unser persönliches Auftreten zu wirken, d. h. wir können nicht umhin, Säemänner zu sein. Von jedem unserer Worte, es sei zu Vielen oder Wenigen geredet; von jedem unserer Werke, den unbedeutenderen wie den größeren; von der Art und Weise, wie wir uns in Leid und Freude verhalten; von unserem Lächeln, es sei ein freundliches oder spöttisches, — von allem dem gehen Wirkungen auf andere aus; es ist stets etwas da, was wir aussäen. Passe daher auf dich selbst auf! Was der Mensch säet, das wird er auch ernten. Am Erntetage wird zu dir gesagt werden: W a s h a s t d u a u s g e s ä e t? Bleib ein wenig bei diesen Worten stehen und denk daran, was du antworten darfst.

Daheim sind deine Kinder, die großen und die kleinen. Man klagt über das heranwachsende Geschlecht; wohl möglich, daß die Klage ganz berechtigt ist. Allein wäre es nicht ebenso gut, wenn wir einen Schritt weiter zurückgingen und an die Säemänner dächten, an uns selbst, und uns selbst die Frage vorlegten: Was habe ich ausgesäet? Es ist so wenig Übereinstimmung zwischen unseren Worten und unserem Leben; darum ist so geringe Frucht da. Du redest davon, daß das Wort Gottes die starke Macht in deinem Leben sein soll. Deine Kinder sehen, daß du Sonntags deinen Kirchenbesuch machst, allein während des übrigen Teils der Woche merkt man nur wenig von dem Einfluß des Wortes Gottes auf dich. Du redest davon, daß man sein Gemüt solle bezwingen können, und im nächsten Augenblick brausest du selbst auf und geräthst in Heftigkeit und Hitze. Ist es zum Verwundern, daß das Geschlecht wird, wie es wird, wenn die Säemänner nicht anders sind?

Wir gebrauchen große Worte von der gegenseitigen Liebe; es kostet ja so wenig, sich mit schönen Redensarten zu schmücken. Da kommt denn der Tag der Probe, an welchem die Gelübde eingelöst werden sollen, das Opfer gebracht werden und die Liebe sich erweisen soll in großer Ausdauer und viel Vergebung. Wie stimmt indes unser Wandel mit unseren Worten? Ist es eigentlich zum Verwundern, daß das Leben so leer, kalt und arm wird, so lange wir Säemänner nicht anders sind? Es können keine segensreichen Wirkungen von uns ausgehen, so lange das Wachstum der Gnade nicht in uns von statten geht; darum müssen wir mit unserem eigenen Seelenleben den Anfang macheu. Es ist nämlich die Zwiefältigkeit da, die weder geändert werden kann noch soll, daß wir nicht bloß mit Andern zu thun haben, sondern zu allervörderst mit uns selbst. Wir, die wir Säemänner sind, haben zugleich einen Acker zu bewachen und der Acker ist unser eigenes Herz und dieses ist für alles empfänglich, für das Unkraut sowohl, wie für den guten Samen.

Ebenso wenig wie wir uns Verhältnisse denken können, in denen wir keine Gelegenheit haben, unsere Persönlichkeit geltend zu machen, ebenso wenig können wir uns Verhältnisse denken, die nicht auf uns einwirken könnten. Wo du auch bist, was du dir auch vornimmst, — beständig wird etwas in deine Seele gesät. Willst du wissen, welche Saat dein Herz aufnimmt, so denke bloß an dein tägliches Leben. Darfst du unsern Herrn Jesum alle Alltagswerke sehen lassen? Mit welchen Menschen hast du Umgang? Es ist nicht gesagt, daß wir ohne Gemeinschaft mit andern leben sollen; allein wen suchst du auf? Darfst du den Herrn dabei sein lassen, wenn ihr zusammenkommt? Darfst du Ihn die Worte hören lassen, die geredet werden? Was für Freuden begehrst du? Es ist nie gesagt, daß ein Mensch nicht froh sein und Zerstreuung suchen dürfe nach seiner ermüdenden Arbeit. Allein darfst du den Herrn sehen lassen, worüber du dich freust? Denk daran, daß er dein Herz kennt; Ihn kann man nicht betrügen. Welche Bücher liesest du? Durch dieselben kann allerlei Saat ausgesät werden. Worauf siehst du, wenn du durch die Straßen der Stadt gehst? Bloß dadurch, daß man

unter den Menschen wandelt, kann man manchen ernsten Eindruck empfangen, wenn man nur will. Woran denkst du am meisten, wenn du allein daheim sitzest? Nicht jeder Gedanke darf ja in dir Wurzel schlagen.— Dieser Beispiele mögen uns zeigen, wie das Säemannswerk unserem eigenen Herzen gegenüber darin liegt, daß wir alle die Tausende von Eindrücken, die uns entgegenkommen, verwerfen oder annehmen.

Die Ernte kommt — zu seiner Zeit; man kann und soll ihr nicht entgehen. Allein, daß die Ernte kommt, d. h. daß ein jeder von uns der Ausbeute seines Lebenswerkes gegenüber stehen wird, hierin liegt der ungeheure Ernst der Sache. An jenem Tage versammelt der Herr der Ernte alle Säemänner um sich. Von allen Himmelsgegenden strömen sie zusammen. — Niemand kann sie zählen, wir selbst sind mitten unter ihnen, und nun wird einer nach dem andern vorgerufen, nun soll offenbar werden, was gesät worden ist, denn was der Mensch säet, das wird er auch ernten. Hier ist einer, zu dem gesagt wird: Wo sind deine Kinder? Ich sehe sie nicht unter der Schar, die das Zeichen des Kreuzes trägt. Wurdest du nicht müde, sie zu ermahnen und zu leiten, für sie und mit ihnen zu beten? An wem liegt die Schuld, daß sie fehlen? Darfst du die Hände waschen und sprechen: Ich habe keine Schuld? — Hier ist ein Anderer, zu dem der Herr der Ernte spricht: Ich setzte dich in einen Kreis von Menschen, die an Jesum Christum glaubten. Die Ladung der Gnade erging an dich, nicht ein Mal, sondern Tag für Tag; — wo ist die Ausbeute meiner Liebe?. Ja, der, zu dem also gesprochen wird, wird gewiß darum flehentlich bitten, daß es noch einmal Saatzeit werde. Das ist unmöglich, — die dahingeeilte Zeit kommt nie wieder.

Der ungeheure Ernst liegt darin, daß Alles an jenem Tage wird offenbart werden. Derjenige unter uns, der für einen redlichen Mann angesehen worden ist, dessen Wandel gleichwohl voll Lug und Trug war, wird in seiner Blöße dastehen, wenn die Ernte kommt, — Gott läßt seiner nicht spotten! Der unter uns, welchen man für tugendhaft hielt und der doch in Unzucht gelebt, wird an jenem Tage den falschen Schein verlieren, — Gott läßt sich nicht spotten! Der, dessen Leben auf Eigenliebe und sonst nichts gebaut war, wird an jenem Tage dastehen, wie er ist, — Gott läßt sich nicht spotten! Laßt uns dies bedenken, dieweil es noch Zeit ist!

Sollte dennoch Jemand da sein, der sich sicher fühlt und dem es scheint, daß Friede und keine Gefahr vorhanden sei, so laßt uns noch eine Probe machen, um Klarheit in der Sache zu gewinnen. Geh hinaus auf einen unserer Kirchhöfe, gehe von Grab zu Grab und lies die Namen auf den weißen Steinen. So oft du auf einem derselben den Namen jemandes triffst, mit dem du zusammen gelebt hast, stehe stille! Ist nicht etwas da, was du dir diesem Menschen gegenüber vorzuwerfen hast? Wenn ihr wieder beisammen leben solltest, ist dann nicht etwas da, das du anders machen würdest? Gedenke an die Lebensregeln, die uns gegeben sind, um ein Leben in der Liebe zu führen, wenn von dieser gesagt wird, daß sie langmütig und

freundlich ist, daß sie nicht eifert, nicht das Ihre sucht, daß sie alles verträget alles glaubet, alles hoffet, alles duldet! Ist da nicht irgend einer der Namen da draußen im Garten der Toten, der zu dir spricht: So hast du nicht gelebt! Und jeder Name entspricht je einem Menschen, der einst am Erntetag auftreten wird, um ein Zeugnis von dir abzulegen.

„Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten." Das ist ein sehr ernstes Wort, und je tiefer es uns trifft, desto ernster däucht es uns zu sein. Allein laßt uns nicht vergessen, daß es kein Glaubenswort gibt, das nicht einen reichen Trost enthielte und das gilt auch von diesem Wort. Ich glaube, daß es keinen Sonnenstrahl gibt, der nicht seine Bedeutung hat. Wir sehen vielleicht nicht, was das Werk der Strahlen ist: wie der eine das Leben hervorruft in einem Samenkorn, das im Erdschoß liegt; wie ein anderer in die Stube des Kranken scheint und Hoffnung der Gesundheit mitbringt; wie wieder ein anderer in das Gefängnis scheint und bei dem Gefangenen milde Gedanken weckt. Wir sehen das nicht, allein nichts von alledem geht verloren. Ebenso glaube ich, daß nichts von dem, was von der Liebe stammt und was im Glauben um unseres Herrn Jesu willen geschieht, verloren geht. Darum liegt ein Trost darin, daß was der Mensch säet, das wird er auch ernten.

An dem großen Erntetage, wenn die Säemänner sich um den Herrn der Ernte scharen, wird außer denen, die vorher erwähnt wurden, auch eine andere Schar da sein. Diese besteht aus solchen Gestalten wie Johannes und Jakobus, Petrus und Paulus und die übrigen Apostel, Johannes Huß und Luther, Ansgar und Hans Egede. Es hatte in ihrem Leben manchmal eine Zeit gegeben, da sie nahe daran waren, den Mut zu verlieren, weil es ihnen ging wie dem Simon am See Genezareth, da er sprach: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen." Und doch wurden sie nicht müde, sondern hielten im Namen Jesu und um Jesu willen aus; sie überließen es dem Herrn der Ernte, das, was sie auf den Geist säeten, Frucht bringen zu lassen. Millionen von Menschen werden an jenem Tage sagen: Ihr wart die Werkzeuge, die der Herr brauchte, um uns zu sich zu rufen; sehet, hier ist die Ausbeute eurer Arbeit!

Und wird dies wohl bloß zu allen denen gesagt, welche die großen Sterne am Himmel des Reiches Gottes sind. Viele, die geistlich arm waren und hier auf Erden übersehen worden waren, werden an jenem Tage neben den Aposteln stehen. Ein Sohn wird mit seiner Mutter zusammentreffen und sprechen: „Denkst du an das Wort, das du mir mitgabst, als wir von einander schieden? Ich habe dasselbe nie vergessen können; dies war's, was mich zu Jesu führte." — Andere werden zu einander sagen: Weißt du noch, wie ich in Not war und du mir die Hand reichtest? Damals lernte ich an die Liebe glauben und dies war für mich der Anfang auf dem Weg des Heils. — Wieder Andere werden zusammentreffen und zu einander sprechen: Denkst du daran, wie du mich besuchtest, um mit mir traurig zu sein und mit mir zu wei-

nen? Du warst der Erste, der mich aufwärts blicken lehrte, — nun treffen wir uns vor dem Throne Gottes.

Nicht ein Wort, nicht eine Liebesthat geht verloren. Es geht vielleicht eine Zeit dahin, bis die Aussaat zum Wachsen kommt; dies soll uns unbekümmert lassen. „Wenn wir Gutes thun, so laßt uns nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, sofern wir nicht verzagen."

Pessimismus und Optimismus im Lichte des Evangeliums, mit besonderer Beziehung auf die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart.

(Referat von P. C. Kißling.)

Der Naturforscher Cuvier hat einmal gesagt: „Ein erhabeneres Wort wird nie aus einer menschlichen Feder kommen als dies: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." So sehr aber dies Wort die Grundlage und notwendige Voraussetzung aller weiteren Offenbarungen Gottes ist, so beginnt doch hier schon an der obersten Prämisse alles Welterkennens die Scheidung der Geister. Die Welt ist da! Der Kosmus muß auch einen Schöpfer, einen Urheber, eine causa efficiens gehabt haben. Aber wie haben wir diese Welt anzusehen? Freuen wir uns dankbar des Schauplatzes unsrer irdischen Existenz oder beklagen wir grollend das Gefängnis, in welches wir gebannt sind? Ist uns diese Welt ein Geschenk unsres himmlischen Vaters, daran wir uns kindlich, harmlos ergötzen, so lange es Gott gefällt, oder betrachten wir sie mit mißtrauischen Blicken als ein Danaergeschenk: timeo Daneos et dona ferentes? Zwei Weltanschauungen scheiden sich an diesen Fragen: Der Pessimismus und der Optimismus. „So lang des Erdballs Axen rollen, währt unversöhnt ihr grimmer Zwist!" Welche Berechtigung kommt diesen Weltanschauungen zu? Wie stellt sich das Evangelium zu denselben? Welcher Einfluß ist ihnen auf unsre Predigtweise zu gestatten? Diese Fragen bilden den Vorwurf des vorliegenden Artikels.

Sollte es erst einer Rechtfertigung bedürfen, diese Fragen in einer theologischen Zeitschrift zu behandeln? Wir alle stehen mehr oder minder unter der Herrschaft einer dieser Weltanschauungen und je nachdem wird auch unsre Predigtweise in durchaus nicht nebensächlicher und gleichgültiger Weise beeinflußt. Und gewiß Alles, was unsre Amtsthätigkeit in ungesunder Weise zu beeinträchtigen droht, ist erneuter Untersuchung und Prüfung wert.

Für den richtigen Pessimisten giebt es kein Wort, das seinen Ohren unglaublicher, widerwärtiger, nur die reinste Ironie atmend klingt, kein Wort, zu dem er sich in schärferem, unvereinbarerem Gegensatz befindet, als das Wort, das uns am Schluß des ersten Genesiskapitels berichtet wird: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut." Dieses Wort widerspricht so sehr seiner Weltbeobachtung und Welterfahrung, daß ihm keine andere Wahl bleibt, als an der Güte und Vollkommenheit eines Gottes zu zweifeln und zu verzweifeln, der eine solche Welt für gut zu

erklären wagt. Ihm ist vielmehr diese Welt unter allen möglichen Welten die denkbar schlechteste und unvollkommenste. Er betrachtet die Schöpfung als ein Unglück, das zu beklagen und zu verwünschen die Aufgabe eines richtigen Philosophen ist.

Es scheint ja freilich vermessen zu sein, von der Welt als von der „denkbar schlechtesten aller möglichen Welten" zu sprechen, da uns ja jede Erfahrung abgeht, wie eine „beste" Welt etwa aussieht. Aber das kümmert einen ordentlichen Pessimisten nicht. Er hat sich in seinen Gedanken eine „beste" Welt nach seinem Geschmack aufgebaut und zurechtgelegt. Und da die wirkliche Welt das Unglück hat von diesem Gedankenbild in bedenklicher Weise abzuweichen, so ist ihr Urteil in den Augen des weltschmerzlerischen Kritikers besiegelt. Es ist ja lächerlich, eine Welt, die der Pessimist ein für allemal für schlecht erklärt, für gut zu halten.

Es giebt Glaubensbekenntnisse und Weltanschauungen, deren unbedingte Annahme dem gesunden, unverdorbenen, von keinen subjektiven Voraussetzungen und Reflexionen beeinflußten Menschenverstand widerstrebt, deren Anerkennung eine Verzichtleistung auf die Bedenken und Einwürfe des Herzens und Denkens voraussetzt. Zu diesen Glaubensbekenntnissen und Weltanschauungen rechne ich den vulgären Pantheismus, der entweder Gott in die Welt oder die Welt in Gott aufgehen läßt, entweder Akosmismus oder Atheismus ist, und den gegenwärtig, unterstützt und befürwortet von den Gelüsten des Fleisches, so viel Propaganda machenden Materialismus, der die Materie als ewig setzt und in der Materie, außer der lediglich nichts existirt, in dem „dummen Urwillen," um mit Eduard v. Hartmann zu reden, das perpetuum mobile gefunden zu haben glaubt, oder besser: gefunden zu haben vorgiebt. Beide Betrachtungsweisen sind nur möglich, wo jede Gewissenseinsprache, jedes Resultat der täglichen Erfahrung außer Betracht gelassen, wo von vornherein auf jede einleuchtende Erklärung der postulierten Thatsachen in wenig edler Selbstbeschränkung und Bescheidenheit verzichtet wird. Und möglich ist eine Einwirkung auf die großen Massen des Volkes auch nur unter der Voraussetzung der Richtigkeit der mephistophelischen Ironie — und der Teufel irrt sich selten:

> Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
> Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Anders verhält es sich mit dem Pessimismus. Dieser hat nicht nur im Menschenherzen, sondern auch in der ganzen Natur einen mächtigen Verbündeten. Es ist nichts leichter als mit der pessimistischen Weltanschauung dem Menschen zu imponieren. Der richtige Pessimist weist den Ungläubigen zunächst an die Natur. Das Buch der Natur bestätigt ihn auf allen ihren Blättern in erschütternden Bildern die unumstößliche, unantastbare Wahrheit seines Pessimismus. Wenn Schiller den Chor in der „Braut von Messina" sagen läßt:

> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,"

so daß dies Wort eben ein Beweis einer wenig eindringenden Natur-

erforschung, ein Beweis dafür, daß die, auch noch so annehmbar klingenden poetischen Aussprüche eines idealistischen Träumers unmöglich zur Grundlage eines richtigen Welterkennens und Weltbegreifens gemacht werden dürfen, wie dies doch so häufig geschieht. Was poetisch schön ist, braucht deßwegen noch nicht in allen Teilen prosaisch wahr zu sein. Und dies ist hier der Fall. Die Natur ist in das Verderben der Menschen mit hineingezogen worden und seitdem ist die Natur auch ohne den Menschen unvollkommen. Es ist eine häufige Erscheinung, die uns nicht nur in Romanen, sondern auch im wirklichen Leben oft begegnet, daß Jemand, der innerlich tief erregt, in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt ist, hinauseilt in die Natur, einen Gang macht durch Feld und Wald, um dadurch sein inneres Gleichgewicht wieder zu erlangen, um den Sturm seines Herzens zu stillen und zu beschwichtigen. Aber wer den Frieden nicht schon mit sich hinausbringt, der wird den ersehnten Frieden „am Busen der Natur" schwerlich finden. In der Natur ist kein Friede. Man hat schon oft mit Recht betont, daß die Natur Gott ebensowohl verbirgt als offenbart. Während dem Einen die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündigt, erzählen und verkündigen sie einem andern Ohr ganz andere Dinge. Sie erzählen ihm von der Herzlosigkeit, Grausamkeit der Natur. Während der Eine in der Natur seinen Gott findet, verliert ein Anderer in der Natur seinen Gott. Es kommt ganz darauf an, was für ein Organ der Mensch mitbringt und der Stimme der Natur leiht.*)

(Fortsetzung folgt.)

Das Lesebuch und seine Behandlung und Verwertung auf der Oberstufe unserer Gemeindeschulen.

(Eingesandt von H. Brodt.)

„Ich hasse die Bücher; sie lehren nur von demjenigen reden, was man nicht weiß." So sagt Rousseau in seinem „Emil" und stellt sich wie in so vielen so auch in diesem Punkte in einen schroffen Gegensatz zu der bisher in den Schulen herrschenden Methode, in der die Bücher eine Hauptrolle spielten. Trotz Baro von Verulam, welcher die Forderung stellte, daß die Schüler statt aus Büchern ihre Wissenschaft aus der Natur und Erfahrung schöpfen sollten, war dennoch alles Lernen ein mechanisches Einpauken nach Büchern geblieben. Ja gar ein Pädagoge, der an Größe und Bedeutung fast alle andern überragt und selbst verlangte, daß die Menschen soweit als nur irgend möglich gelehrt würden, ihre Einsicht nicht aus Büchern zu schöpfen, sondern aus Himmel und Erde, aus Eichen und Buchen, — selbst ein Amos Comenius glaubte doch der Bücher nicht entbehren zu können. Unablässig bemühte er sich,

*) Ganz damit übereinstimmend sagt auch einmal Max Frommel: „Jeder Mensch sieht die Natur mit seinen eigenen Augen an; eine glückliche Braut hört darin die Sprache ihres Liebesglückes, der Künstler sieht ein farbiges Bild, ein Trauernder erblickt nur überall die Spur des Welkens, ein Verbitterter beneidet den Vogel um sein harmloses Lied, ein Christ vernimmt in der Natur das Seufzen der Kreatur und die Weissagung auf die neue Erde." Neue Christoterpe, 1885, pag. 302.

gute Bücher abzufassen, die alles leicht verständlich und volkstümlich vortrugen, so daß sie seiner Meinung nach unter Umständen den Lehrer ersetzen und den Lernenden vollständig als Licht dienen könnten. Es ist daher nicht befremdend, daß Rousseau, der Apostel des Umsturzes und der Revolution auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, sich gegenüber solcher Überschätzung der Lehrbücher zu dem oben angeführten Ausspruche bewogen fühlte, daß er das Lesen als die Geißel der Kindheit bezeichnete und behauptete, das Kind, welches lese, denke nicht, es lese nur; es unterrichte sich nicht, es lese nur Wörter. Aber hier wie fast überall schießt Rousseau über das Ziel hinaus, stellt Behauptungen auf, die wohl zum Teil und unter gewissen Bedingungen zutreffend sind, die aber so allgemein und so bedingungslos, wie sie dastehen, nicht als richtig anerkannt werden können. Wohl ist es verkehrt, die Bücher gleichsam als Ersatzmittel des Lehrers zu bezeichnen und zu benutzen, wohl mag ein Kind bei einer rein mechanischen Behandlung eines Buches, wenn letzteres auch noch so gut ist, dahin kommen, daß es gedankenlos liest, daß ihm die Wörter und Sätze nur leere Schälle sind, die es zu seiner Weiterbildung nicht verwerten kann: — gute Bücher gewähren aber auch wiederum bei richtiger Behandlung und Verwertung ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Unterstützung des Unterrichtes und zur Erreichung dauernder Erfolge.

Eins der wichtigsten und vielseitigsten Hilfsmittel beim Unterricht ist unstreitig das Lesebuch, weshalb es heutzutage auch wohl in keiner Schule mehr fehlt. Wie nun dieses seit den Zeiten Rochows für jede Schule als unentbehrlich betrachtete Buch auf der Oberstufe unserer Gemeindeschule behandelt und verwertet werden soll, haben wir nach dem oben angegebenen Thema des näheren anzugeben und zu zeigen. Es ist selbstverständlich, daß ein Lesebuch, welches richtige Behandlung und Verwertung finden soll, allen gerechten Anforderungen entsprechen muß, die man in unserer Zeit an ein gutes Lesebuch stellt. Ein unpraktisch eingerichtetes Werkzeug erschwert dem Meister die Arbeit, ja es kann ihn unter Umständen an der Erreichung des Zieles, welches er sich gesteckt, verhindern. So drängt sich uns hier zunächst die Frage auf, wie denn ein Lesebuch für die Oberstufe beschaffen sein muß, wenn es den heutigen Anforderungen der Pädagogik entsprechen und für eine richtige Verwertung und Behandlung geeignet sein soll.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Entstehungsgeschichte des Lesebuchs genau verfolgen und die verschiedenen Entwicklungsphasen ausführlich betrachten, die dasselbe im Laufe des letzten Jahrhunderts durchgemacht hat. Wir begnügen uns damit, kurz die Methoden seiner Behandlung anzugeben und die Anforderungen, die von den Vertretern der verschiedenen Richtungen an dasselbe gestellt wurden, um dann darzulegen, welche Gestalt das Lesebuch für die Oberstufe haben muß, wenn es auf der Höhe der gegenwärtigen Zeit stehen soll.

Die auf die Verstandesbildung hinarbeitende und dabei zugleich moralisierende Richtung, wie sie durch Rochow begründet wurde, be-

gnügte sich mit selbstgemachten Lesestücken — meist Erzählungen —, an denen die Aufmerksamkeit, das Sprechen und Erzählen geübt und durch welche die Schüler in christlichen Tugenden vorbereitet und gefördert werden sollten. Das Lesebuch sollte nach ihrer Meinung die Lücke zwischen Fibel und Bibel überbrücken. Bald jedoch unterließen die Vertreter dieser Richtung die von Rochow geforderten Zergliederungen, durch welche die genannten Zwecke erreicht werden sollten. Die in der Unterrichtskunst wenig geübten Lehrer verfielen in Bequemlichkeit; sie ließen lesen von vorn nach hinten und von hinten nach vorn und vergaßen in ihrem Schlendrian, daß mechanisches Durchlesen nichts weniger ist als geistiger Besitz. Die armen Schülerlein lasen die Buchstaben zusammen wie Linsen und ahnten nicht, wie zwischen den toten Zeichen Geist und Leben webte und waltete, und daher wurde das Gelesene auch nicht zu ihrem Besitz, zur bewegenden Erziehungs- und Lebenskraft.

Nun zeigte sich bald eine andere Richtung, deren Vertreter wir als die Realien-Fanatiker bezeichnen möchten. Wiederum waren es selbstverfaßte Lesestücke, diesesmal aber über naturgeschichtliche, geographische, historische und kirchengeschichtliche Stoffe, wie über andere gemeinnützige Dinge, die man in dem Lesebuch suchte. Dabei verfolgte man den Zweck, den Unterricht in den Realien überflüssig zu machen oder doch wesentlich zu erleichtern und zu unterstützen, weshalb auch jene Stoffe in systematischer Reihenfolge auftreten sollten. Sie wurden nun der Reihe nach, wie es das einzelne Unterrichtsfach verlangte, gelesen und meist auch auswendig gelernt. Poetische Sachen wurden höchstens gelegentlich einmal gestreift.

Dann trat Diesterweg auf und stellte sich in direkten Gegensatz sowohl zu der realistischen als auch zur moralisierenden Tendenz, indem er verlangte, daß das Lesebuch nicht sowohl ein Geschichts-, ein Geographie-, ein Religionsbuch, als vielmehr ein Sprachbuch sein müsse. „Der ganze Stoff muß sich" — so sagte er — „auf die nach Regeln zu erlernende Kunst des Lesens beziehen. — — — Diesem Hauptzweck ist der andere als Nebenzweck untergeordnet, daß dem Schüler durch das Lesebuch selbst und an demselben das Notwendigste über die Kenntnis der Muttersprache — — — angeeignet werden sollte." Er fordert, daß dieses Schulbuch Lesebuch, praktische Grammatik und Logik, sowie Leitfaden für die Rechtschreib- und Aufsatzübungen sei. Seine Richtung, die wir als die logisch-grammatische bezeichnen können, fand bald begeisterte Anhänger, bildete sich aber leider nach und nach zu dem sogenannten analytischen Sprachunterricht aus, dessen Vertreter soviel Fremdartiges in die Lesestoffe hineintrugen, daß sie beispielsweise 26 Unterrichtsstunden zur Behandlung der Schwab'schen „Ueahne" gebrauchten und daß eine vollständige Unterrichtsprobe über ein anderes Lesestück 20 Seiten im Druck einnahm. Das Lesestück wurde dabei zu Atomen zerfasert und unter dem Schutt und Geröll von Erklärungen und gelehrten Auseinandersetzungen begraben. Dabei ging den Schülern die Freude an demselben verloren und die Lesefertigkeit nahm ab.

Unterdessen hatte sich in der Stille eine andere Richtung gezeigt, die aber

leider durch Regulative über den Ausschluß der klassischen Litteratur in den Seminarien niedergehalten und erst durch die allgemeinen Bestimmungen wieder hervorgerufen wurde. Diese sogenannte ideale Richtung drang darauf, daß durch den Lesestoff Verstand und Gemüt gleichmäßig angeregt werden sollten. Sie fand den Weg zu den reichen Fundgruben der deutschen Litteratur und wählte mit feinem Takt lehrreiche Fabeln und Erzählungen, Gedichte und Sprüchwörter, Schilderungen, Beschreibungen und naturkundliche Darstellungen der großen, volkstümlichen deutschen Meister aus. Seit der Beseitigung der Regulative ist diese Richtung zur herrschenden geworden.

Infolgedessen ist das Lesebuch von allem, was seinem Zweck als Lesebuch fern liegt, entlastet worden. Es ist hinfort kein Leitfaden für den Unterricht in den Realien mehr, enthält jetzt keinerlei Beigaben aus dem religiösen Gebiete, dient in Zukunft nicht mehr als Leitfaden für die Grammatik, sondern sein Hauptzweck liegt neben der Förderung der Lesekunst in der Pflege der sprachlichen Bildung des Schülers, in der Läuterung seines Geschmackes, in der Hebung des sittlich-religiösen Gefühls und in der Erweckung vaterländischer Gesinnung. Daher darf es nur solche Stoffe enthalten, deren Inhalt interessant genug ist, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln, und deren Form ihnen ein Muster für die eigenen sprachlichen Darstellungen bietet, Stoffe, die in sittlich-religiösem Geiste geschrieben sind und in denen sich deutscher Sinn und Geist, deutsches Wesen, deutsche Sitte und Art abspiegeln. Daneben sollte es für unsere Verhältnisse auch zeigen, wie deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsche Frömmigkeit dazu beigetragen haben, unser Vaterland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, groß und frei zu machen, und wie auch in Zukunft das Deutschtum eine wichtige Aufgabe in diesem Lande zu erfüllen hat. Da ferner eine wichtige Aufgabe des Lesebuchs darin besteht, den Wissenskreis der Schüler zu bereichern und zu erweitern, so müssen auch belehrende Darstellungen aus der Geschichte — namentlich Charakterbilder geschichtlich hervorragender Persönlichkeiten und Schilderungen bedeutsamer Ereignisse — sowie anschauliche Bilder aus dem Natur- und Völkerleben, aus der Erd- und Himmelskunde, insonderheit solcher Objekte Platz finden, denen eine herragende Rolle im Natur- und Menschenleben zufällt, oder die sich durch Großartigkeit und Seltsamkeit auszeichnen. Endlich müssen auch geeignete Sprachstücke in poetischer Form, namentlich volkstümlich gehaltene, in entsprechender Anzahl im Lesebuche enthalten sein; denn es giebt kein besseres Bildungsmittel für Geist, Gemüt und Sitte als unsere volkstümlich klassischen Dichterwerke. Sie sind der beste Jungbrunnen nationaler Eigenart, das reichste Lager der irdischen Schätze unseres Volkes. Jedes deutsch-amerikanische Schulkind soll in seinem Lesebuche eine Anweisung auf seinen Anteil an diesem ihm von seinen Vätern und Vorfahren hinterlassenen Erbgute haben, damit es Lust und Mut bekomme, es zu erwerben. Summa: „Das Beste nach Form und Inhalt, was man Kindern geben kann, soll das Lesebuch enthalten, damit der Kinder Geist daran erwachse und sich hebe und der Sinn für gute Lektüre, für das Beste des Besten in ihnen genährt und gestärkt werde.“

(Schluß folgt.)

Ueber die Erziehung zum Gehorsam und ihre Grenzen.

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Aufhetzung seitens eines Kameraden.

Auch dieser Fall wurzelt im Selbstgefühle. Das Selbstgefühl wird lebhaft gehoben durch Anerkennung vonseiten anderer. Nun kommt es eben darauf an, an wessen Anerkennung mir mehr gelegen ist. Thue ich das, was mein Freund will, so ernte ich dessen Anerkennung. Gilt mir die Anerkennung des Freuudes mehr als die des Lehrers (ein Mangel des Intellekts!), so ist es dem Freunde ein Leichtes, mich zu einem Ungehorsam gegen den Lehrer zu verleiten. — Auch für den bösen Berater läuft die Sache auf Befriedigung des Selbstgefühles hinaus. Mein Selbstgefühl steigt, wenn ich sehe, daß ich Macht und Einfluß auf andere habe. Giebt ein Mitschüler meiner Einflüsterung Gehör, so zeigt dies, daß mein Einfluß auf ihn stärker ist, als der Einfluß des Erziehers! — Die beste Arznei für den üblen Berater sowohl, als auch den übel Beratenen ist (sofern der Lehrer die Sache durchblickt) feiner Spott. Dieser ist am besten geeignet, die falsche Wertschätzung richtigzustellen.

Etwas ganz anderes ist es, wenn Eltern und Schule in Widerstreit stehen. Da sitzt das arme Kind zwischen zwei Stühlen. Welche Autorität wiegt mehr? Wohl meist die der Eltern. Das ist auch ganz naturgemäß. Die Eltern geben dem Kinde Kost, Kleidung, Wohnung, also des Lebens nötigsten Unterhalt. Was ihm der Lehrer giebt, das versteht das Kind nicht zu würdigen, oft auch die Eltern nicht. Der Lehrer ist für sie eben nur ein Mann, der auf nichts anders sinnt, als wie er Kind und Eltern placken könnte! Stahl am Stein giebt Funken. Traurig für das Kind, wenn seine Intelligenz so weit vorgeschritten, daß es das Recht auf seiten des Lehrers finden muß! Schwierig auch für den Lehrer, im Widerstreite mit den Eltern das richtige Mittel zur Behebung desselben zu finden. Sind die Eltern einer Besprechung zugänglich, dann ist auch schon das Übel behoben. Wenn das nicht der Fall, dann muß nicht selten sogar die Hilfe des Gerichtes in Anspruch genommen werden, um der Forderung des Lehrers zu Ansehen zu verhelfen. Beispiele hierfür liefern uns F. Polacks köstliche „Brosamen."

Verführung. Ein Bube hat etwas angestellt (oder will etwas anstellen). Zur Beschwichtigung seines Gewissens überredet er noch einen oder zwei dümmere Gesellen, dasselbe zu thun (oder mitzuthun). „Wenigstens bin ich's dann nicht allein!" Darob tanzt der Teufel einen Cancan auf seinem gesunden Bein! — Der Verführung liegt auch eine Art Selbstgefühl zu Grunde. „Andere sollen nicht besser sein als ich!" Wenn's gleich ein schlechter Trost ist, andere in der gleichen traurigen Lage zu wissen, so ist's doch immerhin ein Trost!

Das hier Skizzierte wiederholt sich im Leben der Erwachsenen, besonders der Halbwüchsigen, millionenmal — am öftesten wohl in der geschlechtlichen Sphäre!

Trotz. „Ich will nicht, und weil ich einfach nicht will, so mach' ich's eben so und nicht anders! Ich möchte sehen wer mich zwingen kann!" Oder: „Ich will's nicht, weil es der Erzieher will! Gerade, weil er's will, thu ich's nicht!" oder „Gerade weil er's nicht will, thu ich's!" So oder ähnlich denkt das verwöhnte Kind, dem zu Hause alles durchgegangen. Meist ist es das „einzige Kind", oder doch ein Kind aus „feinem Hause", ein Zögling der Gouvernante oder auch bloß der Kindsfrau. (Mama hat nämlich nicht Zeit, sich um Kindererziehung zu kümmern! Papa noch weniger.)

Zufolge unrichtig geleiteter oder, wenn man will: vernachlässigter Erziehung hat sich bei solchem Kinde das Selbstgefühl ungebührlich stark entwickelt. Immerhin ist diese Überausbildung des Selbstgefühles ein natürliches Resultat der falschen erziehlichen Einwirkung.

Es kommt aber auch vor, daß ganz wohlgeartete, wohlerzogene Kinder in einem Einzelfalle „bockbeinig" werden, und zwar ohne jede äußere Veranlassung (als da sein können: zu hoch gestellte Anforderung des Erziehers, eine vom Erzieher im Affekt diktierte, nicht genug überdachte Strafe u. s. w.) Dieser Fall kommt nach meinen persönlichen Erfahrungen nicht gar so selten vor, meist bei nervösen Kindern oder wenigstens bei Kindern nervöser Eltern (also im Falle erblicher Belastung). Fälle dieser Art schlagen den psychologischen Kenntnissen des Erziehers ein Schnippchen; sie spielen hinüber in das Gebiet des Psychiaters. In solchem Falle heißt es, kaltes Blut bewahren. Läßt sich der Erzieher in Harnisch bringen, so kann die Sache bös ausfallen. Er kann sehr leicht hart, ja grausam werden, ohne daß er's will und weiß. Kommt einem Kinde mal solcher „Rappel" oder „Koller", dann lasse der Erzieher diese Anwandlung des Zöglings ruhig verrauchen (setze ihn etwas seitab auf einen Stuhl und beachte ihn scheinbar nicht u. s. w.) Wenn dann der Lehrer das Kind unter vier Augen vornimmt und es fragt: „Sage mir, warum hast du mir das gethan?" so wird die Antwort lauten: „Ich weiß nicht; es kam mir halt so!" Dann lasse, Erzieher, die verzeihende Liebe walten, denn strafende Strenge wäre da Sünde!

Verletztes Rechtsgefühl, besonders in Bezug auf zudiktierte Strafen: „Wie komme ich dazu?" denkt das Kind. „Das lasse ich mir nicht gefallen! Der N hat dasselbe gemacht und viel weniger bekommen!" Kommt sehr, sehr häufig vor. —

Endlich muß ich noch anführen:

Berechnung im Hinblicke auf weiterabliegende Strebeziele. „Ich will hinaus aus dem Institute! Draußen werde ich's besser haben, draußen bin ich frei! Was stelle ich nur geschwind an? Es muß aber was recht Großes sein!" —

Es können aber auch nähere Ziele Ursache des Ungehorsams sein. Ich kann da mit einem Falle aufwarten, der sogar einer gewissen Komik nicht entbehrt. Unsere Hausordnung gestattet den Zöglingen jeden Sonntag Ausgang zu ihren Angehörigen, wenn anders diese die Besuche wünschen. War

da ein fesches Bürschlein, das einen sehr schwachen Vater, aber keine Mutter mehr hatte. Wenn das einmal gelegentlich eines solchen Besuches seinen „Alten" durch seine Ungezogenheiten ärgerte (im Institute war der Junge die gute Stunde selber!) und dieser sich unterstand, das Söhnlein dafür auch nur herunterzuputzen, da strafte das Bürschlein den Vater dadurch, daß es sich in der nächsten Woche durch irgend einen Streich den Ausgang verscherzte und zwang auf diese Weise den brustleidenden Vater, der vor Sehnsucht vergangen wäre, wenn er den Jungen nicht alle 8 Tage gesehen hätte, zu ihm ins Institut auf Besuch zu kommen. Ich erfuhr den ursächlichen Zusammenhang dieser abwechselnden gegenseitigen Besuche erst später durch schwesterliche Indiscretion!!!

II. Es fragt sich nun: **Kann der Erzieher allen diesen Ursachen (Beweggründen) kindlichen Ungehorsams wirksam begegnen?**

Behufs Beantwortung dieser Frage muß ich etwas weiter ausholen.

Es giebt 3 Stufen des Gehorsams:

1. Stufe: Der blinde Gehorsam. Der Zögling thut das Befohlene, weil es der höhere Wille des Erziehers verlangt. Das Gehorchen erscheint dem Zögling als etwas ganz Selbstverständliches. Der Erzieher will es; nach einem andern Warum fragt der Zögling gar nicht. In der militärischen Disziplin ist die Gewöhnung zu blindem Gehorsam der Kardinalpunkt.*) Im Unteroffiziersjargon heißt es: „Befehl ist Befehl!!!"

2. Stufe: Gehorsam im Hinblick auf die Strafe, die auf den Ungehorsam folgt. Der Zögling sieht ein: Wenn es mir auch unangenehm ist zu folgen, so gebietet mir doch die Klugheit zu folgen, denn sonst kommt etwas nach, was mir noch unangenehmer sein würde — die Strafe. Dem Gehorsam auf dieser Stufe liegt also ein Kalkül zu Grunde. Der Selbsterhaltungstrieb heischt, daß ich alles Unangenehme von meiner Persönlichkeit fern halte. Habe ich zwischen zwei Unannehmlichkeiten zu wählen, so entscheide ich mich naturgemäß für das minder Unangenehme.

3. Stufe: Gehorsam aus Einsicht. Der Zögling sieht ein daß der Erzieher mit seiner Forderung im Rechte ist, daß der Erzieher gar nichts anderes und nicht weniger verlangen kann, als er eben verlangt.

Von dieser Stufe des Gehorsams ist's dann nicht mehr weit bis zu den beiden Graden der freien Willensbestimmung, deren Leitgedanke da lautet:

„Ich thue das, weil ich es soll." (Handeln aus Pflichtgefühl.)

„Ich thue das, weil es gut (recht) ist." (Höchste sittliche Freiheit.)

Hiermit ist auch die Wahrheit des an die Spitze dieser Abhandlung gestellten Satzes bewiesen: „Die Erziehung zum Gehorsam ist die Seele der Erziehung!"

Zu den einzelnen Stufen des Gehorsams ist folgendes zu bemerken:

Die 2. Stufe ist eigentlich auch eine Art des Gehorsams aus Einsicht, aber eine niederere Stufe. Stufe 1 finden wir nur bei Kindern, die von

*) Damit ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der gemeine Soldat einsehe, warum er dies oder jenes thun müsse!

ihrem Säuglingsalter her richtig erzogen worden sind. Solche Kinder überspringen meist sehr leicht die 2. Stufe und gelangen mit zunehmendem Alter unvermerkt auf die 3. Stufe. Den allermeisten Kindern jedoch bleibt mangels richtiger Erziehung das 2. Stadium nicht erspart; viele kommen gar nicht über das 2. Stadium hinaus, selbst als bärtige Männer nicht.

Wir kommen nun zur Besprechung des in allen pädagogischen Lehrbüchern zu findenden Lehrsatzes: Ein Befehl soll nicht motiviert werden! Dies liest sich ganz gut. In der Praxis aber macht sich dieser oft falsch verstandene Lehrsatz ganz anders. Ich stelle demselben die Behauptung entgegen: „Ohne Belehrung keine Einsicht!" Zur näheren Beleuchtung dieser Behauptung seien mir einige Streifblitze auf die Erziehung eines noch nicht schulpflichtigen Kindes gestattet. Das Säuglingsalter kann ich kurz abthun. Da giebt's selbstverständlich weder Befehl, noch Belehrung, wohl aber bereits Eigensinn! Man sollte kaum glauben, wie stark bereits das Erinnerungsvermögen bei einem so kleinen Wurme sein kann. Ich merkte dies deutlich, als uns der Storch Zwillinge beschert hatte. Trotzdem eine Amme nötig geworden und überdies eine Magd zur Verfügung stand, hielten ich und meine Frau an dem nicht genug zur Darnachachtung zu empfehlenden Grundsatze fest: „Die Kinder dürfen nicht herumgetragen und gehuschelt werden!" Alles ging programmgemäß; die lieben Dinger lagen so zufrieden in ihren Körben*) und meldeten sich erst dann, wenn sie Hunger hatten oder sauber gelegt werden wollten. Als aber Großmama einige Tage bei uns gewesen und in ihrer Großmutterfreude eins nach dem anderen in die Arme genommen, da war das Kuckucksei auch schon gelegt. Jetzt schrieen sie, auch wenn sie keinen Hunger hatten; sie wollten einfach getragen sein! Dies merkten wir, als Großmama wieder fort war; es dauerte einige Tage, ehe sie sich von der Zwecklosigkeit ihres Schreiens überzeugt hatten; dann war's wieder gut. Dies beweist die Macht der Gewöhnung.

Ich lasse nun die Kinder schnell 2, 3 Jahre alt werden; sie sprechen; sie besitzen ein Verständnis für das, was man ihnen sagt, sie treten selbstthätig auf. Nunmehr werden Ge- und Verbot nötig. Die Kinder fangen an zu klettern und zu steigen; ein neuer Zweig ihres Bethätigungstriebes! Solange dadurch keine ernste Gefahr für ihre Gesundheit heraufbeschworen wird, gewähre ich stillschweigend. Soll das Kind immerzu mal herunterpurzeln! Eine Beule macht nichts. Durch Schaden wird man klug! Haut sich's an, so lache ich, sage höchstens: „Siehst du, so geht's, wenn man auf Sesseln (u. dgl.) herumklettert!" Das Kind weiß anfangs nicht, soll es auch lachen oder weinen; eine Weile ist es verlegen, dann sagt es: „Das macht nichts!" und gut ist's. Wie unvernünftig handeln aber die meisten Eltern in solchem Falle? Mit lautem Jammergeschrei eilt die Mutter herbei, hebt das Kind auf, fragt, wo es ihm weh thue, schlägt wohl auch den garstigen Sessel; das Kind fängt pflichtschuldigst zu weinen an, hört auch nicht wieder auf, bis Mama ihm ein Stück Zucker in den Mund

*) Das Marterinstrument, genannt „Wiege" giebt's bei uns im Hause nicht.

gesteckt hat. Welche Verkehrtheit! — Steigt das Kind zu hoch, dann allerdings legt sich eine vernünftige Mutter ins Mittel und sagt: „Liebes Kind, auf den Tisch darfst du nicht kriechen; wenn du herunterfällst, dann machst du dir großes Wehweh!" Dem guterzogenen Kinde ist das genug! Dem Beschäftigungstrieb zufolge greift das Kind nach allem Erreichbaren; mit Vorliebe ergattert es die Schere. (Man kann solche Dinge nicht immer so gut aufheben, daß sie dem Kinde nicht doch erreichbar wären.) Die vernünftige Mutter sagt: „Gieb die Schere weg, du könntest dich stechen, und da müßte Mama weinen!" Genügt vollkommen. Das ist schon eine Belehrung über die möglichen Folgen. Eine andere Mutter sagt vielleicht:

„Messer, Gabel, Schere, Licht paßt für kleine Kinder nicht!"

Auch gut. Die allgemeine Belehrung: „Das paßt nicht! Das schickt sich nicht!" leistet überhaupt sehr gute Dienste in der Kinderstube. Fritz bohrt in der Nase. Es genügt, wenn Mama sagt: „Nicht in der Nase bohren; das ist unanständig." Selbstverständlich wird Mama das nicht xmal wiederholen; wenn es das Kind nach mehrmaliger Mahnung trotzdem wieder thut, dann ist ein Klaps auf die garstige Hand der beste Merks.

Ein anderes Bild: Mama sagt dem Gretchen: „Hole mir einen Teller aus der Küche!" Das Kind spielt eben; die Störung paßt ihm nicht. „„Warum sagst du's nicht der Lisi?"" (dem Dienstboten!). „Weil ich will, daß du den Teller holst!" „„Aber schau, ich koche gerade dem Mimi (der Puppe) einen Brei!"" „Weißt du denn nicht:

„Ein gutes Kind—geschwind?!"

„„Ja, ja, ich gehe schon!"

Eine andere Mutter wird vielleicht auffahren: „Wenn du nicht gleich gehst, so.........!" Welche Mutter hat recht? Diese will den Gehorsam erzielen durch eine in Aussicht gestellte Strafe; jene durch den Hinweis auf eine allgemeine Wahrheit, also durch Einsicht. Über die Anwort kann niemand im Zweifel sei. Alle Befehle, die auf Gewöhnung zur Dienstfertigkeit hinauslaufen, sind ebenso zu behandeln. Wir ersehen aus diesen wenigen Beispielen:

Erstrebenswerter als der Gehorsam aus Furcht vor der Strafe ist unter allen Umständen der Gehorsam aus Einsicht! Die Mühe ist dieselbe, warum also nicht das Bessere wählen?

Außer den erwähnten Vorkommnissen giebt es noch zahlreiche andere, bei welchen der kindlichen Frage: „Warum?" nichts passenderes entgegengesetzt wird als ein kurzes, kategorisches „Darum!" (Gewöhnung zum blinden Gehorsam.) Dies wird man in allen jenen Fällen thun, in denen das Kind für eine Belehrung noch nicht reif ist. Im großen Ganzen ist jedoch schon aus diesen wenigen Beispielen deutlich zu ersehen, daß bei vernünftiger Erziehung im schulpfichtigen Alter die Stufe des Gehorsams aus Furcht vor Strafe später leicht zu überspringen ist. Nur noch eine wichtige Frage muß ich hier erörtern: Sollen Strafen vorher erst angedroht werden oder nicht? Anders

stilisiert: „Ist die Androhung einer Strafe auch schon ein Disciplinarmittel?“

Zur Beleuchtung dieser Frage ein sprechendes Beispiel: Der etwa fünfjährige Max spielte mit seinem um 2 Jahre jüngeren Bruder Moritz im Schatten des väterlichen Hauses Kuh und Kalb. (Im Stalle stand nämlich zu selbiger Zeit gerade ein saugendes Kalb.) Wie die beiden Buben dies machten, das auszumalen bleibe der Phantasie des Lesers überlassen. Ich eile zur Schilderung der Katastrophe. Die Magd sieht das Ungeheuerliche und sagt's der Mutter; die gute Mutter, die sich wahrscheinlich in diesem schwierigen Falle für inkompetent erachtet haben mag, sagt's dem Vater. Der heißt die Magd, die Buben ins Haus rufen, und hinter der Hausthür erwartet sie die rächende Nemesis. Ohne Verhör erprobte sich die Kohäsionskraft eines langen Lineals an ihren Allerwertesten. Das Lineal aber bestand die Probe schlecht; als die Exekution vom Max bis zum Moritz gediehen war, zersprang es und führte dadurch ein vorzeitiges Ende der Abstrafung herbei!! Wirksam war die Strafe; als Abschreckungsmittel hat sie sich bewährt, denn nie mehr haben Max und Moritz Kuh und Kalb gespielt. Wenn ich mir aber die Geschichte überdenke, so will mich's bedünken, daß die Strafe eine unverdiente gewesen. Max und Moritz hatten ja nur ihrem Nachahmungstriebe Folge geleistet. Gewiß wird niemand von den Eltern verlangen: „Warnet eure Buben, Kuh und Kalb zu spielen!“ Aber ich meine, Max und Moritz hätten dies frevle Spiel auch nicht mehr betrieben, wenn sie statt der Züchtigung eine angemessene Belehrung über die Unzulässigkeit solchen Beginnens erhalten hätten!!!

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die Bekenntnisrevision bei den Presbyterianern zieht immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Man hat zwar darauf hingewiesen, daß die Assembly mit der Vorlegung der Revisionsfrage die Grenzen ihrer Befugnis überschritten habe, deshalb sei jede weitere Verhandlung in den Presbyterien ungesetzlich, aber dieser Hinweis wird wohl wenig helfen. Freilich erfahren viele Presbyterianer jetzt erst, daß sie überhaupt ein Bekenntnis haben und fangen wohl vielleicht auch an, nach seinem Inhalt zu fragen, was wohl nicht geschehen wäre, wenn man nicht mit der Revisionsfrage vor sie gekommen wäre. Dennoch sind sie höchst wahrscheinlich nach ihrer und anderer Meinung immerzu bekenntnistreue Presbyterianer gewesen. Es geht eben manchmal in dieser Hinsicht ganz eigentümlich zu. So hat z. B. einmal ein Theologe, dessen Bekenntnistreue über allen Zweifel erhaben ist, dennoch einen Satz seiner eigenen Bekenntnisschriften lächerlich zu machen versucht, der in eine Schrift seiner Gegner aufgenommen war.

Streit wird die Bekenntnisrevision wohl genug erregen; ob sie aber durchführbar ist, ist doch eine andere Frage. Ein Mensch könnte fast ebensowohl seinen Geburtstag revidieren, weil er sich zu alt vorkommt, als eine Kirche ihr Bekenntnis revidieren kann, weil es ihr zu alt erscheint. Daß das Bekenntnis der Presbyterianer alt und zum Teil auch veraltet sein mag, wird vielleicht auch von den Gegnern der Revision nicht bestritten. Wird aber neues formuliert, so ist die Neuheit an und für sich noch kein Vorzug, sondern eher eine Schwäche. Ein Bekenntnis ist eben nicht der wissenschaftliche Abschluß einer theologischen Entwicklungsperiode, sondern die grundlegende That einer neuen

Erfassung des Glaubensinhaltes. Je mehr und je reiner dieses der Fall ist, desto länger bleibt das Bekenntnis lebenskräftig. Man nehme nur das Bekenntnis von der Rechtfertigung durch den Glauben, an dessen Revision noch keine Partei innerhalb der evangelischen Kirche sich wagen kann, ohne damit alles Anspruches auf die evangelische Stellung ihrer Theologie verlustig zu gehen. Eine Bekenntnisformel, in welcher sich nur die Resultate einer oder vielleicht gar mehrerer theologischen Schulen zusammenfassen, mag als Formel vielleicht ganz brauchbar sein, als Bekenntnis wird sie wenig wirken. Das werden die revidierenden Presbyterianer auch erfahren. Es ist allerdings richtig, daß auch die theologischen Bekenntnisschriften veralten und zwar um so schneller, je mehr ihr Inhalt blos aus Schultheologie zusammengesetzt ist, aber Revisionen sind in diesem Fall kein Erneuerungsprozeß, sondern helfen nur dazu, die Schwächen des Alters zu mehren. Das lebensfähige Neue bildet sich auch in dem Bekenntnis der Kirche nicht durch Flicken des Alten, sondern es erzeugt sich immer wieder aus dem lebendigen Samen des göttlichen Wortes.

Das kirchliche Leben in Deutschland und Europa verschwindet gegenwärtig für den, der es von jenseits des Oceans betrachten muß, fast gänzlich hinter dem politischen, namentlich haben die letzten Reichstagswahlen in ihren Vorbereitungen beinahe alle anderen Interessen zeitweilig zurückgedrängt. Selbst der Tod so hervorragender Kirchenmänner wie Hase, Döllinger, Max Frommel und Gerok hat verhältnißmäßig geringe Beachtung gefunden. Es ist das Warten der Dinge, die da in der Welt kommen sollen, das beinahe überall die theologischen und kirchenpolitischen Fragen in den Hintergrund gedrängt hat. Sogar in Rom, wo man weiß, was man will, nämlich die Weltherrschaft und die Zerstörung der Ketzerei, weiß man doch nicht, was man zunächst soll; denn die sofortige Zustimmung des Papstes zu den Manifesten des deutschen Kaisers ist doch nur ein Versuch, die Langweile des Wartens mit irgend welcher Beschäftigung auszufüllen. Denn daß der Papst aufrichtig einen günstigen Erfolg dieser Bestrebungen des deutschen Kaisers wünscht, ist einfach undenkbar. Eine Stärkung des deutschen Reiches, wie sie die Folge einer glücklichen Durchführung der Socialreform in Deutschland sein würde, wäre der Kurie das allerunliebsamste. Darum sucht der Papst eine Beschäftigung, die er jederzeit wieder beiseite legen kann, wenn einmal die Dinge eintreten, auf die er wartet. Auch die Parteien in der evangelischen Kirche machen es vielfach ebenso, und müssen es ebenso machen. So beklagt sich z. B. ein liberales kirchliches Blatt, daß man vielfach, um überhaupt zu einer Thätigkeit zu gelangen, die wenigstens etwas schaffe, die prinzipiellen Fragen auf spätere Zeiten zurückstelle. Einer ähnlichen Erscheinung begegnet man auf Seiten der kirchlichen Bestrebungen für größere Freiheit und Selbständigkeit. Auch hier ein Warten, dem man allerdings eine gewisse Kühnheit — man möchte fast sagen Verwegenheit — nicht absprechen kann. „Offen gestanden," — heißt es da — „wir hätten nichts dagegen, daß für eine Zeit die Arbeiterpartei freie Hand hätte. Die Socialdemokraten würden, wie wir glauben, sehr bald ihre Geschlossenheit verlieren und die anderen Parteien mit viel mehr Ernst und Wahrheit eine neue Position zu gewinnen suchen. Das Königtum aber würde ohne Zweifel seine alte obrigkeitliche Macht über die Geister zu beweisen und in unerschrockener Festigkeit eine neue socialpolitische Autorität zu begründen haben. Daß dazu die lebendigste Mitwirkung der kirchlichen Kräfte erforderlich wäre, leidet keinen Zweifel. Auch die Kirche wird den kommenden Stürmen gegenüber die Hand fest am Steuer haben müssen ....

Bleibt der Protestantismus in seiner ohnmächtigen Gestalt, so ist auch für seine Mitarbeit an der socialen Frage wenig oder gar nichts zu erwarten. Aber auch in dieser Frage richten wir unsere Hoffnung auf das Königtum. Wir sind in der Kirche durch die weltliche Obrigkeit gebunden, nur sie kann uns freier stellen. Von dem bewußten socialen Königtum müßtenwir eine größere Selbständigkeit der Kirche erwarten und empfangen. Denn es ist klar, daß eine Kirche, welche der staatlichen Obrigkeit durchaus unterstellt ist, das Herz des socialdemokratischen Volkes nicht zurückerobern kann......... Wie soll man annehmen, daß eine solche Kirche auf empörte und aufgewühlte Gemüter

Einfluß gewinnt? An einem einzelnen Punkte zeigt sich hier die Unmöglichkeit, daß die Kirche in ihren bisherigen Formen beharre. Aber eine Hilfe ist auch hier nur von den Fürsten, welche Träger des Kirchenregiments sind, zu erwarten. Friedrich Wilhelm IV. dachte in politisch aufgeregten Zeiten sehr lebhaft daran, sein Bischofsamt in die rechten Hände zu legen und seine Stellung zur evangelischen Kirche zeitgemäß umzugestalten. Leider kamen seine Gedanken damals nicht zur Ausführung. Wir sind überzeugt, daß eine sociale Umsturzbewegung jene Königsgedanken wieder aufleben lassen würde. Und diesmal würden in den Synoden und in dem Amte des Generalsuperintendenten die rechten Hände schon eher vorhanden sein, in welchen das Kirchenregiment sicher und segensreich ruhen könnte."

Ob die Berechnung richtig ist? Jedenfalls aber ist der Gedanke, daß für die Kirche „eine Hilfe nur von den Fürsten zu erwarten" sei, bei welchen „eine sociale Umsturzbewegung jene Königsgedanken wieder aufleben lassen würde," mindestens ein sehr eigentümlicher, dem gegenüber man sich des Gedankens an ganz anders klingende Bibelworte nicht erwehren kann.

In Indien mehren sich die Reformversuche, die allerdings nicht aus der inneren Lebensentwickelung des Hinduismus stammen, sondern dem Eindringen des Christentums entgegenarbeiten sollen. Unter diese Bewegungen gehörte der Versuch einer Verschmelzung des Christentums mit den Elementen der indischen Religion, welcher in der Gründung des Brahma-Samadsch eine Gestalt gewann, dessen Hauptvertreter sogar in Beziehungen zu den europäischen unitarischen Reformern des Christentums getreten war. Sodann der Versuch mittelst modernisiertem Buddhismus dem Christentum gegenüber angriffsweise vorzugehen, der nur durch die Kühnheit seiner Urheber und die Verrücktheit seiner Theorie und Praxis Aufsehen erregte, da er noch außerdem von früheren Christen ausging. (Theol. Zeitschr. 1883, Seite 23.)

Der neueste Versuch ist der einer kritischen Reform des Hinduismus selber, wodurch er auf seine Urform zurückgeführt werden soll, um in dieser die allen gemeinsame Grundlage einer neuen Gestaltung des indischen Volkstums zu werden. Die Beweggründe des Führers in dieser Sache sind staatsmännisch-nationale. Indien soll durch diese Reformen wieder der Weg zu neuer nationaler Größe gebahnt werden. Aus den indischen Schastras (heilige Schriften) sollte ein monotheistisches System hergestellt werden, das den Namen „Religion der Arier" führt und für das der Stifter dieser Bewegung schon seit einer Reihe von Jahren arbeitet.

Derselbe heißt Raghunata Rao und ist seiner Geburt nach Brahmane; früher war er Minister des eingeborenen Staates Indore, jetzt ist er englischer Beamter in Madras. Ursprünglich hatten seine Bestrebungen, wie das leicht begreiflich ist, einen mehr praktischen Charakter. Er bekämpfte namentlich das Verbot der Wiederverheiratung junger Witwen, indem er nachwies, daß dasselbe in den religiösen Urschriften der Brahmanen nicht enthalten sei. Das schließliche Resultat war nun, daß Ragbunata Rao von den orthodoxen Brahmanen exkommuniziert wurde und nun erst wendete er sich mehr der theoretischen Arbeit zu, indem er abwechselnd mit einem Londoner Missionar im Saale der Missionsschule in Madras Vorträge hielt. Es mag das verwunderlich erscheinen, ist aber gleichwohl leicht zu begreifen. Als gebildeter, wohlgesinnter Brahmane hält er sich von jedem Fanatismus fern und bewährt auch darin, daß er den Missionaren blos mit den geistigen Waffen des Beweises entgegenzutreten sucht, seine Toleranz, die ihn als einen Mann des Fortschrittes und der Bildung von den orthodoxen Fanatikern unter den Brahmanen vorteilhaft unterscheidet.

Eine Gelegenheit zu mehr praktischem Wirken schien sich im Jahre 1888 zu bieten. Damals brach nämlich in der schottischen Missionsschule in Madras, dem "Christian College", ein Aufruhr aus, weil ein junger Brahmane, der dort studierte, sich zur Taufe gemeldet hatte. Dieser Vorfall erregte Aufmerksamkeit in Madras und noch weit darüber hinaus, indem die einen sich für, die andern gegen die rebellischen Studenten aussprachen.

Auch Raghunata Rao wurde um seine Meinung befragt und hielt nun denselben eine lange englische Rede, in der er ihnen einerseits Unterwerfung unter die Disziplin der Schule zur Pflicht machte, andererseits aber bemerkte, daß es nötig wäre, für den Unterricht der Hindus in ihrer eigenen Religion besser zu sorgen als es bisher geschehen sei. Er sagt u. a.:

„Der Mensch ist von Natur religiös. Man hat noch kein Volk entdeckt, so barbarisch es auch sei, welches nicht die Existenz eines höchsten Wesens, dem man Anbetung schuldet, anerkannte. Wir Arier sind immer ein religiöses Volk gewesen. Wir können nicht ohne Religion leben. Es war daher die Gewohnheit unserer Väter, die Erziehung ihrer Kinder mit religiösem Unterrichte zu beginnen. Diese Gewohnheit ist aber in neuerer Zeit aufgegeben worden. Die Vernachlässigung dieser Pflicht hat uns viele Uebelstände gebracht. Dazu kam der andere nachteilige Umstand, daß mit unserer Religion unglücklicherweise allerhand unsinnige, ja schädliche Gebräuche verbunden sind. Diese Umstände erzeugen in dem Gemüt der Arier Unruhe, besonders bei den in aller Weisheit gebildeten Ariern, wie ihr es seid, ihr Studenten des Christian College! (Beifall). Die Lehrer anderer Religionen suchen deshalb ganz mit Recht solch einem Gemüte zum Frieden zu verhelfen, indem sie die bessere Seite ihrer Religionen ihm vorlegen und dieselbe mit der schlechteren Seite der arischen Volks-Religion vergleichen und so den Schüler veranlassen, ihre Religion für besser zu halten als die arische.“ ....

„Ich gehöre nicht zu denen, welche sagen, daß ein jeder nur an seiner Religion festhalten solle, unangesehen, ob sie ihm besser oder schlechter als andere erscheine. Gewissensfreiheit ist ein hohes Vorrecht des Menschen, welches man niemals preisgeben darf. Wenn Jemand die Ueberzeugung hat, daß eine andere Religion besser ist als die, welche er bisher bekannt hat, so ist er verpflichtet, die Religion, welche er für besser hält, auch wirklich anzunehmen und die geringere aufzugeben (!) Wenn jedoch unter den Studenten des „Christian College“ sich etliche finden, welche grundsätzlich es für unrecht halten, in einer fremden Religion sich unterrichten zu lassen, ehe sie die eigene Religion kennen gelernt haben, und die deshalb eine starke Abneigung haben, in einer Missionsschule zu lernen, wo sie verbunden sind, den Unterricht in einer fremden Religion mit anzunehmen, so ist es ihre Pflicht, in einer anderen Schule Unterricht zu suchen (Beifall). Er muß seine eigene Religion recht lernen und darin fest werden. Darum sollten Hindu-Studenten in keiner Missionsschule lernen, bevor sie nicht in ihrer eigenen Religion gegründet sind. (Lauter Beifall). Es ist die Pflicht der Hindu-Väter, dafür Sorge zu tragen, daß ihre Kinder in den Grundlehren der arischen Religion unterrichtet werden können.“ ....

Der Vorschlag, eine nationale Lehranstalt für die Hindus zu schaffen, begann nun sich zu verwirklichen und dieselbe wurde schon am 14. Januar 1889 mit „allerhand unsinnigen Gebräuchen“ eröffnet. Schwerer dagegen war die Feststellung der Theologie, welche gelehrt werden sollte. Schon vor Eröffnung der Anstalt waren bedenkliche Fragen aufgetaucht, aber Raghunata Rao erklärte: „Der Hinduismus hat nicht mehr und nicht weniger sich gegenseitig bekämpfende Sekten als das Christentum. Und trotz aller Sekten wird die heilige Schrift in allen christlichen Schulen gelehrt. Ebenso können die Vedas und Smrities den Hindus aller Sekten gelehrt werden. Außerdem giebt es im Hinduismus viele Lehren, die allen Sekten gemeinsam sind .... Die Grundwahrheiten des Glaubens und der Moral, wie sie in den Vedas enthalten sind, können wir auch den (jetzt viel gebildeteren) Sudras, ja auch der sogenannten 5. Kaste (den Parias u. s. w.) mitteilen. Die arische Religion ist kosmopolitisch; sie verdammt keine Bevölkerung der Welt.“

Erfüllten nun diese vorläufigen, der Heiligkeit aller Kastenordnungen hohnsprechenden Äußerungen die orthodoxen Priester mit Entsetzen, so brachte der erste „Arische Katechismus“ eine Überraschung. Die Grundlehren der Vedas zeigten nämlich in ihrer Formulierung eine bedenkliche Ähnlichkeit mit dem Katechismus der Presbyterianer. Zur Erklärung dieser Thatsache wurde darauf verwiesen, daß das Christentum wahr-

scheinlich „seine Grundwahrheiten aus alten indischen Religionsschriften entnommen habe," übrigens sei auch die Offenbarung Gottes bei den verschiedenen Stämmen der Erde mit sich übereinstimmend. Immerhin aber folgten jenem ersten Katechismus bald drei andere, die weniger presbyterianisch gefärbt waren. Eine religiöse Einigung der Hindus ist aber trotzdem ebenso undenkbar wie eine Union zwischen Rom und dem Protestantismus. Derartige Gegensätze können nur überwunden, nie aber auf die Dauer wieder vereinigt werden.

Die italienische Regierung hat in letzter Zeit das Archivmaterial der Erzbruderschaft der Barmherzigkeit mit Beschlag belegt und soll die Absicht haben, es zu veröffentlichen. Da sich in demselben Dokumente über sämtliche unter dem Papsttum in Rom erfolgten Hinrichtungen befinden, so würde eine derartige Illustration des Glückes der päpstlichen Herrschaft dem Papsttum nichts weniger als willkommen sein.

Schulnachrichten.

Lehrer H. E. Ellerbusch, Glied des Lehrervereins, hat einen Ruf als Lehrer an die Schule der evang. Petri-Gemeinde in Quincy, Ill., angenommen und ist von Detroit, Mich., dahin übergesiedelt.

Die Lehrerstelle an der evang. Petri-Gemeinde in Buffalo, N. Y., ist plötzlich vakant geworden, und ist Lehrer C. Maier, bisher Lehrer an der evang. Petri-Gemeinde in Tonawanda, N. Y., dahin berufen worden, und wird derselbe sobald wie möglich dahin übersiedeln.

In einer Ansprache des Kultusministers v. Goßler (Preußen) über das Volksschulwesen finden sich folgende schöne Worte: „Der Lehrer soll das Vorbild sein. Viele arme Kinder, welche häufig aus den jämmerlichsten, traurigsten Verhältnissen stammen, sehen in dem Lehrer die erste sittlichreine Persönlichkeit, — häufig, und deshalb muß ich Wert darauf legen, daß der hohe Maßstab, den die preußische Unterrichtsverwaltung an den Lehrer in seiner sittlichreligiösen Persönlichkeit stets angelegt hat, nicht verkümmert werde."

In den preußischen Schulen giebt es noch Riesenklassen, wie folgende Zahlen zeigen: Von einem Lehrer wurden in einklassigen Schulen unterrichtet 184, 198, 209, 215, 273 Kinder. Von zwei Lehrern 177, 279, 281, 298. 307, 309, 355 Kinder. Hier möchte man wohl sagen: Solche zahlreiche Klassen zu unterrichten und zu erziehen ist eine Riesenarbeit.

Literarisches.

Theologischer Jahresbericht. Herausgegeben von R. A. Lipsius. Achter Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1888.

Derselbe ist auch diesmal wieder in gewohnter Reichhaltigkeit erschienen. Der Umfang des in einen neuen Verlag übergegangenen Buches ist derselbe geblieben, ebenso auch die theologische Stellung des Buches, die eben wesentlich durch die mitwirkenden Kräfte bedingt ist. Was über die Brauchbarkeit ja Unentbehrlichkeit des Buches zur Orientierung über theologische Literatur eines ganzen Jahres auf Seite 352, Jahrgang 1888 der Th. Ztschr. gesagt worden ist, könnte nur wiederholt werden. Wenn man dieses Jahrbuch eine Reihe von Jahren liest oder besser gesagt studiert, so erhält man eine Übersicht über das gesamte Stromgebiet der theologischen Literatur der ganzen Erde, mit all seinen Anschwellungen und Abnahmen, mit dem Aufbrechen neuer Quellen und dem Versiegen von alten. Allerdings steht die deutsche theologische Literatur in erster Reihe, aber auch die englische, französische, holländische, italienische und neugriechische sind vertreten, so daß das überblickte Gebiet ein ungemein weites ist.

Geistliches und Weltliches zu einer volkstümlichen Auslegung des kleinen Katechismus Lutheri u. s. w. von K. H. Caspari. 14. Auflage.

Ein Buch, das in nicht ganz 40 Jahren 14 Auflagen erlebt, bedarf eigentlich keiner weitern Recension. Selbst dann, wenn es einem leid thäte, daß es überhaupt erschienen wäre, so könnte man ihm seine Gangbarkeit doch nicht absprechen. Was das vorliegende Buch betrifft, so ist es vielen schon bekannt, wenn vielleicht auch nur durch die Sprüchwörter, Erzählungen und Anekdoten, die immer wieder je nach Geschick und Bedarf dem alten Caspari entnommen werden. Wem übrigens das Buch nicht bekannt ist, der wird jedenfalls dadurch, daß er sich mit demselben bekannt macht, nur gewinnen können, da der in demselben gebotene fast überreiche Stoff vielfacher Verwendung fähig ist.

Die jüngste Kritik des Galaterbriefs auf ihre Berechtigung geprüft von Dr. J. Gloel. Erlangen.

Wenn es sich bloß darum handeln würde, diejenigen Leser unserer Zeitschrift, die von der neusten Wendung der Kritik auf neutestamentlichem Gebiete beunruhigt sind, auf eine Schrift hinzuweisen, welche ihre Bedenken wieder heben könnte, so brauchten wir uns weder mit kritischen noch mit antikritischen Schriften zu beschäftigen. Nicht etwa deshalb, weil wir so viel besser oder meinethalben auch schlechter wären, als jene Theologen, die sich immer wieder mit kritischen Fragen herumschlagen müssen, sondern einfach deswegen, weil das Arbeitsgebiet und die Aufgaben der Theologie namentlich unter den deutschen Denominationen Amerikas noch in ganz anderer Richtung liegen. Bei manchen ältern und kirchlich schon besser und fester eingerichteten englischen Denominationen klopfen freilich derlei kritische Fragen, wenn auch noch unter anderen Formen als der literarischen Kritik des Alten und Neuen Testamentes an.

Indeß ist es nicht ohne Interesse, die neueste Phase dieser Erscheinungen näher ins Auge zu fassen. Das vorliegende Buch stellt uns mitten in dieselbe hinein, indem es den Galaterbrief gegen einen Angriff verteidigt, den man seiner Zeit einfach für unmöglich ansah. Vor etwa 25 Jahren hat man es sogar von den Kanzeln gehört, daß kein Kritiker es gewagt habe, die „vier Hauptbriefe“ des Apostels Paulus anzutasten. Diese aber enthielten eine genügende Bezeugung der Grundwahrheiten des Christentums, und so könne man immerhin trotz aller Kritik seiner Sache sicher sein. In demselben Maße aber als die Wogen sich glätteten, wurde man sicherer, indem man meinte, der Sturm sei ein für allemal vorüber. Ja so sicher wurde man, daß man der Baurschen Kritik sogar die Einwendung machte, daß eben die Annahme der Ächtheit der vier Hauptbriefe nicht durch Beweise gestützt sei; gerade wie man sowohl Schleiermacher wie Ritschl von orthodoxer Seite vorgeworfen hat, die Sündlosigkeit Jesu sei bei ihnen unbewiesene Voraussetzung. Bei einem Advokaten, der nur die andere Seite zu vertreten hat, also von Berufswegen auch im besten Falle nur die eine Hälfte der Wahrheit darzustellen hat, während er die andere Hälfte seinem Gegner überlassen muß, mögen derartige Einwände Beweis des Scharfsinns sein, bei einem Theologen verrät es Leichtsinn. Denn wenn man das, wofür man selber einzutreten bereit ist, beim Gegner als unbewiesene Behauptung erklärt, so ist das ein faktisches Preisgeben der eigenen Überzeugung, um einen formalen Vorteil in der Debatte zu gewinnen. Etwas derartiges rächt sich aber immer wieder, wenn auch erst im dritten oder vierten Glied.

Man ist nun von Seiten der neusten Kritik wieder an die Arbeit gegangen; aber nicht um die wirklich oder nur angeblich nicht bewiesene Voraussetzung der Ächtheit der vier Hauptbriefe zu beweisen, sondern um diese Voraussetzung zu beseitigen. Als geschichtlicher Stoff zu diesem Zwecke mußte der Bericht der Apostelgeschichte dienen, deren bereitwillige Anerkennung von Seiten dieser neusten Kritik dadurch einen sehr bitteren Beigeschmack für die Verteidiger erhält.

Dieser Stoff wird nun im Sinne der modernen Entwicklungsideen von Steck und noch konsequenter von seinem Vorgänger Loman derart verarbeitet, daß aus dem römischen Heidentum und palästinensischen Judentum geradlinig, regelrecht, sachte, begreiflich

und vor allem langsam der Paulinismus der im Neuen Testament vorliegenden Briefe sich entwickelt haben soll. Es soll nämlich nach dieser neusten Darstellung der Sache das Christentum ähnlich wie die Reformation an zwei Orten zugleich entstanden sein. „Einerseits“ — so heißt es — „entsteht es in Palästina durch die von Jesus und seinen Jüngern ausgehende messianische Bewegung, andererseits ist es durch die Entwicklung der heidnischen Philosophie und Religion in Rom dergestalt vorbereitet, daß die bloße Kunde von dem Erschienensein des Messias genügt, es auch in der Welthauptstadt ins Leben zu rufen, wo es dann einen eigenartigen Charakter (den Charakter eines autochthonen Heidenchristentums) von Anfang an trägt und diesen lange Zeit forterhält.“

Paulus wird allerdings von Steck noch als geschichtliche Persönlichkeit stehen gelassen, während freilich ein anderer Kritiker derselben Richtung, van Manen, dafür Steck den Vorwurf macht, er behandle die Apostelgeschichte noch viel zu konservativ, „wenn er ohne einen Boden unter den Füßen zu haben und allein geleitet durch die Überlieferung, die er abbrechen half, versichert: Paulus ist ja eine große geschichtliche Realität, ganz abgesehen von der Frage nach der Ächtheit seiner Briefe.“

Für beide aber ist der „paulinische Paulus,“ der nach der Apostelgeschichte dem Petrus so nahe gestanden haben soll und „zuerst den Schritt gethan hat, den Heiden das Thor zum christlichen Heil weit und frei zu öffnen,“ unmöglich der Mann, welcher die vier Hauptbriefe geschrieben hat. Seine Stellung war aber „eher eine praktisch weitherzige als eine principiell schneidige.“ Um es zwar nicht mit den Worten Stecks, aber in seinem Sinne, mit einem Wort zu sagen: Es fehlte dem Schüler des Pharisäers Gamaliel, der in den sechsziger Jahren schon gestorben sein muß, einfach an der nötigen Zeit, um sich nach dem „Princip der Entwicklung“ in den Verfasser des Römer- oder Galaterbriefes verwandeln zu können. Erst die Schüler des Paulus, die ja — wie es die Regel der modernen Theologenschulen ist, und zwar der orthodoxen wie der liberalen — Zeit genug hatten, sich soweit zu entwickeln, daß sie weit über ihren Meister waren, sind zur Abfassung so schneidiger und principiell mit dem Judentum brechender Darstellung des Heidenchristentums fortgeschritten. Dadurch hat schließlich das römische Weltchristentum den Sieg über das palästinensische Judenchristentum davongetragen. So ungefähr soll die Sache sein.

Die Anklänge des Lukasevangeliums an die paulinischen Briefe werden natürlich von dieser Kritik zu Zeichen einer Abhängigkeit der Briefe vom Evangelium gemacht. Eine Berührung oder Abhängigkeit des Barnabasbriefes oder des Hirten des Hermas wird dagegen, soviel wie möglich, als unbedeutend hingestellt. Auf Weiteres einzugehen fehlt unserer Zeitschrift der Raum.

Die obengenannte Schrift tritt nun diesen Aufstelluugen namentlich in Beziehung anf den Galaterbrief entgegen. Auch hier können wir nicht weiter auf Einzelnes eingehen. Nur das sei gesagt, daß eine Widerlegung im Einzelnen wie im Ganzen gegenwärtig noch etwas voreiliges hat. Das Ganze dieser neusten Kritik ist ja keine bezeugte Thatsache, sondern eine erst noch zu erweisende Hypothese. Eine Hypothese kann sich aber nur in ihrer Durchführung als begründet, oder auch als verfehlt erweisen. Daß die vorliegende Hypothese durchgeführt sei, wird Niemand behaupten. Wie es dagegen bei ihrer Durchführung gehen wird, das läßt sich beinahe berechnen. Der erste Anlauf ist in der Regel der stärkste. Je länger es aber geht, desto mehr tritt es heraus, daß die Anwendung eines abstrakten Princips auf die gegenwärtigen oder frühere Thatsachen dieselben eben doch läßt, wie sie sind. Es heißt da eben auch:

„Da liegt der Fels; man muß ihn liegen lassen. Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.“

Es ist auch mit der Anwendung der Hegelschen Philosophie auf die neutestamentlichen Schriften nicht anders gegangen. Je länger an der Baurschen Hypothese gearbeitet wurde, desto mehr wurde sie ermäßigt, und mußte sie ermäßigt werden, da die Geschichte eben nicht so logisch verläuft, daß sie ohne Rest im Begriff aufgeht. Daß aber vollends die geschichtlichen Thatsachen sich einer derartigen geradlinigen Anordnung nach dem

Prinzip der Entwicklung fügen sollen, das ist doch nicht zu erwarten. Was käme z. B. heraus, wenn etwa die Geschichte Europas seit 1850, oder auch nur Bismarcks Reden nach dem Princip der Entwicklung in Ordnung gebracht werden sollten?

Hat sich denn die Naturgeschichte schon gefügt? Bis jetzt ist sie dem Entwicklungsprinzip gegenüber immer ungefügiger geworden. Wie sollte sich die Geschichte und die Urkunde der größten Geistesbewegung einer Vorstellung fügen, die sich noch nicht einmal als ausreichend zum Begreifen der unvernünftigen Welt erwiesen hat. So wie das Christentum in der Welt sich verbreitet hat und sich als eine Lebensmacht erwiesen hat, ohne die Weisheitsfragen der Griechen zu beantworten oder die Zeichenforderungen der Juden zu befriedigen, so werden sich die neutestamentlichen Schriften auch noch ferner als Wort der Wahrheit erweisen, ohne Beugung unter das moderne „Princip der Entwicklung."

Siehe, das ist Gottes Lamm. Predigten über die sieben Worte Jesu am Kreuz. Von P. A. Klein. Cincinnati, O. Verlag des deutschen Diakonissenhauses.

Ein kleines Bändchen einfacher, klarer, kurzer und ansprechender Predigten. Es giebt wohl wenige Texte, die schwieriger zu behandeln sind als solche, in denen der Reihe nach eine Anzahl kurzer Aussprüche Christi zusammengestellt sind, wie etwa die Seligpreisungen, die Weherufe über Pharisäer und Schriftgelehrte, die Bitten des Vaterunsers u. s. w. Man wird nur zu leicht von der Einfachheit der Darstellung abgeführt und kommt in Gefahr sich zu verkünsteln, indem man mehr über den Text als aus dem Texte heraus predigt. Man wird dem Verfasser der vorliegenden Predigten diesen Vorwurf nicht machen können. Nur an einer Stelle hatten wir entschieden ein unmittelbareres Anfassen des Textes gewünscht. Es ist dies beim vierten Kreuzeswort. Wir wollen durchaus nicht sagen, daß man diesen Text nicht auch so behandeln könne oder dürfe, aber immerhin ist die Frage gestattet: Warum bedarf gerade dieses Wort einer Erklärung? Ist wirklich dieses Wort geeignet uns zweifelhaft zu machen? Ja; wenn wir nur das: „Warum hast du mich verlassen" ins Auge fassen. Nein; wenn wir das „Mein Gott, mein Gott" in seiner vollen Bedeutung ergreifen. Es ist der Ruf des Glaubens, der mit der Wirklichkeit des Todes ringt und die Macht des Todes überwindet. Seinen Gott läßt der Herr nicht, wenn auch Gott ihn verlassen hat. Damit ist der Herr der Vollender des Glaubens geworden; damit hat er dem Tode die Macht genommen, daß er auch im Tode seinen Gott nicht verlassen, sondern ihn als *seinen Gott* festgehalten hat, obwohl er sich nicht bloß verlassen fühlte, sondern wirklich verlassen war. Daher auch nicht der Ruf „Mein Vater," wie in Gethsemane, sondern „Mein Gott," aber in einer Kraft des Glaubens, wie sie nur dem Sohne Gottes möglich war. Der Tod ist eben die Aufhebung all der Beziehungen zu Gott, die in dem gottgeschaffenen irdischen Wesen des Menschen begründet sind. Der Tod ist eben ein Verlassenwerden von Gott, der Lebensquelle. In dem Glaubenswort: „Mein Gott, mein Gott," hat der Herr sich durch die Gottverlassenheit hindurchgerungen. Das Wort „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen," klingt dem natürlichen Ohr wie die tiefste Verzweiflung, während es in Wirklichkeit die Vollendung des Glaubens im Todesleiden ist.

Es fällt uns nicht ein mit dem Verfasser der betr. Predigten rechten zu wollen, weil er eine andere Auffassung eines Schriftwortes hat als wir. Wir würden mit einem solchen Rechten wohl auch uns selbst verdammen. Es geht uns oft genug so (vielleicht öfter als wir es selbst wissen), daß unser Verstand stark genug ist, um ein Schriftwort zu erklären, aber unser Herz nicht fest genug, um es zu erfassen; daß sogar das Stückwerk unseres Wissens groß genug ist, um die Wahrheit zu begreifen, aber unser Glaube zu klein, sie zu ergreifen. Wir bedürfen auch der Erlösung von den Übeln unserer Theologie, um einst in voller Wahrheit sagen zu können: „Du hast uns, Gott, erkauft mit deinem Blut."

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. April 1890. Nro. 4.

Pessimismus und Optimismus im Lichte des Evangeliums, mit besonderer Beziehung auf die Aufgabe der Predigt in der Gegenwart.

(Referat von P. C. Kißling.)

(Schluß.)

In der Natur ist kein Friede. Namentlich seit der Erfindung des Mikroskopes weiß man, daß die ganze Natur dem aufmerksamen Beschauer ein fortwährendes Bild der Zerstörung darbietet, ja jeder Wassertropfen ist ein Schlachtfeld, wo die mörderischsten Kriege geführt werden. Findet nicht überall, nicht nur in der Menschenwelt, sondern auch in der Naturwelt, ein Kampf Aller gegen Alle statt, ein Kampf ums Dasein, wie es Darwin nennt, ein Konkurrenzkrieg, der an Großartigkeit und Furchtbarkeit alle Kämpfe, von denen die Weltgeschichte weiß, weit in den Schatten stellt? Ja gerade der Darwinismus betont diesen Punkt mit besonderem Nachdruck. „Da nämlich bei jeder Generation eine oft enorme Überzahl von Nachkommen in Gestalt von Samen, Eiern, lebendigen Jungen produziert wird, und da andererseits nur für eine beschränkte Zahl von Individuen Raum und Nahrung vorhanden ist, und da thatsächlich zwischen den verschiedenen organischen Wesen ein gewisses numerisches Gleichgewicht erhalten wird, so muß die Mehrzahl der erzeugten Nachkommen früher oder später von der Natur beseitigt werden. Dies geschieht nun nach Darwin dadurch, daß zwischen den Individuen je einer Art eine Konkurrenz um die Lebensbedingungen, ein „Kampf ums Dasein" stattfindet, in welchem ähnlich wie bei der Konkurrenz, wie wir sie in der menschlichen Gesellschaft erblicken, diejenigen Individuen, welche durch irgend eine nützliche Eigenschaft gegenüber den Lebensbedingungen, sei es der Raum oder die Nahrung oder Schutz gegen Feinde u. s. w., einen Vorteil vor den übrigen Individuen derselben Art besitzen, erhalten werden, während die andern, minder bevorzugten, untergehen. („Überleben des Passendsten")." *) Das Pauluswort: „Das Wesen dieser Welt vergehet," weiß der Pessimist in einseitiger Ausschließlichkeit zu betonen. Jedes Wesen scheint nur zu entstehen, um sofort den Mächten der Zerstörung, der Vernichtung anheimzufallen. Ein anschauliches Bild dieses Unfriedens in der Natur entwirft

*) Cf.: „Der Darwinismus ein Zeichen der Zeit" von Albert Wigand in Zeitfragen des christlichen Volkslebens," Band III., Heft 5 und 6, pag. 9.

Röper, Professor der Naturgeschichte und Botanik in Rostock, in seinem Vortrag: Der Friede in der Schöpfung kein Friede in Christo, von dem ich mir einiges anzuführen erlaube: *) Die Dichter verweisen das friedesuchende Menschenherz an die Natur und ihren Frieden. Ist hier der Friede zu finden in der Welt der Pflanzen und Thiere? Es giebt eine glänzende Schilderung der jungfräulichen Schöne und üppigen Fülle der sich selbst überlassenen Natur der Urwälder Brasiliens. Aber die Kehrseite dieses Bildes sind die heftigen Stürme, die Orkane, der ganze Gräuel der Verwüstung, welcher dadurch angerichtet wird; ferner die Zerstörungsarbeit der Tiere, der Affen, Vögel, Insekten; wie die größten Bäume von Ameisen, Termiten und anderen Insekten zernagt, plötzlich zusammenbrechen, wie die königliche Palme vom widerlichen Palmwurm zerstört, ganze Pflanzungen von Ameisen zernagt, die größten Strecken von Heuschreckenschwärmen kahl gemacht, fast noch größere Verwüstungen in den Buchwaldungen von den Wandertauben (deren Heere man auf Billionen schätzt) angerichtet werden, so daß auf solchen Stellen der Verwüstung in vielen Jahren nichts mehr wächst. Aber nicht bloß die Tiere, sondern auch die Pflanzen selbst führen gleichsam Krieg gegen die Pflanzen und gegen ihre eigene Nachkommenschaft. Vor allem die Schmarotzerpflanzen. Die berüchtigten Lianen, unserem Epheu ähnlich, erdrücken die Kronen der stolzesten Bäume; andere saugen sich in die Rinde ein oder zehren pilzartig von ihrem Leben. Die prangenden Clusien, die auf den Bäumen selbst wachsen, decken dieselben wie Särge zu. Und wie unendlich viel Keime gehen zu Grunde! In jeder Eichel sind neben dem einzigen zur Entwicklung gekommenen Samenkorn fünf zu Tode gedrückte und ausgesaugte Keime. In jeder Kokosfrucht mindestens drei Kerne, von denen der eine die zwei andern dadurch tödtet, daß er die süße Muttermilch allein verzehrt u. s. w. Kurz, jede Pflanze lebt vom Raub an der andern und zerstört andere Bildungen, um ihnen die nötigen Stoffe für sich zu entziehen. Ein ewiges Zerstörungs- und Verwandlungswerk vollzieht sich in jeder kleinen Zelle. Und neue Zellen bilden sich nur durch die Zerstörung der alten u. s. w. Nun aber vollends im Tierreich! Die meisten Tiere sind auf animalische, vielfach auf lebendige Kost angewiesen. Oftmals werden die, welche zur Speise dienen, langsam zu Tode gemartert. Die niedlichen und zum Teil lieblich singenden Neuntöter spießen ihre Beute — Käfer und andere Insekten — um sie frisch zu erhalten, lebendig auf Dornen und Stacheln, an denen sie tagelang zappeln können. Und nun das großartige Morden der kleinen Ameisen, die sich in regelrechten Schlachten bekriegen, die erwachsenen Gegner erbarmungslos erwürgen, aus den geraubten Larven sich Sklaven erziehen. Die Schlupfwespe legt ihre Eier in Raupen u. s. w. und die Made zehrt dann vom Leibe ihres Wirts. Die Mauerwespe bringt ihren jungen Maden jeder 10—12 kleine nicht getötete, sondern nur angebissene Raupen, die 10—12 Tage lang am Leben bleiben und von denen jeden Tag eine ausgesogen wird bis zur Verpuppung innerhalb 14 Tagen u. dgl. m. Und in den Urwäldern, welche Feinde des Menschen!

*) Vergl. zu dem Folgenden: Luthardt's „Apologetische Vorträge über die Heilswahrheiten des Christentums," pag. 235 ff.

Und nun herab zu den niedern Organismen! Je niedriger ein Organismus, je mehr Schmarotzer setzen sich in ihm fest. In den Eingeweiden einer kleinen Landschildkröte lebten viele Tausende von Askariden, und in der Leibeshöhle eines lebendigen Ohrwurms war ein Fadenwurm zusammengeknäuelt, der auseinandergewickelt drei Zoll lang war. — — Wir dürfen dreist behaupten, der Zustand der übrigen organischen Schöpfung entspreche vollkommen demjenigen der Menschheit und sei demnach mit nichten ein friedlicher. In der leblosen Natur aber ist es nicht anders. Auch hier ist eine stete Zerstörungsarbeit mit chemischen und mechanischen Mitteln. Denken wir nur an die Stürme und Erdbeben! Und wohnen wir nicht auf einem Glutmeer? Der Sternenhimmel aber? Der sogenannte freundliche Mond ist dürr wie Bimsstein, kaum mit einer Atmosphäre umgeben, öde und tot wie eine ausgebrannte Stätte. Ferner die furchtbaren Stürme in den Wolkenmeeren des Jupiter 2c. Kurz auch hier ist nichts von Bestand. Alles sehnt sich nach Erlösung. Die Natur predigt den erdrückendsten Fatalismus, die unerbittlichste Konsequenz und Prädestination." Also in der Natur ist kein Friede. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich begreifen, daß Perthes an Steffens schreiben konnte: „Es ist seit Göthe vieles geschehen, um die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust zu enthüllen; aber noch hat Niemand versucht, die Schrecknisse der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen unserer Zeit lebendig zu machen und zu zeigen, daß, wer sich einen Gott auf die Güte und Weisheit aufrichten will, notwendig zum Teufel fährt, es sei denn, daß er sich mit Redensarten begnügt. — Ein Buch müssen Sie schreiben, durch und durch gottlos für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für beide. Großer Segen könnte auf einem solchen Werke ruhn und Vielen den zur Erkenntnis der Natur allein schließenden Schlüssel geben, der in den Worten des Apostels liegt, daß die Natur durch den Menschen und mit dem Menschen zerrüttet ist in Losgebundenheit von Gott und sich sehnt und ächzet mit uns immerdar." Und ähnlich Auerbach in „Auf der Höhe": „Die Natur ist grausam. Sie arbeitet so lange an der Hervorbringung eines Wesens und dann plötzlich, mutwillig läßt sie's verkommen." Einen ergreifenden Ausdruck giebt Fr. v. Schlegel dieser Naturbetrachtung in seinen bekannten Versen:

> Noch deckt ein trüber Witwenschleier der künftigen Vollendung Feier
> Und Trauer hüllt die Schöpfung ein; bis einst der Schleier wird gehoben,
> Muß ewig Klaggesang erhoben von allem, was da atmet, sein.
> Es geht ein allgemeines Weinen so weit die stillen Sterne scheinen
> Durch alle Adern der Natur: es ringt und seufzt nach der Verklärung,
> Entgegenschmachtend der Gewährung, in Liebesangst die Kreatur.

Und dazu ein Wort der Bettina von Arnim in Göthe's „Briefwechsel mit einem Kinde": „Wenn man so einsam in der freien Natur steht, da ist's, als ob sie ein Geist wäre, der den Menschen um Erlösung bäte. Soll vielleicht der Mensch die Natur erlösen?" Der Mensch? Ist er nicht selbst das bedauernswürdigste aller Geschöpfe? Klagt nicht Lenau, der poetische Pessimist par excellence:

> Lieblos und ohne Gott! Der Weg ist schaurig,
> Der Zugwind in den Gassen kalt — und du?
> Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig

Und: Treulich bringt ein jedes Jahr welkes Laub und welkes Hoffen!

Das führt uns auf den zweiten Punkt. Der Unfriede in der Natur ist nur ein Sinnbild und eine Folge des Unfriedens in der Menschenwelt. Wir stehen hier vor dem größten Rätsel, das je den menschlichen Geist beschäftigt hat, nach Heine's Ausspruch:

> vor dem qualvoll uralten Rätsel,
> Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
> Häupter in Hieroglyphen-Mützen,
> Häupter in Turban und schwarzem Barett,
> Perückenhäupter und tausend andere, arme, schwitzende Menschenhäupter:
> Was bedeutet der Mensch?

Ein Ödipus mag das Sphinxrätsel lösen, dessen Lösung der Mensch ist, aber bei der Frage: was ist der Mensch? ist er an der Grenze seines Scharfsinns angekommen. Heine hat ganz recht, wenn er auf seine Frage: Was bedeutet der Mensch? ausruft: Ein Narr wartet auf Antwort. Allerdings, wer das Rätsel des Lebens ohne Hülfe der Offenbarung, aus seiner Erfahrung, mittelst seiner Philosophie zu lösen gedenkt, der ist ein Narr. Daß aber die Menschen trotz der Vergeblichkeit ihres Mühens sich dennoch damit abgeben und diese Frage nicht ungefragt lassen können, das ist eben ein Beweis, wie tief der Mensch den Widerspruch fühlt, der sich durch sein ganzes Leben hindurchzieht, daß er ein Sehnen nach Frieden, ein Verlangen nach Glück in sich trägt, und doch immer friedlos, unglücklich durchs Leben geht. Es ist derselbe Widerspruch, den Faust empfindet, als ihm der Geist das Donnerwort zuruft: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!„ und den er ausspricht mit den Worten:

> Nicht dir? Wem denn? Ich, Ebenbild der Gottheit! Und nicht einmal dir!
> Den Göttern gleich ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
> Dem Wurme gleich ich, der den Staub durchwühlt.

Es ist der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit. Ja, es ist eine Thatsache, daß je tiefer ein Mensch angelegt ist, daß er um so schmerzlicher den Abstand zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal empfindet. Ich will Sie nicht aufhalten mit einer eingehenden Schilderung der geschichtlichen Entwicklung und Ausgestaltung des Pessimismus — auch liegt das außerhalb des Rahmens dieser Arbeit —, auch nicht durch eine ausführliche Darstellung des Schopenhauer'schen Pessimismus, dieses Pessimisten κατ' ἐξοχήν. Nur erlaube ich mir zur Charakterisierung dieser ganzen Weltanschauung einige Sätze des letzteren anzuführen, gleichsam das große pessimistische Thema, zu dem alle weiteren Auslassungen der Vertreter dieser Richtung nur Variationen sind. „Jede Lebensgeschichte ist eine Leidensgeschichte, denn jeder Lebenslauf ist in der Regel eine fortgesetzte Reihe großer und kleiner Unfälle. Unser Zustand ist ein so elender, daß gänzliches Nichtsein ihm entschieden vorzuziehen wäre. Wenn man jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein

Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte, so würde ihn Grausen ergreifen; und wenn man den verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgische Marterkammern, durch die Folterkammern, Gefängnisse und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finsteren Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerturm des Ugolino blicken lassen wollte, so würde sicherlich auch er zuletzt einsehen, welcher Art dieser meilleur des mondes possibles ist. Übrigens kann ich hier die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus, wo er nicht etwa das gedankenlose Reden solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht bloß als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit. Man denke nur ja nicht etwa, daß die christliche Glaubenslehre dem Optimismus günstig sei, da im Gegenteil in den Evangelien Welt und Übel beinahe als synonyme Ausdrücke gebraucht werden." So weit der Frankfurter Philosoph. Ein Blick in das Leben und Treiben der Menschen um uns her zeigt uns, wie viel Wahrheit, wenn auch einseitige Wahrheit darin enthalten ist. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir verstehen, wenn auch nicht billigen, wie Schopenhauer sagen konnte: „Wenn Gott diese Welt geschaffen hat, so möchte ich nicht der Gott sein. Ihr Jammer würde mir das Herz zerreißen." Und die Lösung dieses Rätsels, dieser allerdings merkwürdigen Erscheinung, daß Gott, dessen Liebe und Mitleid Mutterliebe weit übersteigt, solchen unsäglichen Jammer, der täglich in den erschütterndsten Tönen zum Himmel emporschreit, scheinbar unberührt, gleichgültig, teilnahmlos ansieht, die Lösung dieses Rätsels liegt eben darin, daß Gott nicht bloß die Gegenwart, sondern auch die Zukunft im Auge hat, daß er den ganzen Weltlauf unter den Gesichtspunkt des Endes stellt, an welchem alles Erdenweh in ein seliges, ungetrübtes Hallelujah ausklingen soll. Und dann: welche Berechtigung der Pessimismus hat, beweist schon das Vorhandensein des unsere ganze Zeit gleich einem Krebsgeschwür durchfressenden Materialismus. Der Weltenbaum, der solche Früchte zeitigt, muß an der Wurzel faul sein. Ein Geschlecht, das bis zum Koth heruntergesunken ist, das dem Heine'schen cynischen Ausspruch verständnisinnig Beifall zujauchzt:

Selten habt ihr mich verstanden, selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Schmutz uns fanden, dann verstanden wir uns gleich,

ein Geschlecht das Männer wie Moleschott, Vogt und Büchner als willkommene Heilande preist und vor ihren phrasenreichen, bombastischen Machtsprüchen sich widerspruchslos beugt, hat kein Recht mehr, den Pessimismus als unberechtigt hinzustellen. Gerade hier ist der Punkt, wo der Pessimismus für jeden Tieferdenkenden nicht nur Recht, sondern Pflicht wird. Selbst Schopenhauer spürt die Hauptsache, auf die es hier ankommt. Deßwegen sagt er: „Der Sündenfall ist das Einzige im Alten Testament, dem ich eine metaphysische, wenngleich nur allegorische Wahrheit zugestehen kann." Mit

dem Wort des beleidigten Schöpfers: Verflucht sei der Acker um deinetwillen Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang, hat die Geburtsstunde des Pessimismus geschlagen. Die Sünde ist es, die, um einen biblischen Ausdruck zu gebrauchen, um alle Herrlichkeit eine Hülle herumgelegt hat. Gleich einem trüben Tag, an welchem die mit Wolken verhüllte Sonne nur dann und wann für kurze Augenblicke hervorbricht und den Menschenkindern ihr holdes, strahlendes Antlitz zeigt, so nimmt sich die Welt und das Leben aus. Diese Welt, wie sie aus der Meisterhand Gottes hervorgegangen ist, war die denkbar beste, denn Gott kann nichts sich unadäquates schaffen und wie er die absolute Vollkommenheit ist, so sind auch seine Werke dieser Vollkommenheit kongruent; aber diese Welt, wie sie durch die sittlichen Übel entstellt uud der ursprünglichen Perfektion entfremdet worden ist, und wie sie vor unsern Augen liegt, ist die für unser Verständnis denkbar schlechteste Welt, die einst, nach dem Wort der Verheißung, am Ende der Zeiten in ihren früheren, daß ich so sage, optimistischen Zustand zurückgebildet werden soll.

Aber nirgends hat sich Einseitigkeit schwerer gerächt als auf dem uns beschäftigenden Gebiet. Licht und Schatten gehören auf einem rechten Bilde zusammen. Die ungleiche Verteilung derselben kann ein Bild vollständig ungenießbar machen. So verkehrt eine einseitige Betonung des Pessimismus ist, so verkehrt ist auch eine einseitige Betonung des Optimismus! Unleugbar hat der Optimismus etwas Einnehmendes, Freundliches, Anziehendes an sich. Heitere Naturen, die mit sich selber, so weit das auf Erden möglich ist, in Harmonie sind, freundliche Gemüter, die sich selber möglichst weit von Schmutz entfernt gehalten haben, sind geneigt, überall die Lichtseiten zu sehen und hervorzukehren, die Schattenseiten möglichst wenig zu berücksichtigen. Es sind Menschen, die uns von vornherein das Herz abgewinnen. Ist es nicht eine liebliche Sage von unserm Herrn, daß er einst während seines Erdenwandels sich eines am Wege liegenden toten Hundes gegen die Ausbrüche des Ekels und der Verachtung der Vorübergehenden angenommen habe, indem er „seine Zähne weiß wie Perlen“ rühmte? Ein Optimist ist mir auch jener Schulmeister, der, als ein Schüler in der Lateinstunde "albus" mit „schwarz“ übersetzte, demselben die bekannte, liebenswürdige Berichtigung zu Teil werden ließ: „Schwarz? Ganz recht. Doch mehr schwärzlich, gräulich, hellgrau, gewöhnlich weiß.“ Diese letztere, humoristische Geschichte, deren historische Ächtheit wohl schwerlich verbürgt sein dürfte, zeigt uns aber auch zugleich den Fehler der meisten Optimisten, die Gefahr, der der Optimismus ausgesetzt ist, nämlich aus schwarz weiß, aus sauer süß, aus Nacht Tag zu machen. Das mag in den meisten Fällen den Herzen der Betreffenden alle Ehre machen, aber es kommt nicht darauf an, ob etwas liebenswürdig, wünschenswert, sondern ob es Wahrheit ist. Allerdings hat die heilige Schrift eine sehr optimistische Seite. Zwar das Wort des zufriedenen Weltenschöpfers am Schluß Hexaemeron gehört nicht hierher, denn es ist vor dem Fall ausgesprochen. Wohl aber gehören hierher die Stellen z. B. im Philipperbrief, wo die Christen trotz allem Elend und Verderben zu andauernder

Freude aufgefordert werden, wie schon der Engel in der heiligen Nacht den Hirten große Freude verkündigte und damit gleichsam die Überschrift zu dem zweiten Band der Menschheitsgeschichte, die mit Christi Geburt beginnt, angegeben hat. Aus den angezogenen Stellen der Schrift ist zugleich ersichtlich, daß der Optimismus des Christen seinen Halt und seinen Grund in der Hoffnung hat. Denn wenn die engelische Verkündigung der großen Freude auf Bethlehems Flur keine Ironie, kein beißender Hohn auf die Not des Lebens, wenn die sonstigen Aufforderungen des Neuen Testamentes zur Freude nicht bloß Phrasen sein sollen, so kann darunter nur verstanden werden, daß der Christ sich in H o f f n u n g allewege freuen darf und soll, in der Hoffnung nämlich des Siegs der Wahrheit über die Lüge, die Gnadensonne über die Nacht des Lebens. Die Gegenwart bietet durchaus keine Berechtigung zu solcher Freude. Dieser Optimismus stützt sich besonders auch auf das ergreifende Wort des Apostels: Röm. 8, 18—25 von der *ἀποκαραδοκία τῆς κτίσεως*. Ich führe den griechischen Ausdruck an, weil er in der That sehr bezeichnend ist und durch die lutherische Übersetzung: „Das ängstliche Harren der Kreatur“ nicht gedeckt wird, sondern der Ausdruck „ängstlich“ verleitet zu einer ganz verkehrten Auffassung des Sachverhalts. Angst darf in der christlichen Erwartung nicht sein, denn das würde einen Zweifel an seiner gerechten Sache einschließen. *Ἀποκαραδοκία* bedeutet vielmehr: mit aufgerichtetem, hingerecktem Haupte sehnsuchtsvoll auf etwas warten, hoffen. Es ist ein äußerst merkwürdiger Ausdruck, um so bemerkenswerter, da er von dem Apostel Paulus für seinen Zweck geprägt worden ist, indem er in der Profan-Gräcität nicht vorkommt. Und erklären kann ich es nicht besser als mit einem Beispiel, das gewiß manchen Leser an eigene Erlebnisse erinnert. Bekanntlich hat in jüngster Zeit der junge deutsche Kaiser ausgedehnte Reisen unternommen. Denken wir uns den Empfang, den er an den verschiedenen Orten gefunden hat. Seine Ankunft ist der betreffenden Stadt angezeigt. Lange vor der festgesetzten Zeit eilt, was Füße hat, sich einzurichten. Eine unübersehbare Menge, Kopf an Kopf, hat sich erwartungsvoll um den Bahnhof geschaart. Endlich schlägt die ersehnte Stunde! Der Zug braust heran! Die hohen Herrschaften werden auf dem Perron sichtbar! Lautlos harren die Tausende der Ankunft des Monarchen entgegen! Die hintern stellen sich auf die Zehen, sie recken die Hälse, daß man sich wirklich wundert, wo dieser oder jener auf einmal den langen Hals her hat. Entschuldigen Sie meine umständliche Schilderung! So; so, mit solch emporgerecktem Hals, mit solcher freudig erregten, angespannten Erwartung, mit einem Wort mit solcher *ἀποκαραδοκία* wartet die Kreatur auf die Offenbarung Gottes vom Himmel her, auf die Erscheinung Jesu Christi, des Siegers über Tod und Grab und Hölle. Ich erlaube mir nur noch zu bemerken, daß Luther an der zweiten Stelle, wo dieß Wort noch vorkommt, nämlich Phil. 1. 20, die Bedeutung desselben richtig wiedergiebt, indem er dort den Apostel sagen läßt, daß er, und zwar mit aller Freudigkeit, warte und hoffe, daß er in keinerlei Stück zu Schanden werde!

Wir sehen, beide, der Pessimismus und der Optimismus, haben innerhalb gewisser Grenzen ihre Geltung und Berechtigung. Aber welches ist die Stellung, die wir diesen beiden Weltanschauungen gegenüber einzunehmen haben? Wie haben wir uns in unserem Glauben und Lehren zu ihnen zu stellen, wenn wir beiden ihr Recht anthun wollen?

Abzuweisen ist vor allem die rationalistische Predigtweise, wie sie vielfach von den freien Predigern dieses Landes vertreten wird. Der Rationalismus beruht auf einer Verkennung des menschlichen Verderbens, also auf einem falschen Optimismus. Die Tiefe der Sünde und der dadurch herbeigeführten Schuld ist ihm ein verborgenes Ding. Die Sünden sind ihm zumeist unvermeidliche, verzeihliche Fehler und Schwächen, zu deren Entfernung es keineswegs solcher großartiger Anstalten bedarf, wie sie uns das Evangelium schildert. Ein weiser Lehrer kann der Menschheit nicht schaden, einen Heiland hat sie nicht nötig. Allerdings eine sehr gemütliche Anschauung, nur schade, daß das eigene Herz und Gewissen dem widerspricht, was der Mund zu bekennen sich alle Mühe giebt. Auch sieht man nicht recht ein, was bei solchen Anschauungen noch die Kirche und die Predigt soll. Denn wenn der Rationalismus seiner Etymologie nach die Lehre von Leuten bezeichnet, die entweder nur an ihre Vernunft glauben oder mit ihrer Vernunft glauben, so sollte man denken, sie würden ihren Zweck viel eher erreichen, wenn sie fleißig in die Schule gehen und ihre ratio ausbilden, als wenn sie in die Kirche gehen, um zu konstatieren, daß sie überhaupt keine Kirche, kein Evangelium brauchen. Also diese Art Optimismus, der die Augen hartnäckig vor den Abgründen im menschlichen Leben und menschlichen Herzen zuschließt, ist mit der evangelischen Wahrheit, die wir vertreten, unerträglich. Aber es giebt auch ernste, treue Männer, die auf dem Boden der geoffenbarten Wahrheit stehen, die zu viel Licht sehen und malen. Als Vertreter dieser Klasse nenne ich Schleiermacher. Dieser Bahnbrecher der neuern Theologie, dessen Rechtgläubigkeit zwar immer noch die verschiedenste Beurteilung erfährt, der aber jedenfalls den geoffenbarten Christus lehrte, wenn auch auf seine Weise, und für dessen viel zu laxe, ungenügende Auffassung der Sünde ich keineswegs blind bin, also dieser gewaltige Geist setzte ohne Weiteres voraus, daß seine Zuhörer ohne Ausnahme Christen wären. Er predigte grundsätzlich, als ob er lauter Christen vor sich hätte. „Ebenso (wie der Apostel Paulus) glaube auch ich, so oft ich vor einer Versammlung von Christen rede," bekennt Schleiermacher in der zu London in der Savoy Kirche gehaltenen Predigt, „sie ansehen zu müssen als solche, welche sich schon in der seligen Bearbeitung des heiligen Geistes befinden, in welchen Christus bereits angefangen hat, sich zu gestalten."*) Soviel sich auch dafür geltend machen läßt, so sehr man sich auch auf die Taufe berufen mag, es bleibt eine gewagte Sache, ja eine gefährliche Sache, weil dieser vertrauensvollen Voraussetzung **die Wahrheit fehlt.** Wir haben eben — wir dürfen es uns wohl gestehen — zum großen Teil keine Christen mehr vor uns. Der Name ist geblieben. Der

*) Zur Geschichte der Predigt," von A. Nebe, Band III., pag. 17 ff.

Inhalt ist oft bis auf ein Minimum verschwunden. Mit dem Christentum unsrer Tage ist es vielfach wie mit einem altbekannten, vielgebrauchten Wort, dessen Etymologie nicht mehr recht deutlich ist. Das Wort ist bekannt. Die Bedeutung ist oft eine der ursprünglichen geradezu entgegengesetzten. So haben wir auch den Namen Christ, aber was sich unter diesem Namen breit macht, ist oft schlimmer als Heidentum. Wir haben die Leute nicht zu nehmen, wie sie sein sollen, sondern wie sie sind. Also eine zu optimistische Auffassung unsrer Gemeinden und Zuhörer ist vom Übel. Der wahre Optimismus, der nicht bloß in der schillernden Phantasie eines lebenslustigen, übermütigen Poeten existiert, nicht bloß auf einer abrakten Schwärmerei beruht, sondern durch und durch Wirklichkeit geworden ist, hat erst in der Ewigkeit Raum.

Das andere Extrem, vor dem wir uns vielleicht noch mehr zu hüten haben, besteht darin, daß man seine Zuhörer für Heiden, für einen Haufen zusammengelaufenes Gesindel hält. Es ist nicht bloß ein Irrtum, sondern ein grundstürzender, jeden Erfolg ausschließender Irrtum, zu behaupten, daß zwischen einer Predigt in der Heidenwelt und einer Predigt auf einer christlichen Kanzel kein wesentlicher Unterschied bestehe. Der wesentliche Unterschied wird schon dadurch bedingt, daß wir lauter Menschen vor uns haben, die einst das Taufwasser auf das Haupt bekommen haben. Mag ihre Stellung dem Evangelium gegenüber eine noch so indifferente, ja feindselige sein, wir haben unsere Zuhörer als getaufte Christen anzusehen und zu behandeln. *) Das alttestamentliche Bundesvolk mochte sich noch so weit verirrt haben, noch so tief gefallen und in Götzendienst versunken sein, Gott nannte es trotzdem „sein Volk“ und sich seinen Gott und Vater. Dem Volk, das der Herr eben Lo — Ammi: Nicht mein Volk und Lo — Ruchama: Nicht in Gnaden nannte, läßt er unmittelbar darauf sagen: „Saget euren Brüdern, sie sind mein Volk und eurer Schwester, sie sei in Gnaden.“ In der heiligen Taufe beruft und erwählt der Herr unsere Kinder zu seinen Kindern. Und seine Wahl und Berufung mögen ihn nicht gereuen. Auch uns gilt der Befehl Davids: „Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom.“ Und Absalom war bekanntlich ein Aufrührer und Empörer. Und das Wort Pauli (2 Kor. 5, 11): „Dieweil wir wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten †).“ Gewitter reinigen die Luft und sind unter Umständen

*) Ich hoffe nicht, daß dieser Satz im Widerspruch mit den obigen Ausführnngen befunden wird. Es gilt, die Extreme zu meiden, die, wie überall, so auch hier sich berühren. Weizen und Unkraut ist hier auf Erden überall beisammen. Es soll davor gewarnt werden, je nachdem das eine oder andere vorwiegt, das Gegenteil nicht zu sehen und nicht zu berücksichtigen. Beides ist vom Übel. In einer kirchlichen Gemeinde erzieht man durch ein solches Verfahren selbstzufriedene Heuchler und Pharisäer, in einer unkirchlichen aber erbitterte Geister, die sich um so hartnäckiger unsrer Botschaft verschließen.

†) Es ist mir nicht verborgen, daß an dieser Stelle im griechischen Text der Ausdruck: πείθομεν: überreden, zu überzeugen suchen, mit Worten bewegen, gebraucht ist. Aber unsren Worten wird nur dann die Kraft des Ueberredens und Ueberzeugens innewohnen, wenn wir uns alles menschlichen Eiferns und Polterns enthalten. Wer die

von großem Segen und Gewinn, aber ununterbrochene Donnerwetter über den Häuptern unserer Gemeindeglieder, daß es sich ausnimmt, als ob der alte Donnergott in Person vom „hohen Olymp herab" seine furchtbare Keile schleudere, dürften kaum auf die Dauer ertragen werden. Und doch fehlt es nicht an Pastoren, über deren Kanzel man mit größerem Recht als über jenes Schullokal die Worte schreiben könnte: Hier wird geschimpft! Das ist unthunlich, weil unevangelisch, selbst wenn es dem seltsamen Geschmack dieses oder jenes unserer Zuhörer ganz besonders zusagen würde. So erzählt Albert Knapp in seiner Autobiographie von einem Fuhrmann, der ihm einst als jungem, angehendem Pastor folgende absonderliche Pastoralvorlesung gehalten hat: „Ich höre Sie sind ein rechter Prediger in Ihrem Orte geworden. Die Bursche dort kenne ich wohl; sie sind meistens gar ungeschlacht und reitstättig; darum nur recht hinaufgeknallt, daß die Haare herumfliegen, sonst hilft Alles nichts. Stehen Sie fest hin und karbatschen Sie die Kerls zusammen, bis sie weich geben und sich ordentlich an die Deichsel strecken!" Diese fuhrmännische Pastoralermahnung begleitete er mit den entsprechenden Geberden, als gälte es, nicht „eine Gemeinde des Herrn zu bedienen, sondern einen mit 8 Pferden bespannten Weinwagen eine Steige hinauf zu manöviren." Aus dieser pessimistischen Anschauung entspringen dann jene Gesetzespredigten, die die Zuhörer nie über Sinai hinausführen, jene Gesetzesprediger, die allezeit Feuer vom Himmel herunterrufen, ohne zu bedenken, weß Geistes Kinder sie sind, die vergessen, daß das Gesetz nur Zorn anrichtet. Das Gesetz ist nötig, aber nur als Führer zum Evangelium. So sehr wir durchdrungen sind von dem Verderben in der Welt, so sehr müssen wir auch davon durchdrungen sein, daß Jesus Christus den Sieg über alles Verderben davon tragen wird. Über den brausenden Wassern der Sintfluth, über dem Massengrab der wellenbedeckten Erde spannte sich hoch und hehr, friedeverheißend und gnadeverkündend der leuchtende Bundesbogen. Der himmlische Regenbogen darf auch hinter dem Wolkendunkel unserer Gesetzespredigten nicht fehlen. Wir dürfen keine Predigt halten, daß unsere Zuhörer mit dem Gedanken und mit dem Gefühl die Kirche verlassen: Mit mir ist's aus! Ich bin verloren!; sondern unsere Aufgabe ist es, das Pauluswort in rechter Weise in ihnen lebendig zu machen: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden!" Noch mehr als im alten Bunde gilt uns der Auftrag: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich" aber dieses „freundlich redet mit Jerusalem" kommt nicht dem Begehren des unge-

Kirche als ein Schlachtfeld betrachtet, wo er stets mit wuchtigen Hieben auf lauter imaginäre Feinde einhaut, der erweckt den Verdacht, daß er weder sich noch seine Zuhörer, noch seinen Beruf kenne, ja, daß er nur deshalb so viel blinden Lärm macht, um seine eigene Unsicherheit und Ungewißheit in Glaubenssachen zu verbergen. Eine ehrliche, siegesgewisse Sache braucht solche gemeine Mittel nicht. Gerade die Furcht Gottes, von der an der obigen Stelle die Rede ist, deß Gottes, in dessen Gegenwart und zu dessen Ehre wir reden, sollte uns davor bewahren. Darum ist die in Rede stehende Predigtweise ebenso unrecht wie unklug. „Wer Vögel fangen will, darf nicht mit Knüppeln unter sie schlagen."

horsamen Volkes von seinem Propheten gleich: „Predigt uns sanft, schauet uns Täuscherei" (Jes. 30, 10); sondern wer mit Jerusalem in rechter Weise freundlich reden will, kann es nur thun, weil er weiß, daß der Stärkere über den Starken gekommen ist und ihm seinen Raub genommen hat, d. h. weil er eben so sehr von der Macht der Sünde wie von der Macht des Sündenträgers und Sündentilgers überzeugt ist. Denn Gott selber begründet seinen Befehl des „freundlich redens" mit dem Beisatz: Denn ihre Missethat ist vergeben. Wir leben in der Zeit, von welcher der Herr bei Zephania verheißt, daß er seinem Volk wolle anders predigen lassen mit freundlichen Lippen. Kurz, das rechte Verhältnis wird sein, daß wir eine Ehe schließen zwischen dem Pessimimus und Optimismus. Die Kinder, die dieser Ehe entsprossen, sind keine Mißgeburten, sondern sie sind die Träger ächter Welt- und Gotteserkenntnis und die sicheren Führer zur Wahrheit. Aber die Versöhnung dieser Gegensätze, die Kopula, die sie eint, das Wort, das diese Ehe zur Wahrheit und Wirklichkeit macht, ist allein das Evangelium von der heilsamen Gnade Gottes in Christo, die erschienen ist allen Menschen, das Wort von der Versöhnung, zu dessen Trägern und Verkündigern wir berufen und verpflichtet sind.

Fassen wir nun das Bisherige zusammen, um aus demselben das Resultat zu ziehen, so werden wir sagen müssen: Der Pessimismus, in sofern er nicht in Weltflucht und Weltverachtung und eben damit in Verwerfung Gottes ausartet, der die Möglichkeit der Selbstvernichtung als das einzige Rettungsmittel in der Trostlosigkeit der Gegenwart preist und als allein zeitgemäßes Evangelium verkündet wissen will, sondern der Pessimismus, der uns zum Führer zur Selbsterkenntnis und Welterkenntnis und eben dadurch auch zu tieferer Gotteserkenntnis wird, hat gewiß seine große Wahrheit und tiefe Berechtigung auch auf christlichem Boden. Nur wer sich selbst nicht kennt, nur wer dem Augenblick lebt, kann sich leichtfertig darüber hinwegsetzen. Durch das ganze Evangelium geht ein tief pessimistischer Zug hindurch, ein Klang, der im Fluch des Weltenrichters sein schauerliches Finale finden wird; aber im innersten Herzensgrund des Christen regt der künftige und schon im Glauben gegenwärtige Optimismus seine Schwingen und wie schon das erste Wort des Evangeliums optimistisch lautete: Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird, so wird auch das letzte Wort, in das Himmel und Erde, die selig Erlösten und die Thronfürsten der Ewigkeit einstimmen werden ein seliges, endloses Hallelujah: Lobe den Herrn sein, und aller Pessimismus und alle schwarze Brillen, die uns so oft das Herz schwer gemacht und den freudigen Ausblick in die lichte Zukunft verdunkelt haben, werden gewandelt und verkehrt sein in den herrlichen, lichtdurchstrahlten, gottesprächtigen Optimismus der Ewigkeit!

Das Christenkreuz im Sinne der heil. Schrift.

(Aus der „evang. Kirchenzeitung" mitgeteilt von M. Otto.)

Die heilige Passionszeit mit dem Worte vom Kreuz grüßt uns aus nächster Nähe, und sie soll uns doch nicht blos Christi Kreuz vor Augen malen, sondern auch jeden an sein eigenes Kreuz erinnern, das er dem Kreuzträger κατ' ἐξοχήν nachzutragen hat. Ohnehin ist diese unsere Zeit der heißen Kämpfe zwischen Fleisch und Geist, zwischen Kirche und Welt, — diese letzte Zeit — eine Kreuzeszeit mehr als manche frühere. Die Gemeinde des Herrn ist mehr als sonst eine Kreuzgemeinde, ebensowohl weil Christi Kreuz der Anker ihrer Hoffnung, als weil ihr Kreuz das Ordens- und Ehrenzeichen ihrer Ritterschaft geworden ist. „Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein" zu keiner Zeit, am wenigsten in der Jetztzeit, wo die diabolische Macht der Welt jedes offene Bekenntnis zu positivem Glauben und jedes furchtlose Eintreten für das Kleinod des Evangeliums, ja neuerdings selbst die uneigennützigsten öffentlichen Liebesarbeiten der innern Mission ohne Ansehen der Person aus Princip und bewußter Feindschaft des Unglaubens mit dem Dank des Kreuzes lohnt! Und wenn die Kirche je und je geredet hat von des Christen Kreuz, und seit Jahrhunderten singt:

> Mein Kreuz und meine Plagen, solls auch sein Schmach und Spott,
> Hilf mir geduldig tragen. Gieb, o mein Herr und Gott,
> Daß ich verleugne diese Welt und folge treu dem Bilde,
> Das du mir vorgestellt —

so hat heutzutage jeder lebendige Christ hundertfach Gelegenheit, die Schwere des Kreuzes zu empfinden, welches in einer entschiedenen Nachfolge Christi unausbleiblich ist.

Aber die nachfolgenden Darlegungen sollen weniger zum Tragen unseres Kreuzes willig und mutig machen uns, die wir in der öffentlichen Arbeit für den Gekreuzigten stehen, als vielmehr dazu dienen, den Begriff „Christenkreuz" oder kurzweg „Kreuz" zu definiren und denselben von Unklarheiten, die ihm leider so vielfach anhaften, reinigen zu helfen. Mit andern Worten: sie sollen auf Grund der Schrift eine Untersuchung darüber bieten, was unter „Kreuz" eigentlich zu verstehen sei. Denn ich denke, darüber sind alle Sachkundigen einig — ein Blick in das Gesangbuch und das Anhören so mancher Predigt, Trau- und Leichenreden beweist es zur Genüge, — daß mit dem Worte „Kreuz" nicht selten Mißbrauch getrieben, und so manches Leiden Kreuz genannt wird, das diesen Namen nicht verdient. So mancher Dulder wird Kreuzträger geheißen, der solchen Ehrentitel nie erwarb. Und wenn etwa die Geistlichen an festen Begriffsunterscheidungen festhalten, so leben doch unzählige Laien in dem Wahne, hervorragende Kreuzträger zu sein. Sie fahren vielfach dahin in dem Glauben, daß ihnen nach so vielem Kreuz in dieser Welt die Krone des ewigen Lebens unzweifelhaft beigelegt worden sei. — Allein wenn man sich ernstlich daran begiebt, die Frage gründlich zu erörtern: Was ist „Kreuz" im Sinne der Schrift? — so sieht die Beantwortung derselben bei Weitem leichter aus, als sie in Wahrheit es ist.

Soviel freilich ist gewiß: „Kreuz" ist ein neutestamentliches Wort, welches das alte Testament nicht kennt. Das Judentum weiß nichts von Kreuz, noch weniger das Heidentum. Kreuz giebt es also weder auf dem Gebiet der Humanität, noch auf dem der Religiosität im Allgemeinen, sondern nur auf demjenigen des Christentums. Zwar gerade so, wie durch das Panier der ehernen Schlange in der Wüste die Schatten des zukünftigen Kreuzes Christi in den alten Bund hineinragen, so hören wir schon die Heiligen des alten Testaments klagen: Ps. 10, 2: Weil der Gottlose Übermut treibet, muß der Elende leiden; oder Ps. 16, 2: Du bist ja der Herr, ich muß um deinetwillen leiden; oder Ps. 34, 20: Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem allen. Und deutlicher noch in der prophetischen, von Paulus (Röm. 15, 3) auf Christum gedeuteten Stelle Ps. 69, 10: Ich eifere mich schier zu Tode um dein Haus, und die Schmähungen derer, die dich schmähen, fallen auf mich. Es sind das lauter Klagen, welche die Sache, wenn auch nicht den Namen des „Kreuzes" verraten. Und geradezu überraschend finden wir die Ausdrucksweise des Apostels bei der Characterisierung des Mose im Hebräerbriefe, K. 11, 25. 26: „Er erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben und achtete die Schmach Christi (— merke: die Schmach Christi bei Mose! —) für größern Reichtum, denn die Schätze Egyptens." — Gleichwohl tritt mit Christo erst das Kreuz in die Erscheinung. An seiner Wiege schon leuchtet sein Kreuz im Hintergrunde: Luc. 2, 35: „Es wird ein Schwert durch deine Seeele dringen." Und unser Kreuz tritt bereits in den Vordergrund: das kreuzförmige Schwert erwürgt — o grausige Weissagung! — die unschuldigen Kindlein, welche den Vorzug haben, mit dem Kreuzträger die Geburtsstadt zu teilen. Fort und fort ruht der Gedanke des Kreuzes im tiefsten Herzensgrunde Jesu Christi: Und wiederholentlich bricht er hervor in der Verkündigung seines Kreuzestodes wie in der Mahnung: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach." Christus und Kreuz, die beiden gehören innerlich längst zusammen, ehe die große Stunde kommt, wo es auch äußerlich sich erfüllt: Und er trug sein Kreuz.

Wollen nun wir, die Nachfolger, den wirklichen Inhalt dessen erkennen, was der Herr, unser Vorgänger, uns als unser Kreuz bezeichnet, so werden wir zuvörderst das Eigentümliche des Kreuzes Christi zu erforschen haben.

Christi Kreuz ist ohne Zweifel nicht erst zu suchen auf Golgatha. Denn, wenn der Herr seine Jünger belehrt, wer ihm nachfolgen wolle, der müsse Kreuz tragen, so ist offenbar, daß er bereits zu der Stunde, als er jenes Wort redete, selbst Kreuz trug. Auch macht ja nicht der heiße Schmerz, an das Kreuzesholz genagelt zu werden, und stundenlang daran zu hangen und zu schmachten, das Specifische seines Kreuzleidens aus, denn Tausende vor Ihm und Tausende nach Ihm haben in gleicher Lage und unter entsetzlicheren (?) Umständen ihr Leben beschlossen. Vielmehr fällt ein klärendes Licht auf das Kreuz Christi durch die Stelle: Hebr. 12, 2: „Jesus, da er wohl hätte mögen

Freude haben, erduldete er das Kreuz und achtete der Schande nicht." Der ewige Sohn Gottes, der *λόγος* bei dem Vater, das *ἀπαύγασμα τῆς δόξης καὶ χαρακτῆρ τῆς ὑποστάσεως τοῦ πατρὸς*, achtet es nicht für einen Raub Gott gleich sein, sondern entäußert sich selbst, und nimmt Knechtsgestalt an. (Phil. 2, 6. 7.) Er hat nicht Gefallen an ihm selber (Röm, 15, 3.), will sagen an seinem Privatglück, und Wohlergehen, sondern geht freiwillig in eine Lage ein, in der die Schmach derer, die Gott schmähen, unabwendbar über ihn kommen muß. Für die Freude, die er unangefochten haben konnte, tauscht er Trauer und Weh, für die Ehre die Schande ein. Mit dem Moment, da er, wie die Kinder Fleisch und Blut haben, seiner gleichermaßen auch teilhaftig wird, läßt er sich den Tod besiegeln und das Alles, um des höhern Zweckes willen, die Wahrheit zu bezeugen, die Gerechtigkeit zu erwerben, die Welt aus erbarmender Liebe zu erlösen. Sobald die Wirksamkeit Christi beginnt, nimmt auch sein Kreuz bestimmte Formen an. Denn sein Wesen und seine Wirksamkeit vertragen keinen Compromiß mit der Welt, sondern sie bezwecken Überwindung — Gewinnung oder Vernichtung — der Welt, auf alle Fälle Kampf mit ihr! Mit seinem ersten Auftreten tritt er ein in das Leiden, in des Täufers Augen bereits vom ersten Tage an das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, in unsern Augen bereits vom ersten Tage an der Christus der das Kreuz trägt — bald als das Widersprechen der Sünder, bald als den Unglauben trotz Zeichen und Wundern, bald als Verfolgungen und Todesgefahren, bald als Lästerungen: „Du bist von Niemand und hast den Teufel," bald als Leid über die heilige Stadt, bald als heilige Sympathie, wie er Marc. 9, 19 klagt: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich mit euch leiden? Und als er dann endlich gelitten hat vor dem Thor, hinausgestoßen außer dem Lager (Hebr. 13, 12. 13.), der Sündenträger des Volkes; als er seinen Schandpfahl hinaufgeschleppt hat auf die Höhe der Schädelstätte: nicht das Holz des Fluches, nicht des Leibes wüthender Schmerz war da sein Kreuz, sondern die Schmach, die ihn traf (Hebr. 13, 13.), daß er, der unvergleichliche Wohlthäter, als nichtswürdiger Übelthäter, daß er, der Gerechte, als Verbrecher behandelt ward und daß die suchende, sehnsuchtsvolle Liebe des Blutbräutigams von der erkorenen Braut mit schnöder Verachtung zurückgewiesen, ja mit satanischer Bosheit vergolten ward.

Aber noch eines fehlt, was seinem Kreuztragen die Weihe der Heiligkeit verleiht und das Siegel des göttlichen Wohlgefallens aufprägt, wodurch er in seinem Leiden uns ein Vorbild gelassen hat, daß wir sollten nachfolgen seinen Fußstapfen. Das hat der heilige Geist durch den Mund des Apostels Petrus (1. Pet. 2, 4) geoffenbart: „welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden. Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet." Hier sind zwei Merkmale gegeben, ohne die Kreuz nicht Kreuz wäre: die Unschuld und die Geduld. Der gekreuzigte Schächer empfängt, was seine Thaten werth sind und findet sich billig darinnen — der gekreuzigte Christus hat nichts Ungeschicktes gehandelt. Der andere gekreuzigte Schächer murret

vorwurfsvoll und unwillig zum Gotteslamm hinüber: „bist du Christus, so hilf dir selbst und uns." Der gekreuzigte Christus betet: „Dein Wille geschehe" und segnet, die ihm fluchen. —

Von solcher Auffassung des Kreuzes Christi her werden wir den richtigen Maßstab gewinnen für die Beurteilung dessen, was bei uns Christen wirklich Kreuz genannt werden kann.

Oder stünde Christi Kreuz mit unserm Kreuz in keinem Zusammenhange? Im Gegenteil: es gibt Schriftstellen, in denen des Christen Kreuz geradezu Christi Kreuz genannt wird. 2. Cor. 1, 5 schreibt Paulus: „Denn gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christum." Wir haben des Leidens Christi viel, das kann doch nichts anderes besagen, als dies: Unsere Leiden sind gleichsam Fortsetzungen des Leidens Christi: wir leiden mit ihm und er leidet in uns: Christi Kreuz — unser Kreuz. Ferner Gal. 6, 12. schreibt derselbe Apostel: „die sich wollen angenehm machen nach dem Fleisch, die zwingen auch zu beschneiden, allein daß sie nicht mit dem Kreuze Christi verfolgt werden." Also: das Kreuz, dem Jene durch Connivenz (Nachsicht) gegen das Judenthum zu entrinnen gedenken, ist Kreuz Christi genannt; also wiederum: unser Kreuz — Christi Kreuz. Ähnlich ist wohl die Stelle Phil. 3, 18 aufzufassen: „Viele wandeln, von welchen ich euch oft gesagt habe, nun aber sage ich auch mit Weinen, die Feinde des Kreuzes Christi" — d. h. nicht sowohl solche, denen das Wort vom Kreuz ein Ärgernis ist, als vielmehr solche, die das Kreuztragen mit Christo scheuen, weil der Bauch ihr Gott und ihr Sinn irdisch ist. Es sind das Feinde von Christi Kreuz, weil keine Freunde des eigenen Christenkreuzes.

Aber geradezu eminent ist das Wort Pauli Col. 1, 24: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde Gottes." Hier bezeichnet der Apostel seine im Apostolat erduldeten Leiden nicht allein als solche, die, wie Christi Leiden, *ὑπὲρ ἡμῶν* zu unserm Besten und *ὑπὲρ τοῦ σώματος Χριστοῦ* geschehen, sondern auch sogar als Ergänzungen, mindestens Fortsetzungen (*ἀναπληροῦν τὰ ὑστερήματα*) der Leiden Christi. Ganz gewiß aber nennt er unser Christenkreuz ein solches, das in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Kreuze Christi steht. (Schluß folgt.)

Ueber die Erziehung zum Gehorsam und ihre Grenzen.

(Aus der Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung.)

(Schluß.)

Nach diesen Darlegungen erst schreite ich zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage: **Kann der Erzieher allen den im 1. Teile meiner Abhandlung angegebenen Ursachen (Beweggründen) kindlichen Ungehorsams wirksam begegnen?**

Antwort: Den allermeisten, ja — sei es durch Belehrung oder durch Androhung einer Strafe oder durch sofortige Bestrafung.

Durch alle diese drei Mittel will der Erzieher einer Wiederholung der Übelthat vorbeugen. Welches dieser drei Mittel im gegebenen Einzelfalle zu wählen sei, das muß der pädagogische Takt, der pädagogische Scharfblick entscheiden. Im allgemeinen mögen für diese Entscheidung folgende Leitsätze als Richtschnur dienen:

a) Zunächst frage sich der Erzieher: Warum hat das Kind wohl so und nicht anders gehandelt? Welche mildernden, welche erschwerenden Begleitumstände liegen vor?

b) Ist Mangel an Einsicht die wahrscheinliche Ursache, so ist Belehrung das einzig Richtige.

c) Die Androhung einer Strafe ist in jenen Fällen am Platze, in denen die intellektuelle Reife für Belehrung fehlt; besonders auch in allen jenen Fällen, wo zwar die nötige intellektuelle Reife, aber noch keine Festigkeit des Willens da ist.

d) Sofortige Bestrafung ist in allen jenen Fällen angezeigt, in denen sich der Zögling infolge seines Alters und zufolge seiner geistigen Reife der Folgen seiner Handlungsweise ganz gewiß klar sein konnte.

Der freundliche Leser unterziehe sich nun gefälligst der Mühe, alle die im ersten Teile dieser meiner Abhandlung gekennzeichneten Fälle nach vorstehenden Leitsätzen abzuwägen. Er wird höchst wahrscheinlich mit mir aburteilen wie folgt:

Vergeßlichkeit. Androhung einer Strafe; im Wiederholungsfalle die Strafe selbst — zur Unterstützung der Erinnerungskraft.

Leichtsinn. Belehrung über die möglichen Folgen, in zahlreichen Fällen noch Strafe.

Nachahmungstrieb. Belehrung; Hinweis auf gute Beispiele!

Affekt. Hierüber weiter unten.

Böswilligkeit. Für Aufheißen, sowie für Rachsucht wohl in jedem Falle eine ernste Strafe. Für Böswilligkeit aus Patzigmacherei am besten Bekehrung durch Spott.

Aufhetzung seitens der Kameraden. Richtigstellung der Wertschätzung des Urteiles, welches andere über den einzelnen haben, durch Belehrung, am besten durch feinen Spott.

Verführer. Dem Verführer unbedingt eine große Strafe. Für den Verführten Belehrung; Mitleid, schonende Nachsicht, nur in ganz besonderen Fällen, Spottgeißelung oder gar Strafen! Letzteres keinesfalls, wenn geschlechtliche Verirrungen vorliegen!!!

Trotz. Für jeden Fall empfindliche Strafe. Der Trotz muß gebrochen werden, je früher desto besser; thut's eine mildere Strafe nicht, so lieber gleich eine strenge!

Verletztes Rechtsgefühl. Belehrung! Am Verständlichsten so, wenn der Zögling aufgefordert wird, zu denken, er sei der Erzieher, ein Bube habe ihm dies und das angethan, er möge über den Fall entscheiden.

Berechnung im Hinblicke auf weiterabliegende Stre-

bezlele. Dieser Fall will nebst einigen anderen Fällen ganz besonders betrachtet sein. Hier kommt's hauptsächlich darauf an: Durchblickt der Erzieher den Plan? Wenn das der Fall ist, dann wird er zunächst versuchen, sich auf folgende Standpunkte zu stelleu. „Ich weiß, was du willst; das ist aber eine Dummheit! Ich sage dir nur, du kannst mich durch deine Ordnungswidrigkeiten nicht so bös machen, daß dein Wille in Erfüllung geht!" Dies gilt besonders für den Fall, daß ein Zögling anstrebt, aus der Anstalt hinausgeworfen zu werden. Oft hilft dies. Ist der Zögling aber intelligent und willenskräftig genug, so wird er gewiß ein Mittel ausfindig machen, welches ihn zum Ziele führt. Für diesen Fall muß der Erzieher unbedingt den kürzeren ziehen!!!

Ein anderer Fall, in welchem der Erzieher von all' seiner pädagogischen Weisheit oder vielmehr von dem ihm zu Gebote stehenden Disziplinarmitteln im Stiche gelassen wird, ist jener, in welchem ein sonst ganz gut geartetes Kind ohne jede äußere Veranlassung bockbeinig wird. Dieser Fall ist a) entweder auf eine momentane Störung im Nervensysteme zurückzuführen; in solchem Falle walte, wie schon erwähnt, verzeihende Liebe. b) Oder: Der Zögling trotzt, weil er sehen will, wie lieb ihn der Erzieher hat. Wie ein solcher Fall nach meiner Meinung zu behandeln wäre, habe ich bereits angegeben. Wer bloß nach Buchweisheit erzieht, wird wohl in beiden letzterwähnten Fällen sich in der Behandlung vergreifen; daher Vorsicht, dreimal Vorsicht!

Große Vorsicht ist ferner auch nötig, wenn ein Kind im Affekte sich vergeht. Im Affekte höheren Grades ist der Mensch „außer sich" oder, wie man auch sagt, „von Sinnen." Er thut, was er bei ruhigem Blute, bei ruhiger Überlegung nie thun würde. Nehmen wir an, es brennt. Im ersten Schreck wird sich bei vielen nicht der Gedanke, wie wohl das Feuer am besten zu löschen wäre, geltend machen, sondern der andere Gedanke: „Du mußt retten!" Und im Affekte des Schreckens ergreift der Mensch einen Blumentopf statt der Schatulle mit den Wertsachen und bringt jenen in Sicherheit! Man sieht, der Schreck hebt alle Überlegung auf; hier zunächst in Bezug auf die Wertschätzung der Dinge. Der Schreck hebt ferner sehr oft alle Überlegung in Bezug auf die Folgen auf. Jemandes Kleider fangen Feuer; statt sich stracks auf den Fußboden zu werfen und die Flammen durch Hin- und Herwälzen zu ersticken, läuft der Geängstigte, fremde Hilfe suchend, auf den Gang hinaus, dadurch das Feuer nur noch mehr anfachend. Wir sehen, der Mensch weiß im Affekte gar nicht mehr, was er thut.

Wie hat sich die Erziehung zu deu Affekten zu stelln? Gewisse Affekte wird der Erzieher sogar zu pflegen haben, z. B. die Scham, die Begeisterung. Einen dagegen muß die Erziehung immer und überall bekämpfen — das ist der Zorn! Hier gilt es abzuwägen, inwieweit der Zorn, besonders der Jähzorn, ein Ausfluß des Naturells (Temperamentes) oder falscher Erziehung ist. Zornig kann schon der Säugling sein! Das kleine Kind muß erfahren, daß es durch Zorn und Trotz nichts erreicht. Das kühlt ab, beruhigt. Der Zorn, sollte er wiederkommen wollen, wird durch rechtzeitige,

lebhafte Vorstellung der Folgen am besten niedergehalten. Daher Belehrung, oft auch empfindliche Strafe gut. Nächstes Mal hilft wohl schon Androhung der Strafe. Nichts ist ekliger als der Anblick eines 4, 5jährigen Kindes, das in Zorn gerät, wenn ihm ein Wunsch versagt wird, mit den Füßen stampft, sich vielleicht gar auf die Erde wirft u. s. w. Die Kindsfrau, oft auch Mama selber weiß in solchem Falle nichts besseres zu thun, als dem Kinde sofort das Verlangte zu gewähren — es am Ende noch tausendmal um Entschuldigung bittend, daß sie die kleine Majestät durch Ungehorsam erst so in Harnisch gebracht! Birkenreisig allein thäte Wunder; diesfalls gebührte es von Rechts wegen den Großen!*)

III. Aus vorstehendem ist zu ersehen, daß der Erzieher den Gehorsam unter gewissen Umständen nicht erzwingen kann.

Die Erziehung zum Gehorsam hat also ihre Grenzen!

A. Grenzen, welche im Zöglinge liegen:

1. Physische Grenzen. Der Erzieher verlangt zu viel. Kommt leider häufig vor, besonders inbetreff der häuslichen Aufgaben!

2. Psychosen, d. h. Störungen im Nervensystem. Alle anderen, als da sind: Leichtsinn, Verstocktheit u. s. w. sind bei verständnisvoller Einwirkung der Erzieher (Eltern und Lehrer) zu überwinden!

B. Grenzen, welche im Erzieher liegen:

1. Temperament, Naturell des Erziehers. Im allgemeinen wird man annehmen können, daß ein ruhiges Naturell, welches erwärmenden Aufschwunges fähig ist, die besten erzieherischen Erfolge verspricht; hat eine gute Fee dem Erzieher auch noch die Gottesgabe eines gesunden Humors mit in die Wiege gelegt, dann umso besser! Der ist mein Mann!

Traurig, wenn der Erzieher aufbrausend ist. Diese Sorte macht den größten Schaden. Im Affekte wird der Erzieher leicht ungerecht, hart, ja grausam. Er verletzt leicht das Rechtsgefühl seiner Zöglinge; dann ade, Gehorsam! Nun soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß der richtige Erzieher immer einem wolkenlos blauenden Himmel gleichen solle; im Gegenteil: er muß auch eines heiligen Zornes fähig sein. Gewitter reinigen die Luft. Siehe Christum im Vorhofe des Tempels, die Geißel über die Verkäufer schwingend!

*) Eine sehr häufig vorkommende Art Affekte ist die Furcht; ich behandle sie, als mit unserem Thema weniger im Zusammenhang stehend, unter dem Striche. Du rufst einen Schüler zur Tafel. Er wird rot oder blaß, weiß nichts zu antworten oder spricht hellen Unsinn. Du wunderst dich; die Frage war doch so einfach. Gehe hin und lege die Hand auf sein Herz; das arbeitet wie ein überheizter Dampfkessel. Der Bube (beim Mädchen, besonders bei größeren, verbietet sich selbstverständlich solche Ergründung der Unwissenheit!) fürchtet sich vor dir! Lache ihn aus und frage ihn: „Hast du schon gesehen, daß ich jemandem den Kopf abgerissen habe, wenn er nichts getroffen?“ Der Bub' lacht dich zaghaft an du lachst wieder — die ganze Klasse lacht mit. „Schau, die Sache ist doch so einfach!“ Du wiederholst die Frage, der Bursche faßt Mut, und siehe da! das Unmögliche geschieht, er trifft die Antwort! Wie ganz anders, wenn der Lehrer gleich ungeduldig werden wollte (soll recht häufig vorkommen!); da wird das Übel noch schlimmer. Wehe, wenn der Lehrer nun seinerseits in Affekt gerät und das Kind unsanft anläßt! Da weinen zwei Engel — der des Kindes und der des Erziehers!!!

So ein Unwitter darf aber nur bei besonderen Veranlassungen losgelassen werden; sonst hat es keinen erziehenden Wert. Wenn's alle Tage, ja alle Stunden donnert und wettert, dann wird jedwedes Menschenkind gleichgiltig; der Blitz schlägt ja eigentlich doch nur so selten ein! —

Was das Strafen anlangt, so sei überhaupt für alle „schwereren„ Fälle angeraten: Nicht gleich strafen! Erst beschlafen! Das geht auch den tüchtigsten Erzieher an!

2. Stimmung, Laune des Erziehers; anders gesagt: mangelnde Konsequenz des Erziehers. Der Erzieher soll sich gleich bleiben; was er heute verbietet, soll er auch morgen nicht durchgeben lassen und umgekehrt. Kein Beruf — behaupte ich — ist zufolge der physischen Anforderungen, die er stellt, so leicht geeignet, auch den gesündesten Menschen nervös zu machen wie eben der Lehrstand. Schlechte Atemluft, mörderischer Staub, die nerventötende Korrektur der Schülerhefte, zu wenig Zeit, Mensch sein und sich mit anderen freuen zu dürfen, spazierengehen und baden zu können, oft auch die Sorge ums tägliche Brot, Verbitterungen vonseiten der Eltern, vielleicht auch der Vorgesetzten oder, was am meisten angreift: gar der Kollegen ....all dies macht erklärlich, warum so viele Schulmeister nervös sind. Ein nervöser Mensch aber bedeutet für seine Untergebenen immer die Hölle auf Erden.

3. Mangel an pädagogischem Scharfblick, sowie an pädagogischer Erfahrung. Lehrer sollten nur die geistig bestveranlagten, körperlich bestkonstituierten jungen Leute werden dürfen. Mittelmäßig begabte verlieren nur zu leicht den freien Aus- und Umblick und verknöchern zu dem nicht so ganz mit Unrecht sprichwörtlich gewordenen pedantischen Schulmeister. Ein solcher vergißt am ehesten das Weben und Wesen der Kindesseele, er vergißt seiner eigenen Kinderzeit und sieht jede natürliche Regung kindlichen Mutwillens oder Unverstandes nur durch die schwarzumrandete Hornbrille des gestrengen Strafrichters an. Kein Lehrer soll vergessen, wie er erzogen worden, gleichviel, ob richtig oder unrichtig. Junge Lehrer hauen oft über die Schnur; die Erfahrung mangelt ihnen. Aber auch alten passiert's; denen fehlt es doch nicht an Jahren, wohl aber an pädagogischem Scharfblicke, an pädagogischem Takte. Der Erzieher gebiete nicht zu viel, verbiete auch nicht zu viel; er salbadere nicht in guten Lehren, wo keine Belehrung am Platze! Besonders gegen letztere Forderung wird viel und häufig gesündigt. Wohl kommt es dann und wann vor, daß keine Belehrung gegeben wird, wo eine solche am Platze wäre; noch häufiger aber ist das Umgekehrte der Fall. Fortwährendes Moralisieren thut kein gut. Hiervon gilt das Wort: Zu einem Ohre hinein, zum anderen wieder hinaus! Wohl die meisten Mütter reden zu viel an ihren Kindern herum; denen imponiert dann nur die handgreifliche, wortarme Pädagogik des Vaters. Das sollte nicht sein. Das ist auch der Grund, warum aus so manchem Kinde, welches seinen Vater verloren, im Leben nichts wird.

Wir ersehen aus vorstehenden Zeilen, daß der Mensch frei ist, „und wär'

er in Ketten geboren" (Schiller). Er muß nicht müssen! Wir haben das Mottowort kennen gelernt als Eingeständnis, daß unsere erziehende Macht keine unbeschränkte ist. Wie wäre es denn, wenn wir dies Wort selber erziehlich ausnützten? wenn wir die Kinder zunächst gewöhnten, sich diesen Spruch in gleichgiltigen Dingen vorzusprechen? Zum Beispiel: Hans will sich eben um zwei Pfennige Bonbon kaufen. Schon hat er den Drücker der Ladenthüre in der Hand; da fällt ihm ein: „Der Mensch muß nicht müssen!" Er geht weiter und freut sich im stillen des kleinen Sieges über sich selbst. Habe ich den Jungen einmal so weit, so kommt er von selber darauf, den Spruch als Abwehr zu brauchen gegen die Versuchung, etwas Unrechtes zu thun. Ich glaube, der Spruch könnte viel Segen stiften, besonders wenn man ihn den Kindern einprägte mit folgender Erweiterung: „Der Mensch muß nicht müssen; nur das Gute muß er müssen!"

Das Lesebuch und seine Behandlung und Verwertung auf der Oberstufe unserer Gemeindeschulen.

(Eingesandt von H. Brodt.)

(Schluß.)

Wir kommen nunmehr zu der Frage, welche Stellung das Lesebuch im Unterrichte einnehmen, wie es verwertet und behandelt werden soll. Ohne Frage gebührt ihm eine hervorragende Stellung im Gesamtunterricht der Schule. Es soll das Zentrum des gesamten sprachlichen Unterrichtes sein. Daher ist es nicht bloß zur Erzielung einer mechanischen Lesefertigkeit und zur Übung im logisch-richtigen und Schönlesen zu benutzen, sondern es soll auch zur Vervollkommnung im mündlichen und schriftlichen Ausdruck dienen. An dasselbe sollten sich sowohl die Deklamier-, Rede- und Vortragsexerzitien als auch die meisten orthographischen und grammatischen Übungen und die Aufsätze der Schüler anschließen.

Es kann nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein, über die Bedeutung und Wichtigkeit des Lesens sich des weiteren zu ergehen, sondern es gilt hier nur das „Wie" der Verwertung und Behandlung des Lesebuchs zu zeigen. Als selbstverständlich muß dabei gelten, daß die Schüler auf den beiden vorhergehenden Stufen die Schwierigkeiten des mechanischen Lesens überwunden haben. Dessenungeachtet muß dasselbe aber auch auf dieser Stufe noch fort und fort geübt und gepflegt werden, denn die Anforderungen, die man an die mechanische Lesefertigkeit des Schülers stellt, werden ja mit der zunehmenden Schwere des Lesestoffs immer größer. Da man auf dieser Stufe besondere Stunden für fortlaufendes und verweilendes (erklärendes) Lesen hat, so empfiehlt es sich, in den ersteren hauptsächlich die in den letzteren erklärten Stücke wieder und wieder lesen zu lassen; denn zum fertigen und korrekten Lesen führt nur wiederholtes Lesen derselben Stoffe. Nur so erreicht es der Lehrer, daß der Fluß des Vortrags nicht durch ungehörige, störende Unterbrechungen gehemmt wird.

Die Hauptaufgabe auf dieser Stufe wird aber die sein, den Schüler zu einem verständigen, logisch-richtigen Lesen zu führen. Er muß das Verhältnis der Worte zu einander richtig auffassen, und einen Einblick in den Zusammenhang und das Verhältnis der in den Sätzen ausgesprochenen Gedanken gewinnen. Daß er das Gelesene versteht, soll sich schon dadurch äußern, daß er die Teile des Satzes dem Sinne nach gliedert und ihre Beziehung aufeinander durch den Ton der Rede zum Ausdruck bringt. Es wäre ja freilich falsch, wenn der Lehrer die Arbeit, welche zu diesem Zwecke erforderlich ist, sich bis auf die Oberstufe aufsparen wollte; vielmehr muß dieselbe schon auf der Unterstufe ihren Anfang nehmen und auf der Mittelstufe nimmer außer acht gelassen werden; allein der Oberstufe bleibt es doch vorbehalten, das reifer und verständiger gewordene Kind tiefer in den Inhalt des Gelesenen einzuführen.

Endlich sollen die Schüler dieser Stufe durch ihr Lesebuch auch im Schönlesen geübt werden. Sie sollen befähigt werden, die Sätze und Lesestücke mit demjenigen Ausdruck und demjenigen Ton der Stimme vorzutragen, den der Inhalt des Gelesenen erfordert, kurz: sie sollen mit innerer Beteiligung lesen. Freilich ist es nicht Aufgabe unserer Schulen, Lesekünstler zu bilden, aber wir haben doch darnach zu streben, daß das Lesen unserer Schüler das Schönheitsgefühl eines mittelmäßig gebildeten Hörers nicht verletzt. Bei den Versuchen, die zu diesem Ziele führen sollen, stellen sich dem Lehrer gewöhnlich zwei Schwierigkeiten in den Weg. Einmal gilt es es den Schülern die falsche Scham zu nehmen, die sie oft hindert, mit dem wahren Ausdruck der Empfindung zu lesen, da sie so leicht besorgen, sich vor ihren Mitschülern lächerlich zu machen, wenn sie nicht in dem gewöhnlichen, leiernden Ton ihr Pensum herschnattern. Zum andern sind die von Natur aus dreisten und kecken Kinder leicht geneigt, in ein falsches Pathos zu verfallen, heftig aufzuschreien, einen weinerlichen Ton anzunehmen ꝛc., woraus dann dem Lehrer die Aufgabe erwächst, die Künstelei und Übertreibung auf das rechte Maß zurückzuführen.

Um den Anforderungen an ein solch gutes Lesen genüge leisten zu können, muß der Lehrer den Lesestoff richtig behandeln und erklären, ehe er ihn lesen läßt. Unserm Körper dient nur die Speise als Nahrung, die wir richtig verdauen. Zwecks solcher Verdauung muß sie mit den Zähnen zerkleinert von verschiedenen Drüsen mit Zuthaten zur Auflösung versehen werden, und dann bleibt dem Magen immer noch die nicht geringe Arbeit, den Nahrungsstoff herauszusondern und dahin zu bringen, daß er sich dem Körper assimilieren kann. Ganz so ist es auch auf geistigem Gebiete. Unserm geistigen Wachstum kann nur derjenige Unterrichtsstoff dienlich sein, der in richtiger Form geboten, verständig aufgenommen und gehörig verarbeitet und verdaut wird, so daß er sich unserm Geiste assimilieren kann. So hat also nur derjenige Lesestoff Wert für den Geist, welcher von dem Kinde verstanden wird.

Daher sollte selbst der Lehrer der einklassigen Schule, der sich so gern damit entschuldigt, er habe keine Zeit zur eingehenden Behandlung der Lesestücke, sich doch nie mit dem bloßen Lesenlassen begnügen. Es ist ja nicht

nötig und auch nicht möglich, daß in einem Jahre alle in dem Lesebuche enthaltenen Stücke behandelt und erklärt werden. Das gäbe ja eine Hetzjagd, bei der kein Wild erlegt würde. Vielmehr muß eine Auswahl getroffen werden. Umfang derselben und Folge der einzelnen Lesestücke richtet sich nach dem geistigen Standpunkte der Schüler. An die Gesetze der geistigen Entwicklung derselben hat sich der Lehrer immer und überall, folglich auch bei der Auswahl der Lesestücke anzuschließen. Er folge daher auch hier den bekannten und bewährten Grundsätzen: „Vom Leichten zum Schweren," „Vom Bekannten zum Unbekannten." Was die Zeit der Behandlung anbetrifft, so hat er Rücksicht zu nehmen auf das Natur- und Kirchenjahr, auf historische Daten, auf besondere Vorkommnisse, auf verwandte Stoffe, die zu derselben Zeit in andern Unterrichtsgebieten zur Behandlung kommen u. s. w.

Die Methode der Behandlung der einzelnen Lesestücke ist nicht immer dieselbe. Sie richtet sich vielmehr nach dem Wesen des Gegenstandes, schmiegt sich demselben an, sucht dem Stoff seine besonderen Seiten, seinen besonderen Nutzen abzugewinnen. Ein poetisches Lesestück, eine Dichtung, will anders behandelt sein, als ein in Prosa verfaßtes, eine Fabel anders als ein Sprichwort, eine Erzählung anders als eine realistische Darstellung. Dichtungen sind Kunstwerke, somit soll ihre Behandlung ein Kunstgenuß sein, oder doch dazu führen. Die Erklärung soll hier stets eine bescheidene, maß- und taktvolle Dienerin bleiben; denn nicht von der Kunst des Auslegers, sondern von der der Dichtung innewohnenden Kraft ist der Eindruck zu erwarten. „Das Schöne stammt vom Schönen her; es ist zart — und will behandelt sein wie Blumen edler Art." Wer die keusche und duftige Blume der Dichtung in Atome zerrupft, geschähe es auch in der guten Absicht, ihren innern Bau zu zeigen, — der hindert die Wirkung der Schönheit und raubt damit dem Schulleben seinen Sonnenschein. Es gilt hier daher, die schöne Form richtig vorzuführen, sie so zu wenden, daß das rechte Licht auf sie fällt, sie nur mit leisem Finger zu berühren, um etwa einzelne Blättchen des schönen Gebildes zurückzubiegen und den Farbenglanz, den Schmelz und die Pracht der Formen im Innern besser hervortreten zu lassen. Man suche daher den Schüler auf einen Standpunkt zu bringen, von dem aus er das Gedicht übersehen und verstehen kann. Manchmal genügen wenige einleitende Worte, das Ganze in das rechte Licht zu rücken, den Schüler gespannt zu machen und ihn in die Stimmung zu versetzen, aus welcher heraus das poetische Erzeugnis hervorging. In andern Fällen muß der Lehrer, um den sogenannten Zweck zu erreichen, ein Situationsbild vor dem Geiste der Schüler entstehen lassen, wobei er zugleich darauf bedacht sein sollte, durch Vertauschung von Ausdrücken, durch leise Umstellungen im Satzbau, durch Einfügungen von Momenten und durch Erhellen dunkler Punkte gewisse Schwierigkeiten für das Verständnis aus dem Wege zu räumen. Dann breite er die Dichtung selbst vor dem Schüler aus, biete sie ihm durch möglichst gutes Vorlesen dar. Auf solche Darbietung folgt das Lesen der einzelnen Abschnitte seitens besserer Schüler, und an das Lesen jedes einzelnen Abschnittes schließt sich dessen kurze Wort- und Sacherklärung, sofern eine solche nötig ist. Bei der Auffassung des ein

zelnen ist aber immer die Idee, welche das Ganze beherrscht, unverrückt im Auge zu behalten. Zuletzt erfolgt das Einlesen, bei dem auch das Chorlesen zur Erhöhung der Wirkung in Anwendung genommen werden kann. Selten gelingt es dem Lehrer, seinen Schülern die ganze Tiefe und Schönheit einer Dichtung zu erschließen; Kraft und Gabe eines Kindes reichen kaum dazu hin. Mit echt pädagogischem Takt muß der Lehrer daher fühlen, wie weit er gehen darf. Wo es aber möglich ist, wo die Kinder dazu reif sind, da soll er sie allmählig tiefer in das Verständnis hineinzuführen suchen, die Dichtung allseitiger beleuchten und ihren geistigen Gehalt sowie ihre besonderen Schönheiten mehr hervorkehren durch Entwicklung ihrer Gliederung, ihres Gedankenganges und ihrer Tendenz, durch Charakteristik der handelnden Personen, durch Betrachtung des Orts und der Zeit der Handlung und Verknüpfung beider mit der Handlung zu einem Situationsgemälde, durch Hinweis auf die Kunstmittel, deren der Dichter sich bediente, durch Vergleichungen, durch Beziehung des Stoffes auf verwandte Stoffe und durch seine Verwendung für Herz und Leben.

Etwas wenn auch nicht wesentlich anders gestaltet sich die Behandlung prosaischer Lesestücke. Diese geht fast immer von dem mustergiltigen Vorlesen des Lehrers aus, woran sich unter Berücksichtigung der Gliederung des Lesestückes das Lesen der einzelnen Glieder seitens der Schüler und die Behandlung durch zergliederndes und erklärendes Abfragen des Inhaltes schließt. Eine damit in Verbindung stehende, sehr wichtige Arbeit ist die zusammenhängende Wiederholung des zum Verständnis Gebrachten durch einen Schüler. Der Lehrer sollte sich in diesem Stücke den Landmann zum Muster nehmen, der sich nicht mit dem bloßen Ausstreuen und Abmähen des Getreides begnügt, sondern der die Frucht auch in Haufen bringen und einheimsen läßt. Den Schluß bildet das wiederholte Lesen (Einlesen) des Stückes, welches durch einzelne Kinder oder bank- und abteilungsweise geschehen kann. — Fabeln und Parabeln werden zunächst wie Erzählungen behandelt. Darnach wird die in ihnen enthaltene Lehre entwickelt. Ist diese gegeben, so mag man ihre Wahrheit an der Erzählung nachweisen lassen. — Bei Sprichwörtern entwickelt man zuerst die wörtliche Bedeutung, dann die allgemeine Wahrheit und endlich läßt man die falsche und richtige Anwendung des Sprichworts folgen, wobei die Kinder die passenden Beispiele aus ihrem Erfahrungskreise, aus dem Lesebuche, aus der biblischen und profanen Geschichte zu suchen haben. Bei realistischen Darstellungen, die zur Belebung, Ergänzung und Wiederholung der Lehrstoffe in den Realien dienen sollen, empfiehlt es sich, daß der Lehrer in manchen Fällen den Stoff zuerst anschaulich und frei darstellt, ehe er das betreffende Lesestück behandelt. So hat er in jedem einzelnen Falle es sich wohl zu überlegen, wie er am besten zum Ziele gelangt. Er gleicht dem Wechsler, der sich durch Abzählen und Zusammenrollen der passenden Geldstücke auf das Wechseln und Auszahlen vorbereitet.

Selbstverständlich wird durch solche Behandlung, die dem Schüler neue Vorstellungen zuführt und ihn dieselben logisch aufeinander beziehen lehrt, nicht bloß das Lesen, sondern auch die sprachliche Bildung des Schü-

lers gefördert. Weil Geist und Sprache parallel ausgebildet werden sollen, so muß der Lehrer bei Behandlung der Lesestücke stets auf richtigen spachlichen Ausdruck und logische Aneinanderreihung der Gedanken in den einzelnen Antworten und zusammenhängenden Wiederholungen der Schüler halten. Gerade hier gilt das Wort: „Alles muß ineinander greifen, Eins durch das andere gedeihen und reifen.“ Allein die sprachliche Ausbildung des Schülers fordert noch besondere Übungen, mündliche sowohl als schriftliche, die sich — wiewohl aller Unterricht in gewissem Sinne Sprachunterricht sein soll — hauptsächlich an das Lesebuch anzuschließen haben.

Die mündliche Übung kann sich auf zweifache Weise gestalten: entweder man verlangt von dem Schüler eine wörtliche Wiedergabe des im Geiste Angebildeten, etwa einer Erzählung, eines Märchens, einer Fabel, eines Gedichtes ꝛc., oder man fordert nur eine dem Sinne nach richtige Angabe des Inhaltes. Das erstere nennen wir das Deklamieren, das letztere das freie Erzählen und Vortragen des Stoffes. Für jenes empfehlen sich namentlich solche Dichtungen und Prosastücke, die einen bleibenden Gewinn für den Gedankenkreis, die Sprache, das Gefühl und die Gesinnung versprechen. „Was Verstand, Herz und Gedächtnis gemeinsam halten, das ist ein Stück unsers Wesens, unser wahres Eigentum.“ Das Memorieren erfolgt zum größeren Teile in der Schule unter Anleitung des Lehrers; der Vortrag ist einfach, aber ausdrucksvoll und schön zu gestalten. Schwerer ist es schon, den Schüler zur freien Wiedergabe des behandelten Stoffes zu veranlassen. Daher sollten dergleichen Übungen, zunächst nur kleine Abschnitte des Behandelten umfassen. Erst nach gehöriger Übung und Vorbereitung darf man die Wiedergabe eines größeren Ganzen verlangen.

Die schriftlichen Übungen im sprachlichen Ausdruck und die Aufsätze schließen sich an die mündlichen eng an. Das, was die Schüler innerlich gewonnen haben, soll sich nicht bloß hörbar zeigen, sondern es soll auch sichtbar werden. Man hat die schriftlichen Arbeiten der Schüler nicht mit Unrecht „das Gesicht der Schule“ genannt. Nichts zeigt den Erfolg der Schule deutlicher als sie. Gerade deswegen sollen sie aber auch im engsten Zusammenhange mit dem ganzen Schulunterricht, insbesondere aber mit dem Lesebuche stehen. Sie müssen gleichsam aus dem Sprachunterrichte herauswachsen; der Gedankenvorrat, den sie enthalten, muß dem behandelten Stoffe resp. Lesestücke entlehnt sein. Es ist ja auch nicht die Bestimmung des unreifen Kindesalters, selbständig Gedanken zu schaffen; vielmehr soll das Kind nur Vorgedachtes nachdenken, es höchstens in eigner Form wiedergeben lernen oder zu einer gegebenen Form einen dem alten verwandten Inhalt suchen. Zu solchen schriftlichen Arbeiten eignen sich zusammenfassende Fragen über das Behandelte, Erzählungen, Beschreibungen, Vergleichungen, Betrachtungen und Charakteristiken nach gegebenen Stoffen, Um- Nachbildungen und Kürzungen derselben, Anwendung von Sprichwörtern u. s. w. Ihre Anfertigung wird selbstverständlich vom Lehrer geleitet und überwacht.

Endlich sollen sich auch die orthographischen und grammatischen Übungen hauptsächlich an das Lesebuch anschließen; dieses soll im Mittelpunkte

derselben stehen, und die Lese- und Sprechübungen, die im Anschluß an dasselbe vorgenommen werden, sollen zugleich ein gut Teil zur Befestigung des Schülers in der Orthographie und Grammatik beitragen. Es kann in dem engen Rahmen dieser Arbeit nicht ausführlich angegeben werden, wie der Unterricht in diesen Zweigen zu betreiben ist, sondern es liegt uns nur ob, zu zeigen, wie er sich mit den andern sich an das Lesebuch anschließenden Unterrichtsfächern zu verbinden hat. — „Alles, was gelesen wird, muß auch inbezug auf die Schreibweise angesehen werden." Daher ist auch auf dieser Stufe noch das Kind dazu anzuhalten, sich die in dem behandelten Lesestück auftretenden Wörter, namentlich die neuen genau anzusehen und fest einzuprägen. Sie sind ihm deshalb vorher zu bezeichnen und für den häuslichen Fleiß aufzugeben. In der folgenden Stunde hat der Lehrer dann etwa 5 Minuten zum Buchstabierenlassen derselben zu verwenden. Ferner sind die Schüler häufig anzuhalten, die nach dem Lesebuche memorierten Stoffe aus dem Kopfe niederzuschreiben. Kehr sagt darüber: „Wenn der Schüler 12—16 Lesestücke fehlerfrei aus dem Kopfe niederschreiben kann, so hat er für die Orthographie mehr gewonnen, als wenn er hundert Regeln hersagen kann." Daraus folgt jedoch nicht, daß der Lehrer den Schülern nicht auch gelegentlich auf Grund der Anschauung, die das Lesestück oder eine Wörter- resp. Satzgruppe bietet, eine gute Regel zum Verständnis bringen und durch nachfolgende Übung fest einprägen sollte. Nur darf man nicht glauben, daß man in der Orthographie im allgemeinen viel durch Regeln ausrichte; der Gesichts- und der Gehörssinn des Kindes, die insonderheit durch die Arbeit im Lesebuche geübt und geschärft werden sollen, sind die hauptsächlichsten Vermittler der Rechtschreibung. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, auch die Abschreibeübungen auf dieser Stufe noch nicht gänzlich einzustellen. Gar leicht schreibt das Kind von Zeit zu Zeit ein paar Zeilen aus dem Lesebuche ab und prägt sich dabei im Laufe eines Schuljahres eine Menge richtig geschriebener Wörter ein. Auch die meisten Diktate, deren Zweck wohl nicht die Auffassung neuer Formen, sondern die Befestigung des Erlernten ist, dürften dem Lesebuche zu entnehmen sein. Die vorhergehende Übung im Buchstabieren, sowie das Diktieren besorgt der Helfer, die Durchsicht die Schüler untereinander, die Berichtigung jeder Schüler selbst, worauf dann der Lehrer General-Revue abhält.

Es hat einmal jemand den Vorschlag gemacht, mit dem Diktierschreiben den ganzen grammatischen Unterricht zu verbinden. Ob das thunlich und gut ist, kann Schreiber dieses nicht sagen, da er selber noch keinen Versuch gemacht hat. Er erachtet es für das Beste, auch diesen Unterricht an das Lesebuch anzuschließen und mit dem gesamten Sprachunterrichte organisch zu verbinden. Wieviel oder — besser gesagt — wie wenig der Lehrer aus der Grammatik behandeln mag hat er selbst auf Grund der bei ihm obwaltenden Schulverhältnisse zu bestimmen; aber daß man in unsern deutsch-amerikanischen Schulen, wo die Schüler so wenig Gefühl für richtige Sprachformen besitzen, der Grammatik nicht ganz entbehren kann, ist sicher. Sind doch schon behufs Erzielung der Rechtschreibung mancherlei grammatische Belehrungen unbedingt notwendig. Wir brauchen freilich keinen wissenschaftlichen, keinen

logisch-grammatischen Unterricht, keine gelehrte Terminologie, keine langen Definitionen; es handelt sich bei dem grammatischen Unterricht unserer Schüler nicht um ein Wissen über die Sprache, sondern um die Geläufigkeit und Sicherheit im Gebrauche der richtigen Sprachformen bei den mündlichen Leistungen und schriftlichen Darstellungen. Deshalb sollte man aus der Fülle des grammatischen Stoffes nur dasjenige wählen, was diesem Zwecke dient, was der gemeine Mann im täglichen Verkehr braucht, um seine Gedanken in einfacher Weise klar und verständlich auszudrücken. Die erste Stelle in dem grammatischen Unterricht des Volksschülers wird daher immer das Können einnehmen müssen. Die Belehrungen werden sich hauptsächlich gegen die im Leben am meisten vorkommenden Verstöße beim Sprechen und Schreiben zu richten haben. Diese ins Auge fassend, empfehlen wir Übungen in der richtigen Geschlechtsbezeichnung und Fallbiegung des Dingwortes, in der richtigen Verbindung des Ding- und Fürwortes im Satze mit den Zeit- und Verhältniswörtern, in der Deklination und Steigerung des Eigenschaftswortes, in der Interpunktion und der richtigen Verbindung von Sätzen zu Satzganzen, in der Bildung und Anwendung der Mittelwörter, sowie der Zeiten. Hinsichtlich der Methode raten wir entschieden zur Befolgung des Denzelschen Satzes: „Gebt euren Kindern Sprache!" Nur ja kein mechanisches und gedankenloses Herplärren, keine trockenen Formen und Formeln! Nur dann wird das Kind nicht die Lust am grammatischen Unterricht verlieren, wenn man ihm lebendige, inhaltsvolle Sätze bietet, die ihm als wirkliche Bestandteile der Sprache erscheinen und die ihm durch ihre Anschaulichkeit die Einsicht und Aneignung erleichtern. Nun bietet aber ein Lesestück diejenige sprachliche Erscheinung welche dem Kinde zum Bewußtsein gebracht werden soll, wohl nur selten in der nötigen Menge. Daher kann es auch wohl nur in wenigen Fällen als Ausgangspunkt der sprachlichen Belehrungen benutzt werden. Als solchen wählt man daher jetzt fast allgemein Mustersätze, die, in genügender Zahl ausgewählt, die Form zur Anschauung bringen. Erst nach bewirkter Einsicht geht man zur Betrachtung der betreffenden Sprachform in Lesestücken über, um die gewonnene Einsicht zu vertiefen. So bleibt das Lesebuch also immerhin im Mittelpunkte der grammatischen Belehrungen stehen, und die Vergleichung der durch dasselbe dargebotenen Beispiele trägt wesentlich zur Verdeutlichung des Gelernten bei. Den Schluß bilden die von den Schülern den Mustersätzen nachzuformenden Beispiele, welche die Befestigung und sichere Anwendung der sprachlichen Form bewirken sollen.

Bei einer solchen Behandlung und Verwertung des Lesebuchs kann der Erfolg nicht ausbleiben. Dasselbe füllt dann in der That seinen Platz als Mittelpunkt des gesamten Sprachunterrichts aus: es dient zum Fortschritt im Lesen, zur Erweiterung des Ideenkreises und des Sprachverständnisses, zur Aneignung einer edlen, gedankenreichen Sprache, zur Weiterbildung in der schriftlichen Darstellung, zur Befestigung in der Rechtschreibung und Interpunktion, zur Übung im rechten Gebrauch der Wort- und Satzformen — mit einem Wort: zur Vervollkommnung des Schülers in geistiger und sprachlicher Hinsicht.

Kirchliche Rundschau.

Die Evangelische Gemeinschaft ist auf dem besten Wege, in Folge des Bischofsstreites, bischofslos zu werden. Zunächst wurde Bischof Dubs angeklagt, vor eine Untersuchungscomite citirt und ein Verfahren gegen ihn eingeschlagen, das — wenn die Berichte darüber nur einigermaßen richtig sind — jeden Unbeteiligten zu der Ansicht bringen muß, daß die Absetzung von Bischof Dubs von vornherein feststand, daß die Ankläger und Richter in der Sache möglicherweise glauben konnten, daß Bischof Dubs schuldig sei, daß sie aber den unparteiischen Erweis seiner Schuld nicht für möglich hielten.

Sollte Bischof Dubs wirklich der ihm zur Last gelegten Dinge schuldig sein, so haben seine Ankläger und Richter ihn in einer Weise verurteilt daß kein vernünftiger unparteiischer Beobachter der Sache an seine Schuld glauben wird. Sollte er aber unschuldig sein, so kann es kaum eine bessere Rechtfertigung für ihn geben, als eine derartige Verurteilung.

Wenn nun aber vollends behauptet wird, daß Bischof Dubs durch Uebernahme der Redaction der Chicagoer Allgemeinen Zeitung sich dem Absetzungsurteil der Komite gefügt habe, so ist das doch sonderbar. Denn wenn er die Komite selbst nicht anerkannt hat, indem er nicht einmal vor ihr erschien, so hat er ihren Urteilsspruch noch viel weniger anerkannt.

Inzwischen ist auch Bischof Bowmann von einer andern Komite abgesetzt worden, fährt aber nichtsdestoweniger fort auch fernerhin zu amtiren. Das einzige Mittel der Schlichtung des Streites scheint in der Teilung, wenn nicht Auflösung, der Evangelischen Gemeinschaft zu liegen. In keinem Falle aber wird es ohne die schwerste Schädigung dieser Kirchengemeinschaft und ihrer Gemeinden ablaufen.

Die englischen Presbyterianer haben sich bei der Frage nach der Revision ihres Bekenntnisses selbstverständlich auch des Wohlwollens und des guten Rates kirchlicher Freunde und feindesliebender kirchlicher Feinde zu erfreuen. Geben ihnen doch die Katholiken den guten Rat, den unverbesserlichen Calvin gegen den unfehlbaren Papst umzutauschen. Auch die Missourier suchen ihnen auf den rechten Weg zu helfen, indem Lehre und Wehre auf die Konkordienformel verweist, die auch bei den Presbyterianern nicht unbekannt ist, und deren Stellung „genau die Stellung der Schrift sei". Konsequent sei freilich die Konkordienformel auch nicht, aber man könne auf den Standpunkt der Konkordienformel stehen bleiben, „wenn man geistliche Dinge" nicht durch „logische Konsequenzen" zum Austrag bringen will, sondern lediglich im einfältigen Glauben an Gottes Wort wandelt. Der gute Rat wird wohl bei den Presbyterianern nicht sonderlich beachtet werden. Denn wenn sie lediglich im einfältigen Glauben an Gottes Wort wandeln wollen, so können sie das am Ende auch sowohl ohne Konkordienformel als auch ohne Westminsterkonfession fertig bringen. Es mag den Presbyterianern bei der Erwägung dieses guten Rates ähnlich gehen, wie es einmal einem Studenten der Theologie ging. Der Professor hatte sein ganzes dogmatisches System unter Voraussetzung einiger sehr annehmbarer Axiome logisch konsequent bewiesen und kam nun an den Satz von der Gottheit Christi. Nach der gewöhnlichen Logik — erklärte der Professor — könne das nicht bewiesen werden. Von einer außergewöhnlichen Logik, vermittelst deren er diesen allerwichtigsten Satz hätte beweisen können, war auch keine Rede, sondern es wurde einfach Glauben an diesen Satz verlangt. Der Student kam nun zu dem allerdings sehr untheologischen Schluß, daß es doch verlorene Mühe sei, alles andere zu beweisen, wenn man dieses eine unbewiesen lassen müsse. Da sei es doch viel einfacher, gleich alles zu glauben, was hinwiederum ohne theologisches Studium manchmal leichter sei als mit Hilfe desselben. Entweder könne man nicht an die Beweiskraft der gewöhnlichen Logik glauben, oder man müsse ein derartiges theologisches System als verfehlt ansehen.

So wird es wohl den Presbyterianern mit der Konkordienformel gehen, falls sie überhaupt den Versuch machen sollten, die Westminsterkonfession mittelst der Konkordienformel flicken zu wollen, was indeß sehr unwahrscheinlich ist.

Der Lehrstreit in Andover (Theol. Ztschr. 1887 S. 26) ist in der letzten Zeit dadurch um einen Schritt weiter gekommen, daß Prof. Smyth abgesetzt wurde. Die darüber vorliegende Notiz lautet sehr unbestimmt, aber es kann kaum anders gemeint sein als daß das weltliche Gericht, dessen Hilfe man anrief, die Entscheidung des Board of Visitors aufrecht erhalten hat. Mit diesen Maßregeln wird man vielleicht den einen oder andern klugen Vertreter dieser Theologie zu vorsichtigerem Auftreten und zur Verschleierung seiner Ansichten bestimmen können. Überwinden wird man diese Theologie nicht damit. Eine weltumgestaltende geistige Macht ist sie freilich nicht und man wird wohl nicht allzulange dabei stehen bleiben, aber immerhin ist es eine bedenkliche Erscheinung, daß die Congregationalistenkirche keine geistige Macht aufzuweisen hat, welche dieser „progressiven Orthodoxie" auf ihrem eigenen Boden überlegen ist.

Die fortdauernde Ereignislosigkeit auf kirchlichem Gebiete in Europa und besonders in Deutschland wird fast nur noch durch die mit beinahe unheimlicher Regelmäßigkeit wachsende Totenliste der bedeutendsten, in höherem Alter stehenden theologischen und kirchlichen Persönlichkeiten unterbrochen. Dafür sind denn freilich politische Ereignisse in den Vordergrund getreten, deren Rückwirkung auf das kirchliche Leben noch völlig unberechenbar ist. Die letzten Wahlen scheinen das Centrum wieder in eine ausschlaggebende Stellung gerückt zu haben. Ob aber dem wirklich so ist, läßt sich nicht einmal genau sagen. Windthorst und Leo XIII. werden verlangen, was ihnen nur immer möglich oder begehrenswert erscheint, und so mag man sich am Ende bald vor die Frage gestellt sehen, ob nicht der Lohn für die in Aussicht gestellten Dienste geradezu ins Schwindelhafte geht.

Ebenso mag es sein, daß der Rücktritt Bismarcks, der als der stärkste Gegner der Bestrebungen der Hammersteinschen Partei angesehen wurde, die Aussicht auf einen erfolgreicheren Kampf für „Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche" eröffnet; aber wird man neben dem drohenden Anwachsen der sozial demokratischen Elemente im Stande sein, sich Gehör und Beachtung für solche Pläne zu verschaffen, deren Durchführung erst in einer späteren Zukunft eine wirkliche Umgestaltung der geistigen Elemente des Volkslebens verspricht? Und wenn nun die in Aussicht genommenen kirchenpolitischen Umgestaltungen den versprochenen Erfolg nicht haben würden?

Weiß man seit Bismarcks Rücktritt auf politischem Gebiet nicht mehr recht, woran man ist, so weiß man es auf dem Gebiete der Kirchenpolitik noch weniger, und man muß eben wiederum auf die Entwicklung der Dinge warten.

Das bayerische Centrum setzt seinen Kulturkampf in sehr dreister Weise fort. Der Kultusetat soll nur dann bewilligt werden, wenn die Staatsregierung die Altkatholiken als von der katholischen Kirche ausgeschlossen betrachte und behandle. Zugleich erklärte das Centrum, daß es an seiner Auslegung des Placet festhalte, ebenso an der reservatio mentalis, mit der es seinen Eid auf die Staatsverfassung geleistet habe. Obwohl die Regierung versprochen hat, ihre Stellung gegenüber den Altkatholiken in Erwägung zu ziehen, so verlangte das Centrum eine sofortige Gewährung seiner Forderungen. Rom ist eben unersättlich und wird es um so mehr, je mehr man ihm gewährt.

Der Ritualistische Proceß gegen den Dekan und das Kapitel von St. Paul in London, über dessen Veranlassung in der Theol. Ztschr. 1888 Seite 255 berichtet ist, hat schon zwei Instanzen durchlaufen, ohne daß der eigentliche Proceß angefangen hätte. Der Bischof von London hatte nämlich seine Zustimmung zu einem Proceß verweigert. The Court of the Queens Bench, an welchen sich die Kläger nun wandten, entschied, daß der Bischof von London nicht ohne weiteres den Proceß verbieten könne; er müsse erst beide Parteien hören und dann entscheiden, ob ein Prozeß anhängig gemacht werden solle oder nicht. Gegen dieses Urteil wurde nun vom Bischof appelliert und The Court of Appeals entschied zu Gunsten einer absoluten diskretionären Gewalt des Bischofs, weil sonst die Absicht des Gesetzes böswillige Prozesse in kirchlichen Fragen zu verbüten vereitelt werde. Die Kläger haben nun bei der einzigen Instanz, die ihnen noch offen stand, dem englischen Oberhaus appelliert, dessen Entscheidung wohl noch nicht erfolgt ist, wenigstens ist noch nichts davon bekannt geworden.

Literarisches.

Die evangelische Konfirmation, vornehmlich in der lutherischen Kirche. Von W. Caspari, Dr. theol. in Erlangen. Leipzig.

Welche Bedeutung die Konfirmation für die evangelische Kirche habe ist keineswegs eine von allen Theologen und Kirchenmännern einstimmig beantwortete Frage. Auch für das Bewußtsein vieler Gemeindeglieder ist die Konfirmation oft nicht mehr als ein alter ehrwürdiger Brauch, der eben einmal zur Gliedschaft der evangelischen Kirche gehört. Vollends aber ist die Konfirmation, nach dem Urteil vieler hiesiger Denominationen, ein leerer, ja schädlicher Brauch, der einen Menschen nur dazu bringen kann, daß er sich einbildet ein Christ zu sein, während er es in Wirklichkeit gar nicht ist. Es wird dabei freilich vergessen, daß manche Arten der kirchlichen Bekehrung noch viel mehr diese Gefahr mit sich bringen.

Das in Rede stehende Büchlein (172 Seiten) behandelt den Gegenstand auf geschichtlicher Grundlage. Im Eingang wird auf die prinzielle Differenz der evangelischen und römischen Anschauung der Konfirmation eingegangen. Das Tridentinum hatte gegenüber schwachen Hindeutungen aus seiner eigenen Mitte und gegenüber schüchternen Versuchen, die Firmung den Priestern wieder zuzuwenden, die Beschlüsse des Konzils von Florenz im wesentlichen wiederholt, die Firmung als ein den heiligen Geist mitteilendes Sakrament und als ein Vorrecht der Bischöfe hingestellt. Durch solche Beschlüsse wurde nun die Achtung der Reformatoren vor der Firmung keineswegs gesteigert. Hatte das Tridentinum diejenigen, welche die Firmung eine müssige Zeremonie nannten, mit dem Anathema belegt, so erklärte Calvin, daß er unter die Zahl dieser nicht gehöre, denn er halte die römische Firmung keineswegs für eine müssige Zeremonie, sondern rechne sie unter die abscheulichsten Gaukeleien des Satans.

Bei der bloßen Verwerfung der Firmung konnte es aber natürlich evangelischerseits nicht bleiben. Gerade weil der persönliche Glaube als zur Seligkeit notwendig erklärt wurde, so mußte notwendig auch die Wertschätzung der religiösen Erkenntnis eine bedeutende Steigerung erfahren. So wurde denn überall als Konsequenz der Kindertaufe der Katechismus d. h. der religiöse Unterricht der Getauften eingeführt. In dieser Forderung des Unterrichts waren sich Lutheraner und Reformierte einig, wenn sie gleich in der Begründung derselben verschiedene Wege gingen.

Es lag nun nahe, daß diejenigen, welche durch den Unterricht so weit gefördert waren, daß ihnen das Recht der Teilnahme an der Kommunion gewährt werden konnte, auch vor der Gemeinde Rechenschaft darüber ablegten. So hatte sich zuerst zu Straßburg eine besondere Konfirmationshandlung zwischen 1534 und 1539 herausgebildet.

Erneute Verhandlungen und Streitigkeiten mit den Römischen brachte die Zeit des Interims. Wenngleich diese Zeit nicht allzu lange dauerte, so hat die Polemik der Lutheraner vielfach die Wirkung gehabt, daß ein besonderer Konfirmationsakt als Abschluß des Katechismusunterrichts sich nur langsam Bahn brach. Außerdem kam noch der Umstand hinzu, daß der Katechismusunterricht zu einem bloßen Auswendiglernen wurde, bei welchem ja keine Silbe verrückt werden sollte und auch dieses vielfach ohne Verständnis geschah, oder gar noch versäumt wurde. Erst gegen die Zeit Speners hin tritt man auch mit der Forderung eines richtigen Verständnisses des Katechismusinhaltes hervor. Spener hatte auf Einführung eines öffentlichen Konfirmationsaktes in Frankfurt hingearbeitet, war aber nur in zwei Landgemeinden damit zum Ziele gekommen und mußte sich in Frankfurt selbst an der Einführung der Privatkonfirmation genügen lassen. Endlich aber trat gegenüber der römischen Propaganda an die lutherische Kirche die Notwendigkeit heran, sich der Treue ihrer Glieder mehr zu versichern, als es bisher geschehen war, was ebenfalls mit zur Einführung eines öffentlichen Konfirmationsaktes mitwirkte.

An diesem Punkte nun setzten die Bestrebungen ein, die Konfirmation feierlicher zu gestalten. Es sollte auf das Gemüt des Konfirmanden gewirkt werden. Das Mit-

geteilte sollte als ein Angenommenes, das Geforderte auch als ein Gewolltes und Gelobtes erscheinen, das den Konfirmanden an seine Kirche für immer band. Zunächst waren es allerdings nur die „solennen Konfirmationen großer Prinzen und Prinzessinnen," die sich durch besondere Feierlichkeiten auszeichneten.

Die Rationalisten dagegen gestalteten weniger ihrem Rationalismus als dem allgemeinen Charakter ihrer Zeit entsprechend die Konfirmation zu einer Festlichkeit um, bei der im Interesse des Rhetorik und Dramatik alles gesteigert wurde, „die Fragen bekommen etwas Dramatisches, das Gelöbnis wird zum Schwur, die Ermahnung zur Beschwörung."

Es wird dann weiterhin die Stellungnahme der Theologie des neunzehnten Jahrhunderts zur Konfirmation besprochen, worauf dann in dem Schlußkapitel die Ergebnisse dargelegt und die Wünsche des Verfassers in Bezug auf Konfirmation und Konfirmandenunterricht ausgesprochen werden.

Die Ergebnisse fassen sich kurz dahin zusammen: „Die protestantischen Kirchen konfirmieren, weil sie die Neugebornen taufen," und als der die Konfirmationshandlung beherrschende Gedanke wird „die Erteilung des Kommunionrechtes" genannt. Der Konfirmationsunterricht wird von dem religiösen Schulunterricht bestimmt unterschieden und damit natürlich auch der Wunsch einer praktischen Unterscheidung dieser beiden Unterrichtsarten begründet. Der lutherische Katechismus soll wohl die Grundlage des Konfirmationsunterrichtes bleiben, er soll aber aufhören „das Übungsfeld für katechetische Definitionen zu sein," denn „der kleine Katechismus und die Anforderungen, welche die Gegenwart mit Recht oder Unrecht an den Religionsunterricht stellt, decken sich nicht."

Die Konfirmandenprüfung wird als etwas notwendiges festgehalten. „Das Ziel der Prüfung ist vielmehr das, der Gemeinde das Vertrauen beizubringen, daß der Unterricht in guten Händen liegt. Erwirbt sich der Geistliche dieses Vertrauen, dann kann die Gemeinde es ihm getrost überlassen, wen er zu konfirmieren oder wen zurückzustellen hat." Über Konfirmationsbekenntnis, Konfirmationsgelübde und Einsegnung wird in einer Weise gehandelt, die ebensofern ist von übertriebenen Erwartungen wie von übertriebenen Bedenken.

Wäre das Buch anstatt in Bayern in Amerika geschrieben worden, so würde es sicherlich noch ein weiteres Kapitel erhalten haben, in welchem das Verhältnis der evangelischen Konfirmation zur Taufe der baptistischen Kirchen, sowie den kirchlichen Bekehrungsformen der methodistisch gerichteten Kirchengemeinschaften besprochen wäre.

In Beziehung auf den ersten Punkt werden allerdings im Laufe der geschichtlichen Darstellung die Verhandlungen Butzers mit den Wiedertäufern Straßburgs berichtet. Gerade die Wiedertäufer haben sich in Straßburg durch ihre Opposition gegen die Kindertaufe und ihr Drängen auf ein formelles persönliches Bekenntnis und Gelübde bei der Taufe ein — wenn auch nur indirektes — Verdienst um die so frühe Einführung der Konfirmation in jener Stadt erworben.

Die Loci Communes Philipp Melanchthons in ihrer Urgestalt nach H. L. Plitt, herausgegeben und erläutert von Dr. Th. Kolde. Leipzig.

Als vor 25 Jahren Plitt diese geschichtliche Grundlage der protestantischen Lehrentwicklung wieder allgemein zugänglich machte geschah es mit einer Art Rechtfertigung gegenüber von solchen, die meinten, die reformatorische Theologie sei gänzlich unbrauchbar geworden. Heutzutage würde eine derartige Rechtfertigung als etwas ganz überflüssiges erscheinen, um so mehr als man eben gelernt hat, die Theologie der Reformatoren von der Theologie ihrer Nachfolger zu unterscheiden. Während die Lehrdarstellung der orthodoxen Dogmatiker oft nichts weiter ist, als die schulmäßige Bearbeitung der in den Bekenntnisschriften gegebenen kirchenrechtlichen Grundlage geleitet von dem Interesse nach Darstellung der reinen Lehre, (Heute würde man das wissenschaftliches Interesse nennen) so sind die Loci Melanchthons vor den kirchenrechtlichen Bekenntnisgrundlagen entstanden; ihre Grundlage ist die Schrift — genauer gesagt der Galater- und Römerbrief — das leitende Interesse ist das der religiösen Heilserkenntnis, also das theologische

und ihre Methode allerdings nicht schulmäßig abgeschlossen, aber dennoch viel wissenschaftlicher als die Methode der späteren protestantischen Scholastik.

Indem nun das vorliegende Buch die erste Ausgabe der Loci enthält, gibt es eine Probe davon, wie die theologische Arbeit auf der angegebenen Grundlage sich in ihrer Urgestalt darstellte. Wenn sie auch etwas unfertiges ist, so tritt auf der andern Seite auch das ihr eigentümliche desto klarer zu Tage. Es ist dies einerseits die Abneigung gegen alles, was irgendwie als müssige Schulfrage oder bloße Speculation erscheint und das Dringen auf eine wirkliche im sittlichen Leben des Menschen brauchbare religiöse Erkenntnis der christlichen Wahrheit, der gegenüber auch die rein kirchlichen Zwecke in den Hintergrund treten.

Dadurch daß dem Abdruck des Urtextes der Loci eine Einleitung vorangeschickt ist, in welcher die theologische Entwicklung Melanchthons bis zur Herausgabe derselben eingehend dargelegt ist, gewinnt der Leser eine wertvolle Grundlage für die richtige Erfassung des Ganzen, während die dem Text reichlich beigegebenen Noten in das volle Verständnis des Einzelnen einführen.

Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen. Ein Nachschlagebuch für das Gesammtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Gotha. 1. — 4. Lieferung.

Ein auf drei Bände berechnetes Werk, in welchem man Auskunft über alles mögliche auf theologischem Gebiet finden kann. Die Zahl der Artikel ist größer als in irgend einem andern derartigen Werke; man findet eine Menge Dinge, welche man in einem theologischen Lexikon gar nicht suchen würde. Dafür sind dann natürlich die einzelnen Artikel so kurz wie möglich gehalten, so daß das Buch nur zum Nachschlagen brauchbar sein wird.

Es umfaßt nach dem Prospect: Die allgemeine Religionswissenschaft, wobei alle bekannte Religionen berücksichtigt werden; biblische Theologie, Archäologie, nachkanonisches Judentum, neutestamentliche Zeitgeschichte; Kirchen- und Dogmengeschichte, die Namen wohlbekannter und wenig bekannter — namentlich auch noch lebender — Theologen, Kirchenmänner und Kirchenpolitiker, Baumeister, Maler, Komponisten, Dichter. Ferner wird das Gebiet der Dogmatik und Ethik behandelt. Die Definitionen sind meist durch bekannte und benannte Autoritäten gegeben. Das Gebiet der praktischen Theologie weist die meisten Artikel auf. Eine kleine Konkordanz, die Bibelsprüche und Liederverse umfaßt, ist in das Werk verarbeitet. Texte und Dispositionen werden bei einer ganzen Reihe von Stoffen, die zu homiletischer Behandlung kommen, angegeben. Wir könnten noch eine lange Reihe von Dingen aufzählen, über welche in den vorliegenden Lieferungen wenigstens eine Bemerkung gemacht ist, wodurch der betreffende Gegenstand für den Nachschlagenden wenigstens aus dem Gebiet des gänzlich Unbekannten herausgehoben wird. Ausführliche und das Einzelne gehende Erörterungen zu geben ist nicht die Absicht des Buches, es kann und will das Studium der Dinge, die es behandelt, nicht ersetzen. Begreiflich ist, daß bei einer solchen Zusammendrängung des Stoffes auch Irrtümer vorkommen, wie z. B. die Definition: „Alter Mensch, der natürliche Mensch vor der Wiedergeburt." Etwas wunderlich ist freilich der Artikel Amerika, dessen Verfasser — trotz der Anführung der Geschichte der evangelischen Synode von Nordamerika von P. Schory — sich in dem Irrtum befindet, unsere evangelische Synode sei ein Zweig der lutherischen Generalsynode. Es heißt da: „Die lutherische Kirche A. z e r f ä l l t zunächst in zwei Hauptrichtungen, eine vermittelnde, freiere und eine streng confessionelle. Die erstere bildet drei große Zweige, a. zwei englische (Generalsynode des Nordens und des Südens), b. eine deutsche (Deutsch-evangelische Synode Nordamerikas)." Dann heißt es weiterhin in demselben Artikel: „Die sehr bald in eine nördliche und in eine südliche sich spaltende englische Generalsynode erweiterte sich durch das Hinzutreten der 1841 in St. Louis entstandenen „deutschen evangelischen Synode von Nordamerika (des früheren evangelischen Kirchenvereins," „Vereins des Westens" oder der „deutsch evangelischen Synode des Westens") Schory, St. Charles, Mo. 89."

Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunkes beleuchtet von Dr. Th. Kolde. Leipzig.

Eine kleine Schrift (42 Seiten) die namentlich darin interessant ist, daß sie an einem concreten Beispiel die Verlogenheit und Schamlosigkeit und Schmutzigkeit der modernen ultramontanen „Geschichtschreibung“ zeigt. Einer Widerlegung solcher Fabeln, wie sie von Majunke produzirt und reproduzirt werden, bedürfte es für keinen, der auch nur einigermaßen mit den wirklichen Thatsachen sowie mit der Methode römischer Geschichtschreibung bekannt ist. Dagegen legt sich einem bei der Lektüre des Heftchens die Frage nahe: Wie ist es überhaupt möglich, daß ein Mensch allen und jeden Sinn für Wahrheit verlieren kann, so daß er, anstatt ein gefährlicher Gegner zu sein, zu einem abschreckenden Beispiel wird. Bedenkt man, daß ein Mann wie Majunke Jahre lang Redateur der „Germania“ sein konnte, so hat man eine Probe daran, welcher Art die „Wahrheit“ und das „Licht“ ist, welches von Rom aus verbreitet wird, und was für Charaktere es sind, welche sich im Lichte dieser römischen „Wahrheit“ entwickeln. Wie man übrigens einem solchen Geschichtschreiber wie Majunke noch irgendwelches Vertrauen schenken kann, daß er irgend einmal die Wahrheit um ihrer selbst willen habe sagen können oder wollen, ist einfach unerklärlich.

Frühlingsboten. Gedichte von August Berens. Verlag der Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Gnade und Wahrheit. Eine lyrische Dichtung von August Berens. Verlag der Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Rezensionen poetischer oder belletristischer Schriften gehören allerdings, streng genommen, nicht in den Bereich unserer Theologischen Zeitschrift. Wir hoffen indeß, daß man es der Theologischen Zeitschrift nicht verübeln wird, wenn sie den beiden obengenannten Schriftchen ein wohlwollendes Wort gönnt. Die beiden nach Inhalt und Ausstattung recht empfehlenswerten Büchlein sind — namentlich das erstere — auch zu Festgeschenken recht geeignet.

Neue kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Dr. Frank, Professor in Erlangen, und Dr. Buchrucker, herausgegeben von G. Holzhauser, Professor in München. Erlangen und Leipzig. A. Deichert.

Diese neu ins Leben gerufene Zeitschrift will — laut ihrem Programm — „vom Grund des evangelischen Bekenntnisses aus die Zeitfragen und Zeiterscheinungen auf dem Gebiete der Theologie und Kirche prinzipiell und methodisch darstellen und beleuchten, sie will besonders die positiven Seiten aller wissenschaftlichen und kirchlichen Thätigkeit fördern u. s. w.“

Wir sind hier in Amerika gewohnt eine kirchliche Zeitschrift, die das lutherische Bekenntnis vertreten will, vor allem als eine Streitschrift anzusehen. Das soll nun diese Zeitschrift weder nach ihrem Programm noch nach dem Inhalt der ersten Nummer derselben sein. Der erste Artikel „Stand und Aufgabe der gegenwärtigen kirchlichen Theologie“ hält zwar daran fest, daß die lutherische Theologie anti-unionistisch sein müsse, aber bei der Unbefangenheit des Urteils über die geschichtlichen Erscheinungen in der Theologie, bei der Wahrhaftigkeit auch gegenüber der eigenen Position, bei der Betonung, der Möglichkeit und Notwendigkeit weiterer Entwicklung auch der lutherischen Theologie, haben wir von einer solchen anti-unionistischen Gesinnung wenigstens keine böswilligen oder unaufrichtigen Angriffe zu befürchten, sondern können eine solche Mitarbeit an den Interessen der evangelischen Kirche nur willkommen heißen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. Mai 1890. Nro. 5.

Das Christenkreuz im Sinne der heil. Schrift.

(Aus der „evang. Kirchenzeitung“ mitgeteilt von M. Otto.)

(Schluß.)

Bei dieser innigen Verbindung zwischen dem Kreuze Christi und dem Kreuz des Christen wird es begreiflich, daß das Kreuz sensu proprio (im besondern Sinne) nur in der innigsten, geistigen Gemeinschaft mit Christo erfahren werden kann. Christen, die es nur sind dem Namen nach, nicht aber dem lebendig machenden Geiste nach, können das, was Kreuz heißt, nie erleben. Ihre Leiden haben anderen Character; welchen? das werden wir später sehen. Nur in Christi Nachfolge, d. h. in der völligen Hingabe, im Gehorsam unter seinem Scepter, bei dem Lauf in seinen Fußtapfen ist Kreuz zu finden. Und eben darum spricht der Herr Matth. 16, 24: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleuge sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir.“

Denn die Nachfolge Christi setzt voraus völlige Lossagung von der Lebenssphäre der Welt und entschiedenen principiellen Übertritt in den Kreis der Interessen Christi und seines Reiches. Auch hier ist ein freiwilliger Ort des Menschen, gleichwie bei dem Gottessohne, als er aus dem Glückseligkeitsleben der Präexistenz in unser armes Fleisch und Blut einging; auch hier ein bewußter Übertritt des Menschen auf einen Standpunkt, bei welchem Leiden schlechterdings nicht vermieden werden können. *Λαμβάνειν τὸν σταυρόν* (hinnehmen, auf sich nehmen), sagt der Herr von diesem ersten Act, während es von dem ferneren Tragen heißt: *αἴρειν τὸν σταυρόν*. — Hieraus folgt bereits, daß Leiden, die mit dem christlichen Standpunkt eines Menschen nichts zu thun haben, wie Krankheit, Tod, Mißernten, Viehsterben, ungeratene Kinder &c., nicht Kreuz genannt werden dürfen.

Diese Behauptung gründet sich des Weiteren vornehmlich auf Matth. 10, 32—39, die reichste Fundgrube für unsern Gegenstand. Der Herr hat da gerufen: V. 32: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ — Das Bekenntnis zu ihm ist also der principielle Standpunkt des lebendigen, in die Nachfolge Christi eingetretenen Jüngers. In solchem Bekenntnis ist aber der absolute Gegensatz gegen die Welt gegeben. Dieser wird und muß sich zeigen, wo nur auch immer christliche Bekenner mitten in der Welt leben.

Denn ebenso wenig wie bei Christo ist ein Compromiß mit der Welt oder die Indolenz gegenüber der Welt denkbar. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert," fährt der Herr V. 34 fort; ein Wort, das seine schlichte Deutung durch Luc. 12, 51 erhält: „Meinet ihr, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein! sondern Zwietracht!" Wo er hinkommt in dem gläubigen Bekenntnis seiner Jünger, da wird immer ein Schwert trennen und scheiden, d. h. Zwietracht erregen (διχάζειν) zwischen dem gläubigen Menschen und seinem ungläubigen Vater, der gläubigen Tochter und ihrer ungläubigen Mutter, der gläubigen Schnur und ihrer ungläubigen Schwieger — und umgekehrt — ja, des gläubigen Menschen Feinde werden seine eigenen ungläubigen Hausgenossen sein (V. 35. 36.) In dieser innerlichen Trennung oder Zwietracht (διαμερισμός) liegt die causa efficiens für das Kreuz. Der Bekenner muß nun darangeben Vater und Mutter, die er doch mit natürlicher Liebe liebte, und Sohn und Tochter, die ihm doch so teuer waren; denn er hat Einem zur Fahne geschworen, der ihm über Alle geht und dessen er nicht wert wäre, wenn er die Blutsverwandschaft nicht hinopfern könnte. Wie Christus aufgab die Freude, die er wohl hätte haben mögen, um die Trauer und das Leid zu wählen, und die Ehre, um der Schande zu verfallen: so muß der Bekenner Christi aufgeben seine bisherige Freude und Lust, und seine Ehre und Achtung von Seiten der weltlichen Freunde, um dafür das tiefe Leid der Scheidung von sonst lieben Menschen und die Verachtung früherer Gesinnungsgenossen einzuwechseln. Alles, was den Inhalt seines bisherigen Lebens ausmachte, muß er verlieren, um Jesum zu haben, die früheren psychischen Triebe der verwandschaftlichen und der Freundesliebe muß er vernichten können (ἀπολέσαι τὴν ψυχήν) und das ist die Selbstverleugnung, als Vorbedingung und Anheben des Kreuztragens, zu welchem derjenige ungeschickt ist, der Gefallen an sich selber findet, der seine eigene Person salvieren, seines Fleisches Wohlbefinden in dieser Welt suchen und wahren, d. h. sein Leben erhalten will. (V. 39) Darum sagt der Herr gerade in diesem Zusammenhang: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, der ist meiner nicht wert." (V. 38).

Allein nicht nur der erstmalige Act der Lossagung von der Welt, sondern auch fernerhin das im Bekenntnis zu Christo in Zeugnis und Handlung, in Wort und That sich vollziehende, specifisch christlich-sittliche Leben, welches seine Spitze immer gegen die Welt richtet und selbst beim stillsten Wandel ohne Wort einen permanenten Protest gegen den sündlichen Weltstandpunkt bedeutet, bringt neues Kreuz. Nun fängt der Mensch an zu leiden „als ein Christ" (1. Pet. 4, 16). Wahrlich er thut nichts Übels; er hasset ja das Arge und hänget dem Guten an (τῷ ἀγαθῷ Röm. 12, 9. im mascul. und neutr. Sinne); sein ganzer Wandel ist Wohlthat, denn er ist in Wahrhaftigkeit des Wortes und in Gerechtigkeit der That getränkt. Der einzige Vorwurf, den ihm die Welt machen kann, ist der, welcher vielmehr der höchste Ruhm ist, daß er an Christi wunderbare Persönlichkeit glaubt, seinen Namen

anbetet, für sein Wort und seinen Willen Achtung und Gehorsam fordert. Aber die Welt kann weder den lauten noch den stillen Ruf zur Buße vertragen; sie hasset das Licht und kommt nicht gerne an das Licht, auf daß ihre Werke nicht gestraft werden. Darum befeindet und befehdet sie den Bekenner als Bekenner, den Christen als Christen. Um Wohlthat willen, um Gerechtigkeit willen muß er leiden. (1. Pet. 2, 20, 3, 10.) Es erfüllt sich des Heilandes Wort: „Selig sind, die um Gerechtigkeit verfolget werden, denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Übels wider euch, so sie daran lügen.“ (Matth. 5, 10. 11.) Schmach, Hohn, Spott, Lästerung, Verleumdung, Verfolgung, Schädigung, Zurücksetzung, Bande, Kerker u. s. f. sind die Formen, die das Kreuz annehmen kann, wie das besonders Paulus in seinem apostolischen Beruf vielfach erfahren hat. Ja selbst das Opfer des Leibeslebens soll der Christ in der Nachfolge Jesu als den Höhepunkt des Kreuzes gewärtigen. Denn dem Petrus, welcher (Matth. 16, 22—24) den sein Leiden und Sterben verkündenden Christus zu sich nimmt und ihn anfährt: „Herr, schone deiner selbst; das widerfahre dir nur nicht,“ entgegnet der Meister: „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich; denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist.“ Und zu den Jüngern spricht er: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ Nach menschlicher Meinung kann das Kreuz sich nicht bis zum Tode für das Evangelium steigern; aber die göttliche Meinung ist bei uns, wie bei Christo: durch Kreuz zur Krone; durch Tod zum Leben! Kreuzesflüchtig will Petrus werden und er ist es trotz aller Gelöbnisse und Beteuerungen im Hofe des Kaiphas geworden, ein Verleugner Christi, dem es an der Selbstverleugnung mangelte; aber die heiligen Märtyrer, die um Christi und des Evangeliums willen litten und starben, sie trugen ihr Kreuz. Und die Apocalypse zeigt (Off. 7, 9 ff.), wie sie um des Kreuzes willen zu den weißen Kleidern der Ehre und den Palmen in ihren Händen gekommen sind.

Wohl haben wir in allen dergleichen Leiden um des Glaubens und Bekenntnisses willen den starken Trost des guten Gewissens und verstehen vollkommen, was Petrus bezeugt: „Ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig (1. Pet. 3, 14). Der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf euch. Bei ihnen wird er verlästert, aber bei euch wird er gepriesen (1. Pet. 4, 14). Demnach wirkt das Kreuz auf die Seele als *βάρος*, als Last und Bürde, das dem liebreichen Herzen ähnliche Qualen bereitet, wie dem heiligen Herzen Jesu die Schmach, die er trug. Zum *λαμβάνειν* kommt hier nun das *αἴρειν* (heben, tragen) des Kreuzes, von welchem der Heiland sagt: Luc. 9, 23: „Wer mir folgen will, der nehme sein Kreuz auf sich täglich (*ἀράτω τὸν σταυρόν καθ' ἡμέραν*)! Oder wäre es zuviel gesagt: Täglich? Haben wir nicht täglich zu tragen an der Betrübnis über die arge, böse Welt? Gehen wir nicht täglich hin und tragen Leid im Gedanken an die

Verlornen und Verirrten? Der heilige Weltschmerz, der Verdruß über die Ausbrüche der Bosheit und das Mitleid mit den Schwächen und Gebrechen der Brüder, an denen wir das Böse nicht tragen können, jede peinliche Erfahrung des trotzigen Widerstandes, den die Welt dem Evangelio und sonderlich der Zucht der heilsamen Gnade Gottes entgegensetzt, — ja jede schmerzliche Empfindung der Weltmacht in uns, die noch nicht völlig überwunden ist, so daß wir unser Fleisch und Blut täglich kreuzigen müssen, und jeder Pfahl im Fleisch, der unsere Wirksamkeit für die Ziele des Reiches Christi lähmt, sind sie nicht allzumal Kreuz, das täglich getragen und täglich neu aufgenommen werden muß?!

Überblicken wir das Gesagte, so kann vom Kreuz nur die Rede sein in der Nachfolge Christi. Es sind Leiden, die wir zu ertragen haben, weil wir Christen sind und sein wollen und von welchen derjenige überhaupt gar nichts erfahren kann, der nicht ein rechtschaffener Christ ist. Es sind Leiden in mannigfacher Gestalt um etwas Guten, um der Gerechtigkeit, um Christi und seines Evangeliums willen, also um des Standpunktes willen, den wir der Welt gegenüber einnehmen.

Hieraus folgt, daß das Kreuz nur von Menschen her über uns kommen kann, nicht aber von Gott durch das Medium der Naturmächte. Alles Leiden, was unmittelbar auf Gott zurückzuführen ist, verdient die Namen: Trübsal, Züchtigung, Strafe, Versuchung und Prüfung, Gericht; aber den Namen Kreuz verdient es nicht. Zwar steht ja auch das Kreuz, welches Menschen uns auferlegen, in Gottes Macht. Christus nimmt den Leidenskelch aus des Vaters Händen, als der unter göttlicher Zulassung (?) und nach göttlichem Willen ihm geworden ist; aber gekreuzigt hat nicht der Vater den Sohn, sondern die Juden haben es gethan. So weiß der Christ gar wohl, daß die Welt nichts thun könne, was Gott nicht zur Bewährung des Glaubens und zur Gerichtsausreifung der Gottlosen zuließe. (?) Aber insofern ist ihm das Leiden um der Gerechtigkeit willen und nach Gottes Willen (1. Petr. 4, 19.) nur „Gnade bei Gott" (1. Pet. 2, 20), Kreuz dagegen ist es in Anbetracht seiner Herkunft von Menschen. Leiden also, wie Krankheiten, Unglücksfälle durch Naturereignisse, irdische Nöthe und Mängel — Leiden, die jeden Heiden und Juden in gleicher Weise treffen können, wie den Christen — werden schwerlich mit Recht „das liebe Kreuz" genannt.

Damit aber, daß Kreuzleiden von der ungläubigen Welt und nicht von Gott oder von Naturmächten ausgehen, hängt aufs Innigste zusammen, daß, was Kreuz heißen will, den Christen in relativer Unschuld antreffen muß. Unschuldig litt Christus sein Kreuz, unschuldig können auch wir nur das unsrige leiden. Selbstverständlich kann bei uns nicht von jener absoluten Heiligkeit die Rede sein, wie bei ihm, der keine Sünde gethan hat; aber an dem speciellen, welches der Welt uns zugefügt, können wir doch unschuldig sein. Und sobald die Welt an dem, was sie uns nachredet, „nicht löge" oder ihr Thun an uns nicht „Unrecht wäre, hörte unser Leiden auf, Kreuz zu sein. Hierdurch wird ersichtlich, daß Leiden, die mit bestimmten Versündigungen

unsererseits in unzweifelhaftem Causalnexus stehen, nicht Kreuz heißen dürfen. Kreuz ist immer Ruhm bei Gott. Was ist aber das für ein Ruhm, so wir um Missethat willen Streiche leiden (1. Pet. 2, 20)! Hier kann nur von Strafe die Rede sein, nämlich von der Strafe, die bei dem Gläubigen zur Züchtigung des himmlischen Vaters wird, der den geliebten Sohn stäupet, weil er ihn aufnimmt, damit er nicht sammt der Welt verdammet werde (1. Kor. 11, 32).

Und ebenso gewiß ist, daß wir das Kreuz geduldig tragen müssen. Ich will nicht sagen, daß Kreuz aufhörte, Kreuz zu heißen, wenn wir dawider murren oder darunter verdrossen werden. Aber soll das Kreuz „Gnade bei Gott" bleiben, so muß Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel vertragen und das Unrecht leiden (1. Pet. 2, 19); und soll das Kreuz des Christen Ordenszeichen und heiligen Schmuck und hohe Würde bilden, so dürfen wir uns die Hitze, die uns begegnet, nicht befremden lassen, als widerführe uns etwas Seltsames (1. Pet, 4, 12). Sondern wir müssen vielmehr fröhlich gehen von des Rats Angesicht, daß wir würdig sind, um seines Namens willen Schmach zu leiden.

Ziehen wir in kurzen Sätzen die Summa der Betrachtung! Das, was die Schrift unter Kreuz versteht, sind Leiden, die nur in der Nachfolge Christi gefunden und gekannt werden. Es sind Leiden, denen man sich freiwillig als Bekenner aussetzt und die man leicht wieder vermeiden kann, wenn man Christum verleugnet. Diese Leiden kommen aus dem feindlichen Gegensatz der Welt gegen den Christen, aus der Scheidung und Trennung von der Welt; sie beginnen darum mit dem Aufgeben dessen, was der natürliche Mensch liebt und was sich mit der Gemeinschaft Christi nicht verträgt. Es sind Leiden um etwas Guten, um des Glaubens, um Christi und seines Evangeliums—ja um der größten Wohlthat, d. i. um des Bekenntnisses willen zu und von Jesu Christo. Das Kreuz ist Unrecht, das die Ungläubigen uns mit Worten und Werken — ja durch ihre ganze Gesinnungsweise zufügen. Es geht darum stets von Menschen aus, nicht von Naturmächten oder von Gott, wenn auch unter göttlicher Zulassung (?). Das Kreuz trifft uns immer in relativer Unschuld; — es will vor allen Leiden mit ergebungsvoller, ja freudiger Geduld getragen sein, wenn es „Gnade bei Gott" bleiben soll.

Daran halten nun, wie ich zum Schluß darlegen möchte, vielleicht am allerwenigsten die Kirchenlieder fest. Der dichterischen Licenz muß vieles als Kreuz gelten, was nach den bisherigen Erörterungen vielmehr nur andere Namen verdient. Häufig indeß erscheint der Gebrauch des Wortes Kreuz hier so doppelsinniger Natur, daß man ihn nicht geradezu für unrichtig erklären kann, obschon man den Mißbrauch ahnt. Bei manchen Liederstrophen übrigens läßt sich bestimmt behaupten, daß das Wort Kreuz entweder falsch oder richtig angewendet ist. Die Passions- und die Kreuz- und Trostlieder liefern in dieser Beziehung das reichste Material.

In Joh. Herrmanns „Du weinst um Jerusalem rc." V. 5:

Sät man hienieden Thränen aus und hält geduldig stille,
Wird ernten man in deinem Haus, da Freude ist die Fülle;

> Ja solche Freude, die kein Mann, Kein Engel je ergründen kann,
> Die bleiben wird in Ewigkeit.
> Mein Kreuz und Leid wird werden dort in lauter Freud!

In Sigm. v. Birkens: „Jesu, deine Passion" 2c. V. 6:

> „Gib auch Jesu, daß ich gern dir das Kreuz nachtrage,
> Daß ich Demuth von Dir lern und Geduld in Plage" 2c.

In Benj. Schmolk's: „Seele, geh' auf Golgatha," V. 7:

> „Kreuzige mein Fleisch und Blut, Lehre mich die Welt verschmähen;
> Laß auf dich, du höchstes Gut, immer unverwandt mich sehen;
> Führ in allem Kreuze mich, wie du willst, nur seliglich!

und in desselben Dichters: „Halt an, mein Herz 2c. V. 3:

> „Halt aus, das Kreuz es währt nicht immer. Die Hoffnung sieget ganz gewiß.
> Auf Sturm folgt heller Sonnenschimmer, der Kreuzweg führt ins Paradies 2c."

In allen diesen Strophen kann man sich unter „Kreuz" das Richtige denken, aber auch das Unrichtige vermuthen.

Sehen wir dagegen andere Lieder an! Da ist Paul Gerhardts berühmtes: „Gib dich zufrieden" 2c. V. 2:

> „Er ist voll Licht, voll Trost und Gnaden, Ungefärbten, treuen Herzens.
> Wo er steht, thut dir keinen Schaden auch die Pein des größten Schmerzens.
> Kreuz, Angst und Not kann er bald wenden,
> Ja, auch den Tod hat er in Händen: Gib dich zufrieden!"

In dieser Vermischung von Kreuz, Angst, Not und Tod, welche die „Pein des größten Schmerzes" auslegen, dürfen wir ahnen, daß Gerhardt unter dem Kreuz nicht an das echte Christenkreuz gedacht hat, das sich, genau besehen, nicht wenden läßt und nicht gewandet werden soll. Denn: „Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein."

Aber an diesem letztgenannten Liede ist das Beste eben dieser Refrain; denn alles andere beruht leider auf der unbiblischen, verschwommenen Anschauung von „Kreuz." Schon wenn der Dichter in V. 1 fortfährt:

> „Drum laß dichs nicht betrüben,
> Wenn Gott versucht mit Kreuz und Pein
> Die Kinder, die ihn lieben.
> Je lieber Kind, je ernster sind des frommen Vaters Schläge,
> Schau, das sind Gottes Wege"

so müssen wir dagegen behaupten: Nicht Gottes Schläge sind Kreuz, sondern der Welt Schläge. Es beruht auf einer verblaßten Auffassung des „Kreuzes," wenn hier dasselbe als von Gott ausgehend und auferlegt gedacht wird, gerade so wie in Benj. Schmolk's: „Gott lebt, wie kann ich traurig sein:" V. 6:

> „Wie er ein lieber Vater blieb am Kreuz bei seinem Kinde,
> So bleibt er mir mein Vater hier
> Der je und je mich liebet, ob gleich sein Kreuz betrübet;"

oder in Paul Gerhardts: „Warum sollt ich mich denn grämen" 2c. V. 4:

> „Schickt er mir ein Kreuz zu tragen,
> Dringt herein Angst und Pein, sollt' ich drum verzagen?
> Der es schickt, der wird es wenden;
> Er weiß wohl wie er soll All' mein Unglück enden;"

denn die Angst und Pein des gewöhnlichen menschlichen Unglücks, mit dem Gott die Menschen heimsucht, ist nicht Kreuz, sondern wohlverdiente Strafe,

heilsame Züchtigung, bei bekehrten Christen aber einmal Gericht, das anfängt am Hause Gottes, und dann Prüfung und Versuchung zur Bewährung.

Wenn ferner Georg Neumark in seinem Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" 2c., nach einander die Sorgen, die Traurigkeit, den Mangel an Geld, die Armuth als Faktoren des Kreuzes auftreten läßt, — wenn Benj. Schmolk in seinem Lied: „Je größer Kreuz, je näher Himmel" — die Trauer, die Thränen, die Lasten des Lebens, die Stürme des Unglücks, die Mühseligkeiten, alle Not dieser Erde als Kreuz figuriren läßt, so steht das eben im Widerspruch mit den von uns aus der Schrift gewonnenen exegetischen Resultaten.

Dagegen scheidet Gellert recht, wo er in seinem Liede: „Herr stärke mich, dein Leiden zu bedenken" V. 9 sagt:

„Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelassnen Herzens werden?
Du hast so viel für uns, das wir verschuldet, liebreich erduldet."

Ebenso singt Joh. Herrmann deutlich und unzweifelhaft vom rechten Christenkreuz in seinem: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen," V. 13:

„Ich werde dir zu Ehren alles wagen,
Kein Kreuz mehr achten, keine Schmach und Plagen,
Nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen nehmen zu Herzen

und ebenso Just. Gesenius in seinem: „Wenn meine Sünd' mich kränken," V. 6: mit bereits zu Anfang erwähntem Verse:

Mein Kreuz nnd meine Plagen, sollts auch sein Schmach und Spott,
Hilf mir geduldig tragen. Gib, o mein Herr und Gott,
Daß ich verleugne diese Welt
Und folge treu dem Bilde, das du mir vorgestellt.

Doch genug dieser Zeugen aus dem Kirchenlied — und damit genug der Betrachtung. Möchten diese Erwägungen dazu dienen, ernstlich den Begriff des Kreuzes unter uns zu klären, und ferner unsere Herzen zu stärken zum Kreuztragen in der Nachfolge Jesu Christi, des Herrn.

Wenn man mit den bisher gewonnenen Resultaten prüfend an diejenigen Stellen der heiligen Schrift herantritt, welche von den Synonymen des Kreuzes, den Leiden, Trübsalen, Anfechtungen, Verfolgungen reden, so kommt man zu der überraschenden Erkenntnis, daß die Schrift Neuen Testaments die gewöhnlichen Leiden dieses Lebens äußerst spärlich berührt. Alles das, worauf unsere ungeförderte Durchschnittschristenheit so großes Gewicht legt, und worin sie so gern den Quell ihrer religiösen Rührung und Erbauung sucht, wird von Christo und den Aposteln fast geflissentlich verschwiegen. Ich finde nur Jak. 5, 13: „Leidet Jemand, der bete"— wo an Krankheit gedacht ist; Act. 7, 11, wo die Hungersnot Jakobs eine große Trübsal genannt wird, und noch einige wenige andere Stellen (1. Kor. 7, 28; Jak. 1, 27; Off. 2, 22). Aber sonst hören wir durchweg nur von Leiden, die speciell christlich sind, wie Röm. 8, 18 von dieser Zeit Leiden, welche nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden," oder von Pauli Leiden allen, bis etwa auf sein (bekanntlich unbekanntes) Leiden, das er Pfahl im Fleisch nennt.

Bei den Trübsalen ist sonst überall an Trübsale christlicher Natur gedacht; so bei der Trübsal um des Wortes willen (Matth. 13, 21), bei der Trübsal, die sich über Stephano erhob (Act. 11, 19), bei der Trübsal, durch welche wir müssen in das Reich Gottes gehen (Act. 14, 22), bei der Trübsal, deren wir uns rühmen (Röm. 5, 3), weil sie Geduld wirket und die uns nicht scheiden kann von der Liebe Gottes (Röm. 8, 35); oder bei jener, von welcher Paulus mahnt: „seid geduldig im Trübsal" (Röm. 12, 12). Ebenso: „Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare" (2. Kor. 4, 17, 18); dies sagt Paulus von dem Kreuz der Christen, das sie von der Welt her zu tragen haben. „Ich weiß deine Trübsal" (Off. 2, 9) spricht der verklärte Herr von dem Kreuz, dem die ecclesia militans hier noch unterworfen ist.

Es ist daher wohl erlaubt, Kreuz, Leiden und Trübsal in christlichem Sinne promiscue (vermischt) zu gebrauchen. Wenn man aber die natürlichen Leiden und Nöte des Weltmenschen mit dem Namen Kreuz auszeichnet, so handelt man ebenso unbiblisch, als wenn man die eben angeführten Stellen, die von Leiden und Trübsal reden, auf die gewöhnlichen Unglücksfälle dieses Lebens bezieht. Es wird ja allerdings dem Homileten in der Praxis des Amtes manche weitere Anwendung zum Troste der lieben Christengemeinde gestattet sein müssen. Aber der Exeget im Homileten sollte sich immer bewußt bleiben, daß die Schrift auf Höheres abzielt, nämlich auf das wahrhaftige Kreuz des Christen, wenn sie von Leiden und Trübsalen spricht, hinter welchen die Herrlichkeit leuchtet.

Der Charakter des Mittelalters am romanischen und gothischen Baustyl veranschaulicht.

(Von P. O. Becher.)

Wie in den römischen Katakomben unter den Bildwerken des zweiten Jahrhunderts eine bildliche Darstellung von Moses und dem Volke Jsrael, am Felsen in der Wüste Zin, einen Reflex des ersten Eindrucks des Evangeliums, in der dürren Einöde des römischen Heidentums darstellte, oder wie Kaiser Neros 110 Fuß hohe Kolossalstatue, vor seinem goldenen Hause, ein augenfälliges Zeugnis seiner verächtlichen Selbstvergötterung war, so finden wir in den Bauwerken des Mittelalters den religiösen Geist damaliger Zeit charakterisiert. Wie im Mittelalter die Kunst gänzlich im Dienste der Religion war, so stand die Baukunst im Dienste der Kirche. Darum sind es hauptsächlich Domkirchen, in denen sich die Baukunst darstellte. Zwei Baustyle sind es, welche das Mittelalter charakterisieren. Der Romanische, der hauptsächlich im 11. Jahrhundert blühte, und im 12. Jahrhundert seinen Abschluß fand. Er wurde fast nur von geistlichen Baukünstlern, namentlich Mönchen und Äbten betrieben und findet sich besonders in den Domen zu Mainz, Worms, Speier und Bamberg. Das Hauptmerkmal ist der Rund-

Flachbogen, der, weil er in der Mitte und ohne viel Tragkraft, massenhaft und schwer ausgeführt werden mußte, auf den Wänden, zwischen die er aufgestellt war, mit großem Druck lastete, so daß auch die untern Seitenwände sehr massiv aufgeführt werden mußten, besonders wenn kein ganzer Halbkreis, sondern nur ein Teil, wie der Längenteil einer Ellipse, auf denselben ruhte. Zudem mußten die Mauern dicht beisammen stehen, und um nicht geschwächt zu werden, durften sie nur von kleinen Fenstern durchbrochen werden, und dadurch erhielt das ganze Gebäude einen schwerfälligen, gedrückten, aufschwunglosen Charakter, und das Gepräge von Ruhe und Festigkeit und in sich abgeschlossener harmonischer Einheit.

Das war, und ist auch heute noch, der Charakter der römischen Kirche. Wie der Rundbogenstyl der Römer, so ist auch das ganze System der römischen Kirche, ein starres, festes, unbeugsames, namentlich die Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen war sehr klein und beschränkt, alles mußte sich fügen in die großartigen Formen der harmonisch in sich abgeschlossener Einheit.

Ganz anders verhält es sich mit dem gothischen Baustyl oder nach seinem Hauptmerkmal benannten Spitzbogenstyl. Er blühte im 13. und 14. Jahrhundert, namentlich in der Zeit der letzten Hohenstaufen. Hier sind die Baukünstler meistens Laien, und darum ist auch sein Charakter ein ganz anderer als der des romanischen Rundbogenstyles. Die Hauptbauwerke sind hier vor allem der Kölner Dom, in welchem die Architektur ihren Gipfelpunkt erreicht hat; ferner der Straßburger Dom, der Stephans-Dom in Wien, das Ulmer und Freiburger Münster. Hier hat man statt ganzer Halbkreise, aus der Mitte der darunter liegenden Seite des Rechteckes, mit einem Radius etwas größer als die Hälfte dieser Rechteckseite, und aus zwei von deren Mitte gleich weit entfernten Punkten, zwei halbe Kreise gezogen, so hoch, bis sie sich in einem Spitzbogen über dieser Mitte schneiden mußten. Dadurch erhielt dieser steile Spitzbogen weit größere Tragkraft als der halbkreisförmige Rundbogen, brauchte daher nicht so schwerfällig und massenhaft aufgeführt zu werden, die Seitenmauern konnten weiter auseinander gerückt, viel leichter durchbrochen und größere Fenster eingesetzt werden, und das Sonnenlicht konnte ungehindert hinein fallen. Dadurch erhielt der Bau einen freien, hellen, leichten, himmelstrebenden Charakter, wie der Glaube selbst, der ihn hervorgerufen hat. Das nach persönlicher Freiheit ringende Streben in den Bewegungen der anbrechenden Zeit, prägt sich anschaulich in diesem Baustyl aus. Seit dem 12. Jahrhundert fing man an, den ungerechten, hierarchischen Druck des Vatikans zu fühlen, und auf verschiedenen Gebieten konnte man ein Ringen nach Befreiung verspüren und eine Sehnsucht nach der Stunde, das harte Joch abzuschütteln, unter welches die christlichen Gewissen seit Jahrhunderten geknechtet waren, das man aber im Lateranpalast selbst mit keinem Finger anrühren mochte. Die Laienkünstler schlossen sich in freie Innungen als Baubrüder zusammen, den Mönchen und Äbten wurde das Vorrecht, tonangebende Baukünstler zu sein, nach und nach entzogen, auf

allen Gebieten des Handels und Gewerbes bildeten sich Körperschaften mit starkem Freiheits- und Absonderungstrieb, und dadurch fing die neue Zeit an eine Zeit der Blüte zu werden.

Wie diese Dome nun, stellen sich zwei Haupterscheinungen als großartige Bauwerke dar, nämlich Staat und Kirche. Wie die Dome, so ruhten auch diese beiden Erscheinungen auf der Grundform des Kreuzes. Der Staat wollte im Mittelalter ein christlicher Staat, der Kaiser ein christlicher Kaiser und das Reich ein heiliges Reich sein. Fassen wir an den Domen die Türme ins Auge, so gleichen Staat und Kirche gerade zwei solchen Türmen. Sie streben kühn empor, das Kaisertum wie das Papsttum, nach hohen, in den Wolken liegenden Zielen. Der Staat rang nach der Verwirklichung der Idee des christlichen, römischen Kaisertums, eines Kaisertums, welchem nicht bloß im weltlichen, politisch socialen, sondern auch im kirchlich religiösen Leben das Recht zustehe zu leiten und zu ordnen, ja selbst das Recht, Päpste ein- und abzusetzen und die Kirche zu überwachen und zu reformiren, wie dies nach dem Vorbild Karls des Großen, Otto der Große und Friedrich der I. versucht haben. Die Kirche rang nach Verwirklichung der Idee des römischen Papsttums, eines Papsttums, welches nicht bloß in Deutschland und Italien, sondern in der ganzen abendländischen Christenheit, nicht nur in geistlich religiösen, sondern auch in weltlich politischen Angelegenheiten, von sich aus zu leiten und zu befehlen hätte, ja der römische Stuhl sprach sich das Recht zu, Könige ein- und abzusetzen. Und die Nichtverwirklichung dieser Idee ist bis auf diesen Tag das Klagelied des Gefangenen im Vatican gewesen. Diese beiden Bestrebungen mußten ja natürlich in den größten Conflict geraten, und die Riesentürme konnten nicht zu ihren Zielen empor kommen, sondern einer mußte den andern erdrücken, bis endlich beide zusammenstürzten.

Neben diesem kühn nach oben strebenden Charakter ist an den Türmen noch besonders merkwürdig, daß sie stufenmäßig aufsteigen bis zur Spitze, in der sich alles, als in einer majestätischen Blume, in Kreuzesform zusammenfaßt. Eine solche stufenmäßige Gliederung finden wir auch auf Seiten des Staates und der Kirche. Auf Seiten des Staates haben wir an der Spitze den Kaiser, unter ihm die Fürsten und Ritter, dann die Bürger in den Städten und endlich die Bauern mit den Leibeigenen. Auf Seiten der Kirche haben wir an der Spitze den Papst, unter ihm die Kardinäle und Erzbischöfe, und unter diesen die Priester; auch das Mönchtum mit den Äbten und Mönchen stand unter dem Papst. Betrachten wir den ganzen Bau, wie er von außen sich darstellt, so tritt uns bei dem gothischen Spitzbogenstyl die lebendige Gliederung in viele selbständige Gruppen entgegen. So sehen wir auch auf Seiten des Staates eine große Mannigfaltigkeit und starkes Freiheitsstreben der einzelnen Glieder in der Gliederung des Reichs, wo wir 300 Reichsstände finden, unter denen jeder relativ selbständig war und wieder andere Rechte hatte. Innerhalb dieser Stände finden wir drei Glieder, die Ritter, die einen besondern Orden bilden, die Kaufleute in ihren Gilden, und die Handwerker in ihren Zünften als Meister, Geselle und Lehrjunge; auch

die Juden bilden einen besonderen Stamm. Mit dieser selbständigen Abschlißung hängen auch die beständigen Kämpfe, zwischen Fürsten und Rittern, Städten und Rittern, Zünften und Geschlechtern, auch die Judenverfolgungen im Mittelalter, enge zusammen. Ebenso treffen wir in der Kirche eine große Mannigfaltigkeit, namentlich in der Vereinstätigkeit der Kirche. Zwölf Orden waren jetzt schon gegründet, wovon jeder wieder seine besonderen Regeln und Rechte hatte. Wir finden eine strenge Abschließung dieser Orden und der Geistligkeit dem Laienstand gegenüber, und auch an Streitigkeiten fehlte es keineswegs.

Werfen wir nun einen Blick in das Innere der Dome, so können wir auch hier Parallelen ziehen. In beiden Domen, aber besonders im gothischen, finden wir einen überaus reichen Schmuck, Reichtum und Glanz zeigt sich in Bildern und Geräten in allen möglichen Stiftungen. Dasselbe zeigt sich auch im Staat und in der Kirche. Wir finden den Kaiser mit seinen Insignien, Gold und Silber, Edelstein und Purpur fehlte bei keinem Fürsten. Großen Glanz finden wir bei Krönungs- und anderen Festlichkeiten, wie z. B. Barbarossa in Mailand solche veranstaltete. Auch bei dem Ritterstand finden wir großen Glanz und Pracht entfaltet, besonders bei Turnieren und andern Ritterfestlichkeiten, auch die Städte, die durch Handel reich geworden waren, entfalteten zum Teil großen Luxus. In der Kirche finden wir Papst und Geistlichkeit bei Prozessionen und Gottesdiensten in prächtigen Gewändern und Gerätschaften von großem Luxus umgeben.

Sehr bezeichnend für den Charakter des Mittelalters ist an den gothischen Domkirchen, besonders am Straßburger Münster, daß durch die gemalten Fenster ein sehr gedämpftes Licht in das Innere fällt. Nach dem Emporkommen des Spitzbogenstyles, konnte durch große Fenster fast zuviel und zu grelles Licht in das Innere fallen, und man wurde deßhalb von selbst auf die Idee geführt, die Fenster zu bemalen. Wie nun durch diesen halbdunkeln, geheimnisvollen Schein die Kirche ihres freien Sonnenlichtes beraubt war, so fehlt dem Mittelalter das volle, klare, einfache Sonnenlicht. Das Licht ist verdunkelt durch Zeichen und Bildwerk. Die weltlichen Wissenschaften waren verdunkelt durch Aberglauben, den man selbst bei den größten und gelehrtesten Männern findet, besonders der Ritterstand zeigte große Vorliebe für Märchen und Fabeln. In der Kirche traten an Stelle des einfachen, klaren Gotteswortes äußerliche Bilder und Zeichen. Der Gottesdienst war vielmehr ein Anschauen von Bildern sinnlicher Art, als ein Hören des Wortes der Wahrheit, an Stelle der biblischen Geschichten hört das Volk Legenden, die fantastisch ausgeschmückt, das Volk nicht nur Tausend und eine Nacht ins Märchenreich versetzten, sondern Jahrhunderte lang als Nahrung für Geist und Gemüt ausgegeben wurden. Die Autorität der heiligen Schrift wurde verdrängt durch die Autorität der Väter, durch die Tradition; es wurden Lehren gerechtfertigt wie die vom Fegfeuer, Gebräuche und Ceremonien begründet wie die Ohrenberichte, das Unwesen der Heiligen- und Reliquienverehrung, Wallfahrten, Fasten, Rosenkranzbeten und was damit zusammenhing.

Endlich möchten wir noch eine Erscheinung erwähnen, welche am meisten einem Dome im romanischen Baustyl gleicht, die Scholastik. Sie geht aus von dem feststehenden Fundament der kirchlicher Überlieferung. Auf dieses Fundament errichtete und gründete sie nun eine in sich einheitlich geschlossene Weltanschauung. Das Material dazu sind die Vernunftbegriffe, die nach aristotelischem Muster behauen sind. Das Gebäude ist mit dem Fundament ganz übereinstimmend. Wie bei dem Rundbogenstyl die feinen Linien aufsteigen und gleichmäßig wieder zum Fundament zurückkehren, so ist es hier mit dem Denken. Das Denken geht aus von der Überlieferung und biegt ebenso in gleichmäßiger, einfacher Richtung zum gegebenen Ausgangspunkt zurück. Das Bestreben der Scholastik war, die überlieferte Glaubenslehre der Kirche auch für den Verstand zu rechtfertigen, und den überlieferten Glauben recht eindrücklich zu machen. An der Spitze der scholastischen Theologie steht Thomas von Aquino gest. 1274 und nach ihm Duns Scotus gest. 1308. Thomas lehrte, und war fest davon überzeugt, daß die Theologie der Kirche mit der Vernunft übereinstimme, und daß die kirchliche Lehre sich für den Verstand ganz schön beweisen lasse. Duns Scotus dagegen lehrte, daß sich die Lehren der Kirche, wie z. B. die Versöhnungslehre, nicht beweisen lassen, sondern dem vernünftigen Denken könne sich etwas ganz anderes als wahr darstellen, aber dennoch gelten die kirchlichen Glaubenssätze als wahr, und Jedermann hat sich denselben unter zu ordnen. Die Scholastik, die nur abgeleitetes und folgerichtiges Denken sein wollte, mußte jedoch bald erfahren, wie dieser ihr Hauptfehler von Gegnern gebraucht wurde, um ihren Untergang herbeizuführen. Der erste Gegner war die Mystik, die aber in die andere Einseitigkeit verfiel und sich in Gefühl und Anschauung abschloß. Die gefährlichsten Feinde sah die Scholastik in den Bestrebungen der Reformatoren vor der Reformation von Wicliff an, und endlich in dem neu erwachenden Studium der klassischen Literatur, in dem Humanismus, der das Denken klärte, die Augen für die tiefe Verderbnis der Kirche öffnete und heller machte, viel Dunkles und Unklares einer nüchternen Prüfung unterzog, und so den Weg bahnen half, daß an Stelle des in vieler Hinsicht dunklen Zeitalters, ein besseres, helleres treten konnte.

Versäumnisse und Pflichten des evangelischen Hauses.*)

Von Seminardirektor Dr. Oeser in Karlsruhe.

(Aus den Monatsblättern für innere Mission.)

In seinem Romane Bleakhouse schildert Dickens eine Mrs. Jellyby, die nichts Näheres als Afrika sehen kann, die dem Schicksal der Schwarzen eine sehr umfangreiche, nervöse Thätigkeit widmet, aber ihre Kinder, ihren Mann, ihr Hauswesen in Unordnung und Trostlosigkeit verkommen läßt.

Der heutige evangelische Christ erinnert nur zu sehr an diese Frau. Wie Mrs. Jellyby kümmern und bekümmern wir uns um das, was jenseits

*) Ein in dem Karlsruher Zweigverein des Ev. Bundes am 2. Nov. l. J. gehaltener und für den Druck an einigen Stellen erweiterter Vortrag.

der Berge vorgeht, unsere Zeitungen bemühen sich leidenschaftlich den Katholiken historische Irrtümer nachzuweisen; wir wollen Leute belehren, die mit unserer Belehrung nichts anfangen können; wir ärgern uns über katholische Dogmen, wir alterieren uns über bischöfliche Erlasse, wir führen bittere Klagen über Mischehenhändel, während wir vorerst allein darauf sehen sollten, daß wir und unsere Kinder evangelisch seien.

Wir Evangelischen alle, insbesondere aber die Mitglieder des Evangelischen Bundes, sollten uns so schnell als möglich von einem großen und verhängnisvollen Irrtum befreien, den das moderne Vereinswesen verschuldet. Durch die Mitgliedschaft eines Vereins sagt man in den meisten Fällen mehr, was man nicht ist, als was man ist. Die Feststellung dessen, was man nicht ist, erscheint aber vielen als eine so positive That, daß sie sich selbst damit etwas zu sein scheinen, während sie thatsächlich doch vorerst nur etwas anderes nicht sind. Wir sollten endlich lernen, daß man darum noch nicht evangelisch ist, wenn man nur kein Katholik ist, daß man darum noch kein evangelischer Christ ist, wenn man nur Mitglied des Evangelischen Bundes ist.

Es giebt nur einen Kampf gegen Rom, der Aussicht auf Sieg hat, der ist das Evangelisch sein.

Wir müssen es machen, wie die Holländer mit ihrem Lande: wenn die zudringliche Woge an unsere Küste schlägt und Stücke abbröckeln, große Strecken verschlingen, das Ganze überfluten will, dann dürfen wir nicht zornig das Meer schelten, denn das Meer kann nicht anders als wogen und branden und abbröckeln, sondern wir müssen unser Land schützen durch Stärkung unseres Willens, unserer Wachsamkeit, durch die Befestigung unserer leidenschaftlichen Liebe zu unserem Heimatlande, durch Aufwerfen von Dämmen, durch Erhöhung des Bodens.

Das ist der Kampf wie der der Holländer Marschbauern, kein Geusenkampf.

Unser Land sind unsere Kinder, ist unser Haus, ist unser eigenes Herz, ist die evangelische Gemeinde, die evangelische Christenheit. Für diese muß der Kampf der Zeit innerhalb des einzelnen Herzens und der Familie ausgefochten werden.

Aber die evangelische Familie steht inmitten des modernen Lebens, das den Charakter der weltlichen und religiösen Erziehung wie ihre Ziele ganz anders bestimmt, den Gang der Erziehung ganz anders beeinträchtigt, als es frühere Zeitalter thaten.

Darum kann heute ein Haus kein christliches und evangelisches Haus werden, wenn es nicht zuvor das Zeitalter von seiner Schwelle abgewehrt hat, soweit das sein kann und darf.

Es giebt Schäden, die unserer Zeit besonderes eigentümlich sind, deren Aufkommen und Umsichgreifen in dem jugendlichen Gemüte eben so sicher die Bildung inniger und klarer Frömmigkeit unmöglich macht, als schlechte Erde der edlen Pflanze die Bedingung des Gedeihens vorenthält. Als solche ge-

fahrbringende Ergebnisse des modernen Lebens erkenne ich: Ungesammeltheit des Willens und der Interessen; Unfähigkeit zum Entsagen; Redseligkeit, Unsicherheit und Seichtheit des Gefühls.

Wer das Ziel: echte, innige und ausharrende Frömmigkeit will, der muß nun alle die Mittel wollen, ohne die dies Ziel nicht zu erreichen ist, und diese Mittel bestehen zu einem Teile in der Ergreifung von Vorbeugungsmaßregeln, die den Gewohnheiten der gebildeten Gesellschaft und der Familie von heute allerdings tief in das Fleisch schneiden.

Ich denke dabei nicht an die Grundforderungen der Erziehung zur Wahrheitsliebe, zum Gehorsam, zur Gewissenhaftigkeit, — hier erkennt jeder das Recht der Forderung und die Folgen der Nichterfüllung — ich denke an Sorglosigkeiten und gedankenloses Gehenlassen, die sich durch ihre Folgen als schwere Verschuldigungen der Erzieher erweisen.

Wer Fahrigkeit, hastige, ungesammelte, unzusammenhängende und wüste Leserei und frühes Bekritteln nicht verschulden will, lasse die Zeitung nicht in der Kinderhand. Wer nicht sofort erkennt, was das Lesen heutiger Zeitungen für Kinder bedeute, der denke an die Heiratsvermittlungen, an die Anerbieten „diskreter Aufnahmen," an die seichten Anekdoten, an die eingehenden Schilderungen von Mord- und Gewaltthat.

Aus demselben Grunde darf auch die Mappe des Journalzirkels, die von den Kindern wegen des bildlichen Inhaltes eifrig durchforscht wird, nicht zu freier Verfügung auf dem Familientische liegen. Nicht alle Illustrationen sind harmlos; frivol ist fast durchgängig was zu uns aus Oesterreich und Frankreich kommt; wer für sein Volk kein deutsches Sedan will, der bewahre sein Kind vor dem Geiste, der in den Wiener und Pariser Witzblättern den keckſten Stift und die frechste Feder findet. Aber auch unsere „Fliegenden Blätter" gehören nicht in eine Kinderhand.

Wer dem Kinde ein harmloses, bescheidenes Genießen, Anspruchslosigkeit und die Fähigkeit, sich seine Freuden selbsterfindend zu gewinnen erhalten will, der verweigere mit der Entschiedenheit des Arztes, den seine Gewissenspflicht nötigt, auch kleine Freiheiten seinen Schutzbefohlenen zu verbieten, den Besuch von Kindergesellschaften und Kinderbällen. Man sagt, sie sind „so nett," und verschweigt sich die vorausgehenden und nachfolgenden Aufregungen um die Toilette des eigenen Kindes und der fremden Kinder, die hastigen Schulvorbereitungen, die Schwierigkeiten im Aufmerken und Gehorchen, das Genießen von Freuden, die nicht dem Alter entsprechen und die das Alter nicht bedarf und nicht verträgt.

Der musikalische Materialismus des Zeitalters hat es zu Wege gebracht, daß Kinder oder solche, die noch halbe Kinder sind, an der Seite Erwachsener Konzerte besuchen. Öfters gute Musik zu hören, ist für die Ausbildung des musikalischen Gehöres gewiß nur vorteilhaft und mit diesem Grunde deckt sich die Schwäche. Aber sie räumt nicht ein Ungeheuerliches aus diesem Konzertbesuch der Kinder weg. Die Musik spricht, wie alle Kunst, ein Leben aus, das reichste, tiefste, liebste und schönste Leben, das der Künstler in sich lebte.

Jeder giebt das der Poesie gegenüber zu, niemand wird Kinder und Halberwachsene mit dem Faust bekannt machen wollen. Wer es dennoch thäte, verschuldete ein verständnisloses, gedankenloses und stumpfes Hinnehmen eines Kunstwerks, er verschuldete für immer bei seinem Kinde jene Unfähigkeit der modernen Menschen sich an das Große selbstvergessend, liebend und verehrend hinzugeben. Das nil admirari ist heute die erblich gewordene Unfähigkeit, das Große auf das innerste Gemüt wirken zu lassen. Die Flucht vor dem Ernsten, auf der sich unsere Zeitgenossen befinden, beginnt in den Stunden, in denen Kinder zum Anhören der Werke solcher Meister genötigt wurden, in denen die Genialität der künstlerischen Gabe mit dem Reichtum und Umfang des innern Lebens glücklich zusammentraf. Ein Kind z. B. Beethoven anhören lassen, heißt doch wohl annehmen, daß es nachempfinden könne, was Beethoven innerlich erlebt und empfunden hat, eine Annahme, zu der sich allerdings kein Vater und keine Mutter bekennen würden, während sie doch so handeln.

Den Theaterbesuch der Kinder verteidigen wohl nur solche, die entweder schon vorher den Besuch etwa einer Kindervorstellung erlaubt hatten oder sich für die Zukunft die schon vorausgesehene Möglichkeit der Erlaubnis offen lassen wollen.

Es ist auffallend, daß die Vernichtung der kindlichen Selbstthätigkeit in Spielen und anderen dem Alter lieben Unterhaltungen durch Kindergesellschaften und Konzert- und Theaterbesuch gerade innerhalb der Bildungsschicht unseres Volkes stattfindet, die für den Unterricht die Förderung der Selbstthätigkeit des Schülers am entschiedensten fordert. Die innerhalb der Kreise der Bildung und Halbbildung zur Zeit vorherrschende Weltanschauung hat die Erkenntnis frei gemacht und gekräftigt, um dafür die ethische und religiöse Einsicht, Weitsichtigkeit und Willenssicherheit so gut wie zu vernichten. Wir sind in weiten Schichten unseres Volkes bei einer ethisch-religiösen Farbenblindheit angelangt, während in anderen Dingen zu unserer Freude unser Auge schärfer sieht, als das vergangener Zeiten.

Allerdings hat das Elternherz oft die gefühlsmäßige Erkenntnis, daß in den vorhin besprochenen Gewährungen an die Kinder wirklich Gefahren liegen möchten, aber drei Dinge sind mächtiger als diese Erkenntnis.

Das eine ist die merkwürdige Furcht, die die Furchten früherer Geschlechter abgelöst hat: an die Stelle erst der Gottesfurcht, dann der Menschenfurcht ist heute die Kindesfurcht getreten. Den Eltern von heute fällt das Verbieten schwer, sie fürchten sich vor ihren Kindern, sie fürchten ihr Ungehalten sein, ihr Schmollen. Sie lassen aus Furcht den Besuch eines Kinderballes zu.

Das andere ist die Angst, man nähme den Kindern zu viel. Man übersieht dabei, daß der nicht eine Sache entbehren kann, der sie gar nicht kennt, und daß man hier nimmt, gerade wenn man giebt, man nimmt dem Kinde die Kindheit. Mit achtzehn Jahren sagt man: „laßt dem Kinde seine Jugend, man wird nur zu rasch alt", warum läßt man die Genüsse eines reiferen Alters in die Kindheit einbrechen bei acht Jahren? „Aber wer so viel dem

Kinde entzieht, macht es zum Sonderling!" — Ist die „Gesellschaft" eine Seele wert?

Das Dritte ist die täglich gehörte Entschuldigung: „das eine Mal wirds auch nichts schaden". Wenn man nur aufschreiben wollte, wie viele „einmal," die nichts schaden sollen, im Laufe eines Jahres zusammen kommen, man würde über die Summe erschrecken, die hier unmerklich erwachsen ist.

Gleichzeitig mit der Durchführung dieser Vorbeugungsmaßregeln gewöhne sich das evangelische Haus zu den echten und nötigen, alten und einfachen Formen des christlichen Familienlebens zurück.

Als erste dieser Formen nenne ich, unter Übergehung des Kirchenbesuchs als einer selbstverständlichen Sache und zugleich als nicht zum häuslichen Thun im engeren gehörig, die Hausandacht.

Es wird der Behauptung nicht widersprochen werden können, daß die Mehrzahl der evangelischen Familien sich der häuslichen Andacht in allen ihren Formen entwöhnt hat, und ich weiß, was sich ihrer Wiedereinführung in uns widersetzt. Namentlich wir Männer, die wir in den 60er Jahren des Jahrhunderts unsere wissenschaftliche Bildung erhielten, haben uns, wenigstens unserem ersten Empfinden nach, so sehr die Hände gebunden, daß wir nicht zuzugreifen wagen.

Damals, als wir aus Darwin für das geistige Gebiet Schlüsse zogen, zu deren Folgerung der naturwissenschaftliche Denker selbst nicht die unmittelbare Veranlassung geboten hatte, stellten wir die Frage: Glauben? oder Wissen?, und bejahten zu Gunsten des letzteren kraft der logischen Unerschrockenheit und des starken Wahrheitsgefühles der Jugend. Weil sie jung ist, weiß sie vom innern Leben so gut wie nichts, bei ihrem Außersichleben kennt sie nur das als Welt, was Zeitalter und Natur objektiv bieten; diesen nicht von innen ergriffenen, sondern von außen sich aufdrängenden Stoff durchforscht die Jugend, ohne zu einem genügenden Ergebnis zu gelangen, weil von den zwei in Frage kommenden geistigen Kräften nur die eine rasch und vollkommen in der Jugend sich entwickelt, der Verstand, die andere noch Jahre der Entwicklung vor sich hat, ehe sie mitsprechen und berechtigtes aussprechen kann, das Gemüt.

Heute wissen wir, daß die Formel heißen muß: Glauben und Wissen, um unserer Erfahrung zu entsprechen, daß es Gebiete giebt, auf denen ein echtes Wissen möglich ist, und Gebiete, auf denen es nie ein Wissen geben wird, sondern nur ein Glauben. Nun, da wir hier stehen, hemmt uns die Erinnerung an das Unhöfliche und Üble, das wir einst über Intelligenz und Charakter der Gläubigen gesagt haben. Und wir wissen, wie unsere alten Freunde denken: von Gott und Geist abgefallen verrät Schärfe des Denkens und männlichen Mut der Überzeugung, von einem religionslosen Leben zu einem frommen Leben umzukehren ist charakterlos. Wie ist es doch so seltsam verkehrt: auf allen Gebieten gilt aus der Erfahrung gelernt zu haben, als Fortschritt, auf dem Gebiete der Religion aber als Rückschritt!

Tausende möchten in Frömmigkeit leben und mit den Ihren fromm leben, tausende hindert daran die moralische Feigheit.

Erfüllen wir uns doch mit zwei Tapferkeiten, die wir Leute des 19. Jahrhunderts nötiger haben als unsere Voreltern. Die eine, daß wir uns nicht fürchten vor den Anschauungen unserer eigenen Vergangenheit und uns nicht durch sie vergewaltigen lassen, die andere, daß wir völlig die Furcht vor einem anonymen Publikum abthun.

Den Segen der häuslichen Andacht erfährt jeder rasch, sobald er einmal die psychologische Schwierigkeit, vor anderen die Hände falten zu müssen, überwunden hat. Sie wird der Rahmen, der das Leben des Tages schön und festhaltend einfaßt, sie giebt dem Einen seine Tagesarbeit hindurch eine bleibende Stimmung, den Anderen hebt sie vielleicht nur für Augenblicke über sich selbst, aber das ist schon ein Gewinn. Wer erkannt hat, daß der Reichtum des modernen Lebens an Interessen und Aufgaben die Gemeinsamkeit auch des Familienlebens geradezu aufgehoben hat, wer sieht, daß auch „glückliche" Familien thatsächlich doch nur aus unverbundenen Gliedern bestehen, die ihren Einheitspunkt nur noch in dem Mittagessen haben, während der Vater durch den Beruf und durch seine „Pflichten" als Politiker und Gesellschafter dem Hause fast völlig entzogen ist, der muß in der Hausandacht das einzige wahrhaft bedeutende Element des Aufbaues, der Vereinigung und der Erhebung erkennen, in den häuslichen Gottesdiensten die Gewalt sich bilden sehen, die allein der Vernichtung dessen, was wir als „deutsch" zu lieben gewöhnt sind, zu widerstehen vermag.

Unter den Formen der häuslichen Andacht will ich nur die besprechen, die wir geradezu die „Hausandacht" nennen, indem ich der Einzelgebete des Kindes und der Erwachsenen am Abend und am Morgen nur eben gedenke und das Tischgebet nur darum erwähne, um eine Warnung auszusprechen, die Warnung nämlich, das Tischgebet in Gegenwart Fremder ausfallen zu lassen. Es muß gesprochen werden, wenn man ein Tischgebet an sich für recht hält; es muß gesprochen werden, um die Kinder an Sinn und Recht des Gebetes nicht irre zu machen; es muß gesprochen werden, um der Wahrhaftigkeit unseres Verhältnisses zu unserem Gaste willen.

Die Hausandacht muß sich, wenn das möglich ist, mit einem Gesang einleiten, ich ziehe das Singen eines Verses dem Vortrag eines ganzes Liedes vor, wenn noch die rechte Übung fehlt. Dann greift der Hausvater, dem wir mit Riehl, Recht und Pflicht auf das „Hauspriestertum," wie es unsere Väter verstanden und übten, zusprechen, nach dem Andachtsbuche. Vielen unter uns ist durch liebe Kindererinnerungen das Losungsbüchlein der Brüdergemeinde besonders wert; es bietet für jeden Tag zwei Sprüche, einen aus dem alten, einen aus dem neuen Testamente, manche sind so sehr aus einem nicht zur Belehrung bestimmten Zusammenhang genommen, daß es schwer hält, die beabsichtigte Anwendung zu finden, aber die meisten Sprüche sind verständliche, liebe, fortklingende Bibelworte. Man hört sie und sinnt ihnen nach, vielleicht hört man Wochen lang die Losungen und vergißt sie sofort wieder, dann aber kommt eine Stunde, da bedarf man des rechten Wortes und verliert es den ganzen Tag nicht aus dem Sinne.

Wo mehr Zeit da ist, daß man die Hausgenossen länger festhalten darf, nimmt man vielleicht ein größeres Andachtsbuch. Der in diesem Buche den Betrachtungen zu Grunde gelegte biblische Text sollte nicht aus dem Buche, sondern aus der Bibel selbst verlesen werden, da diese durch nichts verdrängt werden darf und die Kinder das heilige Buch in ihre frühsten Erinnerungen verwoben sehen müssen. Da die trefflichen „Weckstimmen" von Lobstein in Basel für Kinder zu schwer sind, empfehle ich als Andachtsbuch der Familie lieber den weitverbreiteten Pilgerstab von Spengler, er ist freundlicher als die scharfen Lobstein'schen Betrachtungen und vielseitiger.

Eine Predigtsammlung der Andacht zu Grunde zu legen, empfehle ich nicht. Die Gedanken der Kinder sind geschwind, man darf die Andacht nicht ausdehnen, sonst bleibt sie das nicht, was ihr Name sagt.

Das Vaterunser, vielleicht vom Kindermund gesprochen, schließt diesen häuslichen Gottesdienst. Wenn es schlicht und innig gesprochen wird, ist es Tag für Tag der anregendste und wirksamste Teil der Andacht.

Im Ton der Hausandacht sich zu vergreifen, ist eine große Gefahr. Wem Schillers Wort: „S p r i c h t die Seele, so spricht, ach, schon die S e e l e nicht mehr", nicht nur eine geistreiche Antithese, sondern ein tiefer Klageruf um die Reinheit des Seelenlebens ist, der wird sich hüten in Attribute hinauszulegen, was im Subjekte verschwiegen und echt leben soll. Wahrheit, Schlichtheit, Wortarmut und Kürze gehören dazu, wenn eine Andacht ein rechter Gottesdienst sein soll. Wer sie leitet, soll dem Pfarrer keine Konkurrenz machen, nicht im Tone, nicht in Gesten, nicht im Zeitmaß.

Da die Kunst in hohem Grade religionserzeugend wirkt, muß auch ihr die alte Stellung innerhalb der evangelischen Familie zurückgegeben werden. Alle e c h t e Kunst ist religiös, auch die heitere, weltliche; wo die Wirkung der Kunst eine andere als die ist, daß sie den Menschen sein selbst vergessen macht, ihn über sich erhebt, wie in der frommen Kunst, oder ein heiteres, naives und edles Spiel seiner Gemüts- und Fantasiekräfte herbeiführt, wie in der weltlichen Kunst, da war der Künstler kein feines Gemüt und hat seine Gabe nur die ä u ß e r e Form der Kunst. Weil echte Kunst fromm macht, muß sich das evangelische Haus diese Kunst als Helferin in dem Erziehungsgeschäfte wieder zugesellen, wie sie das 16. und 17. Jahrhundert gewesen war.

Durch die allgemeine Schuld des Zeitalters und durch den unfühlenden Gehorsam der Lehrer, Gesang- wie Klavierlehrer, gegen den Zug der Zeit wird der Gesang und das Spiel des geistlichen Liedes nicht etwa in weiten Kreisen abgelehnt, sondern sie sind geradezu in völlige Vergessenheit geraten. Wie aber schlingt der Gesang eines frommen Liedes ein festes Band innerer Gemeinschaft um die Glieder eines Hauses oder eines Vereines. Die sich im Sprechen eher mißverstehen als verstehen, die verstehen und offenbaren sich einander im Gesang. Sich auseinandersprechen, sich zusammensingen, das hat jedes von uns erlebt! Jeder Gesang- und Klavierlehrer hat die Verpflichtung, dem Chorale seinen Platz zu gönnen, jedes Haus, das ein Klavier besitzt, muß die Kinder zum Spiel der schönsten Choräle anleiten.

Kinder sind, wie man im Volke sagt, „auf Bilder ganz versessen", die wunderbare Wirkung der bildenden Kunst, die keine denkende Betrachtung in allen ihren Gründen erkennen kann, weil sie das Geheimnis der Kunst ist, offenbart sich am anschaulichsten bei Kindern. Sie heben einen zerissenen Umschlag auf und glätten ihn, wenn er ein Bild trägt, sie schmücken ihr Stübchen, die Wand an ihrem Bette mit Bildern, wie sie der Zufall bringt, aber daß sie ein Bild, an dessen Gegenstand ihnen etwas liegt, vorziehen, das wissen wir aus unserer Kindheit. Wie waren uns Bilder aus dem vaterländischen und biblischen Vorstellungskreise so lieb, als wir jung waren, warum bringen wir nun die Kinder darum?

Gerade wir Deutsche und im besonderen wir Evangelische haben so große Schätze einer echten christlichen Kunst. Unter den älteren Malern unseres Zeitalters ragen Schnorr von Karolsfeld und Ludwig Richter hervor. Der Erste hat die großen und ernsten Geschichten des alten und neuen Bundes mit großen und ernsten Bildern begleitet, 240 Blätter, aus denen das Elternhaus auswählen kann, denn das Blatt wird einzeln verkauft und kostet 15 Pfennige, und auswählen muß, weil die große Zahl der Blätter das einzelne Blatt überwältigt und wirkungslos macht. Für die Wände der Kinderstube sind in roheren Holzschnittlinien diese Blätter auch groß ausgeführt worden, hier kostet das Blatt 75 Pfennige, aufgezogen 1 Mk. 25 Pf.

Unentbehrlich für ein evangelisches Haus, das auch durch fromme Bilder aus dem Leben das Herz seines Kindes mit liebender Lust an dem Kleinen und Einfältigen, mit innigem Anteil an freundlichen Szenen des Lebens der Gasse und des Hauses erfüllen will, sind die Holzschnitte nach Ludwig Richter. Er war jener liebende, fromme und unschuldige Betrachter, der in der lächerlichsten Form das echte unverfälschte Innere erkannte, der inmitten der Hast und des Lärms der Neuzeit den Reichtum friedlicher Zustände, das trauliche Kleinleben des Bauern und Bürgers, die rührende Wortlosigkeit eines tiefen aber nicht durch Bildung gelösten Gemütslebens erkannte und verehrungsvoll in tausend Bildern festhielt. Auch er kann Eigentum der Kinderstube werden: große Blätter in prächtiger Ausführung sind für 50 Pfennige von Alphons Dürr in Leipzig ausgegeben worden.

Zeitlich stehen uns näher Pfannschmid und Heinrich Hofmann. Die ernsten Bilder des ersteren sprechen in immer neuer Anwendung das schwere Wort des Lukas-Evangeliums aus: Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Aber dasselbe heilige Buch sagt auch, daß nur ein Kind in das Reich Gottes eingehen kann. Wer sich von dieser Seite des Christentums tiefer berührt fühlt, wird gerne sich und sein Kind an den anmutigen und frommen Bildern erbauen, die Heinrich Hofmann in seinen Sammlungen: „Gedenke mein", namentlich der ersten, vereinigt hat.

Die Werke der letztgenannten Maler sind noch etwas teurer als die der erstgenannten. Aber Hochzeiten, Geburtstage und Weihnachten bringen eine gewisse finanzielle Weitherzigkeit mit sich, sollten nicht an Stelle von Vasen,

Ansichten von Karlsruhe oder erbärmlichen und teueren Illustrationen zum Trompeter von Säckingen auch dann und wann einmal Werke von so reiner Form, so frommem Gehalte und so bleibender Wirkung eintreten dürfen?!

Ich wünsche an die Wand, an der der Arbeitstisch und das Bett des Kindes steht, neben den Bildern von Schnorr und Richter auch Spruchbildchen, wie sie zum Teil in wahrhaft erfreuender Ausführung seit Jahren namentlich vor Weihnachten in den Handel kommen. Vielleicht geht von diesen Spruchbildchen einmal die sehr zu wünschende Folge aus, daß auf den Stickereien, auf Tischbelegen, auf Krügen die schlechthin läppischen Aufschriften verschwinden, die mit Bon appétit beginnen und mit Luthers freundlichem, aber durch die Welt verunehrtem und darum für edlere Zeiten zurückzustellendem Worte: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang" schließen, und es treten ernste Sprüche ein, bei denen das Kinderherz nicht der Gefühlsverflachung unterliegt, während die Kinderhand tagelang gewissenhaft das Wort umstickt.

Die Wand eines armen Mannes läßt sich edel schmücken, wenn dem Konfirmationsscheine vielleicht ein Blatt von Schnorr beigelegt würde und die Schule bei Gelegenheit großer Austeilungen neben das Kaiserbild oder die Festbretzel noch solch ein Bild hinzulegte.

Endlich gehört zur Erneuerung des evangelischen Familienlebens die erneute Teilnahme an dem Geistesleben des deutschen Protestantismus durch die Lektüre einer aus dem Geiste des evangelischen Christentums entstandenen und von ihm naiv, nicht tendenziös durchwehten Literatur. Dies Mittel der Evangelisierung aber scheint mir nur dann wirkungsvoll zu sein, wenn es sich wie bei der Hausandacht, der Musik im Hause und dem Besehen der Bilder mit den Kindern um ein gemeinsames Thun handelt. Dadurch, daß heute fast jeder Scheffels Wort: „Still liegen und einsam sich sonnen ist auch eine tapfere Kunst" unbewußt zur Praxis seines Lebens, namentlich seines inneren Lebens gemacht hat, ist es nun gekommen, daß jeder in seiner Unruhe, seiner Sehnsucht, seinem Fürchten, seiner angstvollen Scheu sich zu offenbaren und sich auszutauschen, auch mitten im Gewühl, auch mit sprechendem Munde und lachendem Gesichte, einsam und verschlossenen Herzens dahin geht.

Gemeinsame Lektüre aber verbindet die Herzen, indem sie dieselben entsiegelt. Und wie vieles Gutes bietet sich diesem gemeinsamen Thun dar.

Wie ist die Kinderlektüre so ganz anders geworden. In den „Traktätchen" drängte sich uns ein breites, im Materialismus des gewöhnlichen Belohnungs- und Bestrafungsglaubens ersticktes Christentum auf, das uns auf Jahre hinaus den Geschmack an frommer und ernster Lektüre verdarb. Heute bringen die 10-Pfennighefte des Ninck'schen illustrierten Kinderfreundes, die Schriften der Fräulein A. Vollmar in Berlin, die lieben Geschichten der Johanna Spyri den Kindern und den Erwachsenen Bilder eines naiven, wortlosen evangelischen Lebens, dessen Träger, selbst meistens Kinder, von jener ebenso gut gemeinten wie gefährlichen religiösen Redseligkeit geheilt sind, in der sich die Traktätchenhelden vor Jahrzehnten ergehen mußten.

Auf den Büchervorrat der Heranwachsenden und der Erwachsenen will ich hier nicht eingehen, um den Rahmen nicht zu sehr zu erweitern.

Nur auf eines will ich aufmerksam machen: das evangelische Haus muß Luthers Bild wieder in den Gemütern aufrichten, da es die Schule nicht mehr thun kann: der Geschichtsunterricht der paritätischen Schule muß „objektiv" sein, der evangelische Religionsunterricht ist mit manchem beladen, z. B. innerhalb der Bibelkunde, aber auch der Kirchengeschichte, was dem liebevollen Ausmalen der Hauptgestalten Zeit und Frische nimmt. Da muß das Haus den Mann wieder an sich nehmen, der das evangelische Haus gegründet hat. Es muß geschehen durch Aufhängen seines Bildes, und der neuerdings liebenswürdig und erfreulich dargestellten Bilder aus seinem Familienleben, durch die Verwendung kleiner Lutherbiographien, die um so besser werden, je mehrere auf den lauten Ruf des Hauses erscheinen, durch die Kenntnis der großen Momente seines Lebens vonseiten der Eltern, damit z. B. Wittenberg, Worms, Wartburg durch das lebendige Wort zu unverlöschbaren großen Erinnerungen werden, durch Rettung seiner Übersetzung der Bibel (denn seine Bibel hat das deutsche Volk erlebt in dem Anlauf des 16., dem Jammer des 17., der verborgenen Besinnung des 18. Jahrhunderts, nicht das philologisch allein giltige Original und die philologisch befriedigende Übersetzung), endlich durch Befreundung mit einigen seiner Schriften und Predigten.

Erfüllt das evangelische Haus die Forderung, daß es zu einem evangelischen Leben zurückkehre, dann kann auch Licht und Wärme für andere von ihm ausgehen.

Diese Evangelisierung erreicht zuerst alle die Hausgenossen, die in unserem Dienste stehen. Wenn man bedenkt, daß das Dienstmädchen, das heute uns dient, in wenigen Jahren einem eigenen Haushalte vorstehen kann, und nun hier auf seine Weise nachbildet, was es bei seiner Herrschaft positiv oder negativ gelernt hat, so ergiebt sich die religiös-erzieherische Pflicht des Hauses von selbst. Wer nicht an seinem Dienstboten erzieht, trägt einen Teil der Schuld an dessen einstiger ordnungs- und religionsloser Haushaltung. Wer mich daran erinnert, wie die Dienstboten so vernachlässigt zu uns kommen und wie wenige man dauernd als Mitglieder des Hauses festhalten mag und kann, dem kann ich doch nur sagen: die Liebe höret nimmer auf! und Erziehungsversuche muß man machen, auch wenn man alle Quartale neu anfangen muß.

Erstlich muß den Dienstboten ein Kirchgang in kürzeren Zwischenräumen ermöglicht werden, und wenn ich auch weiß, daß „der Vater, der die ganze Woche nicht in Ruhe hat essen können, Sonntags seinen Braten haben will", so weiß ich doch auch, daß es zwei Küchenzettel giebt, den der Selbstlosigkeit und den der Selbstsucht, und daß an Sonntagen nur der erstere gelten darf. — Die Dienstboten müssen ferner an der Hausandacht teilnehmen; wen hier die tiefere Einsicht nicht treibt, den sollte die Klugheit dazu führen, denn die Erfahrung zeigt, wie hoch auch das verwilderte Gemüt die Zulassung zu diesem häuslichen Gottesdienste mit seiner Gleichstellung aller Hausgenossen dem Hause anrechnet. — Die Herrschaft muß sich weiter überzeugen, ob das Dienst-

mädchen ein Neues Testament und das Gesangbuch des Landes, in dem es eben dient, besitzt, und muß jedenfalls, wenn das erstere fehlt, dem Dienstboten dazu verhelfen. — Endlich muß dem Dienstboten für die freien Sonntagnachmittagsstunden eine gute Erzählung zum Lesen gegeben werden können. Das Volk liest so gern etwas Ernstes, wie es auch mehr Ernstes als heiteres singt, aber es ist nicht urteilsfähig, es nimmt auch die Kolportageliteratur, die an dem Korridor feiner Häuser und im Arbeiterhäuschen angepriesen wird. Hier wird jeder eingreifen, der den Ernst dieser Forderung kennt.

Diese Evangelisierung kann und soll aber auch unsere Schutzbefohlenen suchen, arme Kinder, denen in unsrer Küche an festen Tagen eine reichliche und gute Kost gewährt wird, arme Frauen, die nicht betteln, aber doch bitten müssen, Aushilfen, Nähterinnen.

Den Armen gegenüber muß man eines erwägen. Wir wünschen, daß ein gutes, sinnvolles erhebendes Bild die ärmliche Stube schmückt, wir hoffen, daß ein gutes evangelisches Buch in einer ruhigen Stunde schlafende Erinnerungen weckt und Entschlüsse zum Guten hervorruft. Aber in der gewünschten Breite kann dies alles nicht in das Volk kommen, weil es Geld kostet und weil einfache Leute auch nur selten wissen, was und wie man solches erwerben kann. Unsere Magd schneidet aus einem Makulaturbogen ein schreckliches Bild von der Antwerpener Explosion aus und klebt es unter den Spiegel ihrer Kammer, unserer Putzfrau schwatzt der Hausierer ein elendes Machwerk über den elenden Ausgang des Kronprinzen Rudolf auf. Solche Thatsachen müssen uns doch auf einen Hunger aufmerksam machen, der aus Unbelehrtheit und Ungeschick völlig unfreiwillig sich in den Mitteln der Befriedigung vergreift. „Volkslektüre" fordern und sie nicht ermöglichen, heißt einem Säugling vorwerfen, daß er nicht für sein tägliches Brot sorge. Es müssen alle die welche eine Erneuerung des christlichen und nationalen Lebens fordern, eben in den Kreisen der Armen und literarisch Hilflosen in der Weise helfen, daß sie einem oder mehreren ihrer bedürftigen Klienten ein Abonnement bezahlen, z. B. für ein erbauliches Blatt, oder die Haller Monatsblätter u. s. w., und zwar dies Abonnement nicht zugunsten mehrerer Familien gelten lassen; sobald solch ein Blatt in eine zweite, eine dritte Hand befördert werden muß, fällt die Freude am Besitze und die Möglichkeit wiederholten Lesens weg und tritt auch die den Willen zum Fortschritte lähmende Unregelmäßigkeit im Laufe einer solchen wandernden Lektüre ein. — In dem gleichen Siune sollte dann und wann ein Bild oder ein hübsches Spruchbildchen dem Dienstboten und dem Schutzbefohlenen geschenkt werden.

Auch bei den Klienten sollte Nachfrage gehalten werden, ob sie das Neue Testament besitzen. Es handelt sich vielleicht um eine Ausgabe von 25—50 Pfennigen, die uns nichts bedeutet, dem Beschenkten aber geben wir für die Stunde der großen Not des Herzens das aufrichtende Wort!

In dem Sinne aller dieser Forderungen halte ich es nun auch für Recht, daß man diese Schutzbefohlenen, die großen wie die kleinen, wenn sie Eßgäste an unserem Küchentische sind, anhalte, daß sie ein Tischgebet sprechen. Die

Leute sprechen ja mit dem Nichtthun nur ganz selten ein absichtliches Nichtthun aus, das meiste ungeschehene Gute geschieht darum nicht, weil wir alle mehr traumhaft leben als wach und umsichtig. In diesem Sinne ist des Spaniers Wort: „das Leben ein Traum" ein wahres Wort. Wenn man den Träumer aufweckt und eine Forderung wegen unterlassener Dinge an ihn stellt, so wird er in den meisten Fällen sagen: „herzlich gerne!"

So steht es auch mit dem Versäumen des Kirchengangs der in der Stadt lebenden Armen. Wenn wir ihn ermöglichen, so gehen sie gerne, wenigstens die Frauen. Wenn Frauen und Mädchen unserer Stände in der Nähe der Kirchen in einem gemieteten Raume zur Zeit des Morgengottesdienstes sich bereit hielten, die der Obhut bedürftigen Kinder armer Frauen treulich zu hüten, dann könnten diese Frauen das große Wort der Anklage und des Trostes inmitten der christlichen Gemeinde vernehmen und im Gewissen beunruhigt und in der Seele hoffend eine Neuordnung ihres inneren und äußeren Lebens beginnen.

Vermieden wir dergestalt das Schädigende und erfüllten wir das Aufbauende, dann erwüchse die evangelische Familie, die Ernst mit ihrem Ehrennamen machte und ein Element der Festigkeit und des Friedens innerhalb des nationalen Staates bildete. Mitglieder eines solchen Hauses werden aufbauende positive Naturen sein, die es halten, wie es Lessing gewollt hat, daß jeder den Ring innig liebt, den ihm sein Vater vererbt hat, daß er aber den Ring anderer zwar nicht ununtersucht, aber doch ungescholten läßt.

In welchem Verhältnis soll Deutsch und Englisch in unsern Gemeindeschulen gelehrt werden?

(Referat von Lehrer W. Riemeier.)

Um auf obige Frage eine runde und passende Antwort zu finden, müssen wir uns die doppelte Mission unserer Gemeindeschule vergegenwärtigen:

1. Die Gemeindeschule als Kirchenschule.
   a. ihre Stellung zur Kirche,
   b. ihre Stellung zur Staatsschule und ihre daraus folgende Existenzberechtigung.
2. Die Gemeindeschule als Volksschule.
   a. ihre Aufgabe dem Staate gegenüber,
   b. ihre Aufgabe fürs praktische Leben.
3. Notwendige Bedingungen und Forderungen zur richtigen Lösung dieser Aufgabe.

a. Die Stellung der Gemeindeschule zur Kirche.

Es wäre hier kaum der Ort, um darüber zu argumentieren, welche die schönere der beiden Sprachen ist, welche die schönere Literatur aufzuweisen hat, welche im Dienste der Kunst und Wissenschaft am höchsten steht, sondern einzig und allein darüber, wie beide Sprachen in unseren Gemeindeschulen zu

betreiben sind; daß sie beide dahin gehören, ist ein längst eingenommener Standpunkt.

In den Vereinigten Staaten ist ja die englische Sprache die Handels-, Verkehrs-, Gerichts-, kurz die Landessprache. Wer hier kein Englisch reden kann, kommt schlecht weg. Unsere Landes- oder Volksschulen sind englisch, obschon sich in denselben mancherorts das Deutsche eine gebieterische Stellung errungen hat. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Errungenschaft von günstigen Erfolgen begleitet wurde. Das deutsche Element von draußen, das hier einwandert, bringt seine Charakteristik mit und Träger derselben ist die deutsche Sprache. Um Erstere nun zu wahren, muß Letztere gepflegt und erhalten werden.

Deutsche Sitte, deutsche Wissenschaft, deutscher Sinn, deutsche Treue und Offenheit können nur unverfälscht auf die Nachkommenschaft vererbt werden in der Verkörperung der deutschen Sprache. So schön und wünschenswert uns dieser Gedanke auch erscheinen mag, so müssen wir leider bekennen, daß in unsern Landesschulen (Freischulen) das Deutsche noch lange nicht zu seinem Rechte gekommen ist; daß es auf dem Lehrplan so zu sagen, nur geduldet wird! In einigen Ortschaften hat man in jüngster Zeit dem deutschen Unterricht gar schon den „Garaus" gemacht und ihn gänzlich gestrichen. Die Gemeindeschulen sind die Bollwerke deutscher Sprache und deutschen Wesens.

Wer unlängst Gelegenheit hatte, den Verhandlungen des „Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes" in Chicago beizuwohnen, braucht sich kaum mehr wundern über das Kriegsgeschrei gegen den deutschen Unterricht in den Freischulen. Die Gemeindeschulen und deren Lehrer wurden auf's Unflätigste beschimpft, als Mitschuldige an der anti-deutschen Bewegung. „Sie gäben wohl vor" — wurde unter anderem gesagt — „die deutsche Sprache zu pflegen," aber gerade die Gemeindeschulen seien die „kümmerlichsten, lückenhaftesten Erziehungsinstitute und ihre Befürworter suchten das Deutsche aus den Freischulen zu verdrängen, nur um dadurch ihre Schulen zu heben." Ferner wurde behauptet: „Die Religion gehört wohl in die Familie und Kirche, aber nie und nimmer in die Schule." Wie aber, wenn die Kirche resp. Familie in diesem Interesse gerade Schulen unterhält, analog den Gemeindeschulen? Nach Auffassung eines Referenten genannten Lehrerbundes ist das höchste Ziel der Jugenderziehung das, „daß die Kinder zu tüchtigen Staatsbürgern erzogen werden und nicht zu Himmelsbürgern." Wir wollen hier ein Wort Kehr's, des deutschen Schulmannes, anführen, das jenen wahnwitzigen Behauptungen als Erwiderung dienen mag: „Wer in der Erziehung des Menschen die religiöse Anlage nicht berücksichtigt, sie vernachlässigt und verkümmern läßt, versündigt sich an dem Prinzip der harmonischen Ausbildung und wer sie absichtlich irreleitet, oder unterdrückt, begeht ein Kapitalverbrechen an der Menschennatur."

Wenn das, das Deutsche vertretende Element unserer Freischulen eben soweit sich vergißt und gegen die Religion wütet, verscherzt es damit die

Sympathie des Volkes und gräbt dem deutschen Unterricht selbst eigenhändig das Grab.

Unser amerikanisches Volk ist kein religionsfeindliches, sondern eher ein religionsfreundliches, das beweisen die vielen tausend Kirchen unseres Landes.

Die Gemeindeschulen sind Kirchenschulen und stehen im Dienste der Kirche und zwar der deutschen Kirche. Unsere Schulen der deutschen evangelischen Synode von N. A. haben somit die Aufgabe, die Kinder zu befähigen, deutschen Gottesdienst mit Nutzen zu besuchen, d. h. religiöses Leben zu pflegen. Ferner haben sie die Aufgabe, den Kindern durch Aneignung der deutschen Sprache eine feste Grundlage zu geben für eine gediegene, allgemeine Bildung.

These I. Als Schulen deutscher Kirchengemeinschaften müssen unsere Schulen deutsch sein.

Die evangelische Synode hat schon seit längerer Zeit die Notwendigkeit der Gründung und Erhaltung von Gemeindeschulen betont und in ihr sucht sie das Hauptmittel zur Erhaltung der deutschen Kirche. Soll sie fortbestehen, so muß die kommende Generation demgemäß erzogen werden. Nicht nur die Pflege der deutschen Sprache allein kann ihre Aufgabe sein, — denn die wird auch in andern nicht kirchlichen Schulen gründlich betrieben, sondern durch die deutsche Sprache soll sowohl Kirche als Schule die religiöse Bildung vermitteln. Für unsere Kirche ist das ein wichtiger Faktor, daß die Kinder „von Kind auf die heilige Schrift wissen." 2 Tim. 3. 15.

Es genügt nicht, daß unsere Kinder vier bis sechs Monate lang, wöchentlich zwei bis drei Mal den Konfirmandenunterricht besuchen, wenn sie nicht vorher schon in einer christlichen, deutschen Gemeindeschule in der Religion unterwiesen worden sind; geschweige dann, wenn sie in den Konfirmandenunterricht kommen, ohne überhaupt nur eine deutsche Schule besucht zu haben. Die Sonntagsschulen genügen nicht.

Unsere Kinder müssen den religiösen Geist atmen in der Schule und das tag-täglich; sie müssen ihren Katechismus der Hauptsache nach gelernt haben, ehe sie für den Konfirmandenunterricht reif sind; sie müssen mit der biblischen Geschichte vertraut sein, wenn anders ihnen der Katechismusunterricht anschaulich erteilt werden soll; sie müssen unsere herrlichen Choräle singen lernen, die Kernlieder memorieren, wenn anders sie Geschmack finden sollen am Gemeindegesang. Kurz, die Kinder müssen in der Gemeindeschule kirchlich-christlich erzogen werden.

These II. Der Religionsunterricht ist deutsch zu erteilen und zwar soll die erste Tagesstunde dazu bestimmt sein; die übrige Zeit des Vormittags sei dem Deutschen gewidmet.

Vorbereitend muß natürlich im Deutschen auch Lese- und Schreibunterricht erteilt werden; dahin gehört: Recht- und Schönschreiben und besonders deutscher Sprachunterricht. Damit könnte die übrige Zeit des Vormittags ausgefüllt werden. Wie das geschehen soll, können wir getrost dem einzelnen

Lehrer überlassen, da an dieser Stelle keine didaktischen Regeln aufgestellt werden sollen und nach unserm Thema auch nicht verlangt werden.

b. Die Stellung der Gemeindeschule zur Staatsschule und ihre daraus folgende Existenzberechtigung.

Volksschulen oder Staatsschulen im eigentlichen Sinne sind ja unsere Freischulen und wollen wir gewiß ihre Leistungsfähigkeit nicht in Zweifel ziehen. Dem Deutschen genügt sie aber immerhin noch nicht, weil er sich in derselben nicht heimisch fühlt. Deutsche Methode und deutsche Zucht fehlen derselben zum großen Teil, obgleich wir gerne zugeben wollen, daß erstere seit jüngster Zeit mehr und mehr durch deutsche Schulmänner zur Geltung gekommen ist. Die deutsche Sprache wird nicht genügend gepflegt in der Volksschule, und unser Liebstes, die Religion wird ganz außer Acht gelassen.

Wir müssen es hier stark betonen, daß der Deutsche religiös ist von Haus aus, wenn auch nicht immer aus freiem Antrieb und Überzeugung, so ist er doch früher als Kind zur Kirche und Schule angehalten worden. Das deutsche Volk ist ja so recht eigentlich ein Religionsvolk, ebenso, wie die Griechen ein Kunstvolk, die Römer ein Rechtsvolk waren. Mit echt deutscher Treue haben unsere alten Vorfahren an ihren alten Göttern Wodan, Donar und Ziu, Freyja und Hulda festgehalten.

Hat doch erst die Schärfe des Frankenschwertes und ein dreißigjähriger, blutiger Kampf die harten und festen Nacken des Sachsenvolkes dem Evangelium zu beugen vermocht. Aber da nun die alten Göttersagen wie ein Nebel vor der Sonne zerstoben, wie nahmen da die Deutschen das Evangelium auf!? Nicht als ein neues Philosophem zur Übung dialektischer Kunst, wie die Griechen, auch nicht blos als eine neue Lebensnorm und ein Gesetz wie die Römer, sondern als Heilsthat.

Ergriffen die spekulativen Griechen das Evangelium mit dem Verstande und machten es zum Gegenstand blos verstandesmäßiger Erkenntnis, faßte das praktische Rechtsvolk der Römer es mehr als Sache des Willens auf, so haben die Deutschen es von Anbeginn mit ihrem Herzen und Gemüt aufgenommen. Auch mit Christo suchten sie sich sofort in ein persönliches Verhältnis zu setzen, sich seiner Person zu vergewissern, sich mit ihm in Treue auf's Engste zu verbinden.

Leider wurde von Rom aus während des Mittelalters das Evangelium als ein wuchtendes Gesetz den Völkern aufgelegt, das persönliche Verhältnis des Menschen zu Christo wurde aufgehoben, indem man die Legionen der Heiligen und die Majestät des päpstlichen Stuhles zwischeneinschob; von Rom aus wurde die Religion aus dem innersten Lebensmittelpunkt, dem Gemüt, herausgenommen und in die weite Peripherie äußerlicher Werke verlegt. Deutsche waren es da, die diese Verkehrung, Veräußerlichung und Verweltlichung des Christentums tief fühlten und empfanden und nun auch die große Aufgabe unternahmen, das religiöse Leben aus seinem Dahingegebensein an die Äußerlichkeit wieder in die innerste Sphäre des Geistes und Gemütes zu-

rückzuführen, aus der Peripherie zum Zentrum zurückzubringen, d. h., an die Stelle toter Werke lebendigen Glauben und Gesinnung zu setzen.

In diesem reformatorischen Sinne wirkten ehedem schon edle Männer wie Johann Tauler, Johann Wessel und Andere. Endlich trat Luther auf, ein Mann nach dem Herzen Gottes und nach dem Herzen des deutschen Volkes, durch und durch deutsch, namentlich auch in seinem kühnen Trotz und christlichen Heldenmut. Er, wie die edlen Schweizer, vollbrachte mit Gott das große Werk, stellte das rein persönliche Verhältnis des Menschen zu Gott wieder her. Wohl ist die Reformation eine Gottesthat; aber sie ist auch zugleich eine That des deutschen Geistes, der hier seinen Beruf zum Christentum erfüllt hat.

Man redet wohl von auserwählten Völkern und nennt bisweilen das deutsche Volk das Israel des neuen Bundes. Mag daran auch viel übertrieben sein, wahr ist's, die Germanen sind von Gott vor allen andern Völkern zu Trägern, Hütern, Pflegern und Ausbreitern des Evangeliums bestimmt.

Warum aber in der Vergangenheit nach Beweisen suchen! Sehen wir es doch in der heutigen Zeit, daß es unter den Protestanten nur die deutschen Kirchengemeinschaften sind, die Religions- d. h. Kirchenschulen unterhalten. Ja die Deutschen fühlen den großen Mangel unserer öffentlichen Schulen! O, daß das Volk der Treue sich auch hier dem Evangelium gegenüber treu bewähren möchte und wenn es auch ringsum die Völker abfallen sieht, wenn es täglich sieht, wie eigene Stammesgenossen, Sophisten, Atheisten, Rationalisten und andere „Isten" wie ein tollgewordenes Geschlecht den lieben Gott entthronen und seine Vernunft vergöttern will, möchte es dann doch zu dem großen Völkerhirten, den einst der Sänger gepriesen, sagen:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei."

These III. Da die Staatsschule der religiösen Erziehung unserer Kinder keinerlei Rechnung trägt, und der Deutsche diesen Mangel schmerzlich empfindet, hält es die deutsche Kirche für ihre heiligste Pflicht, durch Gründung, Erhaltung und Beschickung christlicher Gemeindeschulen diesen Mangel zu ersetzen.

Wir müssen uns wohl hüten, daß wir nicht von einem Exrem ins andere geraten; während die katholische Kirche die Schule nur als Kirchenschule betont, sollen wir unsere nicht blos oder vorwiegend als Volksschule betonen.

Gleichberechtigung sei auch hier die Parole. Wir können es kaum dahin bringen, daß die Kinder unserer Gemeinden ausschließlich unsere Schulen besuchen, wie bei andern Kirchengemeinschaften; auch wollen wir unsern Staatsschulen nicht kurzweg Alles absprechen, sie sind, so wie die Verhältnisse

hierzulande eben liegen, wohl so ziemlich wie und was sie sein sollen, nämlich: „Staatsschulen.“

Wir betonen nur was mangelt und lassen ihr sonst alles Gute und suchen auch bei ihr keine Abhülfe, sondern legen selbst die Hand ans Werk und unterhalten nebenbei, aus eigenen Mitteln, Gemeindeschulen, die uns das fehlende Moment, die Religion, bieten. Aber wir verbitten uns ganz entschieden, daß der Staat sich unbefugter Weise in die Regelung und Leitung dieser unserer Gemeindeschulen mische, wie das im letzten Jahr thatsächlich geschehen ist und zwar nur deshalb, um uns dieses Kleinod zu rauben!

Ferner verlangen wir von unsern deutschen Leuten, uns wenigstens zwei Jahre ihre Kinder zu schicken. Wäre das nicht auch ganz in der Ordnung? Vielleicht käme man weiter, wenn man darauf bestände, daß die Kinder von Ostern an bis zur nächstjährigen Konfirmation die Gemeindeschule besuchen müßten. Dann hätte man die Kinder ein volles Jahr und nicht etwa zwei Jahre, aber nur während der Wintermonate, wo dann die Schulen überfüllt, aber im Sommer zu leer sind. Hier sollte etwas Bestimmtes geregelt werden und bindend sein für alle Schulen der Gesammt-Synode. (Landschulen könnten ja eine Ausnahme machen) (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Streit in der Evangelischen Gemeinschaft ist damit, daß nun auch Bischof Escher abgesetzt worden ist, keineswegs zu Ende. Er wird wohl jetzt erst recht anfangen. Bischof Dubs hat sich in einer besonderen Schrift: „Meine Untersuchung. Worte der Abwehr und Erklärung u. s. w.“ vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen gesucht und man wird nur wiederholen können, was in der letzten Nummer der Th. Ztschr. bereits gesagt war. Es hat keinen Wert den Inhalt der ganzen Schrift hier zu reproduiren. Das Resultat der angeblichen Untersuchung war augenscheinlich von vornherein sicher gestellt und darum das ganze Verfahren für die sachliche Beurteilung der vorgebrachten Klagen eben gänzlich wertlos.

Dagegen müssen wir einen schon früher berührten Punkt etwas näher beleuchten da die Schrift von Dubs ein genaueres Urteil darüber ermöglicht. Es ist nämlich in der Th. Ztschr. 1889 Seite 345 auf eine Beschwerdeschrift des Bischofs Escher gegen Dubs hingewiesen worden, nach welcher Dubs die allerdings sehr bedenkliche Äußerung gethan haben soll, daß der größte Mißgriff, den er gemacht habe, der gewesen sei, daß er versucht habe, Bischof Escher herunter zu bringen. Es wird nun zunächst darauf hingewiesen, daß die berichteten Worte nicht in dieser Weise gesprochen worden seien, sodann aber geht aus beigebrachten Zeugnissen hervor, daß Dubs von den Opponenten des Bischofs Escher ins Amt erwählt war. Wenn das so war, so hatte eben des Bischofskollegium in dieser Zusammensetzung, so gut es gehen mochte, zu arbeiten. Die Art wie man sich des Oppositionsbischofs zu entledigen suchte und entledigt hat, ist für den Bestand der gesammten Kirchengemeinschaft jedenfalls viel verhängnisvoller als die Opposition, die derselbe je gemacht hat. Es ist ja theoretisch ein recht schöner Satz, daß in einer Kirchengemeinschaft keine Opposition sein sollte, in Wirklichkeit aber wird eben, sobald der Umfang einer Kirchengemeinschaft über ein gewisses Maß hinaus wächst, das patriarchalische Regiment nicht mehr möglich sein. Damit aber ist die Möglichkeit einer Opposition gegeben, der man eine gewisse Berechtigung nicht ohne weiteres absprechen kann. Will man aber eine

solche unter keinen Umständen dulden, so muß man entweder ein persönliches unfehlbares Oberhaupt schaffen, wie die Jesuiten es für die römische Kirche gethan haben, oder man muß immer wieder einen kirchlichen Bürgerkrieg führen, der jedesmal dann sein Zerstörungswerk beginnt, wenn eine Kirchengemeinschaft eben recht existenzfähig geworden ist. Zum förmlichen Kriege ist es nach den neusten Nachrichten bereits gekommen. Die Platte-River-Conferenz in Nebraska weigerte sich den Bischof Escher als Vorsitzer anzuerkennen, indem geltend gemacht wurde, daß der Bischof unter schwerer Anklage stehe Daraufhin wurde von den Bischöfen Escher und Bowman verfügt:

> „Daß die Platte-River-Conferenz der Evangelischen Gemeinschaft durch Mißachtung ihrer eigenen Verordnung, mehr aber durch Auflehnung und Empörung gegen die Ordnung das Gesetz und die Regimentseinrichtung unserer Kirche, am Tage und zur Zeit solcher Auflehnung aufgehört hat als eine jährliche Conferenz der Evangelischen Gemeinschaft zu bestehen und mithin dann auch alle Ämter die sie erteilte, sowie auch alle ihre Rechte und Ansprüche als jährliche Conferenz unserer Kirche aufgehört haben."

Ob diese Verfügung der beiden Bischöfe ein berechtigter Gebrauch oder ein Mißbrauch ihrer Amtsgewalt war, kann und soll an dieser Stelle natürlich nicht weiter erörtert werden. Jedenfalls aber haben die beiden eine sehr weitgehende Meinung, sowohl von ihrem Recht wie von ihrer Macht, wenn sie durch einen bloßen Verwaltungsakt eine jährliche Conferenz von etwa 20 Pastoren ihres Daseins berauben wollen. Die Frage wird allerdings zunächst eine Machtfrage werden. Gelingt es den beiden Bischöfen diese ihre Maßregel durchzuführen, so stehen sie in beinahe päpstlicher Machtvollkommenheit da und werden dadurch manchen einzuschüchtern vermögen. Mißlingt ihnen dagegen die Sache dann wird die bischöfliche Gewalt für lange in der Evangelischen Gemeinschaft ziemlich bedeutungslos werden.

In Chicago soll es zwischen den Anhängern beider Parteien bereits zu Thätlichkeiten gekommen sein, so daß die Polizei einschreiten mußte. Es sollte nämlich an der Sheffield Ave. eine Conferenz abgehalten werden, aber die Anhänger von Dubs ließen Bischof Escher und seine Partei nicht in die Kirche herein. Dies gab Veranlassung zu einem Auflauf, bei welchem sich eine solche Menschenmasse zusammendrängte, daß die Straßenbahnwagen nicht mehr passiren konnten. Schließlich zog Bischof Escher mit seiner Partei ab und hielt in einer andern Kirche eine besondere Conferenz.

Die bayrische Regierung hat den Ultramontanen die Altkatholiken aufgeopfert. Der Ministerpräsident hat damit seine Stelle, die ihm allerdings von den Ultramontanen nur sehr ungern gelassen wurde, für diesmal gerettet, ebenso auch noch einen Rest seiner eigenen Auslegung des königlichen Placet, den man ihm gerne in den Kauf gab. Da der Staatminister noch immer daran festhielt, daß das Vatikanum von 1870 das königliche Placet nicht habe, so ließ sich der Kapitularvikar von München-Freising Dr. v. Rampf herbei nachzuweisen, daß die Altkatholiken so wie so schon exkommunicirt seien, denn 1. Verneinen die Altkatholiken das römische Dogma über den Ehren- und Jurisdiktionsprimat des Papstes, indem sie den Apostelfürsten Petrus den übrigen Aposteln gleichstellen, seine besondere Sendung und Gewalt bestreiten und seinen Nachfolger als gewöhnlichen Patriarchen darstellen; 2. Verneinen die Altkatholiken öffentlich das katholische Dogma von der unbefleckten Empfängnis, welches am 8. Dezember 1854 durch die Bulle „Ineffabilis Deus" proklamirt wurde. Sie sind folglich kraft eben dieser Bulle von der Kirche ausgeschlossen.

Damit hat sich nun das Ministerium vorerst gerettet, indem es die Altkatholiken preis gab, ohne indeß die Zentrumsleute zu befriedigen. Zunächst freilich mußte man einigermaßen ehrlich sein und die Voranschläge des Kultusministeriums genehmigen. Freilich zeigte es sich bei der Spezialdebatte schon, daß damit die ultramontane Begehrlichkeit mit der Aufopferung der Altkatholiken nicht befriedigt ist, daß sie überhaupt nicht eher gesättigt ist als bis sie alles verschlungen hat.

Dieselbe Begehrlichkeit der Zentrumsleute zeigte sich in den Verhandlungen des preußischen Landtages über den Kultusetat. Nur daß sie in dem

überwiegend evangelischen Preußen von vornherein als Unverschämtheit erscheint. So beschwerte sich Windthorst über das Einspruchsrecht der Regierung bei der Anstellung von katholischen Geistlichen. Die thatsächliche Lage der Dinge war die, daß nur gegen fünf Anstellungen aus 2310 Einspruch erhoben wurde, und daß diese Fälle sich auf polnische Bezirke beschränkten, in welchen aus nationalen und politischen Gründen Einspruch erhoben werden mußte.

Ferner beklagte sich Windthorst darüber, daß im Schulwesen nicht paritätisch verfahren würde. Das erwies sich freilich als richtig, aber insofern als die Katholiken fast überall bevorzugt werden. Im Jahre 1821 kamen auf je 100,000 Einwohner 227 evangelische Lehrkräfte und nur 140 katholische. Gegenwärtig kommen auf dieselbe Einwohnerzahl 238 evangelische Lehrkräfte und 210 katholische. In Westpreußen sind von 1881—1886 neunzehn evangelische und 133 katholische Lehrerstellen neu gegründet worden. Eine katholische Schule hat drei Schulkinder, während die 34 evangelischen Kinder derselben Gemeinde eine halbe Stunde weit zur Schule gehen müssen. Im Regierungsbezirk Danzig sind 26 katholische Schulbauten unterstützt mit 137,440 Mark, vier evangelische mit 12,759 Mk.; in Marienwerder 29 katholische mit 115,000 Mk., 29 evangelische mit 134,000 Mk.; in Posen 57 katholische mit 259,000 Mk. und 25 evangelische mit 111,000 Mk.; in Bromberg 20 katholische mit 120,000 Mk. und 26 evangelische mit 15,000 Mk. Dagegen war nun allerdings von Seiten Windthorsts nichts zu machen; aber nun behauptete Windthorst, es sei eben doch keine Parität, indem im Regierungsbezirk Marienwerder 150,000 katholische Kinder in evangelische Schulen gehen müßten, aber nur 25,000 evangelische in katholische Schulen. Auch hier stand es thatsächlich, umgekehrt, indem 5495 katholische Kinder in evangelische Schulen und 25,878 evangelische Kinder in katholische Schulen gehen. Man sieht aus diesen Zahlen, was man in Rom unter Parität versteht.

Nichtdestoweniger prahlte Windthorst mit der Friedensliebe der Katholiken und Reichensperger meinte sogar, den Schutz der Regierung gegen die evangelischen Friedensstörer anrufen zu müssen. Es ist nun eben einmal so, daß die Evangelischen Friedensstörer in den Augen Roms sind, so lange als überhaupt noch einer von ihnen lebt.

Ueber die Versammlung der Diasporakonferenz am 13. November 1889 wird in dem inzwischen erschienenen Jahrbuch in eingehender Weise berichtet. Nach einer einleitenden Ansprache von Generalsuperintendent Trautvetter von Rudolstadt berichtete Dr. Dalton über die evangelische Kirche in Rußland. Die Zahl der evangelischen Christen auf jenem ungeheuren Gebiet läßt sich nicht einmal genau angeben, es mögen zwischen 2½ und 3 Millionen sein. Die lutherische Kirche steht unter einem Generalkonsistorium, dem acht Konsistorien untergeordnet sind, und zerfällt in drei Gruppen: 1. die Ostseeprovinzen, 2. die Kolonien an der Wolga und im Süden, 3. die im Innern Rußlands Zerstreuten. Die Ostseeprovinzen wurden 1710 durch Peter den Großen Rußland einverleibt, der damals den Bewohnern jener Gebiete ihre Gewissensfreiheit gewährleistete, während heutzutage dieselbe kaum noch besteht. Die Deutschen an der Wolga wurden durch Katharina II. nach Rußland gebracht. Etwa 300,000 Evangelische leben in jener Gegend. Alexander I. siedelte 1817 eine große Anzahl Württemberger am schwarzen Meere an, die dort blühende Gemeinden gebildet haben. Dr. Dalton machte vor drei Jahren eine Inspektionsreise dorthin, die er folgendermaßen beschreibt: „Nach einer Eisenbahnfahrt von 2000 Kilometer gings zu Wagen weiter. Auf holperigen Wegen und stoßendem Wagen gehts durch die Steppe in fortwährender eifriger Unterhaltung mit dem begleitenden Kirchenältesten, welche mit dem Pastor religiöse Gespräche führt. Nach Ankunft in der deutschen Niederlassung wird trotz Reisestrapazen ein Gottesdienst für den Abend bestimmt, und dem Pastor die Bitte ausgesprochen, doch recht lange zu predigen. Morgens um 7 Uhr folgt ein zweiter Gottesdienst und wieder heißt es: recht lange. Dann folgt Abendmahl, Taufen u. s. w. Darauf gehts weiter über die Steppe zu einer andern Niederlassung. Dort wiederholt sich dasselbe; überall zeigt sich derselbe Sinn, zwar eng begrenzt aber herzlich fromm.

Am schwersten zu bestimmen ist die Zahl der über das russische Reich zerstreuten Evangelischen. In Petersburg wohnen 83 000 Protestanten, darunter 42,000 Deutsche mit 14 Gemeinden und 30 Predigern. Diese Gemeinden leisten in den Mitteln, welche sie aufwenden, sehr bedeutendes. Eine Gemeinde von 3000 Seelen verbrauchte für einen Kirchenbau etwa 900 000 Mark ($211,500) und unterhielt ein Gymnasium, Armenhaus für Knaben und Mädchen, Altersversorgungshaus u. s. w. Eine andere Gemeinde brachte 25 Jahre lang jährlich 80,000 Mark ($18,800) auf für ihre Schulen. [Beinahe soviel als unsere ganze Synode für ihre Lehranstalten aufbringt. D. R.] Dazu kommen noch Anstalten, die allen evangelischen Kirchen gemeinsam sind, wie Diakonissenhaus, Gemeinde-Bibliothek, Stadtmission u. s. w.

Von den Verhältnissen im Innern Rußlands hat der Außenstehende meist keine Ahnung. Ein Pastor in Nowgorodschen hatte während eines Jahres 187 Predigten in sechs Sprachen gehalten. In Wolhynien waren im Jahre 1883: 74,000 Deutsche auf einem Gebiete von 63,000 Quadratkilometer zerstreut. Die Gemeinde in Neusalz in der Krim hat 203 Filiale, die der Pastor besuchen muß. Die größte Pfarrei der Welt hat ein Pastor in Sibirien. Das Gebiet derselben ist größer als ganz Europa Auf demselben wohnen 400—500 Protestanten, darunter solche, die der Seelsorge am meisten bedürfen, arme unglückliche Verbannte. Die Reisen auf diesem Gebiet sind mit Gefahren und Entbehrungen verbunden. Sie führen oft in Wildnisse hinein, in welchen für Geld nichts zu haben ist, indem sogar Münzen etwas unbekanntes sind.

Über die kirchliche Versorgung der Deutschen in Südafrika redete Missionssuperintendent Merensky aus Berlin. Es leben dort etwa 15,000 Deutsche außerhalb der Kapkolonie in Natal, in Transvaal, dem Freistaat und den Diamantenfeldern. In der Nähe der Hafenstadt „D'Urban" befindet sich eine deutsche Gemeinde, welche sich bildete als Ende der vierziger Jahre ein jüdischer Unternehmer ein Schiff voll deutscher Auswanderer an jene Küste brachte, um Baumwollpflanzungen anzulegen. Jetzt ist D'Urban eine Stadt von 20,000 Einwohnern. In der Schule jener Gemeinde werden 40 Kinder von einem Lehrer unterrichtet, der früher Troppist gewesen war. Auch im Zululande bestehen deutsche Gemeinden, die größte in Neu-Hannover. In Blumfontein, der Hauptstadt des Freistaates befindet sich eine deutsche Gemeinde, deren Kirche 1875 eingeweiht wurde. Ja sogar in Kimberley der Diamantenstadt ist es gelungen, eine deutsche Gemeinde von 260 Gliedern zu sammeln. Außerdem sind Schritte gethan worden, sämmtliche deutschen evangelischen Gemeinden Südafrikas zu einer Synode zusammenzufassen.

Eine der stärksten Stützen der politisch-liberalen Partei in England sollen die Methodisten sein. Ein Prediger dieser Richtung schreibt: „Wir haben 100 Gemeinden in London, und unter allen diesen ließen sich keine 50 Leute aufbringen, welche gegen die weitgehendsten Forderungen des Programms der Londoner Radikalen wären. Wir besitzen 1000 Prediger, unter welchen es nicht 30 giebt, die nicht fortschrittliche Liberale sind. Wir haben fast 6000 Kirchen und Kapellen und 500,000 Gemeindeglieder, und ich glaube, daß man nicht 100,000 zusammenbringen könnte, welche nicht jede Maßregel unterstützen würden, die darauf abzielt die Lage der Massen des Volkes zu verbessern." — Zu beachten ist hier allerdings, daß der englische Liberalismus ein wesentlich anderer, als der kontinentale ist.

Durch ein Gesetz vom 26. Dezember 1889 hat die türkische Regierung nach langem Zögern dem persönlich ausgesprochenen Wunsche des Sultans nachgegeben und in dem ganzen, seiner Autorität unterworfenen Reichsgebiet, die Einfuhr und den Verkauf von Sklaven verboten. Diejenigen, welche Sklaven besitzen, dürfen sie behalten, unter der Bedingung, sie auf der Polizei anzuzeigen, welche denselben ein Signalement und die Bescheinigung des ihnen in dem Hause zuerteilten Dienstes ausstellen soll. Diejenigen Herren, welche diese Formalität verabsäumen, setzten sich der Gefahr aus, daß ihre Sklaven auf Anordnung der Regierung freigegeben werden. Jeder Verkauf eines Schwarzen hat die Freilassung desselben zur Folge. Endlich bewilligt der Sultan der englischen Marine das Recht die türkischen Schiffe zu durchsuchen. — Wenn dieses neue Gesetz mit

Ernst gehandhabt würde, wenn in Tripolis und Bengbazi, den beiden Hauptausfuhrorten der Sklaven, die im Sudan eingefangen werden energische Gouverneure des Sultans gute Absichten ausführten, so würde der guten Sache erfolgreich gedient werden. Aber Gesetzgebung und Ausführung sind zwei sehr verschiedene Dinge in der Türkei.

Das italienische Parlament hat ein Gesetz über die Verwaltung der wohlthätigen Stiftungen angenommen, welches allerdings den höchsten Zorn des Klerus erregt hat. Bisher lag die Verwaltung dieser Gelder im Betrag von über 111 Millionen Franks in den Händen geistlicher Genossenschaften und war ebenso kostspielig wie mangelhaft. Die Provinzialräte sollen in Zukunft die Verwaltung überwachen, welche von den Kommunalbeamten geführt werden soll. Die Ordnungen, welche das neue Gesetz vorschreibt sollen derart sein, daß mit Recht erwartet werden kann, daß diese Gelder den Armen, welche unterstützt werden sollen, wirklich zu gute kommen. Auch Frauen können nach diesem Gesetz an der Armenpflege mitarbeiten. Leo XIII. hat sich sehr gegen das Gesetz ausgesprochen, indem nämlich die Parochialpriester aus der Verwaltung ausgeschlossen sind, sind sie erstlich nach der Meinung des Papstes gekränkt, sodann aber ist es ihnen auch — woran vielleicht der Papst nicht gedacht haben mag — nicht mehr möglich, Gelder dieser Kassen als Peterspfennige den päpstlichen Kassen zuzuführen.

Die Revision der lutherischen Bibelübersetzung ist dieses Jahr am 10. und 11. Januar in Halle zu Ende geführt worden. Über 20 Jahre sind seit den ersten Anfängen dieser Arbeit verflossen. Die verschiedenen Wünsche, welche durch die Probebibel hervorgerufen worden sind, konnten natürlich nicht alle erfüllt werden. Der Gewinn der Revision ist einerseits die Verbesserung einer Anzahl von Stellen, in welchen die Übersetzung Luthers anerkanntermaßen geirrt hat, andererseits aber — und das ist für den praktischen Gebrauch noch bedeutender — die Herstellung eines Normaltextes der deutschen Bibel, wodurch hoffentlich für einen längeren Zeitraum der auf diesem Gebiet herrschenden Unsicherheit und Willkür ein Ende gemacht werden wird.

Schulnachrichten.

Lehrer H. Huneke, Glied des Lehrervereins, bisher Lehrer an der evang. Jakobi-Gemeinde in St. Louis, hat die zweite Lehrerstelle an der Pauls-Gemeinde in St. Louis übernommen. Die dadurch vacant gewordene Lehrerstelle an der Jakobi-Gemeinde ist durch Lehrer O. Weixelbaum wieder besetzt worden. — Lehrer F. Gieselmann, Glied des Lehrervereins, bisher erster Lehrer an der evang. Pauls-Gemeinde in St. Louis, hat gesundheitshalber sein Schulamt niedergelegt. Zu seinem Nachfolger für die erste Lehrerstelle an der Pauls-Gemeinde ist Lehrer W. Riemeier in Chicago, Glied des Lehrervereins, berufen worden, und hat derselbe den Ruf angenommen.

Lehrerelend in Spanien. (Allgem. deutsche Lehrerzeitung.) Der „Imperual," ein ministerielles Blatt in Spanien sagt: „In dem Distrikt von Velaz-Malaga ist abermals ein Schulmeister verhungert, dem die Gemeinde 30,000 Realen (6000 M.) schuldete." — Im letzten Juli sandte der jetzt verstorbene dem Gouverneur von Malaga ein Schreiben, in welchem er mitteilte, er werde die Schule schließen und sich irgendwo Arbeit suchen, die ihm wenigstens zu essen erlaubte. Als dann der Lehrer seine Drohung wirklich ausführte und die Schule schloß, erschien ein Unterrichts-Inspektor, welcher den Lehrer im tiefsten Elend und in Folge der Entbehrungen bereits arbeitsunfähig und bettlägerig vorfand. Auf den Bericht dieses Beamten hin forderte der Gouverneur von Malaga das Ayuntamiento auf, dem Schulmeister wenigstens einen Teil seines großen Guthabens auszuzahlen. Vergeblich. Der Mann hat kein Real erhalten. Acht Monate hat er noch mit dem Elende gekämpft. Jetzt hat der Tod seinen Qualen ein Ende gemacht.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. Juni 1890. Nro. 6.

Der tote Glaube.

Der Satz des Apostels Paulus, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne Gesetzeswerke, ist erstlich einmal so klar und bestimmt ausgesprochen, daß sich nicht daran drehen und deuten läßt und zweitens so fest mit unserm evangelischen Glauben verwachsen, daß sich nicht daran ändern oder rütteln läßt und liegt endlich so sehr unserem theologischen Denken zu Grunde, daß er sich durch nichts anderes ersetzen läßt. Es ist daher begreiflich, daß man entweder es mit der Behauptung, Jakobus widerspreche dem Paulus, verhältnißmäßig leicht nimmt und sagt (oder wenigstens denkt): Laß den Jakobus sagen, was er will, er kann uns nicht daran irre machen, daß der Mensch ohne Gesetzeswerke gerechtfertigt wird, oder daß man sich von vornherein damit beruhigt, daß vermöge der Inspiration der Schrift alle vorgeblichen Widersprüche nur scheinbar sein müssen, und sich auflösen lassen, sofern man nur den nötigen Scharfsinn und die nötige Geduld habe. Den Scharfsinn traut sich am Ende ein Jeder zu, die Geduld überläßt man dagegen recht gerne der theologischen Gelehrsamkeit, die doch auch etwas zu thun haben muß. Für die Praxis nimmt man inzwischen die Dinge, wo und wie man sie findet und braucht, und da kommt der Jakobusbrief, „die stroherne Epistel," manchmal gar nicht ungelegen. Dabei rechtfertigt man sich durch den Glauben, daß der Jakobusbrief ebensowohl Schriftwort ist, wie die Paulusbriefe, und daß der Versuch des Reimens der Schrift eben nur ein fragwürdiges Verdienst habe. Das hat er auch, denn wir brauchen die Schrift so wenig erst zu reimen, wie die Natur. Dagegen haben wir beidem gegenüber die Pflicht, der Forschung um beides begreifen und zum Guten verwenden zu können. Die am nächsten liegende Frage ist nun die: Versteht Paulus unter der „Rechtfertigung" ohne Gesetzeswerke etwas anders als das was Jakobus mit demselben Wort bezeichnet (ἐδικαιώθη)? Könnte man die Frage bejahen, so wären alle Schwierigkeiten überwunden. Nur daß eben schwer zu sagen ist, in welcher Weise sich die Rechtfertigung bei Jakobus von der Rechtfertigung bei Paulus unterscheiden soll. Beide (Gal. 3, 6, Jak. 2, 23) gebrauchen genau die nämliche Worte, und hätten sie dieselben verschieden verstanden, so wären sie sicher, wenigstens von einem der beiden, mißverstanden worden. In diesem Falle wäre es nicht der Mühe wert, auch noch den Inhalt eines Mißverständnisses zu erörtern. Es ist aber so wenig eine verschiedene Auffassung der

Rechtfertigung bei Jakobus und Paulus, als bei Petrus und Paulus. (Gal. 2, 16). Es war ja die Frage nach der Rechtfertigung des Menschen vor Gott, die Hauptfrage des Christentums. Verstand man einmal darunter verschiedene Dinge, so hörte jeder auf, des andern Sprache zu verstehen. Weniger wichtig dagegen ist — die Frage, ob der von Gott gerechtfertigte, als gerecht oder als Sünder zu denken ist, so daß die Rechtfertigung im ersten Fall nur eine Anerkennung der Gerechtigkeit des Gerechten oder im zweiten Fall eine Anrechnung der Gerechtigkeit aus Gott durch den Glauben an Christum ist. Rechtfertigung vor Gott ist die Rechtfertigung in beiden Fällen, und die Frage ist mit einer solchen Unterscheidung ihrer Lösung nicht näher zu bringen.

Dagegen ist beachtenswert, daß Jakobus immer nur die „Werke" schlechthin nennt, dagegen niemals von Gesetzeswerken redet, und gerade zwei Thatsachen anführt, die nicht aus dem Gesetze Mosis hervorgegangen sein können, da sowohl Abraham als Rahab das Gesetz nicht kannten. Eine Voraussetzung müssen aber beide Werke doch haben, und dies ist eben der Glaube, der aber wiederum für sich allein nicht notwendig die Werke erzeugt, denn er kann ja auch ohne Werke gedacht werden, oder mit andern Worten, die Werke, aus denen der Mensch gerechtfertigt wird, sind etwas, was nicht ohne Glauben gedacht werden kann, aber nicht notwendig mit dem Glauben verbunden gedacht werden muß. Es gibt nach Jakobus keine Rechtfertigung ohne Glauben aber auch keine Rechtfertigung ohne Werke. Ueber das erstere sich weiter auszusprechen hat Jakobus keine Veranlassung, da die Leute, zu denen er redet, es durchaus nicht bestreiten. Dagegen wollen sie aus dem Glauben allein gerechtfertigt werden, was eben Jakobus als eine Einbildung hinstellt. Jak. 2, 20. Was ist nun der Glaube dieser Leute? Ist er auch Einbildung? Keineswegs; er wird als Glaube anerkannt Jak. 2, 19; er wird weder als Aberglaube, noch als Unglaube, noch als krankhafter oder nur schwacher Glaube bezeichnet. Jakobus hätte aber irgend etwas derartiges thun müssen, wenn er nur einem falschen verkehrten oder nur schwachen Glauben die Rechtfertigung hätte absprechen wollen. Er hätte dem falschen Begriff vom Glauben seinen eigenen Begriff von demselben entgegensetzen müssen. Es fehlt dem Glauben dieser Leute weder am wahren Inhalt, noch an der richtigen Form, er ist weder schwach noch unklar, es fehlt ihm nur die Hauptsache: das Leben. Daß es aber so ist zeigt sich in dem Fehlen der Werke. Kann es nun wirklich einen solchen Glauben geben oder kann man ein solches Verhalten Glauben nennen? Wenn man behauptet, ein solches Verhalten es verdiene den Namen Glaube nicht, so muß man dagegen fragen: welchen Namen soll man ihm geben? Aberglaube ist es nicht, denn sein Inhalt ist Wahrheit. Unglaube ist es auch nicht, denn seine Form ist nicht die der Verneinung. Jak. 2, 19. Er ist Glaube, er ist richtiger Glaube, aber er ist tot, er ist, was man eine „gesunde Leiche" nennen könnte. Die Leiche ist nicht krank, sie kann auch der richtige Leib sein, der sonst in allem vollkommen sein kann, nur daß ihm das Leben fehlt; hätte er das noch, so hätte er alles was braucht. Dieser Glaube ist Sache der

Erkenntnis, ein Bewußtsein das sogar auf das Gefühl wirken kann wie z. B. der Glaube der Dämonen sich ihnen in höchst peinlicher Weise fühlbar macht, und jene hohlen gehaltlosen Charaktere, mit denen Jakobus es zu thun hat, sich in ihrem Glauben höchst bequem fühlen und mit dem Bewußtsein ihrer Gläubigkeit sich schmeicheln. Nur etwas wird vermißt: Thatsachen im Leben, die sich unzweifelhaft als aus diesem Glauben hervorgegangen erweisen. Das Treiben der Dämonen zeigt, daß sie immer nur im Widerspruch mit ihrem Bewußtsein von Gott wirken. Das ganze Verhalten dieser Menschen zeigt, daß ihr Glaube ohne allen Einfluß ist auf ihr Wollen, Entschließen und Handeln. Das was sie als Wahrheit gelten lassen, mag wahr sein und ist es auch, aber es ist für sie positiv und negativ wertlos, weder leiden sie darum noch thun sie darnach. Es sind dieselben Charaktere, wie sie Christus Matth. 23 und Paulus Röm. 2, 17—25 zeichnet, nur christlichen Formen. Daß dieser Glaube nichts nützt, zeigt Jakobus an dem Beispiel eines Menschen einem Notleidenden gegenüber nichts hat als leere Worte. Hilft er der Not nicht ab, so ist es höchst gleichgültig ob er spricht: Seht zu, daß ihr euch wärmer kleidet und satt zu essen habt, oder ob er sagt: Lernt Kälte und Hunger aushalten. Ob dieser Glaube nichts schadet, darüber äußert sich Jakobus deßwegen nicht weiter, weil er keine Veranlassung dazu hat. Der Schade, den er unter den Umständen, die Jakobus vor Augen hat, anrichtete, war eben auch noch wenig sichtbar, ja durch einen äußerlichen Nutzen verdeckt. Die Ruhe der Gemeinde in Jerusalem, deren Zustand offenbar dem Jakobus vorschwebt, hing ja vielfach davon ab, wie weit sich das Christentum, dem dort herrschenden Judentum anpaßte. Es ist nämlich schwerlich richtig, daß die drei durch den Tod des Stephanus (37), durch den Tod Jakobus des Zebedäiden (44) und durch den Tod Jakobus des Gerechten des Herrn Bruders (62) bezeichneten Verfolgungen alles gewesen sind, was die Jerusalemische Gemeinde zu leiden gehabt hat; sie wurde sicher stets mit Argwohn beobachtet. Je mehr aber das der Fall war, desto besser kam man mit einem Christentum weg, das sich zwar des Glaubens an Jesum als den Messias getröstete und sich in diesem Glauben als gerechtfertigt ansah, aber sich im Leben von dem Judentum nicht unterschied, namentlich aber nicht an der heiklen Frage der Rechtmäßigkeit des Urteils über Jesus von Nazaret rüttelte (wie dies Apostelgeschichte 7, 52 und Jak. 5, 6 geschieht), den Wert der Gesetzesgerechtigkeit nicht antastete, den das jüdische Volk beherrschenden Persönlichkeiten sich unterwürfig erwies und für die Lästerungen des Namens Christi nur taube Ohren hatte (Jak. 2, 1—7).

Diese Art Glauben lag dem Judenchristen gar nicht so fern, er hatte ihn eigentlich aus dem Judentum mit herübergebracht und sein Christentum war nur ein Zusatz zu seiner jüdischen Denkweise, den er eben machte, weil er ihn als richtig erkannt hatte. Es war ein Glaube, der weiter nichts war, als ein bloßer Konfessionswechsel, wie das mit mancher Bekehrung heutigen Tages ebenso ist. Es wird in der neuen Konfession oder Denomination eine Lehre oder Einrichtung oder ein Zustand gefunden, den man in der alten nicht hatte,

oder es wird hier etwas nicht gefunden, was einem dort zuviel war, und nun nimmt einer entweder etwas neues an, oder legt etwas altes ab und meint damit erst ein wahrer Christ geworden zu sein, während dieser neue Glaube ebensowenig bestimmend auf sein Leben wirkt, als es der alte vermocht hatte, weil beide keine Lebenskraft haben.

Es ist leicht begreiflich, daß Paulus nicht von einem toten Glauben reden kann. Der Glaube ist bei ihm nicht bloß das zweifellose Fürwahrhalten, sondern er ist Sache des ganzen Menschen. Mit dem Herzen (καρδίᾳ) wird geglaubt, was dem Menschen nicht Herzenssache wird, wird ihm auch nicht Glaubenssache. Was aber Herzenssache ist, das greift ins Leben ein, darin lebt der Mensch und es lebt in ihm. Man darf aber nicht meinen, daß Paulus das unbekannt sei, was Jakobus mit dem Wort „toter Glaube" bezeichnet. Daß er es im Judentum gefunden hat, ergiebt sich aus Röm. 2, 17 ff. Innerhalb des Heidenchristentums trat ihm diese Erscheinung ganz natürlicher Weise wenig oder gar nicht entgegen. Wo die Zustimmung zum Evangelium nicht die Thatsache (das wäre nach Jakobus als ἔργον zu bezeichnen) des Heraustretens aus dem Heidentum zur Folge hatte, da fiel es überhaupt Niemanden ein von Glauben zu reden; wo aber der Schritt gethan wurde, da war etwas geschehen, in dem sich der Glaube als lebenskräftig erwiesen hatte. Schwach mochte er immerhin sein, aber eine durch die Lebenskraft des Evangeliums bewirkte Lebensthätigkeit war dieser Glaube jedenfalls.

Diesem schwachen Glauben drohte aber von Seiten des Judaismus, die Gefahr einer angeblichen Form des Christentums, die alles hatte, nur keinen christlichen Gehalt. Dem Heidentum gegenüber erwies sich dieser Glaube nicht als etwas totes, sondern als etwas tötendes, nicht als eine unwirksame, leblose Masse, sondern als ein unheilvoll wirkendes, lebenzerstörendes Gift. Darum hat Paulus auch ein ganz anderes Urteil über diese angebliche Art von Christentum. Nicht als unnütz bezeichnet er es, sondern als etwas im höchsten Grade gefährliches, nicht als Einbildung und Irrtum, sondern als Lüge und Verführung; nicht leere eitle Menschen sind es, die dasselbe vorgeben, sondern Satansapostel sind diejenigen, welche es ausbreiten. Es sind hier nicht unbewährte und zweifelhafte Charaktere, von denen man nicht recht weiß, ob sie Christen sind oder nicht, sondern entschiedene unverkennbare Feinde des Kreuzes Christi und damit alles wahren Christentums. Hier stellen sie sich nicht dar als Leute, die nicht zu Gott nahen, ihm gegenüber unzuverlässig und wankelmütig sind, sondern als die schlimmsten und gefährlichsten Götzendiener, denn ihr Gott ist der Bauch. (Phil. 3, 17—19.)

Es ist nun schwerlich — wir möchten beinahe sagen gar nicht — anzunehmen, daß die nämlichen Persönlichkeiten, welche in Jerusalem ihren toten Glauben mit denselben Worten aufputzten, in welche sich die Rechtfertigungslehre Pauli fassen ließ, nun in Antiochien oder Galatien, in Corinth oder Rom (Röm. 16, 17. 18) als Leute auftraten, die unter fälschlicher Berufung auf Petrus, vielleicht auch auf Jakobus, Gesetzeswerk predigten, ohne selber das Gesetz zu halten. Die Sache dagegen war dieselbe, nur in zwei, soweit als

möglich, verschiedenen Erscheinungsformen. Daher der ebenso augenscheinliche, wie doch im letzten Grunde wieder nur scheinbare Widerspruch zwischen Jakobus und Paulus.

Freilich ist auf der andern Seite auch nicht daran zu denken, daß sich Jakobus und Paulus ausdrücklich über die von ihnen gebrauchten Ausdrücke verständigt haben. Sonst hätte mindestens einer von beiden sich irgendwie näher darüber erklärt. Während Paulus das Ziel, dem das falsche Christentum zustrebt, im Auge hat, geht Jakobus der Spur desselben nach. Dieselbe Sache, an der Jakobus die Wirkungslosigkeit für die Rechtfertigung hervorhebt, wird von Paulus energisch bekämpft, weil ihre Wirkungen die Rechtfertigung aufheben.

Ebensowenig als bei Paulus findet sich sonstwo im Neuen Testament die Bezeichnung „toter Glaube." Die Sache selbst findet sich dagegen oft genug. So z.B. in dem Sendschreiben an die Gemeinde in Laodicea (Apok. 3, 15 ff). Ebenso ist im ersten Brief Petri der eitle Wandel nach väterlicher Weise keineswegs identisch mit dem Wandeln in der Sünde, denn die Sünde vererbt sich nicht als Tradition, sondern als Corruption des menschlichen Wesens. Eitel, gehaltlos war der Gesetzesdienst geworden, weil er gerade das nicht erreichte, was damit erstrebt wurde, weil er nicht mehr ein Vollbringen des göttlichen Willens, sondern nur noch ein Beobachten der väterlichen Tradition war, die vielfach das Gesetz wirkungslos machte. Dieser eitle Wandel band ja den Juden so sehr, daß seine vermeintliche Frömmigkeit ihn nichts nützte, sondern ihn geradezu an der Erlangung des Heils in Christo hinderte.

In den Evangelien tritt uns wiederum dieselbe Sache entgegen. Jesus spricht den Schriftgelehrten und Pharisäern (Matth. 23, 2—4) eine gewisse Rechtgläubigkeit, ein erkenntnismäßiges Fürwahrhalten der alttestamentlichen Wahrheit nicht ab, aber er weist darauf hin, wie die Werke der Schriftgelehrten und Pharisäer ihren Worten nicht entsprechen. Deßhalb ist auch die Ausbreitung dieses toten jüdischen Glaubens unter den Heiden kein Segen, sondern ein Verderben für dieselben (Matth. 23, 15). Und was das Wort Christi Matth. 7, 22, Luc. 6, 46 und 13, 25—27 betrifft, so sind diese Leute, die er an jenem Tage nicht anerkennen wird, keine bewußten Heuchler, sondern solche, die eben meinen, die Anerkennung Jesu als des Herrn, die Kenntnis seiner Lehre und die Ausbreitung derselben, sowie der Gebrauch seines Namens in allerlei Thaten in dieser Welt sei zur Erlangung der Seligkeit vollkommen ausreichend.

Auch die Gerechten, die der Buße nicht bedürfen, gehören hieher (Luc. 15, 7). Wenn man ein Schriftwort stehen lassen sollte, wie es dasteht, so ist es dieses; und doch wird keines weniger stehen gelassen als gerade dieses. Daß alle Menschen die Buße nötig haben, ist zwar eine vollständig richtige Behauptung, aber kein Bedürfnis. Auch der zweifellose theoretische Nachweis dieses Satzes bringt keinen zur Buße. Es ist genau dasselbe, wie mit der Behauptung, daß alle Menschen der Nahrung bedürfen. Sie erweckt weder Appetit bei dem Kranken, noch Hunger bei dem Satten, obwohl sie von beiden nicht im

mindesten bestritten wird, denn sie ist nicht aus der lebendigen Empfindung des Gemütes, sondern aus der Beobachtung des Verstandes hervorgegangen. Entweder wird es vom einzelnen Menschen empfunden, daß er der Buße bedarf, dann ist der Anfang, die Grundlage der Buße schon da, oder es wird nicht empfunden, dann ist sie kein Bedürfnis für ihn; selbst in dem Falle nicht, daß er den Lehrsatz von ihrer allgemeinen Notwendigkeit selber nachweisen könnte und würde und an seine Richtigkeit glaubte. Aber gerade diese Bedürfnislosigkeit ist das Zeichen der Leblosigkeit. Die erste und einfachste Lebensempfindung ist das Innewerden von Bedürfnissen und das Streben nach Stillung derselben. Der Tote bedarf nichts mehr und strebt nach nichts mehr. Jene Gerechten sind nicht gerade Heuchler, sondern Leute deren Thun so genau dem Gesetz entspricht, daß sie nicht wissen, wie sie es besser machen könnten, und kein anderer ihnen sagen kann, daß sie besser machen sollten. Es ist die Ruhe und die Genügsamkeit geistlichen Todes, die sich ihrer Gerechtigkeit aufprägt. Sie können gar nicht einmal Buße thun, irgend welche Bußübungen formaler oder formloser Art sind bei ihnen auch nur mechanische Bewegungen von etwas leblosem, veranlaßt durch Einwirkung von außen, ohne Gegenwirkung von innen. Sobald aber der Mensch es empfindet, sobald es ihn ergreift, ohne ihn loszulassen: Du mußt dich ändern, es kann nicht so bleiben, sobald er nichts will als aus seinem unheilvollen elenden Zustand heraus, sobald ist er auch subjectiv bei sich selbst und in sich selbst zum Sünder geworden und kann Buße thun. Das ist die erste Lebensregung, die sich zum vollen Leben ausgestalten kann, wenn sie weiter fortschreitet. Darum ist der eine Sünder, in dem sich Leben regt Gegenstand größerer Freude als die neun und neunzig Gerechten, in denen sich keine Spur des Lebens zeigt.

Wie aber ist es mit diesem Lebensanfang? Ist er ein Lebendigwerden des toten Glaubens? Man könnte versucht sein, mit „Ja" zu antworten, und dem Jakobus die Meinung unterzuschieben, daß zu dem toten Glauben nur noch die Werke hinzuzukommen brauchen, um ihn lebendig zu machen. Mindestens aber hätte er in diesem Falle sich ungeschickt ausgedrückt und noch obendrein einen sehr unzutreffenden Vergleich gemacht. Die Werke kommen nämlich nicht zum Glauben hinzu, damit er lebendig d. h. eben wirksam werde sondern er wirkt mit zur Hervorbringung der Werke und bethätigt sich eben damit als ein lebendiger. Ebenso ist der Leib nicht zunächst als ein toter Leib vorhanden, der durch Hinzufügung des Geistes erst lebendig würde, sondern das Lebendigsein gehört als wesentliches Merkmal zum Leibe. Gerade wie der vollkommene Glaube nicht ohne Werke gedacht werden kann, so kann auch der Leib nicht ohne Geist gedacht werden; ohne Geist ist er so unvollkommen, daß ihm nicht blos etwas, sondern alles fehlt, er kann ohne Geist gar nicht einmal als Leib existiren, er löst sich auf. Wo er sich bildet da ist er von Anfang an mit dem Geist geeinigt, der Geist ist mitwirkend dazu, daß der Leib wird, was er sein soll; ebenso wie der Leib mitwirkt zur Bethätigung und Darstellung des Geisteslebens. Der lebendige Glaube ist niemals ein toter gewesen, er ist vielmehr auch in seinen schwächsten Anfängen schon leben-

dig. Der tote Glaube dagegen kann möglicherweise ein lebendiger gewesen sein und ist es wohl oft gewesen, das Ziel aber, dem er entgegentreibt ist nicht das Leben, sondern die Verwesung, die Zersetzung. Der Aberglaube schmückt ihn und sargt ein, als ob er den toten Glauben für immer erhalten wollte und der Unglaube begräbt, als ob er den lebendigen Glauben für immer vernichten wollte. (Vgl. Röm. 11, 32).

Hier ist nun der Punkt, wo sich der große Unterschied zwischen Leben und Tod herausstellt. Trotz aller Hüllen und alles Schmuckes verwest das Tote; gerade dadurch aber, daß es in die Erde fällt und erstirbt, erweist sich das Lebendige als fruchtbar. Die Feuchtigkeit der Erde und die Hitze der Sonne, die das tote Samenkorn unaufhaltsam und unwiderstehlich zersetzen, üben zwar ebenfalls einen Einfluß auf das lebendige Samenkorn aus, dem es sich nicht entziehen kann, den es erleiden muß, (es stirbt Ev. Joh. 12, 24) aber es erträgt ihn nicht bloß, sondern bethätigt sich in seiner Ueberwindung als ein lebendiges und lebenwirkendes.

Wodurch wird nun im Christentum diese Entwicklung des lebendigen Glaubens und die Auflösung des toten Glaubens bewirkt? Die Antwort findet sich wieder bei Jakobus im ersten Kapitel V. 2—4 und 12 einerseits und V. 13—15 andererseits. Es ist in beiden Fällen der πειρασμός, der je nach dem innern Zustand des Menschen ein Prüfungsmittel zu Bewährung des lebendigen Glaubens oder ein Auflösungsmittel des toten Glaubens ist. Die Versuchung ist derart von Gott gestaltet, daß ihr Resultat das Offenbarwerden des innern Zustandes ist, indem er genötigt ist, sich zum Entschluß und zur That zu entwickeln. Ist wirklicher lebendiger Glaube vorhanden, so werden die Zustände, welche Möglichkeit und Veranlassung zum Bösen bieten, ertragen, ohne daß das Böse gewollt oder gethan wird. Der Glaube der hier eben als ein lebendiger gedacht wird, entwickelt seine Kraft, die sich zunächst als Kraft zum Ertragen der versuchlichen Zustände zeigt, sodann aber auch als eine ihrer Vollendung entgegenstrebende Lebenskraft. Die Bewährung des Glaubens führt zur höchsten Stufe, zum ewigen Leben.

Anders dagegen, wo lebendiger Glaube nicht vorhanden ist. Dort gestaltet sich die Versuchung nicht zur Bewährung des Glaubens, sondern sie bringt es zu Tage, daß der äußern Möglichkeit zum Sündigen, die innere Begierde entspricht. Das Schuldbewußtsein, das durch die so erzeugte sündige That hervorgerufen wird, könnte und sollte den Menschen zur Erkenntnis seines verderbten Zustandes bringen und zur Buße antreiben. Es wird aber vernichtet, indem man sich durch die Behauptung rechtfertigt, daß man von Gott versucht worden sei und daß die begangene Sünde zwar unrecht, aber nicht unheilvoll sein werde, da ja Gott in seiner Weisheit das böse gemachte wieder gut machen könne und nach seiner Barmherzigkeit wieder gut machen werde. Das ist toter Glaube, durch den Niemand vor Gott gerechtfertigt wird, denn er macht die Buße und den Kampf wider die Sünde zu einem bloßen Schein und giebt den Menschen an die Sünde und den Tod dahin. Die Sünde wird nicht überwunden, weder ehe sie geschieht durch Widerstand

gegen die Versuchung, noch, nachdem sie geschehen ist, durch wahre Buße und die Gnade der Vergebung.

Denn auch der lebendige Glaube macht den Menschen weder unfehlbar noch sündlos (Jak. 3, 2); aber der geschehene Fehler, die vollbrachte Sünde bringt den Menschen dazu, daß er seinen Mangel an Weisheit und Glauben erkennt und in demütigem, bußfertigem und aufrichtigem Nahen zu Gott Weisheit erbittet und Kraft zum Widerstande gegen das Böse und den Bösen erlangt.

Wo hat man den toten Glauben zu suchen? Wir werden sagen: Nicht überall, sondern nur da, wo lebendiger Glaube sein könnte oder gar schon gewesen ist. Es ist nicht zufällig, daß gerade Jakobus, das Haupt der Gemeinde von Jerusalem, vom toten Glauben redet. Das Tote ist ja keineswegs gleichbedeutend mit dem Leblosen, was überhaupt seinem ganzen Wesen nach keine Lebensfähigkeit hat und haben kann, das kann nicht als tot bezeichnet werden. Der Stein ist nicht tot; er hat niemals gelebt. Dagegen ist der verdorrte Baum tot, weil er erstorben ist. Der Stein könnte nicht belebt sein und dabei ein Stein bleiben. Der dürre Baum dagegen kann und sollte belebt sein und dabei ein Baum bleiben, ja er verfällt ohne Leben der Auflösung, das Leben allein ist die Bedingung seines Bestandes. So auch mit dem toten Glauben, er hat die Form und Gestalt des Glaubens an sich, ja gerade diese Form ist beim toten Glauben viel starrer, unveränderlicher ausgeprägt. Die Bewahrung der äußern Form ist es ja einzig und allein, die bei diesem toten Glauben noch in gewissem Sinn die Bezeichnung „Glaube" rechtfertigt. Wird diese einmal durch Zusätze und Ansätze überdeckt, so wird er zum Aberglauben, wird sie zerstört, so bleibt nur Unglaube. Der tote Glaube kann gerade bei sehr ausgeprägter formeller Gläubigkeit und ausgedehnter kirchlicher Thätigkeit bestehen. So besteht er in der römischen Kirche, so hat er im Zeitalter der protestantischeu Orthodoxie bestanden und so besteht er bis auf den heutigen Tag. Er zeigt seine Wirkung darin, daß (vielleicht unter Fernhaltung weltlicher Formen) das Weltwesen eindringt, daß Selbstsucht und Weltsucht, die eigentlich treibenden Kräfte in einem Menschen und in einer Gemeinschaft werden, die zwar einen christlichen Namen trägt, aber anstatt von Liebe zu Gott, von Liebe zur Welt erfüllt und vom Trachten nach dem irdischen bewegt ist. (Jak. 4, 1—4.) Sobald aber das einmal der Fall ist, sobald diese Krankheit nicht wieder überwunden wird, so kann man sagen: „Es wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen wird," wenn auch das Gebäude eines kirchlichen oder theologischen Systems für alle Zeiten fest genug zu sein scheint.

Die Aufgabe des Christen ist es nun nicht, diesen toten Glauben zu zerstören oder zu beseitigen. Weder zum Leichenverbrenner, noch als Totengräber ist der Christ berufen. Aber wir sollen uns auch nicht vermessen, den toten Glauben wieder beleben zu wollen, weil wir weder die Gabe, noch die Aufgabe dazu haben. Laß die Toten ihre Toten begraben — sagt der Herr — du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes. Es mag wohl einer hie und da

zum Propheten bestellt werden, der auch den Totengebeinen weissagen soll, aber das sind Ausnahmen. Der Acker ist die Welt, und der Same das Wort Gottes. Wo der lebende d. h. lebensfähige und lebenskräftige Samen des göttlichen Wortes ausgestreut wird, da entsteht Glaube. Freilich nicht sofort der bewährte und vollendete Glaube, (Es säet Keiner gleich volle Ähren, oder fruchtbeladene Bäume) sondern der Kinderglaube, Schülerglaube und Hörerglaube. Wenn dieser überhaupt Glaube ist d. h. wenn das angenommene als bestimmend für das innere Geistesleben des Menschen aufgenommen wird, dann tritt eine Lebensentwicklung ein, die zur Vollendung des Glaubens führen kann, aber nicht notwendig muß.

Nirgends aber zeigt sich die Kurzsichtigkeit, ja die völlige Blindheit mehr als gerade hier. Man meint der Kinder-, Schüler- und Hörerglaube sei ursprünglich tot und man müsse ihn durch allerlei menschliche Künste erst auch noch lebendig machen und glaubt es auch wirklich zu thun, wenn man ihn zu vorzeitiger oder unnatürlicher Entwicklung reizt. Der Herr sagt vielmehr: αὐτομάτη ἡ γῆ καρποφορεῖ, „die Erde bringt selbstthätig Frucht," aber in fest bestimmter Stufenfolge (Marc. 4, 28). Da heißt es dann aber gleich: Das ist ja gar nicht geistlich, das ist bloß natürlich. Als ob das Glaubensleben nicht auch seine Naturgesetze und seine Naturordnung hätte. Aber es ist vielfach so, daß nur noch das Künstliche auf der einen, und das Rohe auf der andern Seite etwas gilt, oder gar die widerliche Mischung von beiden, die Raffinirtheit. Das Säen des Samens und das Warten auf die kostbare Frucht der Erde (Jak. 5,7) ist zu altmodisch; es erfordert so wenig Macht und so viel Arbeit, so wenig Kunst und so viel Geduld, daß es weder eine Gelegenheit giebt, die eigene Kunst zu zeigen noch eine Sicherheit bietet, daß man die Ernte selbst einheimsen werde. Man will eben seine Kunst zeigen und seinen Lohn haben, sobald man sein Stück gespielt hat. Da sollen dann christliche Charaktere schon in Kinderschuhen fertig sein; der theologische Unterricht soll nicht Jünger, sondern fertige Apostel hervorbringen; nach einer Reihe von Predigten sollen die Zuhörer schon vollkommene Christen sein. Was ist aber das Resultat: Ein sogenanntes christliches Leben das eben auch eine Mode ist und als Mode behandelt wird; eine sogenannte geistliche Wirksamkeit, die besteht in: Rhetorik auf der Kanzel, Gerede unter der Kanzel und ein Leben, das zu beiden nicht stimmt; und endlich Zuhörer die eine feine, unterhaltende, angenehme Darstellung von allerlei Tagesfragen in den Formen einer christlichen Rede verlangen, und wenn sie's haben können auch ebensogut bezahlen. So wird vielfach das Lebensfähige getötet, weil in Folge der Verderbnis der Urteilskraft, der Zerrüttung der Sinne — wie Luther es übersetzt — 1. Tim. 6, 5 nur noch da Leben anerkannt wird, wo man die zurückgelegte Strecke messen und die aufgehäuften Summen zählen kann.

Endlich aber darf der tote Glaube auch nicht verwechselt werden mit einem Glauben, der zwar nicht lebt, nicht thätig ist, aber belebt werden kann, mit einem Glauben, der nicht auf dem richtigen Grunde gewurzelt ist, nämlich Gewohnheits oder Traditionsglauben, der eben glaubt, weil er keinen Grund

hat zu zweifeln, der die Wahrheit gelten läßt, weil er noch nie einen Anlaß hatte, sie zu bestreiten. Es ist das freilich ein trügerischer Glaubensgrund und eine höchst unsichere Gewißheit, es ist ein Schwimmen auf wind- und wogenfreiem Meere, das den Eindruck des Feststehens macht. Sobald einem solchen Menschen der Boden unter den Füßen zu wanken beginnt, sobald kann er auf den festen Felsgrund gerettet werden, sobald durch Erfahrung von Anfechtungen der Mensch mit seinem Denken und Glauben in dem Boden des Gewohnheitsmäßigen entwurzelt wird, kann er in den Lebensboden der Versöhnung durch Christum verpflanzt werden und darin einwurzeln.

Der tote Glaube dagegen, der es im vollen Sinn des Wortes ist, macht den Menschen zum übertünchten Grabe, aus dem nichts mehr hervorkommen kann als Totengebeine. Der Judasbrief, dessen Verfasser wohl dieselben Charaktere, nur in späterem und weiter fortgeschrittenem Zustande, vor Augen gehabt hat, beschreibt sie Vers 12 u. 13: sie sind zweimal erstorben und ausgewurzelt, es bleibt ihnen nichts als die Erwartung des Gerichtes. Dagegen bleibt aber auch die Erwartung der Barmherzigkeit Jesu Christi für die, deren Glaube lebendig ist. Darum: Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes.

Pauli Missionsarbeit und Missionsgrundsätze.

Von Lic. Dr. Georg Schnedermann in Basel.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

Mit welchem Rechte nennt man den Apostel Paulus einen Missonar und seine Arbeit Missionsarbeit? Sagen wir zunächst: mit dem Rechte eines synthetischen, nicht eines analytischen Urteils. Mit anderen Worten: der Name und Begriff der Misson ist ein verhältnismäßig junger, um nicht zu sagen moderner, jedenfalls nicht ein unmittelbar biblischer noch auch insbesondere von dem Apostel Paulus selbst gebildeter oder angewendeter. Jedesmal also, wenn wir ihn mit einer Person aus dem Bereiche der H. Schrift, namentlich mit dem Namen Pauli, in Verbindung bringen, stellen wir die Behauptung auf, daß jene von uns betriebene und geliebte Arbeit im wesentlichen biblisch, insonderheit aber von Paulus begründet und betriebeu worden sei.

Man könnte sich wundern, daß wir dergleichen eine Behauptung nennen. Denn was wir in solchem Falle behaupten, das ist auf den ersten Blick so einleuchtend und erscheint auf den zweiten Blick so fast selbstverständlich, daß wir den Ausdruck Behauptung lieber für fragwürdigere Aufstellungen zurückbehalten möchten. Ebendeshalb mag es gut sein, einmal zu betonen, daß trotzdem in jenen Sätzen eine je und je zu beweisende Behauptung eingeschlossen liege. Es wird uns und unserer Arbeit überhaupt, also auch der Missionsarbeit, gewißlich von Nutzen sein, wenn wir uns gestehen, daß immerhin unsere Sache und die Sache des Herrn nicht schlechthin zusammenfallen, daß auch eine Arbeit des 19. Jahrhunderts von einer solchen des er-

sten Jahrhunderts sich wesentlich unterscheiden werde. Gerade bei einer solchen besonnenen Betonung des Unterschieds bei aller Uebereinstimmung wird sich uns Freiheit und Freudigkeit mehren.

Wohl berichtet uns das Evangelium Matthäi an seinem Ende, daß der scheidende Heiland seinen Jüngern die Weisung gab, hinauszugehen, zu lehren, zu Jüngern zu machen, zu taufen alle Völker; und wenn wir gleich nicht ohne weiteres diese Jünger sind, so enthält doch dieses Wort nebst vielen anderen des Neuen Testaments hinreichende Weisung für die Missionsarbeiter auch noch des 19. Jahrhunderts. Daß dieser Missionsbefehl auch für die erste Zeit von maßgebender Bedeutung gewesen sein wird, auch für den Apostel Paulus, sei hier sogleich angemerkt, um so mehr, als im Folgenden auf diese Beziehung nicht wird ausdrücklich eingegangen werden können. Aber den Namen Mission wendet der Herr nicht an. Es liegt freilich nahe genug, an die Worte Apostel und Apostolat zu erinnern. Zwar, diese Worte samt ihrem Stammverbum ἀποστέλλειν, welches ja mittere, entsenden, heißt, mögen uns beruhigen hinsichtlich des Gebrauchs jenes Wortes. Dennoch ist verschiedenes hier anzumerken. Erstlich gehört der Ausdruck Apostel viel mehr der apostolischen als der evangelischen Litteratur an, wird aber in dieser auch von Jesu Christo selbst gebraucht. Wollen wir nun etwa auch Jesum Christum selbst als Missionar bezeichnen? Dies hätte doch erst recht den Charakter einer Behauptung. Es wird aber überdies niemand die Lust empfinden oder an die Christenheit den Antrag stellen wollen, den Amtsnamen Apostel künftighin mit Missionar wiederzugeben; das unmittelbare Gefühl sagt uns, daß wir sonst eigenartige Vorstellungskreise in die Schrift eintragen würden. Zum Ueberfluß wird ἀποστολή auf das Bestimmteste eingeschränkt, im Neuen Testament nur gebraucht von der Sendung und dem Amte der Apostel, ist also nicht durch Mission zu ersetzen. Und nun erhebt sich die nicht belanglose Frage, wie denn eigentlich der Name und Begriff der Mission im rein biblischen Sprachgebrauche laute, beziehentlich, wie er dort umschrieben sei, und warum er dort nicht so ausdrücklich sich finde, wie wir sozusagen wünschen möchten. Zur Umschreibung bieten sich insbesondere drei Ausdrücke: Reich Gottes, Werk Gottes und Evangelium. Der erste wird in unserer Zeit am liebsten gebraucht; wir nennen wohl gern die Missionsarbeit in einem engeren Sinne die Sache des Reiches Gottes. Doch liegt auch hierin eine Behauptung eingeschlossen. Wenn Jesus Christus und seine Apostel vom Reiche Gottes reden, das da kommen soll, so bezeichnen sie die Ordnung der Dinge, da alles und alle Gott unterstellt wird und werden. Das ist also immerhin ein weiterer, und jedenfalls ein andersartiger Begriff, als derjenige der Mission. Dagegen wird der zweite, von der missionierenden Christenheit der Gegenwart nicht in diesem Sinne aufgenommene, in der Apostelgeschichte (13, 2) ausdrücklich von demjenigen gebraucht, was wir nun Mission nennen: „Sondert mir aus Paulum und Barnabam zum Werke Gottes" (vgl. Vers 41; Hebr. 1, 5). Und Paulus braucht wiederholt einfach das Wort εὐαγγέλιον in ähnlicher Weise; vgl. nur Phil. 4, 3, 15.

Wir meinen, wir sollten diesem Thatbestande eine Belehrung und eine Warnung entnehmen, die wir brauchen können. Der Umstand nämlich, daß wir einen eigenen Namen für eine Sache haben, die früher keinen solchen hatte, ist weder zufällig noch ohne eigentümliche Wirkungen. Die praktische Gegenwart ist oft ein wenig zu sorglos in der Bildung und Verwertung von Namen. Man lächelt etwa als Praktiker über die grauen Theoretiker, die an Namen hangen bleiben. Da muß nun aber doch einer, der nicht in erster Linie für die Praxis da ist, zuweilen betonen, daß Name und Sache, Theorie und Praxis zusammenhängen, ja daß Name und Theorie oft gerade dann die Sache und Praxis am meisten und am unliebsamsten beeinflußt, wenn die Vertreter der Praxis ein wenig siegesgewiß auf Namen und Theorie herabsehen. Es kommt uns nun nicht entfernt bei, den ehrwürdigen Namen Mission beseitigen zu wollen. Wohl aber darf auf jenen Sachverhalt hingewiesen werden. Wir haben einen eigenen Namen, seitdem wir die in Rede stehende Arbeit als ein eigentümliches Arbeitsgebiet haben. Dies ist der Fall, seitdem die durch die Reformation von der römischen Bevormundung emancipierte Christenheit das Vorhandensein neu entdeckter Erdteile in ihr christliches Bewußtsein aufgenommen hatte. Es galt da wirklich, eigentümliche Arbeit in eigentümlicher Weise nach eigentümlichen Erfahrungsgrundsätzen zu treiben. Andererseits aber bemächtigte sich insonderheit der Pietismus (geschichtlich gemeint) dieser Arbeit; und da die so gearteten Missionskreise in der Heimat eine Zeit lang so etwas wie die ecclesiola in ernster Zeit darstellen halfen, wirkte der neue Name dahin, daß jenes Werk wie eine selbständige Größe, ja in der Ausdrucksweise unseres Jahrhunderts als eine „Großmacht" hingestellt wurde. Dies nun scheint nicht ohne eine gewisse Gefahr zu sein. Indem wir diese Arbeit, diese so ehrwürdige und in ihrer Art allerdings, wie jede echt christliche Thätigkeit großartige Arbeit, in einer nicht immer ganz evangelischen Weise ausschmücken, nehmen wir auf der einen Seite doch vielleicht der missionierenden Christenheit durch Erweckung von Verdienstgedanken etwas von ihrer Einfalt und ziehen andererseits einen Zaun um das Missionswerk, der manchen anderen Christen abhält. Denn es ist nicht jedermanns Sache, etwas Besonderes zu thun; das Selbstverständliche dagegen thäte er vielleicht gern. Dies ist der Sinn unserer Vergegenwärtigung des Thatbestandes in der neutestamentlichen Schrift, daß die Mission im Grunde keine selbständige Größe oder Großmacht ist, und daß man sie nicht groß genug faßt, wenn man sie so denkt. Wer da weiß, daß er der neuen Ordnung des „Gottesreiches" eingefügt ist, der wird und muß an seinem Teile an dem weiteren Kommen des Reiches Gottes arbeiten, so oder so. Wer da erkennt, daß „Gott sein Werk" hat an den Menschenkindern, und daß er alle Menschen als seine, als Gottes-Menschen sehen und haben will, der wird und muß sich fragen, wie er solches Gotteswerk mit treiben könne. Wer da erfährt, daß das „Evangelium" von Jesu Christo ihn selbst beseligt und an alle Menschen gerichtet ist, der wird von der Frage bewegt werden, wie er dazu beitragen könne und solle, daß es zu allen Menschen „laufe", mit dem Apostel zu reden. Aller

lebendigen Christen ganzes Leben wird irgendwie diesem Gesichtspunkt unterstehen, selbst wenn sie sich von der Mission fern halten wollten, oder aus irgend welchen Gründen davon fern bleiben. Wir nennen aber deshalb noch nicht alles Leben und Arbeiten des Christen Mission, obgleich wir den Satz aufstellen könnten, daß wir mit einiger Kühnheit alles christliche Thun so nennen könnten, insofern alles christliche Leben dem Missionswerk dienen muß, da ja die Mission ohne den Rückhalt einer missionierenden Heimatgemeinde hinfällig würde, ja undenkbar wäre. Dennoch also sprechen wir mit Recht in der Regel nicht so, weil uns die Unziemlichkeit im Gefühl liegt, alle christlichen Begriffe auf den der Mission zurückzuführen. Gerade das Umgekehrte ist richtig. Insofern das christliche Thun, insofern genauer das Denken und Thun der christlichen Gemeinde in den letzten Jahrhunderten, sonderlich dem 19., sich auf die noch nicht mit dem Evangelium vertrauten heidnischen Völker gerichtet hat, insofern bezeichnen wir es mit dem Namen Mission. Dieser Name bezeichnet also einfach einen Zweig, beziehentlich eine Art der Bethätigung des christlichen Glaubens. An sich ist der Name ja inhaltlos, lediglich formal, und die Neuzeit hat mit Recht auch sonst den Ausdruck in Gebrauch genommen, sonderlich vom amtlichen, vom diplomatischen Verkehr. Wir nehmen also unwillkürlich jederzeit eine Ergänzung vor, wenn wir den Ausdruck gebrauchen. Und die ist, daß es die glaubende christliche Gemeinde sei, welche in Gottes Namen und Auftrag Boten entsende. Der Inhalt ihrer Botschaft ist einfach ihr eigener Besitz: die Gemeinschaft mit Gott. Daß man eine solche in ihrer Mitte durch Jesum Christum habe, das glaubt, das weiß sie. Und wie sie sich selbst und ihre Glieder immer mehr in dieser Gewißheit befestigt, so hat sie mit Recht seit dem vorigen Jahrhundert gesagt, daß sie das Recht und die Pflicht habe, die Heidenwelt in Gottes Namen und Auftrag im Sinne von 2. Kor. 5, 19 f. dazu einzuladen. Die Ausführung dieser Pflicht also und dieses Rechtes ist die Mission, eigentlich genauer ausgedrückt die Missionsthätigkeit der christlichen Gemeinde an die Heiden. Von hier aus begreift sich gelegentlich, warum das Geschlecht der Reformationszeit keine solche Arbeit treiben konnte. Abgesehen davon, daß die neue Welt denn doch noch nicht dem alten Völkerbestande nahe gerückt und der Verkehr noch allzu schwierig war, war sie vollauf beschäftigt, die eigene Gewißheit der Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Christum herauszuarbeiten und zu behaupten, wodurch sie den allerwertvollsten Beitrag zu jener modernen Arbeit lieferte und ihrer Missionspflicht, menschlich geredet, vollauf Genüge leistete. Andererseits mag man eine Bestätigung des Gesagten in dem nachdenkenswerten Umstand finden, daß bekanntlich im Mittelalter von Englands Küsten aus eine solche Arbeit betrieben wurde ohne die bewußte Handhabung eines besonderen Namens. Es fehlte damals einfach die reflektierende, systematisierende, schablonisierende Weise der Gegenwart, welche jede Art zu arbeiten und zu handeln mit einem besonderen, womöglich fremdsprachlichen und gelehrt klingenden Namen belegt. Damit fehlte die Klarheit, Umsicht und zielbewußte Entschiedenheit, aber auch die Gefahr der Isolierung und Hypostasie-

rung und Erkältung (Geschäftsmäßigkeit, mit Graul zu reden), welche der Gegenwart eigen ist. Der Erfolg aber, wir wissen es, war in Anbetracht der andersartigen Umstände damals auch ohne Reflexion und Namen nicht minder großartig wie gegenwärtig. Es war eben der Geist Gottes, der, in der Gemeinde waltend, sie antrieb, das „Werk Gottes" zu treiben, das „Evangelium laufen" zu lassen.

Und damit sind wir in der Lage, zu dem Apostel Paulus zurückzukehren. Dieser bedurfte keines besonderen Namens für seine Arbeit, weil bei ihm alle christliche Bethätigung in einer ganz originalen Weise aus Einem Gusse war. Oder sagen wir besser: der Name Evangelium war ihm hinreichend für seine Missionsarbeit, weil seine Missionsarbeit nichts anderes als ein Ausrichten der in einem völlig einzigartigen Sinne ihm befohlenen großen Botschaft an die Heiden war, und weil seine ganze Person und sein ganzes Leben in der Ausrichtung dieser Botschaft aufging, so sehr, daß er selbst einfach der Begründer der heiden-christlichen Gemeinde im Auftrag Jesu Christi selbst und somit der Urheber aller heidenchristlichen Bethätigung, also auch unserer Heidenmission war und ist.

Sonach dürfen wir sagen, der Apostel Paulus sei auch ein Missionar gewesen: wir werden aber besser sagen, er sei der Missionar κατ᾽ ἐξοχήν gewesen, Missionar in einem ursprünglichen, urgewaltigen Sinne. Ebendeshalb müssen wir hinzufügen, daß unser moderner Missionsbegriff eigentlich für ihn nicht hinreicht, und daß wir wohl thun werden, unsere Missionsarbeit nach ihm, nicht aber ihn nach unserer Missionsarbeit zu richten. Es ist also wirklich eine Behauptung, daß Paulus ein Missionar sei, ein synthetisches Urteil, aber, wenn cum grano salis verstanden, ein nicht ganz unberechtigtes. Er ist das Urbild aller Missionare, seine Arbeit Vorbild aller Missionsarbeit.

Was wir nun insbesondere dem Apostel Paulus verdanken, das ist gerade dasjenige, was das Wesen unserer modernen Missionsarbeit ausmacht. Das wird in den drei deutschen Worten zusammengefaßt: an die Heiden. Daß es sich um Arbeit an den Heiden handle, ist dem Begriffe der Mission so sehr wesentlich, daß die Mission in der That überall da ihr Ende findet, wo die Heiden aufhören. Wo und in dem Maße als ein Volk, welches Gegenstand der Mission ist, das Christentum annimmt, ist es eben nicht mehr Missionsobjekt. In diesem Sinne sind die Grenzen der Missionsarbeit fließende und doch dem Gesichtspunkte nach deutlich zu erkennen; und daß es sich so verhält, ist nicht beängstigend, sondern erfreulich ebendeswegen, weil die Mission keine selbständige Großmacht ist. Wenn eine Missionsgesellschaft den Weg betreten hat, an einem gewissen Ort eine Gemeinde zu gründen und dieselbe zu befestigen, so ist ihre Arbeit an diesem Orte insofern keine bloße Missionsarbeit mehr, als es ihr gelingt, wirklich dauernde, gesunde Gemeinden zu gründen. Nur insofern diese Gemeinden ihrerseits wieder Ausgangspunkt für weitere Arbeit, also wirklich Missionsstationen sind und bleiben, gilt bis auf weiteres der Missionsgesichtspunkt mit Recht. So arbeitet jede Missionsgesellschaft beständig daran, sich überflüssig zu machen; möge es in nicht allzu ferner Zeit allen gelingen!

Hier liegt es nahe, zwei Fragen aufzuwerfen, die miteinander verwandt sind: nämlich: mit welchem Rechte spricht man von Judenmission, und mit welchem Rechte von Innerer Mission? In beiden Fällen verwendet man den Namen der Mission in einem abgeleiteten Sinne, und zwar abermals im Sinne einer Behauptung. Beide Fragen sind jedoch getrennt zu behandeln und gesondert zu beantworten. Spricht man von Judenmission, so sagt man genau genommen aus: Wir sehen die Juden im wesentlichen wie Heiden an und haben also auch an sie einen Auftrag auszurichten. Das ist nicht ganz genau, aber das Recht eines synthetischen Urteils kann man einer solchen Aussage wohl zugestehen. Bedenklicher dagegen liegen die Dinge im andern Falle, wenn man von Innerer Mission spricht. Zu Grunde liegt da ähnlich wie bei dem Ausdrucke Judenmission die Aussage: Wir haben es auch in christlichen Ländern sozusagen mit Heiden zu thun. Man hatte beim ersten Hinwerfen dieses Satzes das „sozusagen" wohl gegenwärtig; aber die Meinung war dennoch schon mit diesen Worten nicht ganz ohne den Charakter einer Herausforderung. Noch bedenklicher war es, diese Worte beiseite zu stellen und dann die ganze von den kühnen Worten hervorgerufene Arbeit einfach Innere Mission zu nennen und dann unter diesem Begriff alle mögliche gemeinnützige Arbeit (z. B. auch Frauenarbeitsschulen, weil sie der Ehelosigkeit Abbruch thun) zusammenzufassen. Sehen wir recht, so trägt man sich bis auf den heutigen Tag mit den Wirkungen der Unwahrheit, die in den Worten liegt. Christen mögen „sozusagen" Heiden sein; wirkliche Heiden sind es eben **nicht**, und es ist eine Art von Beleidigung für unser Volk, solches zu sagen. Demgemäß trägt die also bezeichnete Arbeit fort und fort den Charakter einer nicht völlig gesunden, einer wohl von England aus importierten Angriffslustigkeit, die mit unruhiger Hast und Nervosität gepaart ist und die Beteiligten auf die Dauer aufreibt. Die Beifügung „Innere," samt der daraus folgenden Bildung der Zusammensetzung „Äußere Mission" für die Heidenarbeit, macht die Sache nicht besser. Denn sie besagt doch eben nur, daß es auch im Inneren der Christenheit Heiden gebe; das ist aber entweder eine Contradictio in adjecto, oder es ist jene Herausforderung in Permanenz. Es muß auf diesen Punkt der Finger wieder und wieder gelegt werden, weil unser modernes Christentum tief mit dieser Angelegenheit verflochten ist. Uns aber nötigt zu solcher Aussage einfach die tief gewurzelte Überzeugung, daß die hl. Schrift, daß insbesondere der Apostel Paulus zu einem solchen Gebrauch nicht ja sagen würde. Was auf dem Gebiete christlicher Völker und Gemeinden durch diese selbst geschieht, ist eben nicht Heidenmission, nicht einmal „sozusagen." Es ist auch christliche Liebesthätigkeit, aber eine völlig andere Art: es ist Selbsterbauung, ist Diakonie. Diese s. g. Innere Mission ist also einfach eine innerkirchliche Angelegenheit; alle Teile können nur gewinnen, wenn dies betont und eingesehen wird.

Wir sind mit diesem scheinbaren Exkurs keineswegs weit von unserm Gegenstande abgekommen. Erkennen wir doch leicht, daß eine gewisse Überschätzung des Namens Mission die Bildung des Namens „Innere Mission" veranlaßt hat. Und sodann: unserer Meinung nach sollte aus unserer

Kritik der Geist und die Art des Apostels Paulus hervorleuchten und insbesondere seine Auffassung der Missionsarbeit veranschaulicht werden. Mit welcher Hochachtung, mit welcher Zartheit behandelt Paulus seine Gemeinden, die doch gewiß nicht weniger als die gegenwärtige christlich heißende Völkerwelt sozusagen noch Heiden hätten genannt werden können. Man denke nur an Korinth, man denke insonderheit an 1 Kor. 5! Aber niemals sagt er seinen Gemeinden nach, sie seien eigentlich Heiden; im Gegenteil, gerade bei den Gefährdeten stärkt er das Bewußtsein, daß sie eigentlich Christen und nicht mehr Heiden seien. Selbst nach der jüdischen Seite hin gilt etwas Ähnliches. Von den Juden nahm er so sehr an, daß sie um den Geist Gottes wußten, daß ihm die Arbeit unter ihnen eine ganz andere war, also daß er vielleicht sogar Bedenken tragen würde für die Arbeit unter Heiden und Juden, wenn einmal einen eigenen, so den gleichen Namen anzuwenden, wie er denn die Arbeit unter den Juden im ganzen gar nicht für seine Sache ansah. Doch mag man immerhin aus Gal. 2 ebenso Gleichheit als Unterschied entnehmen. Jedenfalls handelt es sich in beiden Fällen um die Verkündigung des Evangeliums; mithin liegen die Dinge hier in der That dennoch anders als dort, wo das altbekannte Evangelium nur eben sich auswirken soll.

„An die Heiden," lautete Pauli Kampfes- und Siegesruf. Dieses meint er, wenn er von „seinem Evangelium" spricht. Ausdrücklich führt er es in dem gemeiniglich nicht richtig gewürdigten Epheserbrief aus, daß dieses den Inhalt seines Lebens in der zweiten Hälfte ausmache, zu verbreiten die gerade von ihm erkannte, gerade ihm anvertraute Wahrheit, „daß die Heiden seien miterbend und einverbleibt und mitteilhaftig der Verheißung in Christo Jesu." Indem wir uns dieses vergegenwärtigen und sonderlich des 2. Kapitels im Epheserbrief gedenken, wird uns alsbald klar, daß das Wort Heiden im Munde Pauli doch noch eine ganz andere Bedeutung hat als in dem unseren. Wenn wir es so schlechthin anwenden, stellen wir es in Gegensatz zu uns, den Christen. Dies ist durchaus nicht gegen Pauli Sinn; vielmehr finden wir es auch in seinen Briefen bereits hier und da in ähnlichem Gegensatz. Zunächst aber ist doch der Gegensatz bei Paulus ein anderer. Er redet als geborener Israelit. Daß das Reich Gottes für Israel, für die Juden sei, das war jedem Israeliten selbstverständlich. Daß es thatsächlich in seiner Verwirklichung durch Jesum den Christ ihr Teil und Erbe werde, das lag Paulus sehr am Herzen; aber in dieser Richtung zu wirken, dies überließ er aufs bestimmteste den zwölf Uraposteln als deren eigentliches Gebiet. Hingegen nennt er sich mit Fug und Recht und mit vollstem, bewundernswürdig klarem Bewußtsein den Apostel der Heiden d. i. der Nicht-Juden. Denn den Juden seiner Zeit war allmählich als ein bedenklicher Sauerteig in Kopf und Herz der stolze Gedanke gekommen, daß das Reich Gottes eben nur für die Juden, nur für Israel sei. Gerade Paulus hatte als der Pharisäer Saulus diesen Gedanken auf die äußerste Spitze getrieben, er war als dieses Gedanken Träger gebrochen und geknickt worden; nun war ihm das Gegenteil anvertraut, ihm zuvörderst ganz allein: Nicht nur die Juden, nein auch die Heiden!

(Schluß folgt.)

Beten hilft auch im Examen.

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Ein lieber Geistlicher aus einem unserer Nachbarländer erzählt folgende merkwürdige Gebetserhörung.

In einem meiner Examina kam das Hebräische zuletzt an die Reihe, und zwar sollte diesmal nur mündlich darin geprüft werden. Nun war aber der Unterricht, den ich in dieser Sprache genossen hatte, recht mangelhaft gewesen, und weil ich für Sprachen überhaupt nur eine bescheidene Begabung habe, war es mir auf diesen Teil der Prüfung schon einige Tage vorher angst. Aber schon oft hatte ich die Wahrheit der Worte erfahren:

„Beten kann retten aus jeglichen Nöten,"

und darum nahm ich wieder zum Gebet und diesmal zu recht ernstlichem Gebet meine Zuflucht. Besonders empfahl ich mich am Morgen des gefürchteten Tages der göttlichen Durchhilfe, indem ich dem Herrn vorhielt, daß ich an meinen mangelhaften Kenntnissen in dem betreffenden Fach größtenteils unschuldig sei, daß schon David gebetet habe: „laß mich nicht zu Schanden werden"; so möge er's heute auch bei mir machen. Außerdem versprach ich, nachher das Fehlende durch regen Fleiß möglichst nachzuholen. Mit dieser Herzensstimmung machte ich mich auf den Weg zur Prüfung. Da begegnete mir auf der Straße ein von meinem Elternhaus her bekannter, liebenswürdiger Israelite, der mich so anredete:

„Ah, mein Lieber, wohin, wohin?"

„Heute gehts noch einmal ins Examen."

„Das ist mir ein freudiges Zusammentreffen! Heute haben wir den Großen Sabbath. Hier sind ein paar gute Mazzen (ungesäuerte Brote); ich glaube, daß ich sie gerade für Dich mitnehmen mußte. Nimm sie!"

„Danke sehr, Herr Levi, ich kann sie jetzt nicht brauchen, ich gehe ja ins Examen. Adieu, sonst komme ich zu spät."

„Ach, nimm sie doch! Gewiß habe ich sie gerade für Dich mitnehmen müssen. Von Deinen Eltern bin ich doch auch schon manchmal erfreut worden."

Nur um den unliebsamen Aufenthalt abzukürzen, griff ich jetzt nach den Mazzen, steckte sie in meine Rocktasche und wenige Augenblicke später stand ich vor den Professoren. Die erste Frage, die ich zu beantworten hatte, schien mir leicht zu sein. Die zweite führte bedeutend tiefer in das Zeug hinein und machte mir schon ordentlich warm. Die dritte war noch schwerer; zwar konnte ich auch diese noch beantworten, aber ich fühlte deutlich, daß ich nun an den Grenzen meines Wissens angekommen war. Um meine Angst zu verbergen, machte ich eine halbe Umdrehung und nahm das Taschentuch zur Hand. Zweifelsohne glaubten die Professoren, das geschehe zu dem bekannten Reinigungszweck; thatsächlich aber wollte ich mir den Angstschweiß von der Stirne wischen. Doch was geschah? Als ich in die Tasche griff, erwischte ich das Taschentuch nur an einem Zipfel. Ich zog's heraus und warf damit zugleich

die Mazzen, die ich im Ernst der Lage vergessen hatte, den Herren Examinatoren vor die Füße. Alle lachten laut. Der Vorsitzende aber faßte die Sache ernster auf: feierlich erhob er sich und sagte: „Meine Herren, hören Sie auf, diesen Kandidaten weiter zu prüfen! Wenn derselbe die Mazzoth, die ausschließlich hebräischen Brote, sogar ins Examen mitbringt, dann versteht er ohne Zweifel die hebräische Sprache besser, als wir alle zusammen."

So hat Gott nach seiner Weisheit einen merkwürdigen und doch so einfachen Weg erwählt, mein Gebet zu erhören. Das Zeugnis war glänzend; aber mein Gelübde habe ich hernach auch eingelöst.

In welchem Verhältnis soll Deutsch und Englisch in unsern Gemeindeschulen gelehrt werden?

(Referat von Lehrer W. Riemeier.)

(Schluß.)

These IV. Die Gemeindeschule will in keiner Weise die Staatsschule verdrängen oder überflüssig machen, beansprucht jedoch eine volle Existenzberechtigung und fordert von unsern Gemeinden ihr solche zu gewährleisten, indem sie alle ihre Kinder für eine bestimmte Zeit in dieselbe schicken, behufs religiöser Erziehung.

2. Die Gemeindeschule als Volksschule.

a. Ihre Aufgabe dem Staate gegenüber.

Von der Inkrafttretung der letzten These (IV.) dürfen wir unter den günstigsten Verhältnissen noch keine überfüllte Schule erwarten. Wir sind immerhin noch darauf angewiesen, durch die Schule, von innen dieselbe zu bauen und wird das immer noch die Hauptsache bleiben. Wollen wir also unsere Schulen füllen, so müssen unsere Schüler natürlicher Weise der Freischule fernbleiben und unsern Schulen wird es zur Pflicht, ihnen das zu bieten, was ihnen dadurch eventuell verloren ginge. Daher dürfen die Gemeindeschulen nicht blos Religionsschulen sein, — denn dann würden viele Kinder derselben fern bleiben — sondern sie müssen auch zugleich gute Volksschulen sein. Wir müssen eben das Eine thun und das Andere nicht lassen. Das geht ganz vortrefflich! „Bete und arbeite" heißt es, und nachdem wir morgens betend begonnen, d. h. die religiöse Aufgabe gelöst haben, können wir die andere Zeit gerne darauf verwenden und arbeitend — d. h. nach der materiellen Seite hin unsere Pflicht thun. Natürlich soll der ganze Schultag vom religiösen, christlichen Geiste beseelt sein und soll auch das Tagewerk mit Gebet geschlossen werden.

These V. Als Volksschule muß in der Gemeindeschule vorwiegend Englisch getrieben werden.

Vorhin wurde schon gesagt, daß wir den Kindern in unsern Schulen das bieten müssen, was ihnen durch das Fernbleiben aus der Freischule entgeht; dahin gehört: englisch Lesen und Schreiben, Rechnen, Geographie und Va-

terlandsgeschichte. Diese Fächer sollen in englischer Sprache ertheilt werden und können wir das nur eine billige Forderung nennen. Die Gesetzgebung unseres und anderer Staaten hat ein Gesetz erlassen, das es unsern Gemeindeschulen zur Lebensbedingung macht, folgende fünf Fächer in den Stundenplan aufzunehmen und in englischer Sprache zu erteilen: Reading, Writing, Arithmetic, Geography und U. S. History.

Von verschiedenen Seiten kirchlicher Gemeinschaften und auch vom „Lehrerbund" wird dieses Gesetz als „nativistische Hetzerei," als ein Feldgeschrei des „Knownothingtums" und als ein gegen die Religion sich richtendes „Autodafé" mit Recht gebrandmarkt.

Wir wollen hier dieses Schulgesetz weiter nicht berühren, sondern es der Stimmung unserer Konferenz anheimstellen über diesen Punkt eigens eine These aufzustellen. Unsere persönliche Überzeugung geht dahin, daß ein Schulzwangsgesetz gerade zu notwendig ist und daß unsere Gemeindeschulen staatlich anerkannt werden müssen, um ein solches Gesetz mit Erfolg zu handhaben. Daß das jetzige Gesetz allerlei willkürliche Auslegungen zuläßt und zu allerhand „Chikanen" hülfreiche Hand leistet, lehrt bereits die Erfahrung.

Unterzieht man die Kirchenschulen (unsere nicht ausgenommen) einer nur oberflächlichen Musterung, so wird man bald entdecken, daß gerade die zuletzt genannten zwei Fächer stark vernachlässigt werden. (Geography und History.) In meiner Schule wurde (offen gestanden) letzteres Fach (History) noch nie als selbstständiges Fach betrieben. Ist das nicht notwendig? Bedenken wir nur, daß vielleicht viele Schüler aus der Freischule zu uns kommen, die gerade im Begriff sind dieses oder beide Fächer aufzunehmen, und nachdem sie konfirmiert sind, keine Gelegenheit mehr bekommen, um die Freischulen zu besuchen. Ferner müssen wir bedenken, daß die Gemeindeschule, als Volksschule, es dem Staate und den Schülern samt den Eltern schuldig ist, sie auch für den Staat resp. fürs praktische Leben zu erziehen, welches kaum geschieht, ohne daß man sie mit dem Staate und mit der Geschichte unseres Landes bekannt macht.

Endlich noch wäre zu bedenken, daß gerade in vielen katholischen Schulen es traurig in dieser Hinsicht bestellt sein soll. Diese Kinder dürfen überhaupt die Staatsschulen nicht besuchen. Die englische Sprache wird oft sehr kümmerlich, fast gar nicht gelehrt. Dieselben Kinder sollen aber doch Staatsbürger werden; die Schule giebt ihnen aber nicht die Qualifikation dazu; sie sind und bleiben in dieser und mancher anderer Hinsicht unwissend, ja sie werden gar noch zum Fanatismus erzogen! strebt doch gar die katholische Kirche mit aller Macht nach politischer Herrschaft in unserem Lande!! Sollte da der Staat nicht auch auf seiner Hut sein und fordernd auftreten um solcher Einseitigkeit zu steuern? Unsere Schulen müssen gute Volksschulen und so allseitig gestaltet sein, daß sie dieser Anforderung genügen. Erst wenn sie das geworden sind und selbst von den Gegnern mit diesem Prädikat belegt werden, dann werden auch die Eltern ihr die Kinder anvertrauen. Sie werden das Opfer gerne bringen und sie ohne Bedenken der Freischule zeitweilig entziehen, wenigstens für die Zeit, in welcher der religiösen Erziehung und Bildung

Rechnung zu tragen ist, vorausgesetzt, daß die Kirche resp. Gemeinde es peremptorisch verlangt. Wer dann noch seine Kinder an der Gemeindeschule vorbei, und in den Konfirmandenunterricht schicken will, soll einfach abgewiesen werden. Daß es geht, wenn ernstlich versucht, lehrt die Erfahrung!

These VI. Als gute Volksschulen soll neben dem Deutschen, in englischer Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geograhhie und Vaterlandsgeschichte fleißig betrieben werden; die Zeit dazu ist der Nachmittag.

Anmerkung: (Das neue Schulgesetz verlangt kurzweg, daß Lesen, Schreiben rc. überhaupt in englischer Sprache zu betreiben sei; kurz, die Lehrsprache soll die englische sein, selbst beim deutschen Unterricht!)

Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser Zyklus damit als abgeschlossen und vollständig zu betrachten sei; wenn thunlich, können auch Zeichnen, Turnen mit aufgeführt werden, auch allgemeine Weltgeschichte, Naturgeschichte u. s. w., aber als Hauptmomente sollten vorhingenannte Fächer zuerst bedacht werden. Im Gesang wolle man auch unsere Nationallieder wohl berücksichtigen. Auch erscheint es uns unpassend, wollte man den Rechenunterricht nur englisch erteilen, da vielleicht einige Lehrer denselben entschieden besser deutsch geben könnten. Auch glaube ich, würde der geographische Unterricht der alten Welt, besonders Deutschland besser deutsch erteilt; auch die biblische Geographie ist besser deutsch zu erteilen. Man darf auch wohl eine englische Stunde morgens erteilen und umgekehrt.

b. Ihre Aufgabe fürs praktische Leben.

Fürs praktische Leben hierzulande ist es von entschiedenem Vorteil, wenn unsere Kinder sowohl die deutsche als auch die englische Sprache beherrschen.

These VII. In unsern Gemeindeschulen bestehen deutsche und englische Sprache als gleichberechtigt nebeneinander und kann diese Einrichtung nur förderlich, nie aber nachteilig wirken.

Wenn wir Gleichberechtigung beider Sprachen fordern, so sind wir uns wohl bewußt, daß wir an unsere Schulen keine geringe Anforderung stellen. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Gemeindeschulen in Bezug auf Organisation den Freischulen weit nachstehen, und daß wir viel zu kämpfen haben mit lokalen Übelständen und Vorurteilen. Die Leute können es vielfach noch nicht einsehen, daß zwei Sprachen nebeneinander betrieben, sich gegenseitig fördern, sondern sie meinen geradezu, es sei unsinnig und müßte die größte Verwirrung bei den Kindern hervorrufen. Die Statistik lehrt aber, daß diejenigen Schüler, die in beiden Sprachen unterrichtet werden, die gefördertsten sind und in den Examina die höchsten Prozente aufzuweisen haben. Daß wir nun die deutsche neben der englischen Sprache betonen und nicht etwa Latein, Griechisch oder Französisch, bedarf wohl keiner Erklärung.

3. Bedingungen resp. Forderungen zur Lösung dieser doppelten Aufgabe.

Vor allem müssen wir, um nach beiden Seiten hin der Aufgabe unserer Gemeindeschule gerecht zu werden, tüchtige Lehrer haben, die beide

Sprachen bemeistern. Es genügt nicht daß wir uns kümmerlich durchschlagen, sondern ebensowohl wie man im Deutschen frei vortragen soll, soll man imstande sein, es im Englischen auch also zu thun. Das ist gar keine leichte Aufgabe, allein wollen wir uns Autorität als Volksschullehrer erwerben, so müssen wir mit der Sprache unseres Landes genau vertraut sein, wir müssen sie vollständig beherrschen können. Wenn man im Deutschen den Kasus verwechselt, so macht man wohl große Augen und fährt schonungslos über den Deutschverderber her, allein ist es im Englischen nicht ebenso unstatthaft? Wie oft hört man wohl: "It is me. (I) You done it. (did) You gone (went) to school before you was (were) six years old. We kept silent, her (she) and me (I)." Sollten nicht alle Gemeindelehrer imstande sein das County-Examen zu machen? nicht um etwa in den Dienst der Freischule zu treten, sondern um darzuthun, daß man von staatswegen für qualifizirt erklärt wird. Ich glaube, im Proseminar hat man das Ziel erreicht, ob das Examen noch gemacht wird, weiß ich nicht. Viele Leute sehen den Gemeindelehrer kaum für voll an, denn sie meinen, weil er eben kein englisches Examen machen brauche, sei ihm die Anstellung an der Gemeindeschule eben gut genug und man dürfe ihm gerne etwas weniger Gehalt bieten. Beim englischen Unterricht soll sich der Lehrer selbstverständlich der englischen Sprache bedienen. Wir müssen hier darauf aufmerksam machen, daß im Proseminar, das doch zugleich noch Lehrerseminar ist, die englische Sprache nicht genugsam auf dem Stundenplan berücksichtigt wird. Unter den acht Lehrern haben wir nur einen englischen Lehrer, der nun in den fünf Klassen dem Englischen vorstehen soll. Ein Mann, und sei er noch so tüchtig, kann unmöglich demselben im Proseminar gerecht werden. Um uns genauer zu informieren, nahmen wir das Schulprogramm von '88 zur Hand und fanden dort folgende Zusammenstellung des Studienplanes:

In der V. Klasse wurden wöchentlich 30 Unterrichtstunden und davon 7 englisch erteilt;
In der IV. Klasse gleichfalls.
In der III. " 28 Stunden davon 6 englisch.
In der II. " 32 " " 4 "
In der I. " 30 " " 5 "

Das Verhältnis ist den künftigen Anforderungen, die an den Lehrer gestellt werden, nicht entsprechend. Wir können uns hier nicht verhehlen, den Wunsch zu äußern, daß im Proseminar wenigstens zwei englische Lehrkräfte angestellt würden, ehe man im Predigerseminar eine anstellt.

Ferner dürfte mehr praktische Pädagogik in englischer Sprache betrieben werden, um eine Geläufigkeit in der technischen Ausdrucksweise zu erzielen.

These VIII. Um der gestellten Aufgabe der Gemeindeschule gerecht zu werden, besonders um der englischen Sprache im Proseminar Vorschub zu leisten, dürfte in genannter Anstalt sich die Anstellung eines zweiten englischen Lehrers sehr empfehlen.

Sollten nicht auch auf unsern Lehrerkonferenzen englische Vorträge ge-

halten werden können? Unsere jetzigen Lehrer würden gewiß ein Hülfsmittel, um im Englischen sich zu üben, sehr willkommen heißen, daher sollte jeder Lehrer englische Zeitschriften fleißig lesen und besonders sogenannte "school-journals" halten, um auf dem Laufenden zu bleiben. (Wir setzen voraus, daß es im Deutschen geschieht.)

These IX. Um die jetzigen Lehrer mehr für das englische zu begeistern, dürften sich englische Vorträge auf der Lehrerkonferenz sehr empfohlen.

Wir wollen noch kurz ein Wort über Textbücher reden. Für den Unterricht im Deutschen sind sie wohl schon so ziemlich eingeführt, nämlich die synodalen; eins für den deutschen Sprachunterricht dürfte wohl noch mancherorts fehlen. Für die englischen Fächer sind dieselben zahlreich genug vorhanden, ob sie aber von unsern Schülern angeschafft werden, ist wohl eine andere Frage. Readers und Arithmetics haben zwar die meisten, ob aber Geographies und Histories ist wohl sehr fraglich. Falls nun die Eltern die Notwendigkeit der Anschaffung seitens der Schüler, noch nicht einsehen können, so möchten wir es sehr befürworten, daß der Lehrer darauf dringe, daß es geschieht. Dazu sind die Schulbücher da, daß sie auch von den Schülern gebraucht werden. Giebt man den Unterricht frei, ohne Anschluß an ein bestimmtes Textbuch, so wird der Unterricht bald Lücken bekommen, selbst wenn der Lehrgang an sich lückenlos wäre. Bald fehlt hier ein Kind, da ein Kind, und der Unterricht für die Stunden geht dem fehlenden Kinde ganz verloren; hat es aber ein Textbuch, so kann es das Versäumte nachholen. Auch für die Schüler überhaupt soll das Textbuch als Leitfaden für die häuslichen Studien dienen.

Ferner möchte man darüber Anfschluß wünschen, welche Lehrbücher für dieses oder jenes Fach die zweckdienlichsten seien. Hierüber dürfte ich mir kein Urteil erlauben, denn von den vielen, die den Büchermarkt geradezu überfluten, sind mir die wenigsten bekannt. Nach meinem Dafürhalten richtet man sich da am besten nach der Freischule, welche Bücher dort gebraucht werden, die führe man ein; denn viele Kinder bringen sie schon aus derselben mit und wenn sie dieselben auch in unsern Schulen gebrauchen können, so fällt den Eltern gleich ein Sorgenstein vom Herzen.

These X. Zur Anschaffung von Textbüchern, sowohl deutschen als englischen, sollen die Kinder verpflichtet werden, gerade wie in der Freischule auch.

Wir eilen zum Schluß. Jedoch müßten wir diese Arbeit als unvollständig vorlegen, wollten wir nicht noch besonders auf einen Punkt die Aufmerksamkeit lenken. Wir sind genötigt worden, unsern Schulen eine große und schwierige Aufgabe zu stellen, die viel Arbeit und Zeit, will man sie anders recht lösen, — fordert und möchte wohl mancher die Hände über den Kopf zusammenschlagen und ausrufen: Das geht unmöglich! Nun doch; aber es ist notwendig und ganz besonders n o t w e n d i g f ü r d i e e i n k l a s s i g e n

Schulen, daß man den Stundenplan möglichst vereinfache. Ich will eine kurze Übersicht geben, wie ich das zu bewältigende Material in einer einklassigen Schule verteile:

Religion		wöchentlich	5	Stunden.
Lesen:	Fibel- und Unterstufe	"	5	"
	Mittelstufe	"	3	"
	Oberstufe	"	3	"
Abschreiben:	Fibel- und Unterstufe	"	5	"
	Mittel- und Oberstufe	"	2	"
Schönschreiben:	Unter-, Mittel- und Oberstufe	"	2	"
Diktat:	Mittel- und Oberstufe	"	1	"
Deutsche Sprache:	" "	"	3	"
Gesang:		"	2	"

Arithmetic: wöchentlich 5 Stunden.
(Davon wenigstens eine Stunde Kopfrechnen.)
Geography: (I. Class) wöchentlich 3 Stunden.
(Nur eine Klasse.)
U. S. History: (I. Class) wöchentlich 2 Stunden.
(Nur eine Klasse.)

Reading:	1st, 2nd and 3rd Reader	wöchentlich	5	Stunden.
"	4th "	"	2	"
Writing:	1st, 2nd and 3rd Reader	"	5	"
"	4th "	"	2	"
Penmanship	2nd, 3rd and 4th Reader	"	2	"

Zu bemerken ist hierbei, daß nicht für jedes Fach, noch für jede Klasse, eine volle Stunde von 60 Minuten in Anrechnung gebracht werden darf. Für Schönschreiben genügt eine halbe Stunde vollständig; ebenso für Gesang und Diktat. Beim Lesen genügen für eine Abteilung, besonders für die Kleinen, sogar 15 Minuten.

These XI. Man sorge für möglichste Vereinfachung des Stundenplans.

Hier ist dem erfinderischen Genie des Lehrers reichlich Gelegenheit geboten und wer ein sogenanntes „patent" erhält, sollte es in dem pädagogischen Teil der Th. Ztschr. zur Veröffentlichung bringen. Who is next? Wir haben versucht eine Gleichberechtigung streng durchzuführen: den Vormittag für den deutschen Unterricht bestimmt und den Nachmittag für den englischen. Den Stoff haben wir auch, wie die Zeit gleichmäßig verteilt und die doppelte Aufgabe der Schule auch als gleichberechtigt hingestellt. Wir wollen nicht blos Religionsschulen, auch nicht bloß Staatsschulen, sondern beides als ein harmonisch Ganzes. Der Kirche, was der Kirche ist, dem Staate was ihm gebührt. Wir wollen gute Staatsbürger erziehen, indem wir die Kinder zu braven Christen und zu thätigen Gemeindegliedern erziehen. Beides zusammen ist unser Lebens Zweck und Ziel.

Die Bibel in der Volksschule.

(Nach Dr. Friedr. Gottfr. Rettig.)

Je fester und unumstößlicher die evangelische Kirche ihr Dasein und Bestehen darauf gründet, daß die heilige Schrift die einzige Quelle der geoffenbarten Religionswahrheiten des Christentums, und die alleinige Regel und Richtschnur für den Glauben und das Leben der Christen sei, desto wichtiger ist es für den christlichen Lehrer, die ihm anvertraute Jugend zu dieser Quelle hinzuleiten und in ihrem Gemüte die Überzeugung zu befestigen, daß die heilige Schrift ein nie versiegender Schatz sei, aus dem man in jedem Alter, in jeder Lebenslage Belehrung, Trost und Frieden schöpfen könne. Um diesen Zweck zu erreichen, muß die christliche Jugend zu einem fleißigen und mit Nachdenken verbundenen Lesen der Bibel gewöhnt, dieselbe ihr auf eine angemessene Weise erklärt, und ihr zu einer richtigen Anwendung ihrer Lehren und Vorschriften auf das eigene Leben die erforderliche Anleitung gegeben werden.

Hieraus folgt nun, daß die Schüler nicht nur gelegentlich bei Erteilung des Religionsunterrichtes mit dem Inhalte der Bibel sollen bekannt gemacht werden, sondern daß in der evangelischen Volksschule die Bibel soll gelesen werden.

Hieran aber knüpfen sich zwei wichtige Fragen: a.) Was soll gelesen werden? und b.) Wie soll gelesen werden?

Auf die erste Frage: Was soll gelesen werden? antworten wir:

a.) Nicht die ganze Bibel, so daß mit dem ersten Buche Moses angefangen und mit der Apokalypse geendigt würde. Und warum nicht? Einmal, weil in der That manches in der heiligen Schrift vorkommt, was entweder über das Fassungsvermögen der Kinder noch hinausgeht, oder sich auf Verhältnisse bezieht, mit denen man Kinder lieber noch nicht bekannt machen möchte, und zum andern, weil die Bibel ein Buch ist, das nicht etwa bloß in der Schule, sondern auch in späteren Lebensjahren gelesen werden soll, wo dann manches nachgeholt werden mag, was früher aus guten Gründen übergangen werden mußte.

b.) Vielmehr mit sorgfältiger Auswahl, sowohl unter den ganzen Büchern, als unter den einzelnen Kapiteln und Abschnitten derselben.

Was zunächst die ganzen Bücher betrifft, so ist bei der Wahl derselben nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

a.) Die Schriften des N. T. haben überhaupt den Vorzug vor denen des A. T.

b.) Den historischen Schriften ist wiederum vor den übrigen der Vorzug einzuräumen, da die Erzählung diejenige Form der Darstellung ist, welche den Kindern am meisten zusagt.

c.) Nicht weniger ist den Lehrbüchern vor den poetisch-prophetischen Schriften der Vorzug zu geben und sind die letzteren wenigstens erst dann mit den Kindern zu lesen, wenn sie die dazu erforderliche Bildungsstufe erlangt haben.

d.) Einige Bücher können füglich ganz ungelesen bleiben. Dahin gehören im Alten Testamente das Hohelied Salomonis und mehrere prophetische Schriften, z. B. der größte Teil vom Daniel, die Klaglieder Jeremiä, Hesekiel, Hosea, Amos, Obadja, Nahum u. s. w.; im Neuen Testamente der Brief Judä, vieles aus dem Briefe an die Hebräer und der größte Teil der Offenbarung.

Was sodann die einzelnen Abschnitte in diesen Büchern betrifft, so unterscheide man hier

a.) solche, welche gelesen werden müssen, weil sie Erzählungen, Lehren u. s. w. enthalten, welche keinem Christenkinde unbekannt bleiben sollen;

b.) solche, welche gelesen werden können, wenn es die Zeit erlaubt. Hierher gehören weniger wichtige Erzählungen, schwere Stellen aus den Lehr- und prophetischen Büchern und alle Stellen besonders des Alten Testamentes, welche sich nur auf Lokales und Temporäres beziehen;

c.) solche, welche am besten ganz ungelesen bleiben. Dahin gehören alle Kapitel, welche nichts als Aufzählungen von Namen enthalten, alle Stellen, welche so dunkel sind, daß auch der gelehrteste Ausleger mit ihnen zu thun haben würde, und alle Stellen, welche solche Gegenstände und Verhältnisse berühren, über welche die Kinder jetzt schon zu belehren oder darüber mit ihnen zu reden unpädagogisch sein würde.

Über die zweite Frage: Wie soll gelesen werden? ist Folgendes zu erinnern:

a.) Nicht soll die Bibel gelesen werden, damit die Kinder sich im Lesen üben. Dazu ist dieselbe nicht verfaßt; dazu ist sie viel zu wichtig und heilig. Darum soll sie den Schulkindern auch nur dann erst in die Hände gegeben werden, wenn sie fertig lesen gelernt haben. Doch hat man auch beim Lesen der Bibel die Kinder anzuhalten, daß sie richtig, nach den Lesezeichen und tongemäß lesen, und das um so mehr, weil solches zum Verstehen und Beherzigen des Gelesenen beiträgt.

b.) Die Bibel soll gelesen werden

a.) mit Andacht.

In den zu dem Bibellesen bestimmten Unterrichtsstunden (Bibelstunden) muß eben derselbe Geist der frommen Andacht herrschen, wie in den Religionsstunden. Es müssen wahre Andachts- und Erbauungsstunden sein. Freilich ist es schwer, besonders in einer gemischten Schule, diesen Zweck vollkommen zu erreichen; allein um dieser Schwierigkeiten willen soll doch das Streben darnach nicht aufgehoben werden. Der Lehrer gewöhne seine Schüler schon früh, beim Bibellesen einen vorzüglichen Ernst, eine besondere Aufmerksamkeit, ein sinniges Nachdenken zu zeigen. Er suche dies übrigens weniger durch gegebene Vorschriften und Lehren, als vielmehr durch die Art und Weise, wie er selbst mit der Bibel vor den Augen der Kinder umgeht, ihnen einzuschärfen, so daß sie es ihm abfühlen, wie wichtig und heilig ihm das geoffenbarte Gotteswort ist.

b.) mit stetem Hinblick auf das eigene Leben.

Das Kind werde von dem ersten Augenblicke an, wo es die Bibel lieset, darauf hingewiesen und dazu angehalten, das Gelesene nicht nur dann, wenn der Lehrer es darauf aufmerksam macht, sondern auch sonst immer auf sich anzuwenden, sich darnach zu prüfen, seine Gesinnungen, Wünsche und Vorsätze darnach zu regeln, und immer in dem Geiste und Sinne zu handeln, welcher sich in der heiligen Schrift ausspricht. Nur so kann das Bibellesen ein recht fruchtbares werden, nur so wird das Wort Gottes in den jugendlichen Seelen eine erneuernde und selig machende Kraft, welche das ganze Denken, Empfinden, Wollen, Reden und Thun des Menschen verklärt und ihn hinanbildet zu der göttlichen Größe der wahren Kinder Gottes, welche am ersten nach dem Himmelreiche und nach seiner Gerechtigkeit trachten.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der Streit innerhalb der evangelischen Gemeinschaft ist noch immer in vollem Gange. Es sind zwar alle Bischöfe abgesetzt, aber Bischof Escher und Bowmann haben sich gegenseitig wieder eingesetzt und außerdem alle die, welche entweder als Komiteglieder oder Ankläger oder Zeugen in den betreffenden Untersuchungen thätig waren, aus der evangelischen Gemeinschaft ausgeschlossen. Auch die Oregon Konferenz der evangelischen Gemeinschaft ist zwiespältig geworden. Der Bischof Bowmann wurde seiner Absetzung halber nicht als Vorsitzender anerkannt und hielt nun mit einigen seiner Anhänger eine Separat-Konferenz ab.

Das Resultat dieser zwiespältigen Konferenzen ist natürlich das, daß der Kirchenkrieg in den Gemeinden ausgebrochen ist, und Gerichte und Advokaten haben sich nun damit zu befassen. Für die letzteren ist die Sache natürlich sehr erwünscht, da Kirchenprozesse in der Regel nicht so schnell zu Ende gehen. Da nämlich jeder Teil der zwiespältigen Konferenzen sich zur Besetzung der Gemeinden für berechtigt erklärt, so konnte es nicht ausbleiben, daß verschiedene Gemeinden doppelt besetzt wurden und nun der eine der Kanzelprätendenten thätlich oder gesetzlich aus der Kirche hinausgebracht oder wenigstens nicht hereingelassen wurde. Natürlich konnten diese Dinge nur in einer beschränkten Anzahl von Gemeinden vorkommen, da sich die Zahl der Prediger in jenen Konferenzen eben nicht mit einem Male verdoppeln läßt und namentlich die Minorität, auch wenn sie bischöfliche Autorität hat, oder auch nur beansprucht, eben nicht mehr Gemeinden thatsächlich halten kann, als sie Leute hat. Eine definitive gerichtliche Entscheidung in der ganzen Angelegenheit ist uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden, kann auch noch gar nicht erwartet werden. Sie wird viel Geld kosten, noch höher wird sie aber zu stehen kommen dadurch, daß Haß, Verbitterung und Entfremdung von dem kirchlichen Leben eintreten.

Unglücklicherweise oder glücklicherweise, d. h. je nachdem man die Sache durch die Parteibrille oder vom Standpunkt des Audiatur et altera pars betrachtet, ist es der Opposition in der evangelischen Gemeinschaft gelungen sich auch in der Tagespresse Vertretung zu schaffen. Dadurch ist es überhaupt dem Fernerstehenden möglich, sich ein Urteil über die Sache zu bilden, während er in andern Fälle nur auf die unsicheren Vermutungen einer zwischen den Zeilen lesenden Textkritik angewiesen wäre. Die Geschichte dieses Streites wird wahrscheinlich sehr lehrreich sein, aber auch von Vielen benutzt werden, um nichts daraus zu lernen.

Die Bekenntnisrevision der Presbyterianer ist zur Möglichkeit geworden, d. h. sie hat bis jetzt wenigstens eine Majorität der abgegebenen Stimmen für sich, sowohl,

wenn man die Stimmen der Presbyterien, als auch, wenn man die Stimmen der presbyterianischen Prediger zählt. Man weiß allerdings noch nicht, ob eine bloße Mehrheit genügt, da eben in der presbyterianischen Verfassung keine Anordnungen für diesen nie vorhergesehenen Fall getroffen sind. Würde entschieden werden, daß zwei drittel Majorität für die Revision nötig ist, so wäre die Revision unmöglich. Von 213 Presbyterien haben 128 dafür und 65 dagegen gestimmt. Unter den presbyterianischen Predigern sind bis jetzt 5792 Stimmen abgegeben worden; 3334 sollen für und 2332 gegen die Revision sein. (Es muß in diesen Zahlen ein, wenn auch nicht erheblicher Fehler stecken D. R.) Wenn also wirklich revidirt wird, und das ist schwerlich zu bezweifeln, so tritt nun erst die schwierigste Frage auf: Wie weit soll und darf die Revision gehen, und in welchem Sinne muß sie geschehen, damit sie von allen als eine Verbesserung anerkannt werden kann? Diese Frage wird sich nicht mehr bloß mit „Ja" oder „Nein" beantworten lassen.

Ueber die Missionen des Bischofs Taylor in Afrika bringt der Apologete eine Betrachtung, die erkennen läßt, daß man die Sache vielfach in einem andern Lichte betrachtet als früher. Bischof Taylor ist nämlich gegenwärtig wieder in Amerika, um Gelder für sein sich selbst erhaltendes Missionswerk zu sammeln. Es erhält sich eben nicht selbst, und soweit es sich selbst erhält, hat es als Mission wenig Wirkung gehabt. In Indien bestehen die Gemeinden nicht aus bekehrten Eingebornen, sondern meist aus englischen Kaufleuten und Handwerkern, von welchen die Missionare als Prediger für diese englischen Gemeinden unterstützt werden. In diesem Falle allerdings muß man sagen, daß diese Leute eine Lücke ausfüllen, denn unter den Heiden missionieren und die Christen geistlich vernachlässigen, ist doch auch etwas, das nicht rechter Art ist. In Südamerika verdienen die Missionare, die durch Bischof Taylor dahin gesandt sind, durch Schulunterricht ihren Lebensunterhalt. Gemeinden, die sich selbst erhalten könnten, sind auch da nicht vorhanden. Allerdings können und werden sich rechte Christen auch in solchen Stellungen als Salz der Erde und Licht der Welt erweisen; aber ein besonderer Missionsberuf als irdischer Lebensberuf ist es doch nicht, so wenig als jeder Christ, der irgendwie geistlich lebendig und wirksam ist, gleich auch ein Pastor werden und sein müßte.

Am mißlichsten steht es nun mit diesen selbsterhaltenden Missionen in Afrika. Da läßt sich weder eine Gemeinde aus eingewanderten Engländern sammeln, der man gleich in ihrer eigenen Sprache predigen könnte, noch kann man vom Schulunterricht leben. Die Missionare müssen hier Landbau treiben, um leben zu können. Bis sie in diesem Falle sich erst eine selbständige Existenz geschaffen haben, können sie in wenig geistige Berührung mit den Eingebornen treten; bis sie dann erst noch die Sprache erlernt und sich damit die Möglichkeit einer Wirksamkeit geschaffen haben, ist wohl die Kraft zur Bearbeitung des Missionsfeldes größtenteils dahin. Die Farmerei in Afrika mag allerdings gesund und nützlich sein, aber Missionsarbeit ist sie doch nicht ohne weiteres zu nennen.

Es ist eben nur der persönliche, außerordentliche Einfluß Taylors, der diese Dinge ins Dasein gerufen hat und sie erhält, so lange als eben Bischof Taylor selber da ist. Was einmal daraus wird, wenn diese Dinge sich selbst überlassen sind, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit voraussagen, aber mit ziemlich viel Wahrscheinlichkeit voraussehen.

Die „Vorstehenden Aeltesten" welche in der Bischöflichen Methodistenkirche eigentlich nur die fortwährenden Visitatoren sind, und jede Gemeinde viermal im Jahre besuchen, werden bekanntlich von den Bischöfen ernannt. Es scheinen nun nicht alle damit befriedigt zu sein, denn die Macht der Bischöfe ist in Folge dieser Einrichtung eine sehr weitgehende. Der Apologete äußert sich nun in dieser Angelegenheit folgendermaßen:

„Man nimmt an, daß unsere gegenwärtige Einrichtung verbessert werden könnte, dadurch, daß die Vorsteh. Aeltesten von der Konferenz gewählt würden. Die gegenwärtige Einrichtung mag nicht ganz vollkommen sein. Der vorsitzende Bischof mag nicht allemal den Mann genau kennen, den er für das Amt bestimmt. Aber die Predi-

ger unter einander werden dabei in ihren Gefühlen nicht so verletzt, als wie es bei der Drathzieherei und der Wahl geschehen würde. Aber, wird man sagen, wird nicht auf dem jetzigen Weg mancher hineingeschoben, der da unfähig ist? Zugegeben, daß solches schon geschehen ist, wer aber bürgt dafür, daß das durch eine Wahl nicht auch geschehen könnte! Man macht weiter geltend, daß das Amt nur unter Wenigen bleibe. Das mag so sein, aber haben wir in Wirklichkeit viel Grund zu beklagen gehabt, daß viele Unfähige angestellt wurden? Im großen Ganzen muß man sich wundern, daß die Unfähigen so eine geringe Zahl ausmachen.

Es muß doch zugegeben werden, daß das Talent, praktisch zu planen und zu leiten, nicht Jedermann gegeben ist. In einer Armee ist auch nicht jeder Soldat fähig, ein General zu sein.

Aber es drängen sich Manche in das Amt hinein vermittelst ihrer Freunde, oder auch durch Dreistigkeit, aber solche Fälle stehen vereinzelt da.

Wird das Ballotiren uns davor bewahren? Werden nicht Solche, die das Amt suchen, sich Freunde erwerben und durch diese Andere beeinflussen, daß selbst ein solcher ins Amt käme, blos um seinen Ehrgeiz zu befriedigen?

Den Vorteil möchte eine Wahl bringen, daß Solche, die das Amt suchen — und nicht wissen, daß sie dazu die Fähigkeit nicht besitzen — welche den Vorst. Aeltesten grollen, wenn diese mit gutem Gewissen sie nicht empfehlen konnten, erfahren würden durch das Ballot, daß die Conferenz sie nicht wünscht.

Angenommen, ein Mann würde gewählt mit nur einer Stimme Mehrheit, die andere Hälfte hat ihn nicht gewollt, dieser Teil muß sich jetzt gerade gegen seinen Willen, einem Manne unterwerfen, den er nicht gewollt hat. Wird das nicht schlimmere Folgen haben als das, was unsere gegenwärtige Einrichtung mit sich bringt? Sind nicht bereits Beispiele vorhanden von dem, wie sich Brüder erhitzt haben in der letzten Hälfte eines Konferenzjahres, wenn ein Vorst. Aeltesten-Amt vakant wurde? Und doch ist noch gar kein Raum da nach dem Gesetz; was würde es erst werden, wenn ein Gesetz dazu berechtigte?"

Die seit dem Abschluß des Kulturkampfes etwas ins Stocken geratene Kirchenpolitik in Preußen ist nach Entlassung Bismarcks wieder in Bewegung gekommen. Windthorst hat bis jetzt sein Bestes versucht und eine lange Reihe von Wünschen vorgetragen. Er will natürlich gern das alles recht friedlich nehmen, d. h. wenn man es ihm ebenso friedlich giebt; thut man es nicht, so ist er natürlich zu seinem Bedauern und zu seiner Beschäftigung genötigt, darum zu kämpfen. Zunächst dreht sich der Streit nur um Geld, d. h. um die Auslieferung der gesperrten Gehälter, die der preußische Staat unklugerweise aufgespeichert hat. Windthorst stellt nun die Sache so dar, als ob diese Millionen von jeher unbestrittenes Eigentum der römischen Kirche gewesen seien und der Staat, welcher den Bischöfen die Zinsen der aufgesparten Summen zu gute kommen lassen will, denselben das Kapital samt den Zinsen schuldig wäre. Außerdem berief er sich darauf, daß man weder in Rom noch in den Diöcesen mit dem Gesetz einverstanden sein werde. Der Kultusminister erwiderte, er wisse, daß man es sei. Wenn Windhorst damit zufrieden sein wolle, könne er sich ja selbst darnach erkundigen; er werde wohl wissen auf welchem Wege man dergleichen Dinge erfahren könne.

Viel wichtiger sind die kirchenpolitischen Bewegungen im protestantischen Lager. Von Bismark war ja nach keiner Seite hin kirchenpolitisch noch etwas zu erwarten. Erstlich hatte er im Kulturkampf die Kirchenpolitik satt bekommen, und zweitens hielt er sich schwerlich verpflichtet, den Wünschen von Leuten entgegenzukommen, die im Kulturkampf mehr oder weniger auf Seiten des Centrums gestanden hatten. Man wußte, daß nichts zu machen sei, so lange Bismark an der Spitze der Regierung stehe und sprach darum auch nachher ganz offen die Befriedigung mit seiner Entfernung aus. So sind denn auch die kirchenpolitischen Bestrebungen wieder neu aufgenommen worden. Allerdings hat das außerordentliche Hervortreten der Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen, sowie die sozialen Bestrebungen des Kaisers selbst, die Kirchenbestrebungen in den

Schatten gestellt, aber schwerlich zum Nachteil der evangelischen Kirche. Es ist selbstverständlich, daß jede der Parteien in der evangelischen Kirche Preußens ihr möglichstes thut, um bei der in Aussicht stehenden Teilung nicht zu kurz zu kommen. Auf der andern Seite hat aber die bevorstehende Veränderung den Parteihader nicht verschärft, sondern gemildert. Denn die Erkenntnis muß sich jedem aufdrängen, daß, wenn überhaupt etwas auf diesem Gebiet erreicht werden soll, es nur durch gemeinsame Thätigkeit erreicht werden kann.

Am rührigsten ist bis jetzt die Gruppe der positiven Union gewesen. Sie verdankt ihre Rührigkeit allerdings zum großen Teil der persönlichen Energie ihrer Häupter, unter denen Hofprediger Stöcker ganz besonders in den Vordergrund tritt, als derjenige, in dem entweder die Ansichten der Parteigruppen sich verkörpern, oder der den Ansichten derselben erst sein besonderes Gepräge verleiht. Die Versammlung der Partei hat am 9. und 10. April in Berlin stattgefunden. Das Programm war ein ungemein reichhaltiges. In der ersten Sitzung hielt Hofprediger Stöcker die Begrüßungsrede und Graf Ziethen-Schwerin referirte über das Thema: „Wie soll man die Forderung verstehen, daß unsere Verfassung auf verschiedenen Stufen mehr episcopal auszugestalten sei."

Obwohl diese Versammlung als eine geschlossene behandelt wurde, und namentlich die Berichterstattung in den Tagesblättern verbeten wurde so ist doch verschiedenes daraus bekannt geworden. Stöcker sagte in seiner Begrüßungsrede u. a., die eine Aufgabe, die Befreiung der Kirche von der Herrschaft des Unglaubens sei gelöst, es gelte nur noch die andere zu lösen, nämlich die Kirche selbständig zu machen. Ein Ausgleich der Richtungen sei zwar nicht durchführbar, aber gemeinsame Arbeit sei möglich, ebenso ein Zurückstellen der theologischen Streitpunkte. Die beiden Organe der Partei zögen das Schwert überhaupt nur, wo es absolut nötig sei. (Darüber gibt es freilich immer nur ein subjectives Urteil.) Hieran schloß sich noch der Hinweis auf die Bedeutung der Arbeit der Kirche in der sozialen Frage und der innern Mission.

Das über die mehr bischöfliche Ausgestaltung der Verfassung gesagte hat — soweit sich aus dem darüber bekannten urteilen läßt — seine verschiedenen Seiten. Episkopal wäre allerdings „eine im höchsten Grade feierliche Einführung des Generalsuperintendenten, etwa durch den Präsidenten des Oberkirchenrates." Etwas pompa religiosa ist ja immer episcopal und alles episcopale kann ohne etwas imponierenden Prunk nicht gedeihen. Eine Minderung der Arbeit und eine Mehrung des Einkommens bei Superintendenten und Generalsuperintendenten mag nötig sein, daß aber das ihrem Amt und ihrer Persönlichkeit einen mehr episcopalen Charakter verleihen soll, scheint eine Auffassung des bischöflichen Charakters anzudeuten, die etwas hochkirchlich gerichtet ist.

Wenn dann aber auf der andern Seite die Forderung gestellt wird, der Superintendent solle nicht mehr ernannt, sondern auf eine bestimmte Zeit, etwa 10 — 12 Jahre, erwählt werden, um sich nachher wieder ganz den internen Angelegenheiten des Pfarramtes widmen zu können," so wäre es, nach unserer Art die Dinge zu bezeichnen, eine Weiterbildung in synodaler nicht aber in episcopaler Richtung.

In der darauf folgenden Besprechung wurde auch über den B i s c h o f s t i t e l verhandelt. Darüber waren indeß die Ansichten geteilt. Daß Einzelne meinten, derselbe sei „keineswegs gleichgiltig, vielmehr höchst bedeutungsvoll", ist auch nicht gleichgiltig.

Bei der Hauptversammlung referierte Prof. Dr. Witte aus Schulpforta über die Frage: Was verdankt und schuldet Preußen der Reformation? Es ist natürlich unmöglich, den Inhalt des Vortrags, der 1½ Stunden in Anspruch nahm, hier wiederzugeben. Das Ganze ist ebenso interessant wie maßvoll gehalten. Namentlich im zweiten Teil des Vortrags sind die Forderungen der evangelischen Kirche in einer Weise dargestellt, daß man sagen muß, sie sind gerecht und berechtigt. Gegenüber römischer Unersättlichkeit haben sie beinahe den Schein einer ängstlichen Bescheidenheit. Wenn unter anderm auch Schutz für die Ehre und das Recht der evangelischen Kirche gefordert wurde, so könnte man freilich meinen, eine solche Forderung sei überflüssig in einem Staate, dessen Devise das: Suum cuique ist. Aber man müßte eigentlich eine Stufe tiefer anfangen,

nämlich damit, daß der Staat der evangelischen Kirche mindestens nicht viel weniger Rechte zugestehen sollte als der römischen Kirche. Schutz bedarf freilich die evangelische Kirche. Aber sieht es nicht beinahe so aus, als ob der Staat des Schutzes gegen Rom fast noch bedürftiger sei als die evangelische Kirche und diese ist leider nicht im Stande, sich gegenwärtig jenes stolze Wort Luthers anzueignen, er könne den Kurfürsten besser schützen als der Kurfürst ihn.

In Beziehung auf das Verhältnis der Schule zu Kirche und Staat trat der Referent dafür ein, daß dem Staat in den Schulen, welche er aus seinen Mitteln erhalte, auch das Recht der Aufsicht und der Leitung zukomme. Halte man irgendwo Kirchenschulen für nötig, so gestatte man sie, aber Privatschulen sollten sie sein, und nicht aus Staatsmitteln erhalten werden. Auch die theologischen Fakultäten rechnete der Referent hierher, indem er sagte: „Ich für meine Person nehme denselben Standpunkt auch bezüglich der Hochschule, der theologischen Fakultäten ein und halte es für verfehlt und für verhängnisvoll, wenn die evangelische Kirche ein wirksameres Einspruchsrecht für die Besetzung der theologischen Professuren in Anspruch nimmt. Der Evangelische Oberkirchenrat besitzt ein solches Einspruchsrecht. Meint er in bestimmtem Fall davon Gebrauch machen zu sollen und bleibt sein Votum unbeachtet, so stelle er die Kabinetsfrage und warte die weitere Entwicklung der Dinge ab. Dehnt man das Recht des Vetos auf den Generalsynodal-Vorstand aus, so wäre, ganz abgesehen von der fast unerträglichen Erschwerung des Geschäftsganges, wo oft eine augenblickliche Entscheidung getroffen werden muß, derselbe Konflikt nicht ausgeschlossen. Die liberale Theologie überwinden Sie nicht durch Synodalvorstände, sondern durch gediegene Geistesarbeit der positiven Theologie. Ein Tholuck, ein Nitzsch, ein Julius Müller wären zu ihren Zeiten nie an preußischen Universitäten angestellt worden, wenn damals unter der allgemeinen Herrschaft des Rationalismus, Generalsynodal-Vorstände ein Vetorecht besessen hätten. Das Ende dieser Bestrebungen, das freilich nicht beabsichtigt wird, wäre die Loslösung unserer theologischen Fakultäten von den Universitäten, wie auf allen Hochschulen Italiens, und die Vorbereitung unserer Geistlichen in Konvikten und Seminarien, wie die römische Kirche auf solchen ihre Priester zum Amte zurichtet. Und das bedeutet nichts mehr und nichts weniger als den Untergang der evangelischen Theologie."

Eine solche Ansicht ist allerdings vom strikten Standpunkt einer gerade in der Majorität befindlichen Partei eine arge Ketzerei und so erklärte Stöcker rundweg: „Was Professor Witte über die Besetzung der Professuren sagte, ist nicht die Meinung der positiven Union." Man sieht gerade in diesen Ausführungen, wie eben die Dinge vorwärts drängen. So leise auch nur der Unterschied angedeutet ist, vorhanden ist er doch. Entweder Freikirche oder Staatskirche. Will man die Staatskirche oder Landeskirche, dann entweder eine im Gegensatz gegen des Staatsleben stehende und den Staat beherrschende oder bekämpfende, aber vom ihm erhaltene Kirche; oder aber eine mit dem Staats- und Volksleben organisch verbundene und darum auch in manchen Stücken vom Staate beschränkte aber immerhin finanziell und rechtlich getragene Kirche.

Der Staat, welcher die Universitäten in erster Linie als Lehranstalten behandelt, wird auf Lehrtalent und Lehrwirksamkeit viel mehr Gewicht legen als eine gerade in der Majorität befindliche kirchliche Partei, bei welcher die kirchliche Parteirichtung zunächst ins Gewicht fällt. Die Fähigkeit, sich beim Kirchenregiment beliebt zu machen, gibt eben auch nach der Ansicht des Staates noch keinen Maßstab für die Befähigung zur Lehrthätigkeit, und so werden Differenzen nie ausbleiben, nicht einmal in gänzlich freien Kirchen, wie z. B. in der schottischen Freikirche, viel weniger in Staatskirchen

Der zweite Referent P. Jakobi faßte sein Referat, dessen Thema lautete: „Reich Gottes—Landeskirche—Gemeinde," in folgenden Thesen zusammen: „1) Christus hat die Gemeinde als religiöses und sittliches Werkzeug gestiftet, das Reich Gottes zu verwirklichen. 2.) Die Gemeinde wurde verschlungen von dem weltlichen Kirchentum, und also verweltlichte die Christenheit. 3.) Die Reformation stellt die geistliche Gewalt der evangelischen Gemeinde wieder her, allein letztere tritt zurück unter kirchenregimentlicher und pastoraler Bevormundung. 4.) Gleichwohl bleibt die geistliche Gewalt der Ge-

meinde das eigentliche Salz für das Kommen des Reiches Gottes, während die Landeskirche die konservierende Hüterin des kirchlichen Bekenntnisses und der Sitte war. 5.) Als das Kirchentum von der Aufklärung zerschlagen wird, da bleibt nur die geistliche Gewalt im Wort, als Keim der zukünftigen Kirche übrig. 6.) Die Gemeinde der Gegenwart, obwohl noch unter Formen landeskirchlich-synodaler Verfassung, beruht auf dem christlichen Hausstand, und hat die Aufgabe, ein mündiges, evangelisches Christentum ihrer Glieder heranzubilden. Mittel hierzu sind: a. Pflege des heiligen Gemeinschaftslebens in ihren Gottesdiensten. b. Innerer Ausbau der Gemeinde-Organe, besonders der Gemeinschaft (ecclesiola.) c. Mitarbeit der lebendigen Glieder an der Wiedergewinnung der Entfremdeten. 7.) Da diese Arbeit sich im Rahmen der organisierten Einzelgemeinde vollzieht, so wird die Gemeinde sich mit manchen Arbeiten der inneren Mission auf dem Gebiete des Reiches Gottes auseinandersetzen, bez. sie an sich ziehen müssen. 8.) Die Gemeinde ist der göttlich gestiftete Sammelort der sozialen Kräfte und Aufgaben. Wenn sie diese ihre Berufung gegenwärtig erfüllt, so wird eine die Einzelgemeinden (in Synoden und einem kirchlichen Aufsichtsamt) zusammenfassende, Bekenntnis und Sitte bewahrende Gesamtkirche ihr in der Zukunft werden und dadurch das Reich Gottes gefördert werden."

Es ist merkwürdig, wie gerade hier die Bedeutung der Gemeinde hervorgehoben wird. Vor zwanzig Jahren hätte man in diesen Kreisen einen Mann, der solche Thesen aufzustellen wagte, mindestens mit Mißtrauen angesehen; heute finden dieselben allgemeine Zustimmung. Wie sich aber diese presbyterial gerichteten Anschauungen mit den episkopal gerichteten Bestrebungen auseinandersetzen werden, ist auch eine Frage der Zukunft, deren Entwicklung interessant und lehrreich zu werden, allen Anschein hat.

Ueber die Bruderschaft San Giovanni decollato (des enthaupteten heiligen Johannes) in Florenz hat kürzlich ein dort erscheinendes Blatt „die Nation" sehr interessante Mitteilungen gemacht: Die in den Akten der Brüderschaft entdeckten und veröffentlichten Thatsachen erregen großes Aufsehen. Im Jahre 1499 gegründet, besaß die Brüderschaft nur eine kleine Kirche und einen auffallend großen Begräbnisplatz; beide sind noch jetzt vorhanden. Seit Jahrhunderten sind die Archive sehr sorgfältig geführt worden. Diese sind jetzt untersucht und es hat sich ergeben, daß vom Jahre 1499 bis zum Jahre 1770 5280 Menschenleben durch priesterlichen Zorn getötet wurden. Über all diese Verurteilten sind die Anklagen, die Urteilssprüche und die Ausführung der Strafen angegeben. Die Dokumente, welche dem folgenden Jahrhundert, 1770—1870, angehören, sind bis jetzt noch nicht völlig durchforscht, haben aber auch bereits ergeben, daß die Zahl derer, welche in diesem Zeitraum gelitten haben, eine sehr große ist. Diese jetzt erschlossenen Archive bringen die grausame Geschichte sogenannter päpstlicher Gerechtigkeit zu Tage. Wir hören hier von Cenci, von Bruno an bis auf Monti und Tognetti (unter der Regierung von Pius IX.) Ketzerei ist der Grund der meisten hier berichteten Verfolgungen. Wenn sich der Ketzer weigerte, einem Priester zu beichten, wurde er lebendig verbrannt; willigte er ein, es zu thun, so bewies der Pabst seine Gnade dadurch, daß er befahl, ihn erst zu erwürgen und dann in die Flammen zu werfen. In dem gegenwärtigen Jahrhundert, wo politische Rache der Hauptgrund der Bestrafungen war, wurden diese gräßlichen Strafen gemildert. Die reuig gestorbenen Verurteilten wurden, aus Gnade der Kirche, auf dem der Bruderschaft zugehörigen Kirchhof beerdigt; alle diejenigen aber, welche ihre von der Kirche abweichenden politischen Ansichten beharrlich bis zu ihrem Tode festhielten, wurden außerhalb der Stadt in ungeweihter Erde begraben, wie die Hunde. So wurden 1827 Targhini und Montanari, welche als Carbonaris enthauptet wurden und sich geweigert hatten, einen Priester zu sehen, in eine Grube außerhalb der Porta del Popolo geworfen, während Monti und Tognetti, welche fromm gebeichtet hatten, ehe sie das Schaffot bestiegen, von der Johannis-Brüderschaft beerdigt wurden. Diese Brüderschaft genießt besondere Vorrechte. In jedem Jahre hat sie das Recht, Gnade für einen Verurteilten zu erlangen. Welche Anstrengungen mögen von den Ärmsten gemacht worden sein, sich diese Gunst der Brüder zu verschaffen. Ihre Mitglieder, zu denen auch Michel Angelo Buonarotti gehörte, dienten den Verurteilten als Rechtsanwälte. So

kam es häufig vor, daß die Angeklagten ihnen bedeutende Vermächtnisse hinterließen. Dadurch gewannen sie großen Reichtum, der durch die Legate vieler getreuen Gläubigen noch vermehrt wurde. Die Brüderschaft hat auch viele interessante Altertümer aus den barbarischen Zeiten aufbewahrt. Es steht zu hoffen, daß die Archive und Dokumente der Brüderschaft San Giovanni decollato sorgfältig nach Notizen über die italienischen Märtyrer durchsucht werden, welche, wie Paleario, Paschale, Carnesecchi u. s. w., ihr Leben für den Namen Jesu Christi dahingegeben haben.

Ueber eine alte Bibelhandschrift wird in einem Blatt der griechischen Kirche berichtet, daß sich eine solche in der arabischen Bibliothek in Damaskus befinde. Der betr. Artikel bekundet, wie es scheint, das Vorhandensein eines Dokumentes unter den Manuskripten von Damaskus, welches den europäischen Gelehrten bis jetzt unbekannt geblieben war. Das Schriftstück hat 380½ Seite; die ersten 200 enthalten das alte Testament nach der Übersetzung der Septuaginta; die 180 anderen das ganze vollständige neue Testament, dazu den Brief des Barnabas und einen großen Teil des Hirten des Hermas. Diese griechischen Texte sind in großen Buchstaben geschrieben. Der Gesamteindruck erinnert an das sinaitische Manuskript. Allem Anschein nach stammt das Dokument von Damaskus aus dem gleichen Zeitalter, entweder aus dem Ende des IV. oder dem Anfange des V. Jahrhunderts und wird daher seine Stelle unter den allerältesten der bekannten Handschriften der griechischen Bibel einnehmen.

In Dakota hat die Jowa = Synode jetzt 22 Pastoren. Im Jahre 1882 machte Pastor C. Pröhl, ein Sendling des mecklenburgischen Gotteskastens, eine Missionsreise in jenes Gebiet, wo damals nur ein iowaischer Pastor war, und das Resultat ist jetzt diese große Anzahl Pastoren. Bedient werden ca. 75 Plätze in 40 Counties. Der westlichste Pastor wohnt in den Schwarzen Bergen. Er bedient mit einem Gehülfen, fast täglich predigend, 25 Plätze in Dakota und dem nordwestlichen Nebraska.

Schulnachrichten.

Lehrer F. Koch, Glied des Lehrervereins, hat die zweite Lehrerstelle an der evang. Dreieinigkeits-Gemeinde in Milwaukee, Wisc., übernommen. — Lehrer Th. H. Trost, Glied des Lehrervereins, ist einem Rufe als Lehrer an die evang. Petri-Gemeinde in Washington, Mo., gefolgt, und hat daselbst bereits sein Amt angetreten. — Lehrer J. H. Thoms, Glied des Lehrervereins, ist zum Lehrer an die durch den Heimgang Lehrer Edler's vakant gewordene vierte Klasse der evang Petri-Gemeinde in Chicago, Ill., berufen worden und hat den Ruf angenommen.

In Oakfield, Mo., starb im 88. Lebensjahre Lehrer Friedrich Steines, und wurde daselbst am 27. April beerdigt. Die Beteiligung an der Leichenfeier war eine sehr zahlreiche. Die Bewohner von Oakfield und Umgegend waren in dichten Scharen erschienen und aus St. Louis hatten sich viele Freunde und ehemalige Schüler des Entschlafenen eingefunden. Lehrer Friedrich Steines war in unserm amerikanischen Westen ein Pionier des deutschen Unterrichts. Er war es, der am 6. Februar in St. Louis die erste deutsch-englische Schule eröffnete. Darauf zog er nach Oakfield, wo er eine höhere Lehranstalt gründete. Nicht Ehrgeiz noch Habsucht sind das Motiv seiner Lehrerthätigkeit gewesen, sondern als ein Mann von echt deutsch christlich-religiösem Charakter, war es sein Ideal, hier im Westen den deutschen Stämmen die deutsche Sprache und die damit eng verbundene deutsche Treue und gute einfache Sitte zu erhalten, und diesem Ideale ist er treu geblieben bis an sein Ende. Im ganzen lehrte er 55 Jahre.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. Juli 1890. Nro. 7.

Pauli Missionsarbeit und Missionsgrundsätze.

Von Lic. Dr. Georg Schnedermann in Basel.

(Aus der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft.)

(Schluß.)

Hier eben stehen wir wieder an einem Punkte, wo wir dessen inne werden, daß Paulus zu gewaltig dasteht, in einsamer Größe, als daß wir ihn ohne weiteres in unsere moderne Missionsarbeit hereinziehen könnten. Was wir bei unserer Mission denken und thun, ist doch einfach dies, daß wir, gleichwie wir selbst, trotzdem daß wir der Abstammung nach Heiden sind, als Menschen durch andere Menschen der beseligenden Botschaft des Evangeliums gewürdigt worden sind, so auch den übrigen Menschen, die sich des gleichen Vorzugs noch nicht erfreuen, dieses hohe Gut schuldig sind. Da steht nun nichts weiter im Wege; im Gegenteil, schier getrieben sehen wir uns von verschiedenen Seiten in wohlmeinendster Weise zu so schöner Arbeit; und wenn wir den Entschluß gefaßt haben, so finden wir sozusagen alles bereit; es bedarf nur dessen, daß wir uns an dem nächstliegenden Punkte anschließen. Daß der oder jener Einzelne hierbei etwa einen Widerspruch von seiten alter Freunde zu überwinden hat, das ändert ja hiernach nichts; denn nicht auf die Missionsarbeit bezieht sich dieser, sondern auf eine kräftige Auffassung des Christentums überhaupt. Nicht einmal daß der Missionar in dem Volke, unter welchem er arbeitet, Widerstand findet, beeinflußt das Gesagte; denn ganz anders geartet war die Kampfesarbeit, die Paulus zu vollbringen hatte. Eher mag man daran erinnern, daß die christliche Kirche sich selbst erst an ihre Missionspflicht hat gewöhnen müssen; und doch reicht auch dieses Hindernis, welches bei Paulus auch, aber nur als Nebenmoment an dritter Stelle, vorhanden war, nicht an die von Paulus zu überwindenden hinan.

Sagen wir es mit kurzen Worten, was Paulus that, so ist es einfach dies: er hatte in der Mitte der Weltgeschichte, in der „Fülle der Zeiten" eine neue Zeit einzuläuten. Niemand, auch keiner von den andern Aposteln, hatte vor ihm erkannt und übersehen, was Jesus Christus in seiner majestätischen Weisheit vorgezeichnet hatte: das Recht der Heidenwelt. Mit Zittern und Zagen sieht er sich als das Gefäß dieser Erkenntnis. Auf der einen Seite stand Israel als Hüter des Gottesreiches; auf der anderen Seite die Israel feindliche Heidenwelt selbst. Paulus der Israelit hatte die Aufgabe, die Güter des Gottesreiches der Heidenwelt zu erschließen und somit eine völlig neue

religiöse Lage für die Menschheit herbeizuführen. Pauli Thun, Ausführung des Werkes Jesu Christi nach der heidnischen Seite hin, die Einführung des Universalismus statt des bisherigen Partikularismus in Sachen der Offenrungsreligion, ist das größte und folgenreichste Geschehnis der gesamten Weltschichte. Dergleichen geschieht nur einmal; nachdem es geschehen ist, ist es eben vollzogen. Es vollzog sich, von dem bedächtigen Zögern der Urgemeinde abgesehen, unter schwerem Kampf nach zwei Seiten hin: nach seiten der in ihren Augen wie Beraubte dastehenden Juden ebenso, ja noch mehr, wie nach seiten der mit dem Gute Israels zu beschenkenden Heiden; für uns ist im ganzen nur der letztere, geringere Teil des Kampfes übriggeblieben. Und es vollzog sich nicht blos in äußerem Thun, sondern auch und noch mehr in der Welt des Gedankens. Die Hauptschlacht wurde geschlagen vor den Thoren von Damaskus; die Hauptarbeit geschah sogleich danach in der dreijährigen Stille zu Arabien. Was nachher geschah, war nur eine Ausführung des im Grundsatz bereits Feststehenden. Als Paulus in Cilicien und vollends in Antiochien hervortrat, da war bereits die Aufgabe seines Lebens in großen Zügen vor seinen Augen vorgezeichnet und somit eigentlich gelöst. Denn klar gedacht und in Gottes Namen kräftig gewollt, ist schon so gut wie gethan.

Hiernach kann Paulus als der Urmissionar nicht gewürdigt werden, wenn wir ihn nicht als einen lebendigen, hochbegabten Menschen voll Geist und Kraft erschauen in den Gegensätzen seiner Zeit. Vorstellen müssen wir uns ihn als den israelitischen Knaben aus frommem Judenhause mitten in der reichbelebten, durch und durch vergötzten Stadt Tarsus; aufwachsend in der Lehre des Gesetzes; früh angefüllt von unverständigen pharisäisch gesinnten Eltern mit Haß und Abscheu gegen das heidnische Wesen ringsum, welche Grundstimmung zu ringen hatte mit lebhaftem menschlichem Interesse an dem Menschlichen im Heidentum; bald nach Jerusalem gesandt auf die hohe Schule des Rabbinismus; dort unterrichtet in Gamaliel's Schule und eingeführt in jenen Zaubergarten, in welchem verlockend und bezwingend die Worte erklangen: Ein Gott Gottes Volk, Gottes Gesetz, Verdienst aus Gesetzes Werk und ewiges Leben für Israel allein! Versetzen müssen wir uns in des begabten Jünglings Seele, um ein wenig mitfühlend uns zu erklären, warum der Name Jesu ihn so mit Haß erfüllte, daß er glaubte, man müsse alles zuwider thun gegen Jesu Namen. Dieser Jesus erschien ihm eben wirklich als ein Volksverführer, gekreuzigt nach dem Gesetz als Gotteslästerer, nachdem er des Gesetzes Geltung angeblich nicht gemehrt, sondern gemindert, und Israels Recht und Vorrang sammt der Schriftgelehrten Ansehen mit furchtbarem Erfolg untergraben hatte. Dieser Jesus konnte, ja durfte nicht der Messias sein; sonst war Israels Vorrang, so wie die Phärisäer und mit ihnen alle regelrechten Juden ihn sich dachten, vorüber. Und dennoch mußte Paulus es erleben, daß dieser Jesus sich ihm als lebend erwies, ihm zeigend, daß er dennoch der Messias sei! Wenn wir uns dieses alles vorstellen, dann werden wir etwas davon ahnen, welch furchtbares Beben durch Sauli Seele

vor den Thoren zu Damaskus ging, werden etwas ahnen von der Tiefe der Erfahrung Pauli und von den gewaltigen Realitäten, um welche es sich ihm handelte, werden einstimmen in die Aussage, daß in den drei stillen Jahren zu Arabien Paulus auf seiner eigentlichen theologischen Schule war, und werden danach begreifen, daß es sich für Paulus um nichts anders handeln konnte, als seinerseits den Heiden das Evangelium zu bringen. So betrachtet, sehen wir ihn hinziehen durch die Welt des klassischen Altertums; so erkläre man sich sein unaufhaltsames Streben nach Rom und nach Spanien. Wir werden dann die Majestät des an Luther's Bekenntnis zu Worms erinnernden, nur viel gewaltigeren Wortes 1 Kor. 9, 16 inne: Notwendigkeit ist mir auferlegt; wehe mir, wenn ich nicht predige.

Solche geschichtliche Betrachtung, ist sie nur verbunden mit herzlicher Ehrerbietung und lebendiger Frömmigkeit, schafft uns die richtige Verfassung angesichts der Arbeit Pauli. Sie ist geeignet, uns jene rechte Begeisterung zu geben, die wir zu allem unserem Thun brauchen. Erst nämlich beschauen wir dann des Apostels Thun wie das eines Menschen, der uns persönlich nichts angeht. Wir freuen uns seines Geistes, seiner Kraft. Dieses Beschauen macht uns Herz und Seele frei, warm und weit. Da nun regt sich in uns nicht blos der Wunsch, ähnliches zu thun, nicht blos die Frage, wie fange ich es an; nein, auch die Kraft dazu. Dies beweist uns das in uns erwachende Gefühl, ihm innerlich verwandt zu sein, und, nur eben unter anderen Umständen, ähnliches zu vermögen. Lebt doch in uns derselbe Geist, haben wir doch denselben Herrn, ist doch Pauli Gott auch unser Gott! Gesichert aber sind wir bei solcher Betrachtung vor der Gefahr und Versuchung unreifen Nachahmens. Jeder Versuch bloßen Kopierens ist ja gegenüber dieser freien, kraftvollsten Heldengestalt der Geschichte aussichtslos. Gerade wenn wir ihn recht verstanden haben, wissen wir das ganz genau. Um ihm nachzuahmen, müßten wir doch auch seinen Geist ihm nachbilden. Dieser sein Geist aber machte ihn frisch, fromm, fröhlich, frei, tapfer, kühn, nicht am Buchstaben hangend und nicht eitler Ehre geizig. Haben wir diesen Geist nicht, so hilft alles Kopieren nicht. Haben wir ihn aber, diesen Geist, von dem er selbst sagt, wo des Herrn Jesu Geist sei, sei Freiheit, so begehren wir des Nachahmens nicht. Vielmehr wissen wir dann mit Paulus, daß die Ur- und Grundbedingung aller Missionsarbeit ist eine fröhliche zuversichtliche Gewißheit der Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Christum. Wer diese nicht hat, kann nicht Mission treiben, und von dem sollte man solches auch nicht verlangen. Wer sie hat, muß Mission treiben, oder vielmehr: wer sie hat, treibt Mission, treibt Gottes Werk, so oder so, an den Heiden aber direkt oder indirekt. Nach dem Grade unserer Gewißheit wird sich auch unsere Beteiligung richten. Doch mag man auch nötigen, teils weil wir auch als Christen noch träge sind, teils weil die Berufslage nicht bei allen gleich ist. Nur bedenke man, wie wenig der Apostel eigentlich zur Missionsarbeit nötigt. Er freut sich mit jubelnder Freude der Teilnahme seiner lieben Philipper; er stärkt die Liebesbande unter allen Gemeinden; er treibt eifrig zur Kollekte, aber nicht einmal für die Hei-

den, sondern nach Jerusalem: das ist alles, was er in dieser Richtung thut! Aber freilich: hinter ihm stand dennoch eine große freiwillige Schar. Trotzdem dürfen wir ihm auch hierin nicht unbedingt nachahmen. Denn dies eben ist ihm eigentümlich, daß er in seiner Arbeit nach dem Vorbilde seines Meisters die Kelter sozusagen allein tritt. Er freut sich liebevollen Anteils an seinem Ergehen und Arbeiten; er pflegt die christliche Gemeinschaft; aber wo sie ihn verläßt, da zieht er seine Straße allein und wankt dennoch nicht. Und hierin ist er uns doch wieder anfeuerndes Vorbild. Denn etwas von dieser Kraft zum Tragen der Einsamkeit muß freilich wohl jeder Missionar kennen, jeder Missionsleiter, jede Missionsgesellschaft, jede missionierende Gemeinde, jeder missionierende Christ. Aber dies müssen wir schon als Christen; und die apostolische Einsamkeit kann dabei doch nur als Vorbild, nicht als erreichbar gelten.

Nach dem allem dürfen wir sagen: wollen wir im Sinn und Geiste Pauli Mission treiben, so müssen wir vor allem um seinen Geist bitten, müssen danach trachten, daß wir dessen recht fröhlich, gewiß und getrost werden, daß wir einen gnädigen Gott haben durch Jesum Christum und also Friede und Freude für Zeit und Ewigkeit, und somit ein festes, gewisses Herz. Ohne dies giebt es nur eine ängstliche, eine matte Missionsarbeit und keine rechte Missionsfreude; es gibt dann ein Missionswerk mit Verdienstgedanken, ein totgeborenes Kind. Jedenfalls sind dann nur zu bald, mit Gideon zu reden, „derer zu viele, die mit uns sind". Gott kann ja auch Tote lebendig machen und findet Leben, wo Menschenaugen Tod sehen; oft aber ist es gewiß auch umgekehrt. Es ist in unseren Tagen schwer, die eben beschriebene echt evangelisch-paulinische Verfassung zu gewinnen; in den Tagen starken Weltsinns einerseits, in den Tagen des Anglikanismus, Methodismus und Pietismus andererseits. Aber möglich ist es doch, und einfältig Bitten hat noch immer die Verheißung der Erhörung. Und man sollte meinen, niemand sollte fähiger und freudiger sein zur Missionsarbeit, als wer von Luther gelernt hat, wie des Apostels Freudigkeit auf deutschem Boden sich ausnehme.

Es bedarf nun noch dessen, daß wir mit einigen Strichen Pauli Verfahrungsweise kennzeichnen. Wo uns eine so klare Grundlage und eine so meisterlich gefestigte und durchgearbeitete Persönlichkeit wie hier entgegentritt, da erwarten wir von vornherein und finden im ganzen wie im einzelnen schwungvolle Begeisterung, gepaart mit einsichtsvoller Klarheit und ruhiger Festigkeit. Da Paulus wußte, daß sein Beruf ihn zu den Heiden weise, so ließ er die Arbeit an den Juden beiseite, und verschmähte sogar nicht das Mittel eines ausdrücklichen Vertrags hierüber mit den Uraposteln. Das bezügliche Dokument im zweiten Kapitel des Galaterbriefs hat bekanntlich den Theologen der Tübinger Schule viel Not gemacht, und noch jetzt findet sich die Mehrzahl der Exegenten nicht recht aus den Schwierigkeiten heraus. Wo die Apostelgeschichte Paulum bei den Juden in der Synagoge zeigt, da soll sich nach ihnen Lukas geirrt haben. Wir unsererseits staunen je län-

ger je mehr über die Oberflächlichkeit der bezüglichen Aussagen und finden die Lage ungemein einfach. Die Scheidung von Gal. 2 war einfach eine solche des Berufs. Paulo wurde dort nicht verboten, sich hier und da auch gelegentlich der Juden anzunehmen, und den anderen Aposteln wurde das Gebiet der Heiden nicht verschlossen. Aber jeder sollte sich in erster Linie an das ihm zunächst zugewiesene Gebiet halten. Und vor allem: die beiden Teile überließen gegenseitig einander die prinzipielle wie die praktische Bearbeitung des betreffenden Gebietes. Insbesondere erklärten die Urapostel, daß sie die Arbeit an den Heiden nicht zu übersehen und das dort Nötige nicht zu bestimmen vermöchten, während von Paulus hinsichtlich der Juden natürlich nicht ganz das Gleiche galt. Noch mehr: überall wo eine Synagoge oder sonst eine jüdische Gemeinschaftsstätte in einer heidnischen Stadt bestand, da konnte Paulus gar nicht anders: er mußte bei den Juden zu wirken beginnen. Denn das Heil kommt von den Juden und um den Messias Israels handelte es sich; das mußten ja die Heiden wissen. In der Synagoge fand er auch die empfänglichen Heiden, und um die Synagoge sammelten sich je und je weitere teilnehmende Kreise. Wie sich auch die Juden verhielten, nahmen sie Paulus auf oder wiesen sie ihn ab, vielleicht mit Tumult: jedenfalls fand er von dort aus den Weg zu der Heiden Ohr. Alle entgegenstehenden Behauptungen beruhen auf mangelhafter Kenntnis und Beurteilung der Sachlage. Es war der einzig richtige, der gewiesene Weg. Und Paulus ist der Meister der gewiesenen Wege.

Dem oberflächlichen Beobachter erscheint Paulus leicht als rasch, stürmisch, wo nicht hitzig. Aber seine Briefe zeigen ihn in Gemeinschaft mit der Apostelgeschichte eher als vorsichtigen, systematisch verfahrenden Feldherrn. War er doch körperlich leidend, und im Zusammenhang damit oftmals seine Seele voll Bebens, voll Furcht und Zitterns. Und schier übermenschlich war seine Aufgabe. Da galt es vorsichtig zu sein. Darum sehen wir ihn nach der Erschütterung von Damaskus erst drei Jahre in Arabien in der Stille zubringen, um die Wunden seines Herzens auszuheilen und seine Theorie umzudenken im ersteren Durchforschen der H. Schrift. Dann erst, aber dann vor allem stellte er die persönliche Fühlung mit der Urgemeinde zu Jerusalem her. Hierauf sammelt er in unscheinbarer, stiller Arbeit die ersten Erfahrungen auf dem Boden seiner Heimat Cilicien und des benachbarten Syriens, um schließlich dem Ruf des Barnabas nach der Großstadt Antiochien Folge zu leisten. Von nun an beginnt die Arbeit im größeren Maßstabe, aber mit gleicher Umsicht. Das völlige Gelingen des ersten Versuches der Bildung einer heiden-christlichen Gemeinde zu Antiochien bietet ihm den festen Ausgangspunkt. Von hier aus geht er vor, so lange er im Morgenlande arbeitet; hierher kehrt er je und je zurück. Großes Gewicht legt er dabei auf die richtige Beziehung zu der jerusalemer Urgemeinde. Schiedlich, friedlich, das ist sein Gedanke. Nicht falsche Abhängigkeit; aber um Gottes willen auch kein Zwietrachtsfeuer! Erst nach Beilegung aufgetauchter Mißverständnisse geht er zu größerem Thun vor. Denn nicht anders operiert er

ein großer Stratege, als mit gedecktem Rücken; wo hinter seinem Rücken ein Feuer brennt oder auszubrechen droht, da wird ihm bange und er ruht nicht, bis er es gelöscht oder im Keime erstickt hat. Inzwischen hat er jedoch bereits den Kreis seiner Arbeit erweitert. Wiederum ganz vorsichtig und systematisch in buchstäblischer Kreiserweiterung: im Süden nimmt er das durch den Cyprioten Barnabas an die Hand gegebene Cypern hinzu, im Norden das Gebiet des Taurus. Diesen Kreis nun gedachte er auf der zweiten größeren Reise durch Hinzufügung der nächsten kleinasiatischen Gebiete abermals zu erweitern. Da aber wird ihm unterwegs klar, daß er dem neuen Kreise einen größeren Halbmesser geben darf, da keinerlei innere Gefahr droht; uud so ergibt sich der Weg nach Macedonien und durch Griechenland bis Korinth. Die s. g. dritte Reise gilt einfach der Befestigung der so gewonnenen Position und damit dem vorläufigen Abschluß der orientalischen Hälfte seiner Arbeit. Nur dessen bedarf es nun noch, die letzten Mißverständnisse zwischen ihm und der Urgemeinde beizulegen: dies geschieht auf seiner Worms-Reise, der letzten Reise nach Jerusalem. Von da aus ergeben sich ihm die letzten Ziele seines Wirkens: Rom und Spanien.

Überall ist sein Verhalten klar darauf abgestellt, Gemeinden zu gründen und im Bestand zu erhalten (nicht aber selbst als ein pastor loci zu pflegen) und mit der Einen großen Gemeinde innerlich zu verbinden, als deren Beauftragten er sich selbst bei aller Unmittelbarkeit seiner Sendung wußte. Auf die Einzelnen als solche kam es ihm nicht an. Eben dieser Umstand wird leicht von einem flüchtigen Beschauer nicht recht gedeutet. Es kann scheinen, als ob der Apostel nur eben aufs Geratewohl hin gepredigt habe. Wirklich sind hier und da Unverständige auf den Einfall gekommen, wir müßten auch wie Paulus durch die Welt ziehen von Ort zu Ort. Nein, das Gegenteil ist paulinisch. Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung und des Friedens. Paulus wußte bestimmt, daß er seinen Beruf für sich allein habe, und er war nicht gewillt, ihn mit anderen zu teilen, noch gar zu vererben. Dieser Beruf wies ihn eben an, als ein Herold das Evangelium unter die Heiden zu tragen „bis an die Enden der Erde“ (Apg. 1, 8). Dies war einmal nötig, und nachher nicht mehr einer Wiederholung fähig; denn nach Pauli Auftreten floß das Wasser des Gotteswortes von den Brunnenstätten aus, die Paulus gegründet, in den Boden. Sein Beruf gab ihm dabei einige bestimmte Sätze an die Hand. Einmal daß er sich lediglich an die großen Städte, ja die Großstädte halten müsse. Weiter dies: im allgemeinen nicht zu taufen; denn „ich bin nicht gesandt, zu taufen, sondern das Evangelium zu verkündigen“. Sodann: überall, wo ich bei richtiger, weiser Verfolgung meines Weges hinkomme, da soll mir niemand meinen Beruf streitig machen, denn dieser Beruf ist ein universaler. Insbesondere: vorsichtig sein im Wandel, und allerlei Vorwürfe, wie Habsucht u. dgl. womöglich von vornherein durch Meidung des Scheins abschneiden. Wo aber dennoch hämische Verunglimpfung, Neid und Mißgunst, noch dazu im Dienste falscher Lehre, sich gegen mich erhebt, da ziemt sich um so

mehr nicht Bescheidenheit, sondern da muß ich mit allem Nachdruck meine Person und meine Arbeit verteidigen; denn in meiner Person wird mein Amt und in meinem Amte das Evangelium verunglimpft. Endlich viertens: auf dem Gebiete evangelischer Arbeit gehe es überall nach der Regel: „Nicht in fremden Mühen". Nur nicht in fremde Gebiete eindringen! Dies litt auf Paulus selbst zunächst keine Anwendung. Denn, wie schon gezeigt, das Gebiet der Judenmission überließ er anderen; der Bereich der Heidenmission aber war sein eigenster. Dennoch wandte er jenen Satz auch auf sein Thun an. Wo etwa, wie in Rom oder in Kolossä, sich ohne sein direktes Zuthun eine Gemeinde zu bilden begonnen oder schon gebildet hatte, da zieht er wohl auch diese gegebenenfalls in den Bereich seiner Interessen, macht sie zum Stützpunkt weiterer Arbeit und betont seine indirekte Vaterschaft, thut dies aber in einer so vollendet urbanen Weise, daß jedes Wort seine Hochachtung vor fremder Arbeit ausdrückt. Mit um so größerem Rechte weist er andererseits den frechen Eindringlingen in Galatien und Korinth die Thür.

Mit dem bisher Gesagten sind wir sozusagen im Kreise um den eigentlichen Kern des Verfahrens Pauli herumgegangen, obwohl wir seiner Bloßlegung schon hier und da nahe waren. Als diesem Kern ganz nahe liegend möchten wir nun bezeichnen: eine ungemein tiefe Ehrfurcht vor dem Gewissen jedes Menschen, seinem eigenen wie demjenigen seiner Nächsten, als den Kern selbst aber das Bewußtsein, die Gewißheit seiner Gemeinschaft mit Gott durch Christum. Es hat etwas Ergreifendes, im ganzen wie im einzelnen seine Gewissenhaftigkeit und seine Schonung fremder Gewissen zu beobachten. Man weiß ja, daß gerade Paulus, und zwar in hinreißend schöner und in durchschlagender Weise, den Begriff des Gewissens, und somit des christlichen Bewußtseins in die christliche Anschauung nach Jesu Vorzeichnung eingeführt hat. Seine Gedanken sind dabei etwa diese: Gleichwie ich selbst viele Jahre Zeit gebraucht habe, um meine Augen an den Glanz des neuen Lichtes, und meine Brust an die frische, freie Luft des Evangeliums zu gewöhnen, so auch muß ich anderen Zeit lassen und Zeit schaffen. Ebendeshalb ist es nötig, die Judenchristen und die Heidenchristen ein wenig getrennt und einen jeden der beiden Teile seinen eigenen Weg gehen zu lassen. Die Christen aus den Juden mögen immerhin, wenn sie unter sich sind, sich nach Möglichkeit nach dem Gesetze Mose's richten, wie Petrus und besonders Jakobus. Ist doch dieses Gesetz ihnen durch viele Jahrhunderte ein Heiligtum gewesen, und sie hangen daran mit großer Liebe, ja ihr Gewissen ist vielfach daran gebunden. Es ist Ausdruck volkstümlicher Sitte und muß insofern geschont werden. Deshalb sollen auch die Christen aus den Heiden ihnen nicht durch liebloses zur Schau tragen von Ungebundenheit unnötigen Anstoß geben. Aber nun gilt das Gleiche auch auf der anderen Seite. Der Judenchrist muß schon für sich allein Vorsicht üben, daß er nicht an der Hand dieses Gesetzes wieder in Verdienstgedanken verfalle; thut er dies, so ist auch für ihn das Gesetz vom Übel. Ganz mißlich ist es aber, wenn solche Gesetzesgedanken gar auf heidnisches Gebiet übertragen werden. Wenn beispielsweise Petrus und Barnabas in-

mitten der heidenchristlichen Gemeinde zu Antiochien anfangen jüdisch zu leben, so hat das die Bedeutung der Ausübung eines Zwanges. Jene Heidenchristen fürchten dann nämlich nur Christen zweiten Ranges zu sein und verfallen wohl gar auch auf jüdisches Wesen. Das wäre aber ein verhängnisvoller Irrweg. Die Christen aus den Heiden geht ja das mosaische Gesetz sozusagen gar nichts an. Es ist nie ihr Gesetz gewesen und soll es nie werden. Vielmehr, so wie der Christ aus Israel mit seiner heiligen Geschichte sich allmählig auseinandersetzen muß, so nun auch der Christ aus den Griechen, Römern 2c. mit der seinigen. Muß der Judenchrist allmählig die Angst und die Verdienstvorstellung los werden, so der Heidenchrist den Götzendienst mit seinen Anhängseln, die Ungebundenheit in geschlechtlicher Hinsicht, die Habsucht, die Lieblosigkeit und anderes mehr. Für jeden Christen ist der Übergang aus dem Alten zum Neuen ein Übergang vom Eitlen zum lebendigen Gott; aber durchaus verschieden ist die Form des Übergangs bei Heiden und Juden. Also vermenge man nicht beide Gebiete! Hier wie dort handelt es sich ja um die Gewinnung und Darstellung der Gemeinschaft von Menschen mit Gott durch Jesum Christum. Was aber hätte es nun für Wert, wenn ein geborener Heide unverstandene jüdische Formen hinübernehme? Damit würde er nur sein Gewissen unnötig beschweren. Nein, nach eigenen Denk- und Willensgesetzen muß er die eigene Erfahrung durcharbeiten, muß er das eigene, das römische und hellenische Leben allmählich umgestalten.

So sehen wir nun Paulum ausgehen auf die Bildung einer neuen christlichen Sitte. Nirgends sehen wir ihn mit jüdischen Geboten kommen; selbst die zehn Gebote handhabt er nie wie Dekrete. Den Sabbat, den unverständigerweise die christliche Gegenwart hier und da an die Stelle des Sonntags setzen möchte, läßt er völlig beiseite. Keinerlei Gesetz treibt er. Sondern sein Ausgangspunkt ist und bleibt die Gewißheit der Gottesgemeinschaft. Ihr seid heilig, ihr seid, ob Hellenen oder Römer oder Juden oder Scythen, Menschen Gottes und habt den heiligen Geist! Nun bewährt, was ihr seid, nun zeigt, was ihr habt! Als bestimmte Menschen in bestimmter Lage und in bestimmter Beziehung zu Gott findet ihr die Forderungen Gottes in euch: diese lernt einhalten! Nur nicht *παρὰ φύσιν* und ebensowenig wider den heiligen Geist, der in euch ist!

So ist Paulus beides zugleich: frei und treu, ein Mann des kühnsten Fortschritts und ein Mann des gewissenhaftesten Konservatismus. In politischer und socialer Hinsicht ist Paulus schlechthin konservativ, ein Verehrer der Geschichte. Denn in der Geschichte sieht er Gottes Führung.. So begreift sich nebenher seine meisterliche Handhabung der Formen des Anstandes und guten Tons. Denn sein Verhalten ist überall das des gebildeten und feinen Mannes jener Zeit. Eben weil das Evangelium bestimmt war, eine Umwälzung zu bringen ohnegleichen, ebendeshalb verweist er je und je die Einzelnen auf die gewiesenen Wege und an die vorhandenen Faktoren und Instanzen! Nur nicht aus der Schule laufen, nur kein bloßer Schein und

keine Schablone, nur keine Ueberstürzung, keine äußere Revolution! Von innen heraus geht aller wahre Fortschritt. Ein jeder bleibe bei dem, was ihm Gott befohlen, und warte, ob diese oder jene Bande sich ihm von innen heraus lösen!

Brauchen wir noch zu betonen, welche Fülle von Gesichtspunkten sich hiernach aus der Anschauung der Arbeit Pauli je und je ergiebt? Es ist kurz gesagt: alle Treibhausarbeit ist durch und durch unpaulinisch. Alles nervöse Hasten, alles unverstandene und unverständliche Treiben von einzelnen Leistungen ist völlig wider Paulum. Allem berufslosen Thun, allem Methodismus ist Paulus von Grund seiner Seele gram, walte er nun hier oder draußen bei den Heiden.

Die Schöpfung und die Versuchung im Paradiese in ihrem Zusammenhang.

(Referat von P. V. Kern.)

Wenn ich hier über die Weltschöpfung und die Versuchung der ersten Menschen im Paradiese einige Gedanken ausspreche, so geschieht das nicht mit der Absicht der modernen oder materialistischen Weltanschauung entgegenzutreten und dieselbe zu bekämpfen, denn auf den weiten Gebieten der Naturwissenschaft bin ich ein Fremdling — habe kaum ihre Grenzen gestreift, weßhalb es mir auch gar nicht einfällt im Interesse derselben etwas sagen zu wollen. Auch die christliche Weltanschauung will ich nicht versuchen zu stützen, da sie dessen kaum bedarf, wenigstens für den Bibelgläubigen nicht. Was ich hier aussprechen will, ist eigentlich das, daß ich auf einen Zusammenhang zwischen der Schöpfung und zwar der Art und Weise der Erschaffung des Menschen und der Versuchung im Paradiese hinweisen möchte, oder, daß die Versuchungsmöglichkeit sich aus der erstern ergiebt.

Wenn die Schrift sagt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde," so ist damit ein Moment gesetzt, mit dem das Schaffen des allmächtigen Gottes begann und mit dem die Gesamtschöpfung, das ist Himmel und Erde, in's Werden trat. Wann der Anfang zu setzen sei, das sagt uns Niemand; hierüber giebt es eine auch nur annähernde Zeitbestimmung nicht. Wenn Manche vom Standpunkte der christlichen Weltanschauung aus die Behauptung aufstellen, daß die Weltschöpfung von uns durch einen Zeitraum von nicht mehr als sechstausend Jahren getrennt sei, so behauptet die Naturwissenschaft, daß die Erde, die im Anfang eine glühende Kugel war, die durch verschiedene Entwicklungsphasen hindurchgehend bis zu ihrer Bewohnbarkeit durch lebende Wesen, Millionen von Jahren nötig hatte. Ebenso behauptet die Geologie von der Bildung des Tropfsteins ausschließend, der hin und wieder in Höhlen gefunden wird, daß die Erde nicht ein Alter von sechstausend, sondern von mindestens hunderttausend und mehr Jahren haben müsse. Wenn nun die Einen einen Zeitraum von sechstausend, die Andern einen solchen von hunderttausend und wieder Andere einen solchen von Millionen

von Jahren seit dem Beginn der Schöpfung setzen, so steht keine dieser Ansichten, so weit die Zeitdauer in Betracht kommt, mit dem Schriftwort: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde," in Widerspruch. Setzt die materialistische Anschauung die Welt ewig, d. h. erklärt sie, daß die Welt von Ewigkeit her gewesen sei, und also nie einen Anfang hatte und demnach auch nie ein Ende nehmen wird — so wird dieselbe im Kreislauf der Zeit durch Beobachtung und Erfahrung augenfällig widerlegt. Regel ist es, daß Kinder ihrer Mutter ähnlich sind. Wenn der Same von der Eiche in die Erde gelegt wird, so entwickelt sich aus dem Keime desselben ein Leben, eine junge Pflanze, welche alle Eigentümlichkeiten des Baumes besitzt, welcher den Samen getragen hat — und so ist es mit j e d e m S a m e n und mit allem was Leben hat auf dieser Erde. Gewöhnlich wird die Erde auch Mutter-Erde genannt, und mit Recht — denn alles was lebt, steht mit ihr im innigsten Zusammenhang und durch Gottes Güte reicht sie auch Alles dar, was zur Pflege und Erhaltung des Lebens not thut. Alles aber, was auf der Erde ist und lebt, ist der Eitelkeit und Vergänglichkeit unterworfen. Wäre die Welt ewig, so müßte sie auch dem, was auf ihr zum Leben erwacht, Ewigkeitskräfte zuführen, das heißt, der Tod dürfte dann eine Heimstätte hier nicht haben. Da aber die Erde ein großes Totenfeld ist und Alles das Siegel der Vergänglichkeit auf der Stirne trägt, wogegen bis jetzt ein Rettungsmittel nicht gefunden wurde und auch keins je gefunden werden wird, so ergiebt sich hieraus für Jedermann klärlich, daß wie die Kinder (nämlich so wie alles Leben auf d r Erde), so auch die Mutter s e i n m u ß, nämlich zeitlich und vergänglich. Wem dieses einzusehen nicht möglich ist, auf den läßt sich gewiß das Sprüchwort anwenden: „Wer ein Ding nicht sehen will, den helfen weder Licht noch Brill!" Außer dieser Ansicht, die nicht weiter in Betracht zu ziehen ist, wären aber doch die oben angeführten zu berücksichtigen, sofern sie dem Schriftwort unterstellt werden: „Am Anfang s c h u f G o t t Himmel und Erde." Wie, höre ich da sagen, sollten diejenigen, welche sechstausend neben denjenigen die hunderttausend und Andern die gar dreihundert und fünfzig Millionen als Termin für den Anfang der Weltschöpfung setzen, bestehen können? Warum denn nicht? Wem dreihundert und fünfzig Millionen Jahre aus irgend welchem Grunde nicht genügen, der mag sich, wenn er's für nötig hält oder falls ihm das Vergnügen macht, noch weitere fünfzig Millionen Jahre hinzu nehmen. Über die Zeitunterschiede läßt sich ja streiten, aber mit welchem Erfolg, da von keiner Seite für den beliebten Zeitpunkt irgend welche überzeugende Beweise beigebracht werden können, das läßt sich leicht einsehen. Mir fällt es freilich nicht ein, mich an eine dieser Ansichten anzuschließen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie blos problematische Annahmen sind und weil für mich das Schriftwort 1. Mose 1, 1 genügt. Durch diese Ansichten wird das in der erwähnten Schriftstelle gesetzte Moment des Beginns des göttlichen Schaffens nicht verrückt, und dann finden sie zwischen dieser Schriftstelle und dem nächsten Verse auch genügend Spielraum, um neben einander bestehen zu können.

Auch meine Ansicht geht dahin, daß zwischen dem ersten Bibelverse mit dem der Anfang gesetzt ist und zwischen dem dritten, wo Gott sprach: „Es werde!" ein langer und zwar ein ereignisvoller Zeitraum liegt. Wenn es am Schlusse des ersten Kapitels des ersten Buches Mose, das den Bericht über die gegenwärtige Weltschöpfung enthält, die allerdings durch den nachfolgenden Sündenfall und durch die Sündflut eine Modifikation in negativer Richtung erlitt, heißt: „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte und siehe da, es war sehr gut," so ist damit gesagt, daß das große Werk unter den Umständen, unter denen es ausgeführt wird, der Vollkommenheit des großen Werkmeisters entsprach. Mit diesem Schriftworte 1. Mose 1, 31 kann ich nun den zweiten Vers desselben Kapitels nicht in Einklang bringen, es sei denn, daß ich mir Ereignisse, die dem in diesem Verse geschilderten Zustand vorausgingen, hinzudenke. Daß die Erde wüste und leer oder als Chaos in ordnungslosem Zustande zuerst aus der Hand des allmächtigen und ewigen Gottes hervorgegangen sein soll, das will mir nicht recht einleuchten. Ich bin mir darüber klar, wenn ich hier über diesen Punkt meine Ansicht ausspreche, daß ich mich auf spekulativen Boden begebe. Wie mir dieses klar ist, so ist mir's aber auf der andern Seite auch ebenso ernst und wichtig, den Boden des Schriftwortes nicht unter den Füßen zu verlieren.

Wenn wir 1. Mose 1, 1. 2 lesen: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüste und leer 2c., so kann das so gefaßt werden, daß Gott, als er am Anfang Himmel und Erde schuf, diese beiden Gebiete seines Schaffens entsprechend seinem Wesen, in Herrlichkeit oder so vollendete, daß darauf sich das Wort anwenden ließ: „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut." Oder auch so, daß dasjenige Gebiet, das wir uns unter der Bezeichnung Himmel denken, in vollendeter Gestalt aus Gottes Schöpferhand hervorging, während die Erde in unvollendetem Zustande, als eine ungeordnete Masse, welche die Schrift mit dem Worte „wüste" bezeichnet, von Gott geschaffen wurde, damit er später noch weiter bildend und vollendend eingreife. Ich entscheide mich für das erstere, nämlich dafür, daß am Anfang Himmel und Erde in gleicher Weise in vollendetem Zustande von Gott geschaffen wurden, während die Worte: „Und die Erde war wüste und leer 2c." bei einem viel späteren Zeitpunkte einsetzen, welcher Zustand dann bis zu dem Beginn der gegenwärtigen Weltschöpfung andauerte. Für denjenigen, der die Gesamtschöpfung am Anfang in herrlicher Vollendung aus der Hand Gottes hervorgegangen sieht, erhebt sich nun die Frage: Wie ward es möglich und welches Ereignis trat ein, durch das die am Anfang herrliche und vollendete Erde in einen wüsten chaotischen Zustand versetzt werden konnte? Jedenfalls konnte diese Änderung, welche einer Zerstörung nahe kam, nur durch eine von Gottes Allmacht gewollte und durch seine Gerechtigkeit geforderte Umwälzung herbeigeführt werden, welcher eine ganz bestimmte Ursache zu Grunde liegen mußte. — In der Schrift wird der Teufel auch ein Fürst oder Gott dieser Welt genannt. In diesen Benennungen wird ihm eine Hoheit und eine Macht zugesprochen, auf die er nach Ge-

setzen, die in dem Reiche der Herrschermacht des ewigen Gottes Geltung haben, einen berechtigten Anspruch hat. Von dieser Herrschaft, die allerdings eine von der Weisheit und durch die Königsmacht Gottes begrenzte ist, sehen wir ihn den ausgiebigsten Gebrauch machen. Wir begegnen ihm zuerst im Paradiese; dann erfahren wir, daß er mit dem Erzengel Michael über den Leichnam Moses im Streite lag; den Herrn versuchte er insbesondere nach Matth. 4 und allenthalben gleich uns; und als er, der Herr, dahingegeben wurde, daß erfüllet würde, was Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben, da siehet er auch das Nahen des Fürsten der Finsternis zum schwersten Kampfe, bis zum Ringen mit dem Tode — ja als es schien, als ob Heiden und Juden sich gegen ihn verschworen haben, da sagte er: „Das ist eure Stunde" — nämlich des Samens der Bosheit, — und der Macht der Finsternis. Jedoch nicht nur bei besonderen Gelegenheiten oder bei hervorragenden Personen, sehen wir die Thätigkeit dieser Macht sich entfalten, sondern überall und bei jedem Menschen — insbesondere aber da, wo ein Mensch Rettung aus der Machtsphäre des Reiches der Finsternis sucht oder wo es einer Seele gelungen ist, sich derselben zu entziehen, da geht der Feind umher wie ein brüllender Löwe und sucht auf's Neue Gewalt über dieselbe zu erlangen.

Dieser Feind, der durch Sünde und Tod seine Verderbensmacht so augenscheinlich bekundet, indem er die Erde zu einem Thränenthal und zu einer Wohnung des Todes gemacht hat, sollte er seine Herrschaft erst im Paradiese erlangt haben? In der Weise wie er sie jetzt hat, allerdings erst daselbst durch den durch die Versuchung und Verführung zur Übertretung des göttlichen Gebotes herbeigeführten Sündenfall. Aber zweifelsohne ist seine Herrschaft doch schon viel älteren Datums. Mir scheint es, daß der Teufel, der samt seinen Engel mit ihm seiu Fürstentum nicht behielt, am Anfang die Erde als Wohnung und Fürstensitz inne hatten, auf der sie auch jetzt noch oder in deren Nähe, als eine, wenn auch für den Menschen nicht sichtbare, so doch gefährliche und ihn bedrohende Macht vorhanden sind. Eph. 6, 12. Wenn unser Heiland den Juden sagt: „Ihr seid vom Teufel und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun" — nämlich mich töten — und dann weiter beifügte: „Derselbe ist ein Mörder von Anfang und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm," so reicht dieses Wort wohl in jene Periode hinein, wo er und sein Engelheer ihre Behausung Judä 6, noch nicht verlassen und demnach auch ihr Fürstentum noch inne halten. Das Wort: Sie verließen ihre Behausung, involvirt wohl eine Auflehnung gegen Gott oder eine Revolution gegen Ordnungen, welche von Gott dem einigen Herrscher festgestellt waren. So wenig nun, wie Gott bei den Menschen die Drohung: „Welches Tages ihr von diesem Baume," nämlich von dem der Erkenntnis des Guten und Bösen „esset, werdet ihr des Todes sterben," sofort in ihrem vollen Umfang in Erfüllung gehen ließ; und ebenso wie jetzt, wenn ein Mensch auf Sündenwegen abwärts schreitet, Gott nicht beim ersten oder zweiten Schritt sofort seine strafende Gerechtigkeit eintreten läßt, sondern Geduld übt, wie wir dies bei dem fleischgewordenen Geschlechte der Menschen in den Tagen Noahs sehen, ebenso ist gewiß auch eine geraume, vielleicht eine sehr lange Zeit verflossen,

bis die Engel, welche sündigten, gebunden wurden mit Ketten der Finsternis, um als zur Hölle verstoßene behalten zu werden zum Gericht des großen Tages. Demnach mögen die früheren Erdbewohner ebensolang als die Menschen nach der gegenwärtigen Zeitrechnung oder auch viel, viel länger ihre Heimat auf derselben gehabt haben. Da sie aber als geistige Wesen sich mehr direkt gegen ihren Schöpfer erheben konnten als dies bei dem Menschen möglich ist, so trat mit dem Momente, in welchem sie ihre Behausung verließen, also eine Erhebung gegen Gott in Scene gesetzt wurde, auch das Strafgericht der göttlichen Gerechtigkeit über sie und ihren Wohnort, die Erde, ein. Durch dieses Strafgericht, das jedenfalls um so viel größer und furchtbarer war als die Sündflut, als auch der Abfall des Teufels und seiner Engel größer war als der des fleischgewordenen vorsündflutlichen Geschlechts, wurde der Zustand herbeigeführt, wie er 1. Mose 1, 2 geschildert ist. Diese Annahme mag Manchen allerlei Schwierigkeiten bieten. Da aber Gott die gegenwärtigen Erdbewohner, die Menschen, schon einmal durch ein die Welt veränderndes Gericht, die große Flut, strafte — und da ein weiteres für die seinerzeit dem Abfall anheimgefallene Christenheit, und zwar ein Feuergericht, 2. Petri 3 in Aussicht steht, so hat dieselbe keineswegs etwas Außerordentliches gegen sich. Wie lange die Erde in dem Zustande blieb, in den sie durch das Gericht kam das über sie und die abgefallene Engelwelt erging, darüber wird niemals Jemand genaue Angaben machen können. 1. Mose 7, 24 und 8, 1 lesen wir: Hundert und fünfzig Tage standen die Gewässer auf Erden, da gedachte Gott an Noah rc. Da bei dem Abfall der Engelwelt keine früheren Bewohner der Erde vorhanden waren, die nicht in denselben mit hineingezogen worden wären und Gott also auf solche keine Rücksicht zu nehmen hatte, wie auf Noah und seine Familie, so mag der wüste Zustand von recht langer Dauer gewesen sein, bis der über den Wassern schwebende Gottesgeist mit dem Worte: Es werde Licht! die Neuschöpfung begann.

Durch den Abfall eines Teiles der Engelwelt unter ihrem Fürsten und durch das über diese sowie über ihr Fürstentum ergangene Strafgericht, war eine Störung in einem Teile des Reichshaushaltes Gottes eingetreten. Diese Störung mußte wieder beseitigt, und dieses Gebiet, das durch den Abfall sich dem Gehorsam des Willens seines Schöpfers entzogen hatte, mußte wieder zurückgebracht werden unter die Herrschaft Gottes des ewigen Königs. Wie konnte das geschehen? Durch die abgefallenen Engel konnte es nicht geschehen, denn diese standen damals und stehen heute noch — und wohl für immer — in einem Zustande der Feindschaft und der Empörung gegen Gott. Engel, die einem anderen Schöpfungsgebiet angehören, konnten bei einer Neugestaltung der Erde auch nicht wohl auf diese verpflanzt werden, da dies mit den Rechten die der, der ihr Fürst genannt wird, bis dahin hatte, im Widerspruch stand. Bekanntlich giebt es Naturgesetze, die bestehen und ungeändert fortdauern, so lange der gegenwärtige Weltzustand dauern wird. Gewiß giebt es ebenso aber auch im Geisterreiche Ordnungen und Gesetze, die dem vollkommenen Gotteswillen entsprechen und nach denen er, der Schöpfer, bei der Ausfüh-

rung seines Planes verfuhr und nach dem einmal der Zeitpunkt kommen wird, daß sein Wille auf der Erde ebenso geschehen wird, wie im Himmel. Wie uns die Schrift belehrt, so verliert der Teufel seine Fürstenwürde und die damit verbundene Macht stufenweise; und auch dieses jedenfalls in Übereinstimmung mit den bereits angedeuteten Gesetzen. In Sach. 3 wird uns ein Bild gezeigt, in dem wir den Hohenpriester Josua vor dem Engel des Herrn sehen; aber auch der Satan war da, daß er ihn verklagte. Nach Luk. 10, 18 geht es mit der Anklageberechtigung dieses Widersachers bereits abwärts, denn der Herr siehet ihn gleich einem Blitz aus dem Himmel fallen. Und in Offb. Joh. 12, 7—12 hören wir von einem Streite zwischen zwei Engelheeren, nach dessen Beendigung der Seher Johannes eine große Schaar die Bewohner des Himmels zur Freude auffordern hört, sprechend: „Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes und die Macht seines Christus geworden, weil der Verkläger unserer Brüder verworfen ist, der sie verklaget vor Gott, Tag und Nacht." Wenn das Reich Gottes, für dessen Kommen die Gemeinde Jesu während der Kirchenzeit bahnbrechend und vorbereitend arbeitet und um dessen Erscheinung sie in der zweiten Bitte des hl. „Vater Unser" betet, anbrechen wird, dann ist auch für den Drachen, der ausging zu verführen die Menschenkinder, die Zeit gekommen, daß er in den Abgrund geworfen wird auf tausend Jahre. Aus diesem wird er dann auf eine kleine Zeit wieder frei werden, um sofort einen neuen Streit gegen Gott und das Heerlager seines Volkes zu beginnen, der damit enden wird, daß er geworfen wird in den feurigen Pfuhl, in das Gefängnis, aus dem es für ihn kein Entfliehen mehr giebt. Auf diese graduell absteigende und tiefersinkende Macht des Feindes der Menschenkinder wollte ich nur hinweisen, um damit zu konstatieren, daß dieselbe beim Beginn der Schöpfung nach 1. Mose 1, 3 noch von einer gewissen Erhabenheit umgeben war.

Als nun das Schöpfungswerk bis zur Krönung desselben durch die Erschaffung des Menschen vollendet war, da sprach Gott; „Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei" u. s. w. Gott bildete dann den Menschen aus einem Erdenkloſe, und er blies ihm ein einen lebendigen Odem; und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Durch ein Wesen also, das nach Gottes Bilde gemacht, zum Teil von der Erde genommen und zum andern ein Teil des Wesens Gottes war, sollte das durch den Abfall seiner Bewohner mit Gott in Widerspruch geratene Herrschergebiet seines Reiches wieder in Harmonie mit ihm gebracht werden. Gerade dadurch aber, daß der Mensch zum Teil von der Erde war, ergab sich für den Fürsten dieser Welt, der ein Mörder und Lügner von Anfang war, die Versuchungsmöglichkeit. Allerdings stand der Mensch, dessen irdischer Teil vom Hauch und Wesen Gottes erfüllt war, über der Erde, so daß er der Versuchung widerstehen und sie besiegen konnte. Aber gleichzeitig ist in dem Worte: „Welches Tages du davon issest," auch die Möglichkeit des Falles ausgedrückt. Gelang es dem Versucher, den Menschen wirklich zu Fall zu bringen, so schien dadurch der Plan Gottes in Bezug auf die Erde

vereitelt und er feierte einen Triumph. Die Versuchung und ihr Resultat, nebst den sich daran knüpfenden schrecklichen Folgen, ist so allgemein bekannt, daß es nicht nötig erscheint, hierüber viele Worte zu verlieren. Jedoch möchte hier die Frage noch aufgeworfen werden: Hat Gott vorausgesehen, daß die ersten Menschen in der Versuchung unterliegen, daß sie also von ihrer königlichen Höhe — denn sie sollten herrschen über Alles, was sich auf der Erde reget — dadurch, daß sie dem Feinde gehorsam wurden, heruntersinken und Knechte dieses, sowie der Sünde und des Todes wurden; — und gab es keinen andern Ausweg zur Erreichung der göttlichen Absicht? Zweifelsohne hat Gott den Sündenfall vorausgesehen — aber gleichzeitig auch das, daß wie durch den ersten Adam die Sünde und der Tod über alle Menschen kam, so durch den zweiten Adam, Christus, die Gnade und die Rechtfertigung des Lebens über Alle kommt. In Bezug darauf, ob es nicht einen andern Ausweg zur Erreichung des von Gott gewollten Zieles gab, als den, der zur Ausstoßung aus dem Paradiese führte, möchte ich erwidern: Als Jesus durch die bittere Leidenstaufe gehen sollte, von der er doch sagte: „Mir ist bange davor;" und als er betete: „Vater ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir über," da gab es keinen andern Ausweg. — Denn gab es einen, einen weniger dunkeln und grauenhaften Ausweg, so hätte ihn gewiß der Vater mit dem bittern Kelche der Leiden verschont.

Hier könnte ich nun die Behandlung meines Gegenstandes: „Die Schöpfung und die Versuchung im Paradiese in ihrem Zusammenhang," abschließen, wenn außer diesem nicht noch ein weiterer Zusammenhang bestände, nämlich der, daß alle Menschen, und somit auch wir, an den traurigen Folgen jener nicht bestandenen Versuchung mitzuleiden haben. Doch wir wissen nicht nur von einem künftigen Erlöser, wie unsere gefallenen Stammeltern, der der Schlange den Kopf zertreten sollte, wir wissen vielmehr von dem bereits gekommenen Mächtigen, der dem Starken seinen Harnisch nahm — und von dessen Sieg man mit Freuden singt in den Hütten der Gerechten. Aber wie durch Unglauben und Ungehorsam der Sündenfall kam — so kommt bei jedem Einzelnen durch Glauben und Gehorsam allein die Rettung. „Meine Speise ist die," sagt der Herr, „daß ich thue den Willen meines Vaters im Himmel." Wollen wir aber der Machtsphäre der Sünde und des Todes entrückt werden, so muß ebenso wie bei dem eingeborenen Sohne des Vaters das Sehnen und das Streben unserer Seelen auch dahin gehen, daß an uns und durch uns der Wille des Vaters geschehe. Freilich wird dieses Streben nach innerer Vollendung und Heiligung, wenn die Seele die Kräfte des neuen Lebens an sich erfahren hat, zu stetiger Wachsamkeit nötigen, und da der Versucher auch heute noch durch fortgesetzte Anläufe dieses Leben bedroht, in immer neue Kämpfe führen. Aber in denen, die den Kampf des Glaubens mit Ernst und Treue kämpfen, — müssen sie auch über ihre Schwachheit klagen — ist doch der Herr mit seiner Kraft mächtig. Bei ihnen führt der Herr das Gericht hinaus zum Siege, und: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!" Darum:

Der Schade, den uns Adams Fall gebracht,
Ist in Christus wieder reichlich gut gemacht.

Ist es recht, falsche Lebenshoffnungen Schwerkranker zu zerstören oder zu nähren?

Von P. H. Wiese.

Wenn irgendwo der auf gereifter Lebenserfahrung beruhende pastorale Takt des Seelsorgers gefordert wird, so scheint dies im höchsten Maße am Krankenbette der Fall zu sein, und wie es überhaupt schwer möglich ist, für die seelsorgerische Thätigkeit der Geistlichen bestimmt, präzis definierte Regeln aufzustellen, so ist dies fast unmöglich in Bezug auf die geistliche Behandlung Schwerkranker. Es giebt da eine Masse von Umständen, die notwendiger Weise gewisse Berücksichtigung verdienen, wenn nicht der Besuch des Geistlichen für den Kranken und seine Umgebung zu einer Qual statt einer Erquickung werden soll. Ich meine nicht, daß man den Kranken behandeln soll, wie eine überzärtliche Mutter ihr verwöhntes, eigensinniges Kind, und daß man in der Unterhaltung mit ihm nur solche Dinge berühren soll, die ihm angenehm sind, ihm womöglich nach einer oder anderer Beziehung schmeichele und wonach ihm die Ohren jucken, sondern es wird gerade am Krankenbette der ganze pastorale Takt zur Geltung kommen müssen, welcher besteht aus der rechten Mischung von herzlicher Bruderliebe und heiligem Ernste.

Man muß zuerst Rücksicht nehmen auf die Umgebung des Kranken, seine Angehörigen, seine Pfleger und Wärter, die einen oft unberechenbaren Einfluß auf das Gemüt des Patienten ausüben und im Stande sind, die Wirkung der seelsorgerischen Besuche zu begünstigen, diese dem Kranken als wünschenswert erscheinen zu lassen, aber auch sie ihm zu verleiden und sein Herz dem pastoralen Zuspruch zu verschließen.

Sodann verlangt besonders der individuelle, körperliche, geistige und geistliche Zustand der Kranken die größte Aufmerksamkeit, ebenso seine Vergangenheit, die Ursache seines Leidens und die damit verknüpften Umstände, sowie das eigene Urteil des Kranken und seine begründeten oder irrigen Hoffnungen. Die ganze Lebensauffassung und geistige Anschauung der einzelnen Kranken ist oft so himmelweit von einander verschieden, daß es nicht nur Thorheit und Unvorsichtigkeit, sondern auch Herzlosigkeit und Fanatismus verrät, wollte der Geistliche sich auf gleiche Weise Allen nähern. Es wird da oft in einer Viertelstunde mehr verdorben, mehr Unheil gestiftet, als in einem Jahre Segen gewirkt wurde, oder wieder gut gemacht werden kann.

Als eine sehr wichtige Frage in dieser Beziehung erscheint die Erwägung, ob es ratsam und recht ist, irrige Lebenshoffnungen, an die sich Schwerkranke erfahrungsmäßig häufig klammern, zu bestärken oder zu zerstören helfen.

Der Selbsterhaltungstrieb und die Liebe zum Leben ist jedem lebendigen Wesen von Natur eingepflanzt und von allen Trieben im tierischen und pflanzlichen Organismus der schönste und mächtigste, und die mannichfachen Beispiele von scheinbar systematischer Selbstvernichtung und Selbstmord im Kreise des tierischen Lebens, die auf Grund angeblich gewissenhafter Forschung und Prüfung angeführt werden, sind zum bedeutendsten Teile mit größter

Vorsicht aufzunehmen und wohl immer aus der Störung oder Entziehung gewohnter leiblicher und geistiger Lebensbedingungen zu erklären, deren Mangel einen zerstörenden oder verwirrenden Einfluß auf den Gesamtorganismus des thierischen Individuums ausgeübt hat, werden jedoch kaum jemals auf eine That eigenster Überlegung und selbstständigen Einschlusses zurückgeführt werden können.

Wir weisen nur hin auf einige Tierfamilien, welche bei Entziehung der Freiheit (z. B. die Fledermäuse) oder bei Trennung von der Gesellschaft (z. B. die Inseparables) die Annahme von Nahrung verweigern, oder auf die Beispiele von Hunden, welche auf den Gräbern ihre toten Herren an Entkräftung gestorben sind, weil aus Schmerz über die Trennung von denselben die Freßlust absolut verloren gegangen war.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Selbstmorden im Reiche der Menschen: es wird immer der eingebildete oder wirkliche Mangel an den gewohnten und notwendig erscheinenden Lebensbedingungeu zu einer eigenmächtigen Verkürzung des Lebens und Mutlosigkeit und Verzagtheit, die oft in Schwermut auszuarten pflegt, geführt haben. Denn die heroischen Beispiele aus alter und neuer Zeit von freiwilliger Selbstopferung für fremdes Wohl oder auf Grund strenger Sitte (wie z. B. die Selbstverbrennung indischer Witwen), gehören logischer Weise nicht unter die Kategorie der eigentlichen Selbstmorde. Auch die Duelle, die sogenannten amerikanischen, sowie die sonst üblichen Formen, beruhen im Grunde genommen auf dem nachteiligen und verwirrenden Einflusse, welchen das vorgestellte oder faktische Gefühl des Mangels an notwendigen Lebensbedingungen, zu welchen auch die persönliche Ehre gehört, auf das klare Denken der Menschen ausgeübt hat—ganz abgesehen von dem gänzlichen Mangel an christlichem Gottvertrauen und christlicher Lebensschätzung.

Trotz der ungeheuren Manie des Selbstmordes im Kreise der menschlichen Gesellschaft, bildet dieser doch nur die krankhafte, unnatürliche Ausnahme, und der Selbsterhaltungstrieb, sowie die Liebe zum Leben die Regel. Es ist sogar durch ärztliche Autoritäten auf Grund langjähriger Erfahrung nachgewiesen, daß Menschen, die einen oder mehrere ganz ernsthafte, aber durch besondere Umstände vereitelte und resultatlose Selbstmordversuche gemacht haben, von da ab mit ängstlicher Sorgfalt auf die Erhaltung ihres Lebens bedacht sind.

Wenn es also der Regel nach und naturgemäß im Wesen des Menschen liegt, daß er sein Leben liebt, so kann es uns nicht verwundern daß selbst hoffnungslos schwer Kranke, besonders wenn ihr Leiden, wie z. B. meist bei der Schwindsucht, nicht mit besonderen Schmerzen verbunden ist, immer die Hoffnung auf Wiedergenesung in sich tragen, dies wird ganz besonders bei solchen Kranken der Fall sein, die noch im Frühling des Lebens stehen, und deren Gemüt und Lebenslust noch nicht durch häufige traurige Erfahrungen verbittert und getrübt ist; auch bei solchen, die für ihre wissenschaftliche oder künstlerische Ausbildung noch manches schöne Ziel sich gesteckt haben, oder deren

Familienverhältnisse, z. B. eine Anzahl unversorgter Kinder, sie selbst als unentbehrlich erscheinen lassen. Fragen wir nun in Bezug auf solche Kranke, ist es recht, ihre eitlen Lebenshoffnungen zu zerstören?

Diese Frage wird aufgeworfen werden können, nicht bloß vom religiös christlichen, sondern auch vom allgemein menschlichen, humanen Standpunkte. Gehen wir von Letzterem aus:

Alle berufenen und unberufenen Vertreter der Humanität und selbst solche, die bei all ihrer inneren Inhumanität äußerlich unter der Flagge echter Menschlichkeit segeln, machen ausnahmslos die menschliche Nächstenliebe zum Motto ihres Handelns vor sich selbst oder vor den Augen der Welt. Es ist dies aber ein mehr oder weniger unbewußt ursprünglich dem Christentum entlehnter Grundsatz, denn in keiner staatlichen Gemeinschaft oder bürgerlichen Gesellschaft des alten und neuen Heidentums und Judentums finden wir die absolute Anerkennung dieses Humanitätsprinzipes; und die in der Weltgeschichte dünn gesäten Beispiele des Gegenteils sind selbst in ihrer häufig recht tendenziös aufgebauschten Form nur die Regel bestätigende Ausnahmen, wobei es gar manchmal gilt, „man merkt die Absicht und wird verstimmt!" Ein charakteristisches Merkmal dieser modernen, sogenannten confessionslosen aber besser religionslosen Humanität besteht darin, daß sie sich besonders auf die in's Auge fallenden Mängel und Bedürfnisse des äußeren Lebens bezieht und meist auch eine besonders in's Auge fallende Form der Äußerung und Bethätigung liebt. Für die tieferen geistigen und ethischen Beziehungen hat sie wenig oder keinen Raum. Einer solchen nur die Oberfläche der menschlichen Verhältnisse mit liebenden Blicke streifenden Humanität muß es natürlich grausam erscheinen, wollte man dem Ertrinkenden den Strohhalm der Lebenshoffnung entreißen, an den er sich in den flutenden Wogen des Todes klammert; sie muß es für herzlos halten, wenn man dem Kinde die liebliche Hoffnungsblüte wegnehmen wollte, an deren Farbenpracht und Duft sein Auge sich weidet und sein Herz sich freut, und die doch in wenig Stunden mit absoluter Naturnotwendigkeit in seiner Hand verwelken muß! Und von ihrem Standpunkte aus hat diese sogenannte moderne Humanität vollkommen Recht, denn sie kennt keinen Ersatz, der für das Genommene geboten werden könnte.

Darum glaubt man auch einen Schwerkranken noch im Angesichte des Todes mit Lebenshoffnungen trösten zu müssen, selbst wenn die vor Wehmut erstickte Stimme des Trösters und die mit aller Mühe zurückgehaltenen Tränen seine Worte Lügen strafen. Ich denke dabei an einen Fall, wo man um Alles in der Welt den Todkranken nicht zum Bewußtsein seiner Lage kommen lassen wollte und ihn mit allen möglichen Mitteln über den Ernst des Augenblickes zu täuschen suchte, sodaß man sich sogar nicht scheute, um ihn die Nähe des Todes nicht fühlen zu lassen, ihm wenige Stunden vor der Auflösung ein Opiat zu geben, ohne daß irgend welche körperliche Schmerzen die Anwendung dieses Mittels als wünschenswerth erscheinen ließen, so daß er im Morphiumdusel, den großen, ernsten Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit thun mußte!

Und das Alles aus Humanität! Dem Geistlichen gestattete man natürlich keinen Zutritt, aus Besorgnis er möchte von Ewigkeit und Gericht reden.

Diese Art von Humanität war eine religiös total glaubenslose, sonst ließe sich ihre Handlungsweise durch nichts erklären und entschuldigen, aber auch diese wird von ehrlichen und charaktervollen, wenn auch ungläubigen Personen verworfen werden.

Der religiös gläubige Standpunkt nimmt nur, wenn er sonst in Wahrheit von dem Geiste Christi erfüllt ist, seinem Wesen nach innerlich zwar eine gegensätzliche Stellung zu jener Handlungsweise ein, wird aber in dem rechten Taktgefühl christlicher Liebe bei der Behandlung eines derartigen Falles durchaus den Forderungen allgemeiner Humanität gerecht werden: Unser Herr lädt alle Mühseligen und Beladenen ein, um sie zu erquicken; es wäre aber für manchen Kranken keine Erquickung, wenn der Christ, sei es in seiner Eigenschaft als Seelsorger oder als Freund und Verwandter, dem nach ferneren Lebensgenuß dürstenden Kranken den zwar trüben Becher irdischer Lebenshoffnung von den lechzenden Lippen reißen wollte, um ihm das zwar klare Wasser des ewigen Lebens zu reichen, von dessen Wert aber der Kranke nicht die volle freudige Überzeugung hat. Ich habe hier natürlich nicht solche im Glauben und Erkenntnis geläuterte und gereifte Christen im Auge, die zwar gerne noch hier blieben und den Herrn bitten, daß er, wenn möglich, den Kelch noch einmal an ihnen vorüber gehen lasse, die aber demütig nnd ergeben ihrem Heilande nachbeten: Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst; sondern ich meine solche Kranke, deren Zahl Legion ist, die zwar im Leben sich nie in äußerer, absichtlicher Feindschaft gegen die Kirche, ihre Lehre und ihre Diener befunden haben, welche aber im Getümmel des Lebens und im raschen steten Wechsel von Freud und Leid nicht Zeit und Gelegenheit gefunden haben, tiefer einzudringen in die tröstlichen Wahrheiten des Christentums; die gewohnt waren, immer an der sichtbaren Quelle allgemeiner Humanität zu schöpfen und die zu der heiligen, ewigen Gottes- und Vaterliebe noch nicht durchgedrungen sind. Die nichtigen Lebenshoffnungen solcher Kranken wird der wahrhaft vom Geiste der Liebe durchdrungene, taktvolle und gewissenhafte Seelsorger nicht ohne weiteres zerstören, bevor es ihm nicht gelungen ist, mit Weisheit und Milde den freudigen Glauben und vielleicht auch die herzliche Sehnsucht nach dem ewigen Leben zu wecken. Hat er mit Gebet und durch die Hülfe des heiligen Geistes das erreicht, dann verblaßt allmählig von selbst die Truggestalt irdischer Lebenshoffnung in der Seele des dem Tode Geweihten vor der hehren Gewalt der Ewigkeitsgedanken und Seligkeitswahrheiten.

Auch dem religiös gleichgültigen und selbst dem ungläubigen, auf Genesung hoffenden Kranken, dessen seelsorgerische Behandlung dem Geistlichen ermöglicht ist, wird er diese Hoffnung nicht absprechen oder erschüttern, bevor er ihm etwas Besseres dafür zu bieten vermag. Aber in solchem Falle bedarf der Seelsorger recht der Salbung von oben mit dem Geiste der wahren Weisheit, Milde, Liebe und auch des rechten heiligen Ernstes, um zu retten, anstatt

zu verlieren. Der aufmerksame Psychologe wird dabei merken, wie es oft nicht die Liebe zum Leben und dessen Genuß ist, welche die Hoffnung im Herzen nährt und stärkt, sondern daß in sehr vielen Fällen die mehr oder weniger bewußte Furcht vor dem Tode, die Angst vor der dunkeln Ewigkeit, die jenseits des Grabes liegt, an die man nicht recht glauben möchte, und über die man doch nicht hinwegkommen kann, den Ertrinkenden das morsche Rettungsseil ergreifen läßt. Es werden sich für den verständigen Seelsorger der Anknüpfungspunkte genug finden, um in allmähligem Fortschreiten den rechten Glauben zu wecken, und er darf sich darin bei redlichem Bemühen der Unterstützung des heiligen Geistes fröhlich bewußt werden, der ja überall und immer, aber gerade oft in solchen ernsten Augenblicken der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche.

Ein praktischer Ratschlag dürfte bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht erscheinen, um von vorne herein das Vertrauen des Patienten nicht zu verscherzen. Man hüte sich bei dem unvermeidlichen Gespräch über die Krankheit, ihr Wesen und ihren Verlauf eine andere Meinung und Ansicht auszusprechen, als der im allgemeinen schweigsame Arzt, zu welchem der Kranke alles Zuvertrauen hat, auch wenn man Erfahrung und medizinische Kenntnisse besitzt. Versteht man nichts davon, so scheue man sich erst recht, ein Urteil, besonders ein abfälliges über den Arzt und seine Behandlung, sowie ein ungünstiges über die Krankheitserscheinung und ihren Verlauf auszusprechen, wodurch einerseits der Verdacht des Hochmutes, andrerseits der der Lieblosigkeit und mangelnden Teilnahme erweckt wird. Durch nichts aber vermag der Seelsorger besser Vertrauen und Entgegenkommen in dem Herzen des Kranken zu erwecken, als wenn er gleich von vorne herein den wahrhaftigen Eindruck herzlicher Liebe und inniger Teilnahme an seiner Lage auf ihn macht.

Drei Meistersprüche für Volksschulerziehung und -Unterricht.

(Aus der Deutschen Allgemeinen Lehrerzeitung.)

Motto: Est nobis voluisse satis. Tibull.

Die Aufgabe des Volksschullehrers, im kleineren Kreise zu wirken, reinigend und bildend rastlos und energisch thätig zu sein, ist eine ernste und schwere. Dieselbe setzt eine gewisse Begabung und Vorbildung, idealen Sinn und festen Willen des Schaffenden, eine gewisse Beschaffenheit oder Fähigkeit des zu bearbeitenden Bodens voraus und verlangt vom ersteren außerdem volles Verständnis von Ziel, Richtung und Weg der Wirksamkeit, von letzterem Empfänglichkeit und Fruchtbarkeit hinsichtlich des Aufzunehmenden und zur Entfaltung zu Bringenden. Wo der rechte Mann zu rechter Zeit an den geeigneten Ort kommt und in zweckmäßiger Weise gestaltet, da nur ist gedeihliches Ernten zu erwarten. Steht doch dann auch die unentbehrliche göttliche Beihilfe mit der menschlichen Treue im Bunde.

„Wir Menschen, wir setzen uns Zeit und Ort,
Was frommt, entscheidet des Herrgotts Wort." (M. Thoresen.)

Wie viel auch eigenes Nachdenken und Prüfen, Beurteilen des durch Erfahrung Gewonnenen dazu beitragen kann, das Wahre, Gute und Schöne zu finden, zu ergreifen, für andere fruchtbar zu gestalten, so wird doch jeder Erzieher und Lehrer wohl thun, wenn er auch fremdes Urteil beachtet und dem Wert beimißt, was edle und weise Männer von der Heranbildung der Jugend gedacht und gehofft, für dieselbe herbeigewünscht haben. Der Volksschullehrer wird insbesondere solche Gedanken, Wünsche und Forderungen für die Jugendziehung zu beherzigen haben, die in Form von Denk und Sinnsprüchen, Sprichwörtern oder volkstümlichen Redewendungen ihm sozusagen eine Pädagogik in nuce darbieten. Derartige inhaltsreiche, gedrungene Worte oder Sätze strahlen oft in wundersamer Fülle Licht, Wärme und treibende Kraft aus und erfüllen die Seele des sinnigen Beobachters oft mit mehr Helle und Glanz, Freude und Liebe, Schaffensfrische und Thatendrang als ein dickleibiges Lehrbuch der Erziehungskunst. Wer suchet, der findet auch hier. Der reiche Schatz unserer Sinnsprüche und Sprichwörter bietet jedem, der denselben zu Rate zieht, für die Gesamtheit der seinerseits zu lösenden Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben, wie für jede einzelne Frage innerhalb dieses Gebietes eine köstliche Gabe zu Nutz und Lehr, zu Trost und Labe dar. Indessen, es giebt eine Anzahl vortrefflicher Weisheitslehren im Gewande des Sinnspruches, die, für engere Kreise berechnet, im ganzen bis heute ihren rhetorischen Charakter bewahrt haben, es aber verdienen, von möglichst vielen gekannt und ihrem Sinne nach gewissenhaft befolgt zu werden. Aus dem Kreise derselben heben wir drei innerlich zusammenhängende hervor, um von denselben aus das Werk der Erziehung und des Unterrichtes der Volksschule zu beleuchten. Wir hoffen, damit denen, die diese prächtigen Sprüche — es sind in der That „Meisterworte" — bisher nicht kannten, ein dankeswertes Neues bieten, den Kennern dieser Sprüche diese selbst in einer neuen Anwendung vorführen zu können, um mit beidem dem heiligen Werke der Jugendbildung einen geringen Dienst zu erweisen.

1. Weisheit leite unsern Bau! Dieser Meisterspruch wirft Licht über Aufgabe, Inhalt und Regiment der Jugendbildung. Suchen wir ihn zunächst zu verstehen, sodann anzuwenden.

„Bau" ist ein nach einem Plane entworfenes, in stufenmäßiger Gliederung entstandenes, harmonisch zusammengeschlossenes Ganze. Bei demselben darf von einem Zufalle hinsichtlich des Beginnens, wie Vollendens der Arbeit von einer Willkür in Bezug auf das Fortsetzen des Angefangenen, von einer Zersplitterung des Stoffes in unverbundene Teile nicht die Rede sein. So ist es schon bei den Bauten der Tiere, bei denen der Bienen, Termiten, Ameisen, Biber, Kaninchen, Füchse, wie viel mehr bei denen der Menschen, achte man nun auf den „Bau" von Wällen, Häusern oder Domen oder auf den „Bau" einer Sinfonie, Oper oder eines Dramas. — Mag nun ein Bau von Einzelnen oder von einer Mehrheit ausgeführt werden, im einen wie im andern Falle bedarf er der Leitung. — Dieselbe ist nötig, damit das Ziel

oder der Zweck fest im Auge behalten, der zu jenem führende kürzeste und beste Weg beschritten, das zweckentsprechendeste Mittel angewendet, Einheitlichkeit und Konsequenz im Handeln gewonnen werde. Die Leitung setzt immer an Einsicht, Kraft und Beharrlichkeit ein Höheres voraus. Bei dem Einzelnen besteht dieses Höhere in dem Einwirken des Göttlichen auf das Menschliche. Wenn Sokrates nichts Wichtiges unternahm, ohne seinen „Dämon" — wie er sich auszudrücken pflegte — um Rat gefragt zu haben, so lauschte er eben auf das, was wir heutzutage in der Sprache der Schrift mit „Gewissen", „Ruf des heiligen Geistes", in der Sprache unserer Denker und Dichter mit „Selbstbesinnung", „Selbstbestimmung", „innere Stimme", „Contemplation" u. s. w. zu bezeichnen gewöhnt sind. Ohne solche Einkehr bei sich, solches Lauschen auf das Bessere und Edlere, was sich in uns vernehmen läßt, ist an ein zielbewußtes, harmonisches Thun, kurz: an eine „Leitung" der eigenen Angelegenheiten durch sich selbst nicht zu denken. Arbeiten mehrere gemeinsam an einem Werke, so bedürfen sie um so mehr der Leitnng eines Höherstehenden, eines, der an Klarheit, Tiefe, Weite, des Ein-, wie des Umblickes, an Idealität der Anschaunngen, an Reinheit der Gesinnungen, an Festigkeit und Folgerichtigkeit des Strebens und Handelns seiner Aufgabe und Stellung gewachsen ist; soll nicht neben-, durch-, ja gegeneinander, sondern planvoll mit-, in und für einander gearbeitet werden. Eine gute Leitung muß als Ausgangs-, als Zielpunkt, wie als bewegende Kraft die Weisheit haben. — Im Begriffe der „Weisheit" treten als Einzelmomente das „Weisen" und das „Wissen" hervor. Weisen heißt „führen", zum rechten Ziel auf dem geeignetesten Wege geleiten. Das „Weisen" kann nur von jemand ausgehen, der über Ausgang, Zielpunkt und Art der Wanderschaft, Beseitigung der sich etwa einstellenden Hindernisse, Ergreifung aller möglichen Förderungen, völlig klare Einsicht, zudem den guten Willen und auch die Kraft besitzt, dieser Einsicht gemäß zu handeln. Das „Weisen" schließt eigentlich das „Wissen", das Kennen und das Erkennen der Dinge und der Verhältnisse in sich; es vereinigt mit sich auch das, was wir unter „Gewissen" verstehen, das Gedenken der sittlichen Verantwortlichkeit unseres Handelns. In Gott liegt nicht allein die höchste Weisheit beschlossen, sondern zugleich auch die Quelle, daraus alle menschliche Weisheit geschöpft werden muß.

„Aller Weisheit höchste Fülle
In dir ja verborgen liegt.
Gieb nur, daß sich auch mein Wille
Fein in solche Schranken fügt,
Darinnen die Demut und Einfalt regieret
Und mich zu der Weisheit, die himmlisch ist, führet." (Schröder.)

Weisheit besitzt daher nur der, welcher sich vom ewigen Licht erleuchten, von der göttlichen Liebe erwärmen, vom Geiste Gottes heiligen, vom Worte des Herrn in allem führen läßt, der, wie er selbst in allem den Zug von oben verspürt, so auch alles nach oben zu richten eifrig bemüht ist. — — Alle Arbeit in und an der Volksschule soll ein Bau sein, ein planmäßig entworfenes, stufengliedrig erbautes, festgefügtes harmonisches Ganze, nicht eine

Summe loser, atomistisch zerstreuter Dinge, Thatsachen, Vorkehrungen und Thätigkeiten. In den Gesetzen und Verordnungen für die Volksschule, in deren Lehr- und Lektionsplänen, äußeren und inneren Einrichtungen, in deren Erziehungs- und Lehrveranstaltungen, -formen und -weisen soll alles wohl erwogen, gründlich bemessen, sorgsam ausgewählt, zweckmäßig verbunden und an die rechte Stelle gesetzt sein, nichts Wichtiges fehlen, nichts Überflüssiges aufgenommen sein, alles am geeigneten Orte und zu passender Zeit auftreten. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, das Einzelmaterial zu diesem Baue zu sammeln, zu sichten, zu verbinden. Vornehmlich Herbart und seiner Schule gebührt das Verdienst, klar erkannt und sicher betont zu haben, daß bei Erziehung und Unterricht jede Einzelheit an sich richtig, in Beziehung auf den Eziehungs- und Unterrichtszweck wertvoll, in ihrem Auftreten gut verbunden, in Reih und Glied gebracht sei. Als „Bau" bedarf die Volksschularbeit notwendig gewissenhafter fachkundiger Leitung.

Solche ist nötig für die Arbeit jedes einzelnen Arbeiters am heiligen Werke der Jugendbildung, wie für das gemeinsame Wirken aller an dieser Arbeit Beteiligten. Die Leitung des einzelnen erfolgt durch die sein Inneres treibende Macht, wie durch die Einwirkungen seiner Vorgesetzten. Das Beste thun wir immer, wenn wir unserem guten Geiste, unserer besseren Natur gemäß handeln, in diesem Falle, wenn wir jegliche erziehliche und unterrichtliche Thätigkeit bemessen nach der Verantwortlichkeit, die Gott uns als Seelsorgern und Hirten auferlegt, betreiben im steten Hinblick auf das erstrebenswerte Ziel, die Natur der Kindesseele, wie des anzuwendenden Bildungsstoffes in Kraft der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Die beste Konzentration ist in dem Zusammenfassen aller Kräfte des Inneren, im Sichselbstbesinnten und -vertiefen, in dem Zusammendrängen unseres Wirkens zum Kern- und Wesenhaften zu finden. Wer nicht, seiner Verantwortlichkeit eingedenk, in Selbstprüfung und unablässiger Kraftanspannung steckt und unentwegt dem Ziele zusteuert, die verfügbaren Mittel, wie die zu besorgenden Hindernisse genau in Rechnung stellt, der wird auch von fremder Leitung wenig profitieren. Segen oder Fluch erziehlichen Thuns hängen zumeist von dem Grade der Herrschaft ab, die wir über uns selbst nicht ohne schweren Kampf gegen Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit, gegen Eigenwillen und Eigenliebe errungen haben.

„Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg. (Logau.)

Wir arbeiten am Werke der Volksschulbildung, bedürfen indes auch der Leitung durch andere, durch unsere Vorgesetzten. Ohne solche würde schwerlich Einheitlichkeit, Planmäßigkeit, Harmonie der gesamten Schularbeit eines Landes, einer Nation gewonnen werden. Ohne solche wäre kaum an eine gemeinsame Grundlage der gesamten Volksbildung, an ein wohlabgestuftes Verhältnis zwischen der Arbeit der Volksschule und der, höherer Bildungsanstalten, ja, zwischen privater und öffentlicher Erziehung zu denken. Die Leitung des Ganzen hat sich zu erstrecken auf Ent-

werfen von Schulgesetzen und -ordnungen, von Lehr- uud Lektionsplänen und der Überwachung der Ausführung des Angeordneten und Eingerichteten, ferner auf Festsetzung, Abhaltung und Beaufsichtigung teils von Schulkonferenzen, teils von Schulrevisionen, teils von der gesamten Amtsführung der Lehrer. Durch diese Leitung soll die Volksschule gehoben, nicht etwa zurückgehalten, der Lehrerstand erhöht, nicht erniedriget, der einzelne Schulmann gekräftigt und gefördert, nicht etwa in seinem Ansehen geschädiget, in seiner Berufsfreudigkeit verstört werden. Diese Leitung soll eine Unterstützung, keine Hemmung sein, ein dankbar begrüßter Helferdienst, keine bitter gehaßte Bevormundung, kein Gemisch von thörichter Gängelei und kleinlicher Nörgelei. Sie muß aus dem Geiste der Wahrheit geboren sein, das Rechte und Zweckgemäße immer im Auge behalten, Vertrauen und Liebe erkennen lassen und zu wecken verstehen. Ihr Wahlspruch muß der Augustins und Melanchthons sein: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas." Wenn dies aber der Fall, dann ist ihre Triebfeder die Weisheit.

Die Weisheit giebt der Leitung des Schulwesens das rechte Maß in Beziehung auf das Was und das Wie. Das Was bestimmt den rechten Umfang und die zweckmäßigen Grenzen des zu Ordnenden, damit weder ein Zuviel, noch ein Zuwenig des Regimentes zu beklagen ist; das Wie die rechte Art und Weise der Leitung. Was wir im vorigen Absatz im einzelnen angegeben, das muß von jeder Schulleitung festgesetzt und in der Ausführung überwacht werden: Geist und Charakter der Amtsführung Beachtung der vorhandenen Schulgesetze, -ordnungen und -einrichtungen, Innehalten des Lehr- und Lektionsplanes, Vorbereitung auf den Unterricht und Art der Erteilung desselben, Fortbildung im Beruf u. dergl. Dies alles soll aber im Geiste der Besonnenheit und milden Weitherzigkeit, nicht in dem eines kleinlichen und beschränkten Bureaukratismus erfaßt und betrieben werden. Es ist „unwürdig und ungeschickt", dem Lehrer Stunde für Stunde die Portion des durchzunehmenden Lehrstoffes vorzuschneiden, ihm vorzuschreiben, nach welchen Lehrbüchern er sich vorzubereiten, welche Methode er anzuwenden habe, welche nicht; es ist „unwürdig und ungeschickt", ihm öffentliche Verhaltungsmaßregeln über seinen gesellschaftlichen Verkehr zu geben, ihn in solchem durch Gendarmen Polizeidiener und ähnliche Personen kontrollieren zu lassen. Die Weisheit lehrt beim Schulregiment, wie man weder durch ein Zuwenig die Einheitlichkeit im Erziehen und Unterrichten gefährdet, noch durch ein Zuviel den lebendigen, freudigen Geist lähmt und toten Mechanismus hervorruft, die Freiheit und die Frische des individuellen Bildes vertreibt, mürrischen Knechtssinn und elende Lohndienerei hervorruft. Die Weisheit im Regimente wehrt ebensowohl der Vielregiererei, als dem leidigen Geschehen- und Gewährenlassen. Sie lehrt, die rechte Zeit und die rechte Weise des Abwartens, wie des Eingreifens zu finden. Sie gönnt den Untergebenen das rechte Maß und die rechte Art der Mitwirkung. Sie weiß, daß Vorbeugen nnd Verhüten besser ist, als Ausrotten und Nachbessern. Sie wendet, wo es nötig ist, ebenso-

gut Strenge und unersetzliche Energie an, als unter anderen Verhältnissen geduldige Nachsicht und gewinnende Herzlichkeit. Sie vergißt nie, daß viele Wege nach Rom führen, daß eines sich nicht für alle schickt, und daß gerade die edelsten Früchte nur allmählich reifen. Wie die Liebe, so auch die Weisheit; sie ist langmütig und freundlich, sie glaubet alles und höret nie auf, das Beste zu hoffen. Wo Weisheit thronet und waltet, da ist für die Jugendbildung der rechte Grund gelegt, die rechte Gliederung, Anordnung und Überwachung der Thätigkeit für Erziehung und Unterricht gegeben, somit der rechte Fortgang gesichert. (Schluß folgt.)

Die Bibel in der Volksschule.

(Nach Dr. Friedr. Gottfr. Rettig.)

(Schluß.)

Nachdem im Vorhergehenden das Nötige über das Lesen der Bibel in der Volksschule gesagt worden ist, lassen wir jetzt einige Andeutungen und Winke über das Erklären der Bibel in der Volksschule folgen. Auch hier kommen wieder zwei Fragen in Betracht: a) was soll erklärt werden? und b) wie soll erklärt werden?

Auf die erste Frage: Was soll erklärt werden? antworten wir:

a) Nicht alles, was etwa einer Erklärung zu bedürfen scheinen möchte. Das zu viele Erklären ist eine Sache, vor welcher man nicht genug warnen kann. Wo das Gelesene entweder minderwichtige Nebendinge betrifft, oder der Sinn desselben auch ohne Erklärung klar genug vorliegt, da ist das Erklären unnütz und überflüssig.

b) Erklärt aber sollen werden die Hauptsachen, d. i. solche Dinge, Ausdrücke, Bilder und Gebräuche, ohne welche der Sinn einer Stelle den Kindern nicht wohl klar und deutlich gemacht werden kann; ferner diejenigen mehr oder weniger dunklen Stellen, welche wichtige Wahrheiten und Vorschriften enthalten; nicht minder auch diejenigen Bibelstellen, welche im Katechismus zur Begründuug der aufgestellten Lehrsätze angeführt sind.

Zur Beantwortung der Frage: Wie soll erklärt werden? mögen folgende Worte dienen.

a) Die Erklärung soll nicht gelehrt klingen, sondern möglichst einfach und populär sein.

b) Man lasse sich nicht in weitläufige Erklärungen ein, sondern gebe nur kurze, aber deutliche Winke zum Verständnis des Gelesenen.

c) Unser Erklären geschehe nicht in selbstgefälliger eigener Weisheit, sondern in demütigem Aufblick zum Herrn, von dem allein die rechte Weisheit auch zum Erklären seines geoffenbarten Wortes kommt.

d) Wir sollen, so viel wie möglich, die Bibel in der Schule nur aus sich selbst erklären und deswegen die deutlicheren Stellen zur Erklärung der dunkleren benutzen.

e) Man gebe seinen Schülern in den gemeinnützigen Stunden einen

kurzen Abriß der biblischen Geographie und biblischen Altertumskunde, damit man sich beim Erklären der Bibel darauf beziehen kann.

Die Bibel soll aber in der Volksschule nicht nur gelesen, sondern auch angewandt werden, soll sie anders in den jugendlichen Seelen als eine Gotteskraft zur Seligkeit sich erweisen.

Wir fragen zunächst: Was heißt die Bibel anwenden? Alles, was in der Bibel zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, nicht allein, daß es uns kund würde, sondern daß es uns zur Richtschnur unseres Glaubens und Lebens dienen soll, und nur der allein kann die Göttlichkeit der Lehren der heiligen Schrift erkennen und deren seligmachende Kraft am Herzen erfahren, welcher den ausgesprochenen Willen Gottes thun will. Durch das Wort heiliger Schrift soll unser Verstand erleuchtet, unser Herz erneuert, unser Wille geheiligt werden. Darum frage dich und laß die Schüler sich immer fragen, ob sie so geglaubt, gedacht, empfunden, gehandelt und gelebt haben, wie es im Worte Gottes in Lehre und Beispiel gefordert wird. Auf diese Art wird uns vieles klar werden, was uns sonst verborgen war, und werden wir also erkennen, wie unser Sinn und Wandel durch die Sünde verderbt ist; werden nach der Gnade Gottes in Christo zur Tilgung unserer Sünden und zur Erneuerung unseres Sinnes und Wandels von Herzen verlangen und unseren Gott und Heiland aufrichtig darum anrufen; und also angewandt, wird das Wort Gottes uns und unseren Schülern werden die Leuchte unserer Füße und das Licht auf dem schmalen Wege, der allein zum Leben führt.

Wir fragen nun weiter: a) Was soll angewendet werden? und b) Wie soll diese Anwendmng geschehen?

Zur Beantwortung der ersten Frage: Was soll angewendet werden? möge Folgendes dienen: Angewendet soll werden im allgemeinen alles, was eine dem geistigen und sittlichen Standpunkte der Kinder angemessene Anwendung zuläßt, es sei denn, daß vielleicht eben erst etwas ganz gleiches oder ähnliches vorgekommen wäre. Insbesondere erfordern eine Anwendung in der Schule:

a) alle Lehrstellen, sei es nun, daß sich dieselben entweder auf unsere religiösen Erkenntnisse (Glaubenslehren), oder auf unser religiöses Leben (Sittenlehren) beziehen;

b) Alle Erzählungen von Wichtigkeit, sei es, daß dieselben entweder zur Nachahmung auffordern, oder vor Verirrungen warnen;

c) Die wichtigsten und klarsten prophetischen Stellen, und zwar diese besonders zu dem Zwecke, um zu zeigen, wie Gott sie bereits erfüllt habe, oder noch werde in Erfüllung gehen lassen.

Bezüglich der zweiten Frage: Wie soll diese Anwendung geschehen? bemerken wir, daß es ein dreifaches Verfahren giebt, durch welches der Lehrer in dieser Beziehung seinen Zweck zu erreichen imstande ist.

a) Er macht die Schüler während des Lesens oder nach demselben mit bestimmten Worten auf das aufmerksam, was er aus dem Gelesenen und wie er es anwenden soll.

b) Er entwickelt, nachdem die anzuwendende Stelle gelesen ist, **durch Fragen**, also auf katechetischem Wege, diejenigen Gedanken, welche er hervorheben will, um den erforderlichen Eindruck auf die Kinder hervorzubringen.

c) Er läßt die Kinder **selbstständig über das Gelesene nachdenken** und nachher angeben, wie sie die Anwendnng davon auf sich gemacht haben. Der letzte Weg ist unstreitig der beste, insofern er nicht nur die Anwendung unmittelbar aus dem eigenen Gemüte und aus der Individualität des Schülers hervorgehen läßt, sondern auch eine äußerst zweckmäßige Anweisung zu dem praktischen Bibellesen in späteren Jahren erteilt. Um ihn übrigens mit Glück zu verfolgen, ist durchaus nötig, daß der Schüler bereits zum eigenen Denken gehörig angeleitet und darin geübt sei; ferner, daß er an eine aufrichtige Prüfung seiner Gesinnungen und seiner Lebensweise gewöhnt worden ist; und endlich, daß zwischen ihm und dem Lehrer das schöne Verhältnis eines liebenden Kindes zu seinem liebenden Vater stattfinde, damit das Kind keinen Anstand nehme, offen und ohne Hehl vor dem Lehrer auszusprechen, was es bei einer gelesenen Bibelstelle, in besonderer Beziehung auf sich selbst, bemerkt, gedacht und empfunden habe.

Kirchliche Rundschau.

Eine gerichtliche Entscheidung in dem Streit der evangelischen Gemeinschaft ist am 3. Juni in dem Klagefall der Gemeinde in Naperville abgegeben worden. Die Gemeinde war nämlich doppelt besetzt worden, sowohl von Seiten der Illinois-Konferenz, welche dem Bischof Escher den Vorsitz verweigerte, als auch von Bischof Escher, welcher mit seinen Anhängern eine Sonderkonferenz abgehalten hatte, die natürlich alle Rechte einer gesetzlichen Konferenz beanspruchte. Die Anhänger des Bischofs Escher hatten nun dem gegnerischen Prediger die Kirche verschlossen. Daraufhin wurde diese Partei vor Gericht klagbar, worauf dann entschieden wurde, daß Bischof Escher gesetzlich vom Vorsitz ausgeschlossen gewesen sei und er samt der Versammlung seiner Anhänger keine gesetzliche Konferenz gebildet hätte, daher auch die Gemeinde nicht besetzen könnte und der von der ursprünglichen gesetzlichen Konferenz ernannte Rev. Frey an der Ausübung seiner Berufsthätigkeit nicht gehindert werden dürfe.

Der evangelisch-soziale Kongreß, welcher Ende Mai in Berlin tagte, war allerdings etwas bunt zusammengesetzt, scheint aber dadurch nichts verloren zu haben. Anhängler Ritschels und Männer der positiven Union, strenge Lutheraner und Leute der Mittelpartei tagten miteinander. Nur die protestantenvereinlichen Kreise waren nicht herangezogen worden. Über den Inhalt der Verhandlungen ist bis jetzt noch wenig, oder genauer gesagt, eigentlich nichts verlautet. Am meisten wurde von der Presse über die Zusammensetzung des Kongresses geredet, teils in entschuldigendem, teils in tadelndem Sinne. Das erste fand man für nötig, weil man sich bewußt war, daß man in einer Weise verfuhr, die man seinerzeit verworfen hatte; nämlich als der evangelische Bund ins Leben gerufen wurde. Dort erklärte man ein Zusammengehen der verschiedenen Richtungen für unmöglich, denn es „hatte der Evangelische Bund bei seiner ersten Begründung die beiden rechtsstehenden Gruppen wenigstens in ihren organisierten Vorständen übergangen," während hier die mittleren Richtungen gleich beim Beginn herangezogen worden seien. Außerdem habe man es hier nicht wie beim Evangelischen Bund mit rein kirchlichen Dingen noch wie bei den sog. Kartell mit bloßer Politik zu thun.

Es zeigt sich auch hier wieder, daß die Zeitströmung stärker ist, als der Einzelne. Man muß eben thun, was man kann, und geht nun, weil man andern das nicht gestatten wollte, mit einer halben Entschuldigung ans Werk. Der Evangelische Bund hat es ja auch keineswegs mit rein kirchlichen Dingen zu thun, denn Rom führt seinen Kampf gegen die Evangelischen keineswegs auf rein kirchlichem Gebiet, sondern auf allen andern Gebieten mehr als auf dem rein kirchlichen. Gerade dadurch, daß Leute von verschiedenen theoretischen Ansichten sich gezwungen sehen, praktisch miteinander zu arbeiten, lernen sie, daß sie selber ohne die andern wenig ausrichten können. Dadurch, daß man sich auf einander angewiesen sieht und fühlt, kommt eine Vereinigung zu Stande, die praktisch wertvoller ist, als die formelle Beilegung bloß theoretischer Streitigkeiten.

Die kirchenpolitischen Bewegungen in Preußen üben auch in dem gerade in dieser Hinsicht am weitesten fortgeschrittenen Baden einen gewissen Einfluß aus. In einer Versammlung der Evangelischen Konferenz in Karlsruhe wurden nämlich nach eingehender Erörterung folgende Thesen angenommen: „Das heutige Staatsrecht verwirft das Staatskirchentum und empfiehlt teils die Trennung, teils die Sonderung beider Gebiete. Bei den geschichtlich gewordenen Verhältnissen in Deutschland würde eine plötzliche Trennung die unheilvollsten Folgen nach sich ziehen. Die Nachteile, welche der Kirche aus der Verbindung mit dem Staate gegenwärtig erwachsen, sind bei uns nicht der Art, daß sie eine sofortige vollständige Trennung verlangen. Wohl mahnt aber die rasche Entwicklung unserer öffentlichen Verhältnisse, die Vorbereitung zu einer nach Umständen baldigen Selbständigkeit der evangelischen Kirche zu treffen. Dies erscheint in Baden namentlich auf dem Steuergebiet erforderlich. Gleichzeitig müssen in unserer Verfassung die Rechte mehr an das Bekenntnis geknüpft werden. Eine Volkskirche entspricht nicht den heutigen Zuständen. Ein Ersatz für den landesfürstlichen Summepiskopat findet sich heute noch nicht.

Die Evangelische Missionskirche Belgiens, welche ihre ersten Anfänge aus dem Jahre 1837 datirt, zählt heute 28 Stationen. Sie hat 20 Kirchen erbaut und hält Gottesdienste an 90 Orten. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt etwa 7600, die, mit Ausnahme von etwa 400, alle früher katholisch waren.

Über diese Gemeinden spricht sich Prof. Monvert aus Neufchatel, der die belgische Missionskirche voriges Jahr besucht hat, folgendermaßen aus: „Niemals hat die Kenntnisnahme einer Kirche so sehr mein Interesse in Anspruch genommen, als jener belgischen. Die Gemeinden entstehen hauptsächlich unter den Arbeitern, jenen einfachen Leuten ohne große Bildung; aber das Evangelium übt sehr bald seinen Einfluß auf sie aus. Das Lesen und das Studium der Bibel bildet sie; ihre neugewonnene Überzeugung hält sie von dem ausschweifenden Leben ihrer Kameraden zurück; ihre äußeren Verhältnisse bessern sich zusehends, und sie gelangen bald zu einem verhältnismäßigen Wohlstand. Die Sittlichkeit der protestantischen Familien ist eine Thatsache, welche die Aufmerksamkeit auf ihre Gemeinden lenkt, und welche von größerem Werte für sie ist als alles Reden dafür. Die Glieder dieser Gemeinden legen sich ernste Opfer auf; sie sind darauf gefaßt, noch größere zu tragen; denn es sind nicht nur die örtlichen Gemeinden zu versorgen, sondern es gilt auch zu dem Evangelisationswerke beizutragen. Eben deßhalb scheint es mir, daß die protestantischen Kirchen der belgischen Missionskirche Hilfe schuldig sind.“

Es ist dieser Punkt auch wirklich derjenige, welcher zunächst in die Augen fällt. Die Glieder dieser Kirche sind mit nur wenigen Ausnahmen Arbeiter, die mühsam ihr Brod verdienen, und die wohl viel an Opferwilligkeit und Entsagung leisten, aber damit eben doch nur kleine Summen aufbringen können. Es bringt das ganz natürlich ein sehr langsames Fortschreiten nach Außen mit sich, das aber nur um so sicherer ist, weil es nicht künstlich beschleunigt werden kann.

Der lärmende bayrische Oppositionslandtag ist sogar nach Aussage eines Centrumblattes, der Bonner „Reichszeitung,“ „unter eitel Freude und allgemeinem Wohlgefallen auseinander gegangen.“ Außer der Preisgebung der Altkatholiken durch die Regierung hat er noch eine Ersparnis im Regierungshaushalte durchgesetzt, die sich

auf 1500 Mark ($362 und 50 Cents) beläuft. „Das zehnfache dieser Summe“ — so sagt die Bonner Reichszeitung weiter — „betragen wohl die Diäten für die Vertrödelung der Zeit mit Oppositionsanträgen und Reden, welche sich buchstäblich als zweck- und nutzlos erwiesen haben, denn die Oppositionsmitglieder stimmten gegen ihre eigenen Anträge und Reden, für die Anträge des Reichsrates. Und so endete der pompös angekündigte Oppositionslandtag wie das Hornberger Schießen.“

Einen weiteren Erfolg hätte das bayrische Centrum darin zu sehen, daß der diesjährige Katholikentag weder in München noch sonstwo in Bayern abgehalten werden wird. Um den bayrischen Kulturkampf nicht einschlafen zu lassen, sollte der Katholikentag auch dieses Jahr wieder in München gehalten werden. Das Komite, welches dem Erzbischof von München Mitteilung von diesem Beschluß machte, wurde allerdings von diesem auf verschiedene Bedenken hingewiesen, schließlich aber erklärte der Erzbischof, daß er die Abhaltung des Katholikentages in München nicht hindern könne, und im Falle sie doch stattfinden solle, gebe er ihr seinen Segen und seine besten Wünsche. Sofort wurde eine Bekanntmachung des Fürsten Löwenstein veröffentlicht, daß der Katholikentag zwischen Mitte August und Mitte September in München stattfinden werde. Am nächsten Tage aber schon erhielt der Erzbischof vom Prinz-Regenten folgendes Schreiben: „Mit großem Interesse, aber auch mit aufrichtigem Bedauern habe ich von ihrem gestrigen Schreiben Kenntnis genommen. Ich empfinde es im Interesse der kirchlichen Autorität schmerzlich, daß die Bedenken, welche Sie als Oberhirt der zu Ihnen gekommenen Deputation gegen die Abhaltung der Generalversammlung der katholischen Vereine in diesem Jahre in München bekannt gaben, kein willfährigeres Gehör fanden. Nicht gegen die Abhaltung der diesjährigen Generalversammlung überhaupt, sondern gegen die Abhaltung derselben in München richten sich die Bedenken. Ich vermag diese Abhaltung nicht als geeignet dazu zu erachten, hier den Frieden zu erzielen und zu festigen, der von ruhig Denkenden aller Kreise der Stadt gewünscht wird. Gerade in der unmittelbaren Folge auf den vorjährigen bayerischen Katholikentag gewinnt die beabsichtigte Versammlung einen besonderen Charakter. Neben derselben können daher auch leichter als sonst Bewegungen platzgreifen, welche neue Störungen des Friedens mit sich bringen. Ich habe Ihnen diese meine Anschauung mündlich mitgeteilt und derselben auch gegenüber andern Persönlichkeiten, zu denen ich Vertrauen hege, Ausdruck gegeben. Es ist mein lebhafter Wunsch, daß Sie sich, ehe ich weitere Maßnahmen zu der meinen Rechten und Pflichten gemäßen Wahrung des Friedens ins Auge fasse, nochmals mit katholischen Männern und insbesondere mit Ihrem Domkapitel ins Benehmen setzen und mir das Ergebnis der Besprechungen, das, so Gott will, ein befriedigendes ist, baldigst zur Anzeige bringen.“

Drei Tage darauf zeigten die katholischen Vertrauensmänner dem Erzbischof an, daß sie beschlossen hätten, voll tiefen Schmerzes in diesem Jahre von dem Plane, die betr. Versammlung in München zu halten, Abstand zu nehmen. Der Erzbischof war natürlich davon sehr befriedigt und konnte außerdem noch seine Freude darüber aussprechen, daß der Papst mit dem Beschluß, daß der Katholikentag nicht in München gehalten werde, einverstanden sei. Die ultramontane Presse ist natürlich sehr erbost über den ganzen Vorgang. Was man in Preußen nie gewagt und selbst in Baden nie versucht habe, das thue man in Bayern. Nun sehe man klar, wohin es führe, wenn man stets Rücksicht nehme. Das soll in Zukunft natürlich nicht mehr geschehen. Die bayerische Regierung kann sich also darauf gefaßt machen, daß ihr nächstes Jahr die Bewilligungen um etwa 3000 Mark verkürzt werden.

Die Teilnahme des Papstes an den sozialen Fragen hat ihn dazu veranlaßt, ein Schreiben an den Erzbischof von Köln zu richten, aus welchem der Osservatore Romano eine Stelle heraushebt, die er als Programm des Papstes bezeichnet. Dieselbe lautet: „Vor allem ist es nötig, mittelst geduldiger und eifriger Arbeit dahin zu trachten, daß die Völker unter Besserung ihrer Sitten sich daran gewöhnen, die Handlungen des öffentlichen wie privaten Lebens mit den Lehren und Beispielen Jesu Christi in Einklang

zu bringen. Ferner ist darauf zu achten, daß bei Behandlung der Fragen, welche die einzelnen Stände und verschiedenen Klassen der Gesellschaft beschäftigen, die Vorschriften der Gerechtigkeit und Liebe nicht verletzt werden und daß die abweichenden Meinungen, die etwa entstehen, durch die berufs- und amtsmäßige Dazwischenkunft der Geistlichen beigelegt werden; endlich ist darauf zu sehen, daß die gegenwärtig drückende Lage der Armen erträglicher gestaltet werde und die Reichtümer den Besitzenden nicht dazu dienen, Habsucht und Mißbrauch zu fördern, sondern in Wohlthätigkeitsveranstaltungen freigebig zu sein, um sich noch kostbarere Schätze im Himmel zu sammeln."

Wenn das päpstliche Hofblatt diese Worte als einen Beleg der unvergleichlichen Weisheit und Teilnahme des hl. Vaters anpreist, so könnte man im Hinblick auf den ersten Punkt, der fordert, das öffentliche und private Leben mit den Lehren und den Beispielen Jesu Christi in Einklang zu bringen, beinahe fragen, ob denn der Papst heimlich evangelisch geworden sei. Denn diese Worte des Papstes könnte ja jeder evangelische Christ unterschreiben. Nur daß ihr Sinn der ist, daß Rom den Anspruch macht, in jedem Falle die Lehren Jesu Christi auslegen und sein Vorbild vorschreiben zu dürfen. Was dann dabei herauskommt, weiß man schon längst, nämlich Bindung der Einsicht und des Willens an die Lehre und das Gebot Roms. Die beiden andern Punkte sind viel durchsichtiger. Der priesterlichen Entscheidung soll sich alles fügen und die Wohlthätigkeitsveranstaltungen sollen natürlich, wenn auch indirekt, unter der Leitung des Papstes stehen, der ja selbst ein Hauptobject der Wohlthätigkeitsveranstaltung ist. Er sammelt Millionen von Peterspfennigen und hat gelegentlich seines Jubiläums glänzend gezeigt, wie trefflich er das Geschenkenehmen versteht; läßt auch sonst dem katholischen Volke keine Gelegenheit entgehen, seinen Wohlthätigkeitssinn gegen die Kurie zu bethätigen. Man mag den Papst nehmen, wie man will, es ist immer wieder dieselbe Melodie nur mit verschiedenen Registern und in verschiedener Tonart.

Die Regierungsvorlage betreffs der Sperrgelder im preußischen Abgeordnetenhaus ist endgültig abgelehnt worden, indem die Mehrheit sich weigerte dafür zu stimmen, ohne daß das Centrum auch dafür stimme. Allem Anscheine nach hatte Windthorst darauf gerechnet, daß die Vorlage auch gegen das Centrum durchgehen werde. Dann hätte man wenigstens die Zinsen für die Sperrgelder erhalten und hätte außerdem an den Sperrgeldern einen immer recht brauchbaren Zankapfel gehabt, an welchem man namentlich den Volksmassen vordemonstrieren könnte, welch himmelschreiende Ungerechtigkeit die Regierung begehe, die das fremde Gut wohl verzinsen, aber nicht herausgeben wolle. Wie es sich mit den widersprechenden Erklärungen Windthorsts, der die Vorlage vom päpstlichen Standpunkt aus für unannehmbar erklärte und Goßlers, der behauptete, er wisse bestimmt, daß man dieselbe im Vatikan als annehmbar bezeichnet habe, verhält, hat sich nicht aufgeklärt. Das Wahrscheinlichste ist, daß man sich im Vatikan mit einer reservatio mentalis oder um es Deutsch zu sagen, zweideutig ausgesprochen hat.

Am 3. Mai dieses Jahres wurde in Neapel das Fest des heiligen Januarius oder wie er bei den Italienern heißt: San Gennaro gefeiert. Mit diesem Feste ist die einzige noch erlaubte öffentliche Prozession in Neapel, sowie das Wunder des Flüssigwerdens des Blutes des heil. Januarius verbunden. Mittags 12 Uhr wurde das große silberne Bild des Heiligen vom Dome zur Kirche Santa Chiara getragen, wo es für die Gläubigen ausgestellt wurde. Um 5 Uhr nachmittags war der zweite Umzug, der das Wunder einleitete. Außer dem Bilde des Januarius wurden noch die Reliquien dieses Heiligen, sowie andere Schutzheilige, d. h. ihre Statuen, von dem Dome nach Santa Chiara gebracht. Nach der Ankunft der Prozession stimmte Kardinal San Felice die üblichen Gebete an, „und nach 70 Minuten angstvoller und gespannter Erwartung sah man den schwarzen Klumpen geronnenen Blutes im Reliquienfläschchen des San Gennaro, welches unaufhörlich nach allen Seiten gedreht wurde und auf welches alle Augen gerichtet waren, flüssig werden; mit dem freudigen Rufe: Si è fatto il miracolo! (das Wunder ist geschehen!) strömten die Gläubigen aus der Kirche."

Die Engländer unterhandeln gegenwärtig mit dem Papste wegen Regelung der Bistumsverhältnisse in Ostindien. Ostindien ist bisher Missionsprovinz im Sinne der römischen Propaganda gewesen. So lange das der Fall ist, werden die kirchlichen Angelegenheiten von Apostolischen Vikaren geleitet. Jetzt soll auch die indische Hierarchie organisiert werden; und zwar sollen 23 Bistümer mit einem Male eingerichtet werden nebst einem Erzbistum, dessen Sitz Kalkutta sein soll. Nun aber machen die Portugiesen Einwendungen. Bisher war nämlich der Erzbischof von Goa Patriarch von Ostindien. Die Portugiesen wollen sich nun ihr altes Recht nicht nehmen lassen, namentlich auch nicht zu Gunsten Englands. Daß England dem Papste politisch viel mehr bieten kann als Portugal, weiß derselbe gut genug, und so werden schließlich die katholischen Portugiesen zu Gunsten der ketzerischen Engländer vom heiligen Vater ihre Ansprüche und Rechte fahren lassen müssen.

Ueber die kirchlichen Zustände in Chili hielt im Ev.-luth. Vereinshause in Leipzig der Prediger der evang. Gemeinde zu Santiago in Chili, Sluyder einen Vortrag, der interessante Aufschlüsse über den gegenwärtigen Bestand der deutschen evang. Gemeinden in Chili gab. Seit längerer Zeit schon ist dieser langgestreckte Küstenstrich Südamerikas vorteilhaft vor anderen südamerikanischen Republiken hervorgetreten, und der Umstand, daß das deutsche Element dort verhältnismäßig stark vertreten ist und von den Chilenen geschätzt wird, macht es erklärlich, warum Chili unserer Aufmerksamkeit wert ist, zumal da mit dem Deutschtum der Protestantismus in Chili Eingang gefunden hat. Ref., der seit Jahren im Lande lebt und die dortigen Verhältnisse genau kennt, gab zunächst einen geschichtlichen Rückblick, um dann auf die verschiedenen Bestandteile der Bevölkerung näher einzugehen. Die Araukaner, die alten Bewohner des Landes, ein indianischer Volksstamm, sind im Hinschwinden begriffen. Der Katholicismus, den sie äußerlich angenommen haben, ist nicht im Stande gewesen ihr Verderben, aufzuhalten, das ihnen in der Gestalt des Branntweins näher und näher tritt. Zechend und weinend sehen sie ihrem Untergang entgegen.

Die eigentlichen Chilenen sind eine Mischrasse, die in ihrer Einheitlichkeit den Grund zu einer kräftigen Entwickelung besitzt. Seit 1810 die Unabhängigkeit von den Spaniern erkämpft wurde, ist Chili im Aufblühen begriffen. Das Jahr 1851 wurde von besonderer Bedeutung, insofern als mit diesem Jahre eine Civilregierung ans Ruder kam; gleichzeitig begann von diesem Zeitpunkte an die deutsche Einwanderung. Obgleich nämlich das Land an natürlichen Gaben reich ist, so wollte es doch zu einer blühenden Industrie nicht kommen, weil den Chilenen das fehlt, was dieselbe vor allem bedingt, Fleiß und Ausdauer. Dies nun brachten die Deutschen mit, die sowohl in den größeren Städten Valparaiso und Santiago als auch in besonderen Kolonien sich niederließen, von denen Valdivia bald in den Vordergrund trat. Es mögen gegen 8000 Deutsche im Lande sein.

Leider legten diese deutschen Kolonisten eine ziemliche Gleichgültigkeit gegen ihren evangelischen Glauben an den Tag. Die erste deutsche Generation wurde als kirchlich indifferent bezeichnet, die zweite als bereits romanisierend. Vorteilhaft hoben sich dagegen nordamerikanische und englische Kolonisten ab, die überall, wo nur halbwegs eine kleine Gemeinde sich bildete, Kirche und Schule bauten. In den Händen der nordamerikanischen Presbyterianer liegt zur Zeit auch die evangelische Propaganda, die ihre Kirchen bisher gern den deutschen evangelischen Gemeinden zur Verfügung stellte; letztere besitzen erst eine einzige Kirche in Osorno. Deutsche evangelische Gemeinden dagegen befinden sich in Valparaiso, Santiago, Valdivia, Osorno und Puerto Montt. Seit dem letzten Jahrzehnt sind von der chilenischen Regierung zahlreiche deutsche Lehrkräfte ins Land gezogen worden, weil man auch den deutschen Schulen den Vorzug vor anderen einräumte.

Zur Zeit ist auch bei den deutschen evangelischen Gemeinden Chilis die konfessionslose Schule das Losungswort geworden, worin für den Protestantismus eine um so größere Gefahr liegt, als der verflachende, destruktive Einfluß des Romanismus hinzukommt, der mit dem Evangelium auch das deutsche Bewußtsein zu entziehen weiß; denn auch in Chili decken sich die Begriffe Deutschtum und Protestantismus. Wir müssen aus natio-

nalem wie aus kirchlichem Interesse wünschen, daß die deutschen Kolonien in Chili zugleich auch blühende evangelische Gemeinden werden, die für das ganze in einem teils durchaus verflachenden, teils wild fanatischen Romanismus sich befindenden Lande zu einem wahren Sauerteig sich gestalten.

Die Wiederkunft Christi ist am 5. **März** dieses Jahres in London schon zum Voraus gefeiert worden. Die Feier war nicht etwa in dem Sinne gemeint, daß man überhaupt auf die Parusie hingewiesen und die Gläubigen ermahnt hätte, wachsam und treu zu sein, sondern so wie man sonst die Jahrestage bereits geschehener Ereignisse feiert, so feierte man im Voraus den Jahrestag des Kommens Christi als des himmlischen Bräutigams, das nach Rev. Baxters Berechnungen am 5. März 1896, Nachmittags 3 Uhr in Jerusalem stattfinden wird. (Andere von Baxter berechnete Ereignisse finden sich Theol. Zeitschrift 1888, Seite 256). Die Meinung, daß General Boulanger möglicherweise der Antichrist sein könnte, ist natürlich in Folge dessen, was sich in den letzten zwei Jahren ereignet, oder genauer gesagt, nicht ereignet hat, wieder aufgegeben worden, und es bleibt vorerst dabei, daß etwa 1892 Napoleon I. wiederkommt.

Die in Europa auftretenden theologischen Strömungen der freien Richtung, welche sich auch in der Freien Kirche Schottlands ausbreiten, verpflanzen sich auch nach den anderen Weltteilen. Die Mission der schottischen Freien Kirche unterhält in Madras ein christliches Kolleg, welches eine Anzahl junger Leute ausbildet, die den höheren Ständen der Hindu-Gesellschaft angehören. Die Professoren dieser Anstalt lassen eine monatliche Zeitschrift erscheinen, welche ihre alten Schüler auf dem Laufenden über die Fortschritte in der Wissenschaft erhalten will. Das Januarheft dieses „Magazins" hat nun einen Artikel über die moderne Kritik der heiligen Schriften veröffentlicht, in welchem der Verfasser, dem Vorgang vieler evangelischen Theologen der jetzigen Generation folgend, die definitive Redaktion des Pentateuch in die Zeit Esras setzt und erst von diesem Zeitpunkt aus einen Teil der rituellen Vorschriften des jüdischen Gesetzes datiert. Dieses, den modernen Hypothesen gemachte Zugeständnis seitens eines Missionars der Freien Kirche Schottlands, hat einem Theil der in Indien lebenden Christen zum Anstoß gereicht und ihren Unwillen erregt. Der „Indische Zeuge", welcher in jenem Lande die methodistische Episkopalkirche Amerikas repräsentiert, hat das „Magazin des Kollegs" deshalb lebhaft angegriffen und „Der Wächter von Bombay", der mit in diesen Kampf eingetreten ist, hat laut erklärt, daß, wenn Moses nicht mit seiner eigenen Hand den ganzen Pentateuch redigirt habe, „auch das Christentum als Ruine zusammenfalle, denn wenn die Citadelle genommen sei, so wäre die ganze Stadt Zion preisgegeben durch die Feinde des Glaubens." Andere in England herauskommende Blätter sprechen es aus; daß die schottischen Professoren in Madras sehr unvorsichtig gehandelt haben, diese theologischen Streitpunkte in das Missionsfeld zu übertragen. Es darf freilich nicht vergessen werden, daß die Brahminen in Madras sehr gebildet sind, daß sich viele von ihnen mit den Büchern von Strauß und Renan beschäftigen und sich des europäischen Unglaubens bedienen, um die Unterweisung der Missionare in Mißkredit zu bringen. Das Missionskolleg in Madras kann also die von der modernen Kritik erhobenen Fragen nicht einfach ignorieren.

Schulnachrichten.

Lehrer Conrad Held, Glied des Lehrervereins, hat gewechselt und die zweite Lehrerstelle an der evang. Markus-Gemeinde in St. Louis, Mo., übernommen. Lehrer H. Geßner, Glied des Lehrvereins, hat einen Ruf als Lehrer an der evang. Petri-Gemeinde in Kansas-City, Mo., angenommen und daselbst am 2. Juni sein Amt angetreten.

Berichtigung. In den Schulnachrichten der Juni-Nummer fehlt in der 7. Zeile von unten nach „der am 6. Februar" die Jahreszahl 1839.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. August 1890. Nro. 8.

Inwiefern ist das Studium der Kirchengeschichte für's praktische Amtsleben förderlich?

Referat von **P. K. Scheib.**

Bei der Beantwortung dieser Frage darf man wohl zuerst daran denken, daß die Förderlichkeit des Studiums der Kirchengeschichte eng zusammenhängt mit der Förderlichkeit, welche das Studieren überhaupt für's praktische Amtsleben hat. Mit dem Eintritt in's geistliche Amt ist ja die Zeit des Studiums, das im Seminar oder dem Missionshause, auf dem Gymnasium und der Universität absolviert wurde, nicht abgeschlossen. Der Umfluß der Vorbildungszeit für's prakt. Amt bedingt noch nicht die absolute Tüchtigkeit zu demselben. Die Pflichten, welche das Amt seinen Träger sowohl hinsichtlich der Gemeinde, der er dient, als auch hinsichtlich des Meisters, dem er verantwortlich ist, auferlegt, fordern eine beständige Fortbildung des Geistlichen. Stillstand ist auch in dieser Beziehung Rückschritt, und zwar ein um so verderblicherer, als unter seinen nachteiligen Folgen nicht nur die stillstehende Persönlichkeit, sondern auch eine Gemeinde unsterblicher Menschenseelen, ja die Sache des Reiches Gottes im Ganzen zu leiden hat. Wer sich begnügen kann mit den im Verlauf einiger Schuljahre gesammelten Kenntnissen, wird im Leben, das ihm mit unermeßlichem Reichtume neuer Ideen und immer veränderter Verhältnisse und Bedürfnisse entgegentritt, unzweifelhaft darben müssen. Und bleibt auch die Schule, in welche die praktische Ausübung des Amtes führt, nicht ohne Rückwirkung auf das Geistesleben,—fehlt das stetig fortschreitende Studium, so wird die dadurch erlangte Bildung immer nur eine formale, geschäftsmäßige sein. Die ceremonielle Würde aber, welche die Erfahrung verleiht, vermag bei einem Diener Christi nicht die innere Würdigkeit und noch viel weniger jene Macht des Geistes zu schaffen, in welcher und durch welche ein Paulus dem Herrn und der Gemeinde diente. Diese wird wohl nur erlangt werden können durch Gebet und Arbeit. Die Gaben, die uns Gott aus Gnaden von Natur und auf unser demütiges Flehen schenkt, wollen verarbeitet, wollen erworben sein, um sie zu besitzen.

Die Ausübung des geistlichen Amtes nötigt auch fast schon von selbst zu beständigem Studium. Wer vermöchte aus seinem Schatze ununterbrochen Speise des Lebens zu geben, wenn er zu dem alten nichts neues hinzufügen wollte? Wir geben ja freilich das Wort Gottes. Und es könnte

scheinen, als ob nur eine genaue Kenntnis der Bibel und eine gute Bekanntschaft mit den Heilswahrheiten unsre Rüstkammer auszufüllen brauche. Aber Niemand wird die Schrift recht verstehen, geschweige denn ihr Verständnis Anderen zu erschließen imstande sein, der sich nicht von außen Rats zu holen weiß durch Benutzung der vielen verschiedenen zur Schrift-Forschung und Erklärung nötigen Hilfsmittel.

Eins dieser Hilfsmittel bietet das Studium der Kirchengeschichte.

Der Geistliche wirkt durch Lehre und Wandel. Nach beiden Seiten hin ist ihm das Studium der Kirchengeschichte förderlich, ja unerläßlich. Lehre und Wandel sind nun aber im prakt. Amte auf's innigste mit einander verbunden. Der Geistliche redet mehr als durch Worte — durch seine Thaten; sein Leben soll die Verkörperung seiner Lehre darstellen. Beides läßt sich im Amte kaum von einander trennen. Die einseitige Betonung und Hervorkehrung des Einen geschieht meistens nur auf Kosten des Andern. Die harmonische Einheit beider macht den ganzen Mann, der da sei in der Maße des vollkommenen Alters Christi.

Das Studium der Kirchengeschichte wendet sich nun vornehmlich an diese Einheit und an den ganzen Mann im pastoralen Amtsleben, schlägt dabei gleich einem Zauberstabe alle Saiten mächtig an und greift in jede Sphäre seines Berufes fördernd ein.

Andre Bestandteile und Hilfswissenschaften der Theologie beschäftigen sich ausschließlich mit der Ausbildung einzelner Fähigkeiten des Geistes und bezwecken die Erreichung einer möglichst hohen Fertigkeit und Gewandtheit nach einer bestimmten Seite unserer Wirksamkeit hin.

Homiletische Studien unter Zugrundelegung der Exegese, Philologie und Rhetorik geben Anleitung zur Predigt; zum Wissen dessen, was wir glauben, will die Dogmatik verhelfen, in deren Kreis auch die Philosophie gehört, die den Forschungstrieb in der gesetzmäßigen Bahn des Denkens bildet. Winke für's christliche Leben erhalten wir in der Ethik, deren Befolgung durch das Studium der Psychologie und Pädagogik erleichtert wird.

Jede dieser und alle damit zusammenhängenden Disciplinen der theologischen Wissenschaft haben, wie's in der Natur der Sache liegt, ihre Grenze. Die Kirchengeschichte aber umspannt in weitem Bogen alle diese Grenzen, sie zeigt uns die Blüten jeglichen Wissens in bunter Farbenpracht und bietet überdem die köstlichen Früchte vom grünen Baum des Lebens zum Genusse.

Denn was ist Kirchengeschichte? dem Worte nach: Geschichte der Kirche. Sie macht uns bekannt mit allem, was die Kirche betrifft. Der Ausdruck Kirche ist wahrscheinlich durch Vermittelung des Gothischen von dem griechische *κυριακή* sc. *οἰκία* in unsre Sprache übertragen; Andre wollen ihn ableiten von dem altdeutschen küren, kiesen, und hätte er dann die Bedeutung des griechischen *ἐκκλησία*. Dem Wesen nach ist die Kirche, wie der Apostel sagt, der Leib Christi. Und alles, was auf die Entstehung, Entwicklung und Vollendung dieses Leibes Bezug hat, erzählt uns die Kirchengeschichte. Sie weiht uns ein in die Geheimnisse der göttlichen Heilsthaten, durch welche der

Eckstein zur Behausung Gottes auf Erden gelegt wurde. Sie schildert die Bauleute, die als Mitarbeiter des Höchsten an dem Ausbau dieses Hauses und an der Erbauung der Gemeinde gewirkt haben. Sie beschreibt die Mittel, durch welche das köstliche Werk erhalten, sie zeigt die Wege, auf denen es weiter geleitet wurde. Sie läßt uns sehen in langem Zug die großen Schaaren derer, die da lieb hatten die Stätte Seines Hauses und wandelten am Ort, wo Jesu Ehre wohnte. Sie läßt uns ahnen ihre Kämpfe, die sie gegen äußere und innere Feinde zu führen hatten, bis sie eingehen durften in die ewigen Wohnungen des Friedens. Sie malt vor unsre Augen die tobenden Wellenschläge der finstern Welt- und Zeitmächte, die sich alle brachen an dem Pfeiler und der Grundveste der Wahrheit. Sie führt durch die Bollwerke des Satans bis an die Pforten der Hölle, die da stürzen müssen vor der Gewalt des Lebensfürsten. Sie verkündet in vieltausendstimmigem Triumphgesange die Siege des Kreuzes, vor dem die ganze Welt dereinstens niedersinken wird. Kurz,—die Kirchengeschichte ist „die Summe aller Gedanken, Reden, Thaten, Erfahrungen und Schicksale, aller Leiden, Kämpfe und Siege der Christenheit, sowie der Inbegriff aller Selbstbezeugung Gottes in ihr und durch sie."

Durch die Kirchengeschichte gewinnt die Kirche ein Bewußtsein von sich selbst, von ihrem Wesen und von ihrer Entfaltung, von ihrem Werden und von ihrem Wachsen. Wer daher in der Kirche ein Amt bekleidet, — und ein jeder Pastor besitzt ein solches —, wer in diesem Amte verständnisvoll wirken will, der wird vor allem eine Kenntnis der Sache wünschen, an der er steht, der er seine Kräfte widmet und sein Leben weiht. Der ist nur ein Lohndiener und Handlanger, welcher bloß Steine herzuträgt, ohne das Verlangen zu haben, einmal in den Bauriß hineinzublicken. Die Kirchengeschichte orientiert nun gewissermaßen den Geistlichen auf dem Felde, auf dem er arbeitet, sie gibt einen Überblick über das Resultat der Arbeit, die schon geschehen, und über die Art und Weise, wie sie noch immer zu geschehen hat. Sie befriedigt dabei eins der hauptsächlichsten Bedürfnisse, die der Pastor hat, welcher in seiner Gemeinde nicht aufs Geratewohl und noch viel weniger aus selbsüchtigem Interesse zu wirken gedenkt. Ein Glied am Leibe muß notwendigerweise von dem Gefühl und dem Bewußtsein des ganzen Leibes durchdrungen sein. Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Einheit der Kirche hängt nicht zum mindesten ab von der Kenntnis ihrer Geschichte. Fehlte diese dem Geistlichen, so wird er, mag er sonst auch noch so gläubig und tüchtig sein, Gefahr laufen, eigene Wege zu gehen. Die Zersplitterung der protestantischen Kirche, namentlich unseres Landes, wäre gewißlich nicht so groß, wenn man mehr auf ihre Geschichte geblickt und die Lehren derselben beachtet hätte.

Die Kirchengeschichte ist fernerhin das Produkt göttlichen Schaffens und freier menschlicher Thätigkeit. Als solche lehrt sie Gott und Menschen kennen. Sie ist nächst der hl. Schrift die reichste Quelle der Weisheit und Erfahrung.

In der ganzen Menschheit finden wir das Bemühen, durch Spekulation

zur Erkenntnis des höchsten Wesens, des Urgrundes aller Dinge zu gelangen. Systeme der mannigfaltigsten Art wurden von kühnen Geistern ausgebildet, erwiesen sich aber immer als morscher Boden, der unter den Fußtritten der Nachkommen einbrach. Unterdessen zeichnete mit ungesehener Meisterhand in lebensvoller Klarheit Gott der Herr sein Bild, selbst in die Geschichte. Hier spricht der Allmächtige, hier waltet der Allweise, hier gibt die Barmherzige, hier liebt der Gnädige, hier straft der Heilige,—wer Ohren hat, zu hören, der hört die gewaltige Stimme des Höchsten; wer Augen hat, zu sehen, der sieht die Majestät des Ewigen. Alle Strahlen dieses erhabenen Bildes brechen sich in Christo Jesu, in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. Die Kirchengeschichte aber allein vermag uns die Person Jesu Christi nach ihrem ganzen Wesen zur Anschauung zu bringen. Sobald man den Fuß vom festen Grund der Geschichte wegwandte, und sich die Gestalt des Erlösers zu construieren und ein Bild von Gott zu fabrizieren suchte, da war dem Zweifel, der Häresie, dem Rationalismus, dem Aberglauben, dem Unglauben, ja der Frivolität Thür und Thor geöffnet.

Der Geistliche wirkt in seinem Amte nun vor allem zur Ehre Gottes und aus Liebe zu seinem Heilande. Wie kann er aber den gebührend ehren, den er nicht hinlänglich kennt? Wie kann er den inbrünstig lieben, dessen Bild er nicht im Herzen trägt? Beides wird nicht vollkommen erreicht ohne Kenntnis der Geschichte der Kirche, in welcher Christus lebt, und in welcher Gott sich offenbart und verherrlicht.

Zwar hat die Kirchengeschichte auch ein Heiligtum, über dessen Eingang die Worte geschrieben sind: Fürwahr, Du bist ein verborgener Gott! Aber knien wir in diesem Heiligtum nur andächtig nieder, so kann dadurch die Erkenntnis unseres und aller Menschen Heilandes mächtig gefördert werden. Wer betenden Herzens in die Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes hineinblickt, auch ohne sie ergründen zu können, wer demütigen Sinnes zu bekennen vermag, wie gar unbegreiflich seine Wege sind, der wird dabei zu der unerschütterlichen Überzeugung kommen, daß Ihm, von dem und durch den und zu dem alle Dinge sind, auch alle Ehre gebührt in Zeit und Ewigkeit.

Gott der Herr macht aber nicht allein die Kirchengeschichte; er gönnt auch Menschen, als seinen Helfern, einen Teil. Das Haupt der Kirche steht ja überall im Hindergrunde und weiß seine Pläne in jedem Zeitalter und bei allen Geschlechtern herrlich hinauszuführen. Aber Menschen müssen dabei, ob absichtlich oder von ungefähr, ob gern oder gezwungen, mitwirken. Und Alles, was von ihnen vollbracht, alle Glaubensthaten und Liebeswerke, die im Dienste Jesu geschehen, alle irdischen Einflüsse, die fördernd oder hemmend sich im Reiche Gottes geltend gemacht, alle Persönlichkeiten, die vermöge geistiger oder weltlicher Macht in den Lauf der Kirche eingegriffen haben, alle Menschen, die als Freunde oder Feinde Christi zu einem Namen gekommen,—alles dies berichtet uns auch die Kirchengeschichte. Und sollte der Geistliche das Hauptsächlichste von alle dem nicht sehr gut im praktischen

Amtsleben brauchen können. Wenn es wahr ist, was ein hervorragender Mann sagt, daß es nämlich niemand zu etwas Bedeutendem bringen werde, der nicht immer ein Vorbild, und sei es auch nur in der Idee, vor Augen habe, dem er nachstrebe, so wird es auch für den Pastor nötig sein, daß er sich seine Ideale an Mustern bildet. Jesus selbst ist zwar unser Vorbild und unser Meister,—aber er ist unendlich mehr, als das. Wer zu ihm kommt und von ihm lernen will, der wird dies in besonders vorteilhafter Weise dadurch thun können, daß er bei seinen großen Jüngern und Dienern in die Schule geht. An den ausgezeichneten Persönlichkeiten voller Geist und Leben, die ihre Kräfte verzehrten im Dienste der Brüder, sehen wir, wie auch wir zu leeren Gefäßen werden können, die der Herr mit Seinen Gaben füllen will. Ihre Lebensgeschichte kann nicht verfehlen, segensreiche Wirkungen auf die Bildung unseres Geistes und Charakters zu üben. Sie klärt unsere Anschauungen, erweitert unsern Gesichtskreis, schärft das Urteil, stärkt die Freudigkeit und den Willen zum Guten. Bei dem oftmals engen Kreise seiner Wirksamkeit und bei den mannigfachen trüben Erfahrungen seines Amtslebens ist es ja fast ein Bedürfnis und eine Erholung für den Pastor, auf Männer zu blicken, die ihn immer wieder für seine hohe Aufgabe begeistern, seinen sinkenden Mut beleben, und ihm in neuer Schönheit das köstliche Werk zum Bewußtsein bringen, das er als Diener Christi zu treiben hat.

Und auch da, wo wir im Rahmen der Geschichte keine Heldengestalten, sondern nur Zerrbilder erblicken, wird uns ihr Studium lehrreich. Jene zeigen uns, wie wir unser Amt auf und unter der Kanzel, in Kirche, Schule und Haus, öffentlich und sonderlich, durch Lehre und Wandel erfolgreich ausrichten können; an diesen sehen wir, wie wir's nicht machen dürfen, wenn wir nicht mit Recht dem Lästerer ins Urteil fallen, und statt Segen zu stiften nur Ärgernis anrichten wollen. Wenn wir da bekannt werden mit den traurigen Folgen engherziger Parteisucht und unbrüderlicher Lieblosigkeit, wenn wir schauen das verworrene Gewebe treuloser und ränkevoller Intriguen, wenn wir sehen den Heuchler im Tugendmantel, den Wolf im Schafskleide, wenn wir beobachten, wie falscher Ehrgeiz sich mit fremden Federn schmückt und durch maßlose Renommisterei Lorbeeren sammeln will,—so finden wir bei ernster Prüfung in diesen Karikaturen eines Dieners Christi oftmals vielleicht ein treues Bild unsres eignen verderbten Wesens, das uns unzweifelhaft zur Buße leiten kann.

In seinem Amte arbeitet der Pastor an Menschen, und auch in dieser Hinsicht ist ihm das Studium der Kirchengeschichte förderlich. Es giebt ihm Aufschluß darüber, wie sich die Menschenkinder zu allen Zeiten dem Worte Gottes gegenüber verhalten haben. Da sehen wir, wie das Menschenherz von jeher dasselbe gewesen in seinem Trotz und Eigensinn gegen die geoffenbarte Wahrheit, in seiner Unbeständigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Geduld Gottes, in seiner Unempfänglichkeit und Undankbarkeit gegen erwiesene Wohltaten, in seiner Feindseligkeit und Verfolgungssucht gegen die Wirkungen des Lichts und der Liebe. Auf der andern Seite finden wir aber auch die erfreuliche

Thatsache bestätigt, daß die tiefsten Bedürfnisse des Menschen nur durch das Evangelium gestillt werden können, daß sein Herz oftmals zwar erst durch viel Not und Trübsal zu einem fruchtbaren Boden für edle Samenkörner umgewandelt wird; wir finden's bestätigt, daß der Herr auch in den dunkelsten Perioden des Abfalls sich seine 7000 übrig gelassen, die ihre Kniee nicht beugten vor den Götzen der Welt. Solche Erkenntnis kann dem Pastor für seine Säemanns- und Hirtenarbeit nur nützlich sein. Er wird dabei den Ton kennen lernen, den er im Verkehr mit den verschiedenen Menschen anzuschlagen hat, um das Wort recht zu teilen. Es wird ihm klar werden, daß er sich nicht verleiten lassen darf, um die Gunst der Menge zu buhlen, mit fleischlichen Waffen zu kämpfen, oder mit einem Schlag den Baum fällen zu wollen. Er wird auch nicht gleich den Mut verlieren und die Flinte ins Korn werfen, wenn er es mit einer unschlachtigen, heuchlerischen und ehebrecherischen Art zu thun hat, wenn er Beelzebub gescholten, oder gar mit Steinen beworfen werden sollte. Die Kirchengeschichte zeigt es in vielen Beispielen,*) wie thöricht es ist, sündigen Menschen zu schmeicheln, wie unnötig, sie zu fürchten, aber auch wie verkehrt, an ihnen zu verzweifeln.

Der Geistliche wirkt in seinem Berufe für das Reich Gottes. Und daß er da einer gerechten, wahren, edlen,—göttlichen Aufgabe sein Leben gewidmet, das sagt ihm jedes Blatt der Kirchengeschichte. Mit unauslöschlichen Zügen vermag sie's ihm ins Herz zu schreiben, welch' eine Ehre, welch' eine Gnade es ist, daß er von dem Höchsten zum Dienst berufen und gewürdigt wurde, die Heerde Christi zu weiden. Auch der leiseste Zweifel an der Erhabenheit seines Amtes, an der Wichtigkeit seiner Arbeit, an der Notwendigkeit seines Wirkens muß schwinden, sobald ihm die Vergangenheit die Segensströme gezeigt, die durch den Kanal der Kirche und speziell des geistlichen Amtes vom Himmel auf die Erde niedergeflossen sind. Die Vergewisserung davon ist geeignet, den Geistlichen mit Mut und Demut zu erfüllen; mit Demut, wenn er auf sich selbst blickt und seine Fähigkeiten prüft, die auch bei dem Besten in keinem Verhältnis zur Größe und Schwierigkeit der Aufgabe stehen — mit Mut, wenn er auf den Herrn der Kirche schaut, dessen Rüstzeug er ist, der ihm als Held zur Seite steht und in dem Schwachen mächtig sein will. Wenn der Haushalter über Gottes Geheimnisse nur treu ist, so ist auch der treu, der ihn berufen und gesendet hat. Fragen wir die Männer Gottes der Vorzeit: Habt ihr je Mangel gehabt an irgend einer Gabe? so antworten sie wie mit einem Munde: Nie keinen.

Die Kirchengeschichte bestärkt den Geistlichen auf diese Weise in der hohen Auffassung seines Berufes; und nicht nur ihn selbst. Sie ist die Handhabe, um auch Anderen eine rechte Meinung von dem geistlichen Amte, von der Kirche, von dem Christentume beizubringen. Sie gleicht einer unerschöpflichen Fundgrube, in der wir die einleuchtendsten Gründe, die schlagendsten Beweise, die schärfsten Waffen finden, um den Irrtum zu berichtigen, der

*) Die Anführung von Beispielen wurde bei diesem und allen anderen Punkten unterlassen, um die dem Referat gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten.

Verläumdung entgegenzutreten, die Bosheit zu bekämpfen, und durch all das der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Die Kirchengeschichte wird so zur Apologie des Christentums. Wir können die gute Sache desselben ja verteidigen durch systematische Entwicklung seiner göttlichen Lehren, durch instruktive Darlegung seiner edlen, beseligenden Absichten, durch begeisternden Hinweis auf seine himmlischen Ziele, nach denen jedes Menschenherz im Grund sich sehnt,—besser aber entwaffnen wir den Gegner und gewinnen den Zweifler, wenn wir ihn in die heiligen Hallen der Geschichte der Kirche führen. Hier ist's mit Händen zu greifen, was das Heil, welches Christus in seiner Gemeinde mitteilt, an Menschen gewirkt hat. Hier stehen Denkmäler, über die man stolpern muß, will man die erneuernde Kraft des Glaubens leugnen; hier sprechen Thatsachen, die man ignorieren muß, will man an der alle Hindernisse überwindenden Macht der Nächstenliebe zweifeln. Wenn jemand von dem Wort der Lehre Jesu nicht überführt werden kann, so sollte ihm doch die Binde von den Augen fallen um der Werke willen, welche der Heiland an den Seinen und an seiner Kirche gethan. Sobald sich der Geistliche in der Polemik mit Schutz- und Trutzwaffen aus dem Arsenal der Kirchengeschichte wappnet, ist er unüberwindlich. Und ihm kommt dabei nicht nur das zu statten, was bereits geschehen ist, er darf getrost auch auf den Umstand hinweisen, daß überhaupt noch etwas geschieht in der Kirche, daß sie noch besteht, und immer mehr wächst nach innen und außen. Dies allein ist schon ein deutliches Zeichen ihrer Unzerstörbarkeit, ihrer Notwendigkeit, ihrer Göttlichkeit. Das Prognostikon, das ihr einst die berechnende Klugheit des Gamaliel stellte, erfüllte sich glänzend in seinem zweiten Teile. Das Werk konnte weder mit Feuer und Schwert, noch mit Gold und Schmeichelei, weder mit List und Gewalt, noch mit Gelehrsamkeit und Verachtung gedämpft werden. Die tobende Flut der Ereignisse spülte in 19 Jahrhunderten tausenderlei Dinge hinweg,—die Sache Jesu wird noch mit unvermindertem Eifer betrieben; der Zahn der Zeit zernagte die stolzesten Paläste und die kühnsten Triumphbogen,—die Kirche Christi steht immer noch, wie auf einen Felsen gegründet; zerfallen sind die mächtigsten Reiche, zerbrochen die gewaltigsten Scepter, zerrissen die sieggewohntesten Fahnen,—das Reich Gottes aber breitet sich immer weiter aus, dem Scepter des Königs aller Könige beugen sich immer noch willige Kniee und seiner Fahne schwören jährlich Millionen. Die Anführung dieser historisch beglaubigten Thatsachen muß alle böswilligen, spöttischen und ungläubigen Redereien Lügen strafen, sowie auch die Thorheit aller Umsturzideen und Vernichtungsversuche darthun. Der erhöhte Heiland ist bei den Seinen alle Tage, er schützt und regiert seine Kirche, und er läßt seiner nicht spotten. Sein Arm erreicht den Frevler und schmettert ihn mit Wucht zu Boden; seine Hand behütet den Frommen und leitet ihn durch Nacht zum Licht; sein Geist wirkt in der Gemeinde und führt sie durch Kampf zum Sieg. Die Vergangenheit lehrt's, die Gegenwart bezeugt's und die Zukunft wird's bestätigen.

Wie diese geschichtlichen Daten gleich einer undurchdringlichen Schutz-

wehr jedem Ansturm der Feinde auf Zions Mauern trotzen, so sind sie für die Jünger Jesu und seine Gläubigen allezeit ein mächtiger Trost und eine nie versiegende Quelle der Ermutigung. Die Erinnerung an die Großtaten Gottes, an die Führung seiner Kinder vermag ein Christenherz zu stärken und zu gründen im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung. Und so wird die Kirchengeschichte auch zu einem Erbauungsbuch für die Gemeinde. Allein schon um deßwillen sollte der Pastor das lebhafteste Interesse an ihrem Studium haben. Anziehender werden unzweifelhaft seine Predigten, wenn er das gesprochene Wort durch Thatsachen erläutert, leichter befolgt werden seine Ermahnungen, wenn durch Beispiele Anregung dazu gegeben wird, weniger vergessen werden die Warnungen, wenn an bestimmten Persönlichkeiten die traurigen Folgen der Sünde veranschaulicht werden, eher geprüft werden die Herzen, wenn die Liebe Gottes und die Nächstenliebe aus lebendigen, historischen Erscheinungen spricht. Und wenn der Apostel die Mühseligen und Beladenen bittet, an ihre Brüder in der Welt zu denken, die Gleiches zu tragen haben, so darf der Seelsorger auch viele Beruhigungsmittel und Trostgründe aus der Geschichte von Leidensgenossen und Trübsalsgefährten holen. Überhaupt wird das passende Einflechten geschichtlicher Erzählungen in den öffentlichen Reden und im privaten Verkehr nicht allein rhetorischer Schmuck sein, sondern das Verständnis bei den Hörern fördern, ihrem Gedächtnisse aufhelfen und ihre Willenskraft stärken. Verba docent, exempla trahunt.

Groß und mannigfach sind demnach die Segnungen, welche das Studium der Kirchengeschichte für's praktische Amtleben hat. Und wenn dieselben teilweise auch nur angedeutet worden sind, so dürfte doch zu ersehen sein, daß es sich wohl lohnt, dieses Studium mit Eifer zu betreiben.—Es wird freilich dabei berücksichtigt werden müssen, daß die Geschichte der Kirche durch Menschen aufgeschrieben und durch sie von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden ist. Kein einzelner Menschengeist, und sei er noch so vielseitig, wird aber ein vollkommen klares und wohlgetroffenes Bild alles Geschehenen zu reproduzieren imstande sein. An dem einen Geschichtsschreiber bewundern wir die unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, an dem andern den kritischen Scharfblick, an den dritten die gründliche Quellenforschung, an dem vierten den eleganten Stil, und an einem andern wieder etwas anderes. Jeder Historiker wird in seinem Gemälde auch mehr oder weniger die Farben seines eigenen Glaubensbekenntnisses und seiner kirchlichen Gesinnungs- und Denkweise mitauftragen, oftmals sogar in tendenziöser Absicht ein Geschichtsbuch schreiben. Die Wahrheit wird aber ans Licht kommen und „dem Fleiß, den keine Mühe bleichet, rauscht ihr tief versteckter Born."

Kirchengeschichte zu studieren ist nun ein Ding, aus der Kirchengeschichte etwas lernen, ist ein andres. Unzweifelhaft ist letzteres schwerer, als ersteres. Möchte das Studium der Kirchengeschichte an seinem Teil je mehr und mehr dazu beitragen, daß Geistliche und Laien immer treuere Glieder der Kirche, immer gläubigere Jünger Christi werden!

Das Verhältnis der General-Synode und der Distrikte zu einander.

Referat von P. J. Grunert.

Indem ich dem Wunsche des ehrw. Präses nachkomme, über obiges Thema ein Referat zu liefern, möchte ich die Bemerkung vorausschicken, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn irgend einem anderen der Brüder diese Aufgabe zu Teil geworden wäre, der aus verschiedenen Gründen für die Lösung derselben besser geeignet gewesen wäre als ich. Das Verhältnis der General-Synode und der Distrikte zu einander ist nun zwar durch die Statuten unseres Kirchenkörpers geregelt, welche wir als das Gesetz seiner Thätigkeit zu befolgen haben, doch es ist ein altes Sprichwort: „Das Gesetz hat eine wächserne Nase," man kann es so oder anders auslegen und dann, je nachdem man es auslegt, sehr verschiedene Schlußfolgerungen daraus ziehen, die dann auch verschiedene Bestrebungen und Handlungen zur Folge haben.—Es wird daher nötig sein, 1. über das Prinzip, über den Sinn und Geist zu sprechen, nach welchem unsere Statuten aufzufassen und auszulegen sind; 2. in welchem Verhältnis die General-Synode und die Distrikte nach den Statuten zu einander stehen.

Das Prinzip der deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika ist klar und bestimmt ausgesprochen in § 2 ihrer Statuten, und der Umstand, daß nach § 82 dieser § 2 nicht abgeändert oder mit Zusätzen versehen werden darf, beweist, daß darin das Wesen und der Charakter der Synode ausgesprochen ist, welcher sie von allen übrigen Kirchenkörpern unterscheidet, und daß darin auch der Sinn und Geist angegeben ist, in welchem die ganzen Statuten zu verstehen und auszulegen sind, und in welchem die evangelische Synode fort und fort weiter gebaut werden soll.

Durch die Bestimmung, daß die heiligen Schriften des A. und N. Testaments, als das Wort Gottes, die alleinige und untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens sein soll, so daß weder Tradition noch sonst etwas über oder neben dem Worte Gottes gilt, unterscheidet sich die evangel. Synode von der römischen Kirche. Durch die Bestimmung, daß die evangel. Synode bei der Auslegung der heiligen Schrift sich zu der gemeinsamen Anschauung der lutherischen und reformierten Kirche bekannt, im Übrigen aber sich der Gewissensfreiheit bedient, unterscheidet sie sich von allen andern protestantischen Kirchengemeinschaften.

Was ist denn diese Gewissensfreiheit? Unsere Widersacher haben ihr gar mancherlei Namen gegeben, als da sind: Glaubensmengerei, Indifferentismus, Willkür 2c., lauter Namen, welche beweisen, daß diejenigen, welche sie gebrauchen, selbst nicht wissen, was Gewissensfreiheit ist.

Wer macht die Gewissen frei? Jesus Christus, und er allein; und wodurch macht er die Gewissen frei? Durch die Kraft seines Blutes, dadurch, daß er denen, die an ihn glauben, seinen Geist giebt, den Geist der Wahr-

heit, der sie in alle Wahrheit leitet. Wie Viele ihn aber aufnahmen, denen gab er M a ch t, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben. Joh. 1. 12. Daran erkennen wir, daß wir in ihm bleiben und er in uns, daß er uns von seinem Geist gegeben hat. Joh. 4, 13. Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit und der geistliche Mensch richtet Alles, und wird von Niemand gerichtet. 1 Cor. 2, 10, 15.

G e w i s s e n s f r e i h e i t ist also die Macht des von Christo befreiten Gewissens, die Wahrheit zu urteilen.

Für diese Gewissensfreiheit traten auch die Reformatoren mit aller Entschiedenheit ein, und sie wehrten mit aller Kraft, daß die Predigt von der Gnade in Christo nicht unterdrückt werde, und die Gewissen nicht durch Traditionen, Satzungen und Gesetzes-Wesen sollen gebunden und bedrückt werden. Concordienb. Seite 202. Das N. Testament ist ein Reich der Freiheit und des Glaubens (Schlußrede Luthers von den Gelübden.) Doch wie die Apostel, insonderheit Paulus, so betonen auch die Reformatoren hierbei stets, daß diese Freiheit nicht blos eine n e g a t i v e Freiheit ist, z. B. Freiheit von Gesetzeswerken, weil das Gesetz nicht Leben geben kann, Freiheit von Bekenntniszwang, weil nicht das kirchliche Bekenntnis den Christen schafft, sondern der Christ schafft das Bekenntnis; sondern daß sie vor Allem eine p o s i t i v e Freiheit ist, welche darin besteht, daß das Herz durch das Zeugnis des Geistes der Erbarmung Gottes und seiner ewigen Wahrheit gewiß ist, so daß der Mensch nicht mehr ein Knecht des Gesetzes, sondern ein Kind in des Vaters Hause ist, welches das Wort des Vaters hört und sich darauf verläßt; wie auch Luther bekennt, daß nicht die Kirche und ihre Glaubensregel ihn getröstet und gewiß gemacht hat, sondern der Geist hat ihn getröstet und gewiß gemacht, indem er ihm die ewige Wahrheit des Wortes in seinem Geiste bezeugte und ihn ein festes, unumstößliches Vertrauen darauf fassen ließ. Zu dieser Gewissensfreiheit der Apostel und Reformatoren bekennt sich die deutsche evangel. Synode von Nord-Amerika, und indem sie auf Grund derselben bekennt, daß die Erlösung zur Gerechtigkeit und Freiheit nicht davon abhängt, wie die Menschen das Wort Gottes auffassen und verstehen, sondern von der erbarmenden Gnade Gottes in Jesu Christi, die er uns schenkt durch seinen h e i l i g e n G e i st, der uns ein neues Herz, einen andern Sinn und Mut giebt, indem sie bekennt, daß Heil und Segen und Gedeihen für den einzelnen Menschen wie für die ganze Kirche nicht von einem kirchlichen Bekenntnis oder von einer kirchlichen Organisation oder des etwas kommt, sondern allein von dem den Geist offenbarenden Worte und von dem das Wort lebendig machenden Geiste, und auf diese Wirksamkeit und Leitung des heiligen Geistes allein vertraut, unterscheidet sie sich von den andern evangelischen Kirchen.

Das Wort, der ausgesprochene Gedanke, hat stets diese doppelte Wirkung:

1. Die begriffliche Wirkung, welche dem Gedankengehalte des Wortes entspricht und

2. die persönliche Wirkung, welche der Kraft dessen entspricht, der das Wort ausspricht.

Wenn ein Paulus oder Luther über Jesum, Gottes Sohn redet, so wirkt das ganz anders, als wenn ein buchstabengläubiger, orthodoxer Professor in derselben Weise, mit nur ein wenig andern Worten darüber schreibt. Wer wüßte nicht wie wahr es ist, daß zwei dasselbe sagen und sagen doch nicht dasselbe. Darum ist auch das Wort der heiligen Schrift total verschieden von allem Menschenwort, weil sie das Wort dessen ist, der das ewige Leben trug in sich selber, dessen Worte selbst Geist und Leben sind, deren persönliche Wirkung darum personbildend ist.

Die begriffliche Darstellung des Wortes kann verschieden und mannigfaltig sein, ja nachdem die Gedanken der heiligen Schrift von dieser oder jener Seite aufgefaßt und verstanden werden, diese oder jene Lehre in den Vordergrund gestellt wird, wie solches ja klar vorliegt in den mannigfaltigen Bekenntnissen und Lehrbüchern der verschiedenen Kirchen und Synoden.

Die persönliche Wirkung des Wortes ist überall dieselbe, nämlich die Seelen zu erwecken und zu berufen, sie zu erleuchten und zu trösten und sie im rechten Glauben zu heiligen und zu erhalten, und darum, weil unsere Synode sich vornehmlich auf die persönliche Wirkung des Wortes Gottes gründet, nach welcher es die Gewissen frei macht und tröstet und die Kindschaft Gottes giebt, können wir wohl mit Recht sagen, daß sie vornehmlich steht auf dem Prinzip der großen, heiligen Union, in welcher eine Heerde und ein Hirte werden soll.

Die begriffliche Darstellung des Wortes ohne das andere Moment, die persönliche Wirkung desselben, wird zur Buchstaben-Gläubigkeit, zur toten Orthodoxie. Die persönliche Wirkung des Wortes ohne das Fundament der von Apostel und Propheten, darzu Christus der Eckstein ist, wird um der Schwachheit der Menschen und ihrer Herzenshärtigkeit willen zur Schwärmerei und zum Fanatismus. Aber auch, wo beide Momente miteinander wirken, bleibt doch eine Verschiedenheit bestehen, je nachdem das eine oder das andere Moment in den Vordergrund tritt.

Bei allen andern protestantischen Kirchen herrscht das begriffliche Moment des Wortes vor, indem sie entweder kirchliche Bekenntnisse oder ein Stück der christlichen Lehre zum Schibboleth ihrer Rechtgläubigkeit machen. Sie alle behaupten, den Geist zu haben, aber sie machen seine Gabe abhängig von dieser oder jener Kirche, dieser oder jener Lehre und die Folgen sind ja bekannt: Exclusivität, unchristlicher Hader und Streit.

Wenn nun die deutsche Evang. Synode von N. Amerika im Anschluß an die Reformation die Gewissensfreiheit in Christo auf ihre Fahne schreibt, so bekennt sie damit, daß das Heil der Seele und der Fortgang des Reiches Gottes nicht abhängig ist von den verschiedenen Darstellungen des Wortes in den verschiedenen Kirchen, sondern das in Christo befreite Gewissen vertraut im Gehorsam gegen sein Wort der Leitung und Führung des Herrn durch seinen heiligen Geist und glaubt, daß allein von ihm und durch ihn,

aber nicht durch Gesetz und Organisation und Menschenwerk Heil und Segen und Gedeihen komme, vertraut auf das Wort, als auf eine **Kraft** Gottes selig zu machen.

Nach diesem Prinzip und in diesem Sinn und Geiste hat nun jedesfalls die Synode auch ihr eigenes Leben und Streben zu beurteilen und ihre Statuten auszulegen. Ist z. B. in § 3 als die Aufgabe der Synode angegeben: im allgemeinen die Beförderung und Ausbreitung des Reiches Gottes, im besonderen die Begründung und Verbreitung der evang. Kirche unter den Deutschen des Landes, so heißt dies doch nicht bloß, daß immer mehr Gemeinden gegründet werden sollen, sondern vor Allem, daß die frei- und seligmachende Kraft des Evangeliums und die Wirksamkeit des heiligen Geistes in allen ihren Gliedern je mehr und mehr lebendig und herrschend werde, und dann gewiß auch, daß nach dem Worte des Herrn diejenigen, welche noch draußen sind, genötigt werden, hereinzukommen. Es ist nun gewiß für das gesunde Leben eines Körpers, auch eines Kirchenkörpers, von der höchsten Wichtigkeit, daß die Glieder in reger Thätigkeit und in steter Beteiligung an der Erhaltung des Ganzen bleiben. Das Ganze aber wird belebt und gelenkt von dem Geiste, welcher ausgeht von dem Haupte, Jesu Christo, aus welchem der ganze Leib zusammengefügt ist, und ein Glied am andern hänget, durch alle Gelenke. Eph. 4. 16 Col. 3. 19 Betrachten wir demnach

2. **die Gliederung der Synode resp. das Verhältnis der Generalsynode und der Distrikte zu einander.**

§. 6 der Statuten lautet: Die stimmfähigen Glieder der evang. Synode bestehen teils aus evangelischen, ordinierten Predigern, teils aus evangelischen Gemeinden.

Diese Glieder bilden den Körper, dessen Haupt Christus ist, und auf ihr Verhältnis zu einander gilt jedesfalls das Wort des Herrn Math. 23. 8—10 Ihr sollt euch nicht lassen Vater oder Meister nennen, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist, und Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid Alle Brüder.

Diesem Grundsatze und Worte des Herrn sind die Apostel und die Christen der apostolischen Zeit gefolgt, und Petrus hat keine Herrschaft über die Anderen beansprucht, auch hat Paulus die Erlaubnis zu predigen sich nicht von Petrus geholt. Wohl haben die Apostel den unmündigen Gemeinden Vorsteher und Älteste geordnet (gewiß nur mit Zustimmung der Gemeinde), aber sie haben den Gemeinden keine Väter gesetzt für alle Zeit, und es ist in der Schrift von keiner apostolischen Succession die Rede, sondern man glaubte an ein Selbständigwerden der Gemeinden und an die einigende und bauende Macht des heiligen Geistes; und wir sehen es auch aus der späteren Kirchengeschichte: je mehr man sich auf die äußere Organisation verließ, je mehr man bei dem Wachstum der Kirche das Heil in einer sichtbaren Person suchte, die Alles beaufsichtigen, leiten und die Einheit erhalten soll, desto mehr entwich der Geist und desto matter wurde das Leben aus Gott; das war der Keim, aus dem sich das Papsttum entwickelte.

Es soll nach dem Evangelium kein Glied eine autoritative Stellung haben kraft eines Amtes, dem diese Autorität inhärirte.

Auch die Reformatoren weisen wieder darauf hin, „daß der Haufe und die Menschen die rechte Kirche sei, — die an Christum wahrlich glauben.“ Apol. d. Conf. p. 141 und p. 317. heißt es: Luc. 22. 24 rc. verbeut Christus mit klaren hellen Worten, daß kein Apostel einige Obrigkeit über andere haben soll.

Nach alle dem ist es wohl klar und gewiß, daß die Glieder die Kirche sind und geleitet vom heiligen Geiste ihre Angelegenheiten selbst ordnen, daß die gesetzgebende Kraft also bei den Gliedern steht, die in göttlichen Dingen Christo zu gehorchen haben, aber in weltlichen Dingen dem Grundsatze der Selbsterhaltung und Selbstverwaltung folgen.

Die Glieder der Synode regieren sich selbst teils durch die legislative Gewalt, nach welcher sie die für das Wohl des Ganzen notwendigen Gesetze aufstellen, teils durch die executive Gewalt, nach welcher sie Beamte wählen, welche die Gesetze in ihrem Sinne auszuführen beauftragt werden. Doch bei dem Wachstum und der Ausbreitung der Synode wurde es mit der Zeit unmöglich, die Synodal-Conferenzen zu beherbergen. Aus diesem und anderen äußerlichen Gründen sahen sich die Glieder der Synode veranlaßt, sich in Distrikte zu teilen, und, um eine einheitliche Beschlußfassung zu ermöglichen, durch Delegaten der Distrikte eine General-Synode zu bilden. Nur locale und finanzielle Gründe haben die Synode veranlaßt, diese Gestalt anzunehmen, aber das Wesen der Synode wird dadurch nicht berührt.

Jedes Glied ist zunächst Glied der Gesamtsynode, und bei den Gliedern ist und bleibt die legislative Gewalt resp. die Initiative der Gesetzgebung. Ob ein Glied diesem oder jenem Distrikt angehört, ist nur localer Natur. Die General-Synode hat nicht die Distrikte geschaffen, sondern umgekehrt, die Distrikte als Gesamtsynode haben die Generalsynode geschaffen. Alle Angelegenheiten, welche die Generalsynode angehen, gehen auch die Distrikte an; aber nicht umgekehrt; nicht alle Distriktsangelegenheiten gehen die Generalsynode an; dieselbe hat nur darüber zu wachen, daß nicht die Maßnahmen eines Distriktes das Wohl der Gesamtsynode schädigen, und daß nicht ein oder einige Distrikte Beschlüsse fassen gegen die Gesetze der Gesamtsynode.

Wenn es §. 36 der Statuten heißt: „die Distrikte sind der Generalsynode untergeordnet.“ so ist dies nach dem Sinn und Geiste der evang. Synode nicht zu verstehen, als ob die Generalsynode eine Macht wäre über die Distrikte, und Gesetze machen könnte ohne und gegen die Distrikte; dies spricht auch der §. 34 der Statuten klar aus, wo es heißt: „In allen den in §. 30 angeführten Verhältnissen kann die Generalsynode eine Veränderung der bestehenden Ordnung oder neue Einrichtungen nur anordnen, wenn die Mehrheit der Distrikte nach Beratung dieselben beantragen und in der General-Synode ⅔ dafür stimmen. Klarer kann es wohl nicht gesagt werden, daß die gesetzgebende Gewalt bei den Gliedern der Gesamtsynode bleiben soll.

Von eben diesem Standpunkte aus und in eben diesem Sinne ist auch die executive Gewalt d. h. die Stellung der Beamten zu beurteilen. Die Wahl der Beamten steht bei der Synode; das Amt ist nicht eine Macht über die Synode, sondern ein Dienst an der Synode Math. 23. 11 und dies involviert auch die Verantwortlichkeit der Beamten der Synode gegenüber. Die Synode hat dem Thun der Beamten gegenüber die richterliche Gewalt, und sie übt diese aus nicht sowohl und nur sehr selten auf dem Wege richterlichen Verfahrens, sondern auch ohne Untersuchung und Gericht dadurch, daß sie bei der Wahl dem Beamteu sein Amt wieder entzieht. Darum haben die frühesten Statuten die Amtszeit ohne Wiederwählbarkeit. die gegenwärtigen Statuten die Amtszeit mit Wiederwählbarkeit festgesetzt. Der bestimmte Termin der Amtsdauer, d. i. das Recht der Wahl ist ein heiliges Recht der Synode, welches sie nie aus der Hand geben sollte, am wenigsten, wo es sich um das oberste Amt der Synode handelt. weil es eine gewaltige Garantie ist gegen die Verirrung in hierarchische Bahnen. Da hinein hat sich aber schon mancher Kirchenkörper verirrt, noch ehe er es gewahr geworden ist. Wir erinnern nur an den bitteren Kampf in der evang. Gemeinschaft. Man sage nicht, das ist bei uns nicht zu befürchten! Wir haben es hier durchaus nicht mit Personen zu thun; hier und im Folgendem handelt es sich nur um die Sache, um die Stellung und um die Befugnisse des Amtes, des Synodalpräsidiums. Je mehr eine Synode sich ausbreitet, desto stärker wird in Manchem, besonders in den General-Beamten der Trieb, die Einheit des Ganzen zu wahren, zu centralisieren, desto lebhafter wird in Manchem der Wunsch eines starken und festen Centrums. Hier ist der Punkt, wo man leicht in eine hierarchische Bahn kommt, und diese oder jene Freiheit der Glieder dem Wohle des Ganzen opfern zu müssen glaubt; und auch wir sollten hier gedenken, daß die einheitliche Entwickelung und der gesegnete Fortbestand der Synode nicht von außen in die Synode hinein kommt durch ein Amt oder durch eine centrale Person, die Alles beaufsichtigen und im Gange halten soll, sondern von innen heraus durch den heiligen Geist, welcher der rechte Baumeister seiner Kirche ist und die Glieder stärkt, einigt und belebt mit wahrhaftigem Leben; sollten gedenken, daß es nicht das Prinzip und nicht der Ruhm der evangelischen Synode ist, äußerlich einig und stark dazustehen zusammengehalten durch die Macht einer Organisation oder eines starken Centrums, wie die römische Kirche, sondern daß es ihre Aufgabe und ihr Ruhm ist, daß die Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß Christus herrschend werde in ihren Gliedern. Dies geschieht nächst Gottes Gnade dadurch, daß die Glieder nicht bloß nach ihren Pflichten, sondern auch nach ihren Rechten in steter Beteiligung an der Erhaltung des Ganzen bleiben. Ich achte es daher als eine Fügung Gottes, daß § 34 in unseren Statuten steht, aus welchem klar hervorgeht, daß wie die Distrikte in gewissen Beziehungen der Generalsynode untergeordnet sind, auch die General-Synode den Distrikten untergeordnet ist, damit nicht durch die Übermacht eines Gliedes das Ganze Schaden leide. Als die Synode diesen §. 39 zum Gesetz erhob, wußte sie wohl, daß eine Körperschaft, wie die

Generalsynode, die von augenblicklichen Impulsen und momentanen Einflüssen abhängig ist und wegen der kurzen Dauer ihrer Existenz abhängig sein muß, in welcher Einer oder Einige eine Sache in Gang bringen können, die sich hinterher doch nicht als segensreich erweist — also, wie eine solche Körperschaft in Gefahr kommen kann, die Freiheit der Glieder zu gefährden.

Die Kirche und die negative Kritik.

Rede, gehalten bei der Berliner Pastoralkonferenz. Von Professor Schlatter in Greifswald.

(Aus der Evangl. Kirchenzeitung.)

Durch die Predigt der Reformatoren ist unsre Kirche auf die Bibel gestellt. Wollt ihr glauben, haben uns die Reformatoren gesagt, so glaubt der Bibel; der Bibel glauben, heißt Gott glauben. Wollt ihr Gott gehorchen, so gehorcht der Bibel; wenn ihr thut, was die Bibel sagt, dann gehorcht ihr Gott und übt wahrhaftigen Gottesdienst. Wollt ihr göttliches fassen und verstehen, so hört die Bibel; die Bibel kennen heißt Gott kennen. Die Bibel ist uns vorgehalten als die Stelle, an der wir Gott zu suchen haben, wo er uns offenbar und faßlich wird und seine Wahrheit und Gnade zu uns kommt. Das war das „Princip", d. h. die fruchtbare Wurzel, aus der die ganze Frömmigkeit der evangelischen Kirche erwachsen ist.

Neben die reformatorische Predigt hat sich eine biblische Geschichtsforschung gestellt, die immer bunter und kecker wird. Sie erörtert für sämtliche biblische Bücher ausnahmslos die Echtheitsfrage und beantwortet sie verschiedenartig, und die Unterschiede werden vollends groß, wenn es sich um den Inhalt der Bibel handelt, um die Wahrheit der biblischen Lehre und die Bedeutung der biblischen Geschichte. Für unsre moderne Geschichtsforschung sind nicht bloß die entlegenen Anfänger Israels, Abraham und Mose, sondern auch David und Jesaja, nicht bloß Jesus, sondern auch Paulus unsicher schwankende Figuren geworden.

Beide Gedankenreihen stoßen sich hart in unsrer Kirche. Viele Verwirrungen und Konflikte entstehen daraus und es ist eine ernste Aufgabe, dieselben zu klarer und richtiger Lösung zu bringen.

I.

Auch wer von den Zielen und Methoden der wissenschaftlichen Arbeit keine Kenntnis hat, kann begreifen, warum es zwei, innerlich zwiespältige Zweige der Bibelforschung giebt.

Wer unter uns die Bibel ehrt und heiligt, der thut es um Gottes willen. So lange wir uns nicht um Gott kümmerten, fragten wir auch nicht nach der Bibel. Als wir uns nach Gott umsahen, nach Worten Gottes begehrten und bei uns sprachen: rede, Herr, dein Knecht hört! da ward uns die Bibel das heilige Buch. Es besteht für uns alle ein direkter Zusammenhang zwischen der Art, wie wir uns zu Gott verhalten, und der Art, wie wir uns

zur Bibel verhalten. Unsre Frömmigkeit und unsre Stellung zur Bibel stehen nicht geschieden und ohne Beziehung neben einander, sondern sind untrennbar verwoben und eins.

Nun weiß jedermann, daß im menschlichen Geiste für Gott nicht nur ein Ja, sondern auch ein Nein vorhanden ist, daß er Gott nicht nur sucht, sondern auch meidet und sich ihm entzieht. Im Blick auf Gott bricht in unserm Verhalten ein radikaler Gegensatz auf. Zwischen dem Ja, das wir Gott geben, und dem Nein, das demselben entgegengesetzt ist, besteht nicht nur ein fließender, verschwommener Unterschied, sondern ein bestimmter, absoluter Gegensatz, dessen Folgen weithin reichen. Die Bibel wird zu allernächst von demselben mitbetroffen. Wie wir uns zu Gott verhalten, das gestaltet auch unser Verhältnis zur Bibel. Man kann nicht Gott verneinen und die Bibel bejahen. Das ist der erste und wichtigste Grund, weßhalb sich die biblische Wissenschaft in zwei gegen einanderstehende Hälften spaltet, in eine positive und in eine negative Schriftforschung.

Es ist in der modernen Wissenschaft üblich geworden, den Gedanken an Gott gänzlich auf die Seite zu stellen. Wie das so gekommen ist, das brauchen wir jetzt nicht zu erörtern. Die Thatsache selbst wird von Niemand in Abrede gestellt. Unter irgend einem Titel führt natürlich jeder, der die Geschichte der Menschen überdenkt, den Gottesgedanken in dieselbe ein, ob als ein Gebilde der Phantasie, der Poesie, der Frucht, des Begehrens nach Glück, der moralischen Tendenzen u. s. f.: das ist für unsre Betrachtung gänzlich einerlei. In der „Wissenschaft" wird ihm unter all diesen Titeln Raum und Recht nicht mehr verstattet. Man läßt sich durch kein Ereignis mehr an Gott erinnern; man heißt es „unwissenschaftlich", irgend etwas aus Gott abzuleiten und durch den Blick auf Gott zu erklären. Darin liegt eine sehr bestimmte Verneinung Gottes. Jenes Ja, das ihn als Wahrheit erfaßt, ist ihm versagt. Wird auch die Bibel ohne Gott construiert, so ergiebt dies negative Kritik.

Jeder Blick auf die Bibel zeigt sofort, daß wir, wenn wir in der Beurteilung des Gottesgedankens auseinandergehen, auf biblischem Gebiete nirgends mehr zusammen kommen können. Wir rechnen mit verschiedenen Faktoren, da kann das Resultat nicht einstimmig sein; denn der Faktor, den wir mit in Rechnung ziehen und den unsre Gegner ignorieren, ist nicht ein nebensächlicher Umstand, sondern der Hauptwirker in der biblischen Geschichte, und der Hauptgegenstand der biblischen Lehre, Gott, der Mittelpunkt der ganzen Schrift. Bedecken wir uns Gott, dann liegen alle Dinge für uns auf einer und derselben Fläche, und die Unterschiede zwischen ihnen sind nur relativ. Scheidelinien, die absolute Unterschiede stifteten, giebt es nicht mehr. Und zwar stehen wir selbst auf derselben Höhe oder in derselben Tiefe, je nachdem wir's benennen wollen, mit allem, was die Geschichte enthält. Die Propheten und Apostel und Jesus selbst stehen dicht neben uns, in voller Gleichartigkeit mit uns selbst, so daß wir sie unbedenklich nach unserm eignen Maße messen können. Steigt dagegen Gott vor unsern Gedanken auf, so

steht er über allem andern, mit nichts vergleichbar und durch nichts ersetzbar. Und damit gliedert sich der Inhalt der Schrift. Jesus, der Sohn Gottes, tritt hervor und wird aller Herr. Propheten und Apostel, die Boten Gottes, kommen über uns zu stehn und wir sind ihnen untergeben und ihrem Wort unterstellt. Die Grenzen, die für unsern Blick das Mögliche umspannen, verändern sich. Ohne Gott müssen wir an den seelischen Kräften, die naturhaft im Menschen liegen, bemessen, was möglich sei oder nicht. Dann wird uns die ganze Bibel unmöglich. Unmöglich ist Paulus, der sich selbst für ein Werk Gottes achtet, gestaltet durch Jesus Christus und Gott den Vater und nicht durch Menschen, und der mit Gott über alle Dinge sich erhebt zum vollen Genuß der Freiheit in Christo. Unmöglich ist nicht weniger der Jesus der Evangelien, der den Vater sieht und hört; ebenso unmöglich der Mose des Dekalogs, mit der Einzigkeit Gottes, der in der Natur nirgends sein Abbild hat. Das sind alles selbstverständliche, gar nicht zu umgehende Urteile, sowie die radikale Negation vollzogen ist, durch die wir Gott vor uns verbergen. Blicken wir aber auf Gott, so werden diese Grenzen, in die wir das Mögliche einschlossen, entfernt. Damit hängen die modernen kritischen Methoden direkt zusammen, die Neigung, möglichst viele Bücher der Bibel als pseudonym aufzufassen, wodurch sie aus dem konkreten Zusammenhang mit der Wirklichkeit und Geschichte herausgelöst sind und dafür aus Studierstuben erwachsen, in denen die Phantasie ungehemmt auch unmögliches ausdenken kann, oder die andre Neigung, vor die biblischen Bücher eine möglichst lange Reihe vorbereitender Bildungen zu stellen, nach der bekannten Illusion, als sei das Rätsel des Werdens dadurch überwunden und beseitigt, wenn es in kleine Stücklein zerbröckelt wird, oder das Bestreben, in die Mitte der biblischen Geschichte Machtfragen zu stellen, die denjenigen ähnlich sind, welche die Völker sonst bewegen, etwa das Ringen des Priestertums oder Rabbinentums um die Macht in der israelitischen Gemeinde, oder den Kampf der verschiednen Gruppen um die Geltung in der ersten Christenheit. Dergleichen Theorien mögen noch so geistreich ausgeführt sein; sie werden niemand blenden, sowie ihr Zusammenhang mit der radikalen Negation, mit derjenigen Gottes, wahrgenommen ist. Sie mögen sich manchem als harter Stoß fühlbar machen und für ihn eine Anfechtung bilden; aber wir werden von derselben mit Paulus sagen dürfen: doch nur „eine menschliche, nicht über das hinaus, was ihr ertragen könnt."

Wir haben damit eine weitere Einsicht gewonnen, die sich uns hülfreich erweisen wird. Wir stehen

II.
vor der unvermeidlichen Notwendigkeit der negativen Kritik.

Gilt es Schwierigkeiten zu überwinden, so ist's stets schon eine Hülfe, wenn wir wissen, daß sie nicht vermieden und umgangen werden können, sondern lediglich getragen werden müssen. Der kritische Streit um die Bibel ist auf dem Wege der Kirche eine Schwierigkeit, aber keine künstlich gemachte,

nichts, was beseitigt und verhindert werden könnte. Es gilt diese Last stark und fest zu tragen. Versetzt uns der kritische Streit in eine staunende Verwunderung, so liegt uns ein gewisser Argwohn gegen die Bibel nahe, als wäre es ein Zeichen ihrer Unvollkommenheit und Unzuverlässigkeit, daß sich die Geschichtsforschung über sie spaltet. Oder wenn wir die Bibel über unsern Argwohn emporstellen, so kann sich doch aus jenem Erstaunen eine gewisse Verbitterung und Verstimmung gegen die wissenschaftliche Arbeit entwickeln, was zwar weniger schädlich ist als die Verstimmung gegen die Bibel, aber doch ein störendes und hinderliches Element in unser geistiges Leben bringt. Weder die Bibel noch das Wissensstreben trägt am kritischen Streit die Schuld. Derselbe ist schon deßhalb unvermeidlich, weil und so lange Gott für den menschlichen Geist eine Schwierigkeit ausmacht.

Die Bibel wäre nicht Gottes Wort, wenn die Verneinung Gottes nicht eine durchgreifende Umformung der biblischen Geschichte und Lehre nötig machte. Könnte man Jesus samt den Propheten und Aposteln verstehen und stehen lassen, wenn man sie nach oben hin isoliert und aus dem Verkehr Gottes mit ihnen, der sie erleuchtet und gestaltet hat, heraushebt, so wären sie nicht mehr Gottes Zeugen an die Welt. Zur Offenbarung Gottes, zum Erweise Gottes werden die biblischen Männer dadurch, daß ihr Reden und Handeln unser Auge beständig auf Gott hinlenkt, weil es aus ihm geschöpft ist und darum ohne ihn unmöglich wird und Sinn und Grund verliert. Je mehr die negative Kritik die ganze Bibel für unmöglich erklären muß, je weiter die von ihr konstruierte Bibel von der ächten Bibel sich entfernt, um so deutlicher wird die negative Kritik selbst ein Beweis für die Kraft, mit der Gottes Name der Bibel eingeprägt ist, um so mehr bewährt auch sie die erfolgreiche unzweideutige Macht des Zeugnisses, mit dem die Bibel Gott bezeugt.

Wir überlassen uns oft einer eigentümlich naiven Geschichtsbetrachtung, als stände die Religionsgeschichte für die protestantischen Völker seit 1517 still, als träten zwar unter allen übrigen Völkern pseudoreligiöse Bildungen auf, die den Gottesgedanken verdunkeln und eliminieren, während unter den protestantischen Völkern das Evangelium allein und unbestritten regiere und die Schwierigkeiten höchstens auf dem praktischen Gebiet sich finden, wenn es gilt, daß wir auch nach dem, was wir wissen, thun. Es wird uns jedoch nicht leichter, Gott in unsrer Erkenntnis zu haben, als unsern Vätern, den Anbetern Odins und der Maria; noch sind wir besser als die andern Nationen mit ihrer Empfänglichkeit für superstitiöse Gedankenreihen. Die Form, in welcher die Distanz des menschlichen Geists von Gott zur Erscheinung kommt, wechselt mit den Zeiten und Völkern. Wir schufen nicht einen falschen Prophetenroman in der Weise des Islam, noch einen falschen Priesterroman in des Papstes Weise, wohl aber den Roman einer Pseudowissenschaft als unsern Beitrag zu den menschlichen Versuchen, nach des Apostels Wort zu leben: „ohne Gott in der Welt." Die negativen Gedankenreihen schließen sich beständig an diejenige Stelle an, wo für ein Volk das Gotteszeugnis besonders wirksam geworden ist. Unter denjenigen Völkern, die ihre

Andacht und Frömmigkeit aus der Natur zu schöpfen hatten, entstand der Naturmythus. Als unter Israel das Gesetz als der Zeuge Gottes fungirte, dem die Gemeinde untergeben war, da trat an seine Stelle das Pseudogesetz des Schriftgelehrtentums, und ward zum Surrogat Gottes, d. h. zum Götzen, der den ganzen Gottesdienst der Synagoge an sich zog. Als unter dem priesterlichen Volk der ersten Kirche der Priester der Erbe des apostolischen Worts und der Stützpunkt der Gemeinde geworden war, da verwandelte sich der Priester allmählich in sein pfäffisches Zerrbild. Und als mit der Reformation die Bibel der Quell der Erkenntnis Gottes geworden war, da schuf der negative Trieb im menschlichen Geist eine biblische Wissenschaft, die in ihrem Kern die Negation alles Biblischen ist. Der geregelte Gang der Geschichte kehrt immer wieder; denn es giebt bei Gott kein Ansehen der Person. Wie die katholische Christenheit sehen muß, wie sie in Glaube und Furcht Gottes selig wird, trotz ihrer Bischöfe und Priester, so muß die evangelische Christenheit sehen, wie sie Gott finde und behalte trotz ihrer Historiker und Kritiker. Auch sie ist beteiligt an dem großen welthistorischen Dissensus für und wider den lebendigen Gott.

Der Leser sieht, daß ich negative Operationen an der Bibel nicht für einen erlaubten Sport und harmlosen Zeitvertreib ansehen kann. Wir Professoren müssen das gelegentlich hervorheben, weil wir in dieser Beziehung einen falschen Schein kaum vermeiden können und Mißverständnissen ausgesetzt sind. Wir legen unsern Studierenden in Diskussionen über die Bibel nach ihrem ganzen Umfang vor. Das ist unumgänglich. Die Bibel ist hernach die Basis ihres ganzen Lebenswerkes; sie müssen über dieselbe orientiert sein. Naive Unwissenheit ist keine pastorale Tugend. Sie sollen andere zur Bibel leiten; sie müssen die Schwierigkeiten kennen, welche unsere Zeit von der Bibel trennen. Diese Arbeit würde zum theologischen Studium gehören, auch wenn unsere Verlustlisten noch viel größer wären; groß genug sind sie allerdings. Was aber geschehen muß, das muß nicht halb, sondern ganz geschehen. Etwas bloß halb zu thun, ist stets unpraktisch, und die Regel „ein bischen Kritik, nur nicht zu viel!“ taugt nichts. Wir können hier nur unter der Führung des Schriftworts handeln: „Für lauter Freude haltet es, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallt, da ihr seht, daß die Bewährung eures Glaubens Beharrung wirkt; die Beharrung aber habe das vollkommene Werk.“ Nur die der Erprobung entspringende Beharrung hat auch auf unserm Gebiet ein vollkommenes und gelingendes Werk. Das schließt aber nicht aus, daß die Beschäftigung mit negativen Gedankengängen sehr bestimmte Gefahren in sich schließt. Die Schrift soll Großes in uns erzielen. Sie will eine Bindung des Bewußtseins in uns schaffen, wodurch dasselbe mit ungeteilter Bejahung an Gott sich hält. Sie will noch Größeres schaffen, und nicht nur unser Bewußtsein gestalten, sondern unsern Willen erregen und binden zu einem ganzen Gehorsam. Wenn wir uns aber gewöhnen, die Bibel in negativem Licht zu betrachten und uns hineinzudenken in ein Verständnis derselben, das sie von Gott völlig abgelöst hat,

so mag sich leicht das in uns entwickeln, was Jakobus die doppelte Seele heißt, die dem Wellenschlag des Meeres gleicht, der vom Wind bewegt und gefächelt wird. Es kann sich darob Denken und Wollen zerfasern zur Glaubensunfähigkeit. Unser Ziel muß sein, daß unsere jungen Leute in ihrem Verkehr mit der Bibel in aller Demut und Vorsicht dennoch die Lust am innern Kampf und Sieg in sich erwecken; nur dann sind sie brauchbar zur führenden Stellung in der Kirche.

Wir haben einen Grenzstein gesetzt, der die Bibelforschung in zwei geschiedene Regionen teilt, je nachdem bei der Betrachtung der Bibel Gott ignoriert wird oder nicht. Nun können wir auch unbefangen erwägen,

III.
was der positiven und negativen Schriftforschung gemeinsam ist.

Gemeinsam ist ihnen zunächst das Forschungsgebiet. Man hat oft die negative Kritik eine ächt protestantische Erscheinung genannt; sie ist es auch unzweifelhaft. Allerdings ist sie nur die Form, wie die Unfähigkeit, Gott wahrzunehmen und in der Erkenntnis zu haben, unter den protestantischen Völkern sich äußert. Aber ächt protestantisch ist es allerdings, daß die Frage nach Gott angesichts der Bibel entschieden wird, daß die Bibelfrage und die Frage nach Gott sich für uns decken, daß sich das Interesse auf die Schrift richtet, ob sie ohne Gott verstanden werden könne oder das unzweideutige, helle Zeugnis Gottes sei. Das ist die Frucht und Wirkung der Reformation.

(Schluß folgt.)

Drei Meistersprüche für Volksschulerziehung und -Unterricht.

(Aus der Deutschen Allgemeinen Lehrerzeitung.)

(Schluß.)

Über solchen Fortgang belehrt uns aber ein anderer Meisterspruch;

2. Stärke, führe ihn (den Bau) aus! Das weise Gedachte und Gewollte, das froh Begonnene kann nur durch Stärke, durch volle Kraftanspannung und Machtentfaltung ungestört fortgeführt und glücklich vollendet werden. Die Wurzel aller Stärke, aber liegt in der Gesundheit des Leibes und des Geistes. „Gesundheit ist das Gefäß jeglicher Tugend; mangelt diese, so kannst du keine recht fassen.“ (Ludwig Börne.) Die Lehrerbildungsanstalten, die Seminare, müssen es als ihre oberste Pflicht ansehen, ihre Zöglinge an Körper und Geist in Gesundheit zu erhalten oder zu solcher zu bringen und darin zu erhalten, und auch der ins Amt getretene Lehrer hat eifrig dafür zu sorgen, gesund zu bleiben oder gesund zu werden. In der Gesundheit liegt der Normalzustand, die rechte Einheit zwischen Himmlischem und Irdischem, Göttlichem und Menschlichem begründet, der Friede zwischen beidem, in der Krankheit dagegen die Entzweiung, der Kampf des Einen gegen das andere. Es ist geradezu frevelhaft, in der Gesundheit das Rohe, Unge-

läuterte, in dem Kranksein das Verfeinerte, Interessante zu erblicken, wie dies in einer—Gott sei Dank! hinter uns liegenden—Litteraturepoche geschehen ist. Heutzutage finden wir in der Gesundheit die sicherste Grundlage harmonischer Menschenbildung. Nur der gesunde Erzieher verfügt über das volle Maß der in seinem Berufe zu ergreifenden Mittel, über nachhaltende Energie im Gebrauche derselben.

Aus der Gesundheit erwächst vor allem die dem Erzieher so nötige Stärke der Einsicht. Der Gesunde schaut die Dinge in ihrem wahren Lichte, der Kranke in getrübtem. Jener erkennt die Dinge und Verhältnisse, wie sie sind, dieser hält sie für das, was ihm sein gereizter Zustand vorspiegelt. Von der richtigen Auffassung der Dinge und Verhältnisse hängt aber die richtige Behandlung derselben ab, von der falschen Ansicht über jene auch die falsche Wertschätzung und Verwendung derselben. Das Erziehen und Unterrichten umfaßt einen weiten Kreis von Erfahrungen, Erkenntnissen, persönlichen und sachlichen Beziehungen und setzt eine sowohl tiefe, als klare Einsicht, wie große Reife der Beurteilung voraus. Bei Allem was der Erzieher zu thun vor hat, soll er stets prüfend auf das Vergangene, erwägend auf das Kommende schauen und sich dessen klar bewußt sein, daß jenes ergänzt und befestiget, dieses vorbereitet werden müsse. Der einsichtsvolle Lehrer taxiert den Schüler, die Erziehungs- und Unterrichtsmittel richtig, er generalisiert und individualisiert zu rechter Zeit und in rechter Weise. Er verfrüht und verspätet nichts, läßt keine Lücken, sondern entfaltet alles organisch und bildet alles harmonisch abschließend. Er geht in allem auf das Wesenhafte, Entscheidende, bleibend Wertvolle aus und verschwendet nicht Kraft und Zeit an das Nichtige und Flüchtige, mag dies auch durch äußere Zier locken und blenden.

Aus leiblicher und geistiger Gesundheit ergiebt sich sodann auch Stärke des Gemüts, die Kraft lautern Empfindens und das rechte Gleichgewicht unserer Stimmungen, vor allem der ausdauernde Brunnen opferwilliger Liebe und Berufswürdigkeit. Ohne einen reichen Schatz idealen Sinnes, verbunden mit Selbstentsagung, vermag der Volksschullehrer weder in seinem Berufe sich wohl zu fühlen, noch recht gedeihlich zu wirken. Es wird in absehbarer Zeit niemals dahin kommen, daß der Volksschullehrer das Maß an Ehre und Geldgewinn zugesprochen erhält, welches er verdient und welches jeder Vorurteilslose ihm gönnt. Es liegt eben in der Organisation der gesamten bestehenden Verhältnisse, daß der Volksschullehrer bei der Teilung irdischen Güter nur in sehr bescheidenem Maße bedacht werden kann. Er weiß dies, und ist er idealen Sinnes, so läßt er sich dies ebensowenig anfechten als der Schillersche Poet, der noch schlechter weggekommen ist; hat er ja für das Jenseits dieselbe tröstliche Verheißung erhalten wie dieser. Heiterkeit, Stärke und Wärme des Gemütes bringen dem Erzieher für seine Berufsarbeit befruchtenden Sonnenschein. Sie erheben ihn über vorhandene Not, erduldetes Leid lassen ihn die kleinen Unannehmlichkeiten und Nadelstiche des täglichen Lebens, Sorge und Ärger im Amte geduldig ertragen. Sie erschließen ihm immer und immer wieder neue Segnungen seines Berufslebens in der Kraft und

Begeisterung, die ihm während der Arbeit zuströmt, in der Freude an den erzielten Fortschritten bei sich, wie bei seinen Schülern, in der ihm erzeigten Dankbarkeit, in gemeinsamen Wirken mit gleichgesinnten Berufsgenossen, in der ihm von nah oder fern gewordenen Anerkennung, vor allem in dem beglückenden Bewußtsein, nach Vermögen seine Pflicht erfüllt zu haben. Sie trösten ihn angesichts so manches Versäumten und Mißlungenen, ermutigen und kräftigen ihn, nach vollkommnerem zu streben, die Ziele höher zu stecken und denselben unentwegt zuzusteuern. Ein reiches und treues Lehrergemüt wirket bewußt und unbewußt in seiner Vorbildlichkeit das Höchste in der Jugenderziehung. Es bändigt das Rohe und Gemeine, schließt die Herzen auf, pflanzt und pflegt darin Keime des Edlen und Guten. Während der Schulzeit, ja, weit über dieselbe hinaus wirkt es bauend und erbauend in den jugendlichen Seelen nach, in diesen Licht, Liebe, Leben entzündend und ernährend.

Leibliche und geistige Gesundheit führt endlich auch Stärke des religiös-sittlichen Charakters herbei und damit den Höhepunkt in der Kraftanspannung des Jugendbildners, wie den Höhepunkt in der erziehlichen Thätigkeit desselben. Fester Wille, unerschütterliche Beharrlichkeit ist für den Erzieher und Lehrer die Grundbedingung gesegneter Wirksamkeit. In jenem und mit dieser erzieht und stählt er sich selbst, damit er seiner hohen Aufgabe, den an ihn zu richtenden Forderungen, den auf ihn eindringenden Widerwärtigkeiten gewachsen sich zeigt. Eine Zeitlang in freudiger Hingabe an seine Ideale zu wirken, ist nicht schwer; aber trotz Anfechtungen und teilweisen Mißerfolgen treu ausharren bis zum Finale unseres Schaffens und Lebens, das ist nicht leicht. Nur wer bis ans Ende beharret, der erwirbt die Krone der Ehre. Die Stärke unseres Wollens ist viel verdienstlicher, weil viel einflußreicher, als die Stärke unserer Einsicht und unseres Empfindens. Mit jener erzielt auch der schwächer Begabte und weniger Geschickte Staunenswertes, da er durch die Kraft und Konsequenz seines Strebens und Handelns die schwächeren Naturen—und ihm gegenüber sind dies ja alle seine Zöglinge—in die eigenen Bahnen zieht und auf denselben mit sich fortreißt. Der Energische kennt nicht oder überwindet die tausend Bedenklichkeiten und Einwendungen, die den Schwankenden beirren; er sucht und findet den kürzesten Weg zu dem gesteckten Ziele; er beseitigt oder bricht den ihm entgegenstehenden bösen Rat und Willen und läßt seiner Hand nie die Zügel der Regierung entgleiten. Wie er selbst in allem als Charakter sich zeigt und in seinem Thun charaktervoll und charakteristisch, so erzielt er bei seinen Zöglingen Charakter und charakteristische Leistungen. In der religiös-sittlichen Färbung des Charakters bei Erzieher und Zöglingen liegt aber der Schwer- und Höhepunkt der Beurteilung und Wertschätzung. Ohne diese Färbung, ohne echt christliche Ausgestaltung des Charakters, liegt ein frostiger Glanz über demselben, fehlt demselben strahlende Wärme und schöpferische Triebkraft. Der religiös-sittliche Gehalt im Charakter verbürgt den vollen Wahrheitsinhalt des Lebens, die rechte Durchdringung des Diesseits mit Kräften, die dem Jenseits entstammen, die rechte Mischung zwischen Handeln und Dul-

den. Er verleiht die Kraft, so vieles, was den Nichtpädagogen in der Erziehung als unbedeutend, ja kleinlich erscheinen mag, jahraus jahrein mit Nachdruck betreiben, den Mut, Vorurteilen und thörichten Ansichten und Wünschen beherzt entgegenzutreten. Er lehrt nicht allein, in jeglicher Lage auszuhalten, sondern auch in der Hoffnung ausharren, daß dereinst sich doch einmal die erwünschte Frucht der treuen Erzieherarbeit einstellen werde. Die alte wunderbare Dreiheit von Glaube, Liebe und Hoffnung entfaltet auch in der Erziehung und Entfaltung des Charakters ihren reichen Segen. Der Glaube überwindet auch hier die Welt — d. h. die Welt von Eigenwillen, Sinnenlust und eitlem Begehren, und lehrt nach dem Ewigwahren und Bleibendwertvollen trachten. Die Liebe erfüllt die Gemüter mit gegenseitiger Zuneigung, erbarmt sich der vorhandenen menschlichen Schwäche und Gebrechlichkeit und festet für die gemeinsame Arbeit als das Band der Vollkommenheit. Die Hoffnung endlich überstrahlt die ganze Erziehungsarbeit, mit der tröstenden Aussicht auf glückliches Vollenden, wie ein bundfarbiger Bogen des versöhnenden Friedens und giebt dem gesamten Werke den weihevollen Abschluß. So in Kraft begonnen, in Kraft fortgeführt, in Kraft beendet, in seiner ganzen Erscheinung Stärke kündend, steht der Bau des Erziehungswerkes vor uns, und nun bleibt diesem nur noch das eine zu wünschen:

3. Schönheit ziere ihn! So lautet der dritte Meisterspruch. Zum Wahren und Guten muß sich überall das Schöne gesellen, soll das Ganze vollkommen sein. Das Schöne ist der Goldglanz, der über dem Wesen des Wahren und Guten schwebt, die dasselbe umspielende Glorie. In ihm tritt das Wahre und Gute, sozusagen aus sich, aus seiner verborgenen Wesenheit heraus und wird Erscheinung. Die Erziehung zum Schönen bildet das Schlußkapitel der Erziehungslehre, daß Aufsetzen der Ornamente auf den eigentlichen Bau der Erziehung, daher die Zier des Ganzen.

Nach Schönheit strebe daher der Erzieher und Lehrer zuerst bei sich. Seine Gestalt, seine Miene, seine Sprache, seine Umgangsformen sollen widerspiegeln die Gediegenheit seines Wesens, geklärt zu schönem Ausdrucke. Was er davon als Grundkapital, als kleines oder großes, von Gott empfangen, das kann er ja nicht selbst nach der Höhe bestimmen, sondern das muß er dankbar aus der Hand des Gebers entnehmen. Aber die treue Verwaltung desselben, das Vermehren des Grundkapitals, nach bestem Vermögen: das steht bei ihm. Seine ganze Haltung künde Würde und Lauterkeit an. Aus seinem Auge blicke Wahrhaftigkeit und Treue. Miene und Gebärde strahle Anstand und Wohlwollen aus. Seine Sprache sei wie seine Seele: frisch fromm, fröhlich, frei. In allem meide er Anstößiges, Rohes, Unziemliches. Eltern und Lehrer können sich nicht sorgsam genug hüten, durch die Art und Weise, wie sie lachen und scherzen, husten, sich räuspern, sitzen oder gehen, stehen oder liegen, wie sie zürnen und strafen, wie sie reden und handeln, Ärgernis bei ihren Kindern und Schülern hervorzurufen. Sie dürfen alle diese Lebensäußerungen durchaus nicht als bloße Form, als wesenlosen Brauch betrachten; denn die Kleinen fassen alle jene Äußerungen als charakteristische

Wesensmerkmale auf und suchen das Gesehene oder Gehörte nachzuahmen. Wohl ihnen, wenn es sich dann um Ersprießliches handelt, wehe ihnen und noch mehr den Vorbildern, wenn es Thörichtem, Häßlichem oder gar Verderblichem gilt! Wehe auch allen, wenn das Kind mit Kummer, wohl gar mit Abscheu sich von dem Gebaren solcher abwendet, die ihm Autoritäten sein sollten! — — Nach Schönheit strebe der Erzieher und Lehrer, sodann auch bei Zöglingen. In gesunder, angenehmer Lage des Schulortes, von freundlichem Garten und Spielplatz umgeben, erhebe sich das Schulhaus. Lichthell, sauber, fleißig gelüftet, staubfrei präsentiere sich das Schulzimmer. Die Fenster desselben zieren Blumenstöcke oder Blattpflanzen, die eine Wandfläche ein gutes Bild. Lehrer und Schüler erscheinen stets zu geregelter Zeit und in anständiger, zweckmäßiger Kleidung, die ebensowenig von Nachlässigkeit, wie von Geziertheit zeugt. Kommen, Verweilen und Gehen, Grüßen und Aufstehen, Fragen und Antworten bei Lehrer wie bei Schülern steht jederzeit unter dem Einflusse der guten Sitte und des Bewußtseins, daß selbst der Dichter der Freiheit gesungen:

> „Nichts Schönres weiß ich mir, wie lang ich wähle,
> Als in der schönen Form die schöne Seele." (Schiller.)

Die Behandlung der Sprache insbesondere beweise, daß der Lehrer von der Überzeugung durchdrungen ist, jene sei das edelste Geschenk Gottes an die Menschen, welches in ergiebigster und zugleich in würdigster Weise angewendet werden müsse. Nach Inhalt, wie nach Form gestaltet sich daher der Sprachunterricht der Volksschule, wie alles Sprechen in derselben zu einer sorgsamen Pflege der nationalen Ehrengüter und zu einem weihevollen Kultus des Schönen. Da biete man das nährende Mehl geistesfrischer Gedanken, nicht die leeren Hülsen grammatischer Formen; da weide man die jugendlichen Seelen auf der grünen Aue volkstümlicher Darstellung in Sage, Märchen, Fabel, Sprichwort, Lied und kunstvoller Darstellung, statt ihnen das Stroh alltäglicher Redensarten und kraftloser Nützlichkeitsphrasen in Beispielen nach der Weise Wursts u. a. vorzuschütten. Zu unseren Schulklassikern: Justus Möser, Claudius, Hebel, Grimm, Hey, Güll, Uhland, Rückert, — Lessing, Herder, Göthe, Schiller — sind die Zöglinge zu führen, um bei ihnen einen Vorgeschmack der Schönheit, Kraft und Tiefe ihrer Muttersprache zu gewinnen und an ihnen zu lernen, eigene Gedanken richtig zu bilden und schön zum Ausdrucke zu bringen. — Den inneren Menschen schönheitsverklärt zu gestalten, bietet vornehmlich auch der Gesangsunterricht der Volksschule ein geeignetes Mittel dar. Dann besonders, wenn er weniger in technischen Übungen, weniger in Ton-, Text- und Kehlexercitien besteht, als vielmehr in intensiver Ausbeute unserer herrlichen Volkslieder und Volksmelodien. Diese sind mit Geist und Gemüt zu erfassen, mit Herz und Mund zu singen, mit voller Hingabe zu pflegen; nicht aber sind ausgedehnte Übungen im Stile konservatoristischer Studien zu betreiben, nicht arrangierte Salon- und Liedertafelmusikstücke einzuüben, noch weniger die kompositionellen Erstlingssünden des betreffenden Gesanglehrers oder der guten Freunde desselben. — Im

Realunterrichte huldigt man der Schönheit und erzieht zu dieser, wenn Gewicht auf geschmackvolle bio- nnd monographische Behandlung gelegt, in plastischen Gegenständen, Modellen, Karten, Bildern u. s. w. ein gediegenes, das allgemeine Interesse erweckende und festhaltende Veranschaulichungsmaterial herbeigeschafft, der ganzen Unterweisung in Wort, Gebärde und Handlung Energie und Würze verliehen wird. Seit ein paar Jahrzehnten ist ja gerade für diese Lehrfächer erstaunlich viel gutes an Lehrbüchern, Leitfäden, Charakteristiken, Verdeutlichungsmitteln aller Art geschaffen und einer ästhetischen Behandlung realistischer Lehrobjekte damit in dankenswerter Weise vorgearbeitet worden. — Damit „Schönheit den Erziehungsbau ziere", muß der Schulmann auch dem gesamten Schulleben den Charakter des Wohlgefälligen aufzuprägen suchen. Ernst und strenge Ordnung kann sich wohl mit Frohsinn und Anmut einen. Festliche Tage, kirchlicher, wie weltlicher Natur, müssen aus dem Einerlei und Gleichmaß der Unterrichtsarbeit hervorgehoben werden. Dann werde das Schulhaus oder doch das Schulzimmer mit Blumen und Guirlanden geschmückt, ein Festzug mit wehenden Fahnen veranstaltet. Festliche Ansprachen, Gesänge nnd Deklamationen erschließen die alten und die jungen Herzen, ketten sie aneinander und lassen von dem schön verlebten Tage eine lange nachleuchtende Spur zurück. — So walte im Kreise der Jugendbildung harmonisch vereint das Wahre, Gute und Schöne! Willst du, lieber Erzieher, wissen, wie du zu der Weisheit gelangst, die deinen Bau leiten muß, zu der Stärke, die allein ihn ausführen kann, und zu der Schönheit, die ihn zieret, so erwäge und befolge den altdeutschen Spruch:

„Das Herz recht fröhlich, den Mut recht ehrlich,
Die Rede züchtig, die Thaten richtig,
Auf Gott vertrauen und auf ihn bauen:
Das sind die Waffen, die Nutzen schaffen.

Noch einmal die Schulfrage.

(cf. Protokoll der General-Synode § 86, 3 a. Von P. H. Schmidt.)

Man könnte glauben, für die Schulfrage sei jetzt „der Eifer" vorhanden, der nicht mehr „der Anregung" bedarf, die Sache sei jetzt im rechten Fahrwasser und es bedürfe nur einer kundigen kräftigen Hand um das Schifflein sicher zum Ziele zu führen; mangelt es ja doch nicht an Komiteen und Agitatoren, die in Wort und Schrift bereits die Sache von allen Seiten beleuchtet und erörtert haben, so daß etwas Neues kaum noch gesagt werden kann; hat doch auch das Schulzwangsgesetz selbst die Gleichgültigen und Schlafenden aus ihrer faulen Sicherheit aufgeschreckt, daß auch sie gähnenden Mundes mit einstimmen in den Alarmruf, der zum heiligen Kampfe ruft für die Freiheit des Glaubens.

Dennoch ist es leider, Gott sei's geklagt, noch nicht gelungen, die Schulfrage auch nur annähernd zur einzig möglichen Lösung zu führen.

Es ist viel geschehen, das ist nicht zu leugnen, wenn wir auf die Entwicklung dieser Frage seit den letzten zehn Jahren zurückblicken.

Schreiber dieses arbeitete damals aus eigenem Antriebe an einem Referate, in welchem die Entwickelung der deutschen Volksschule dargestellt wurde als organisch heraus gewachsen aus dem Werke der Reformation und daraus der Schluß gezogen wurde: „daß auch die deutsche evangelische Kirche dieses Landes auf diesem Grunde stehen bleiben müsse und sich allein erbauen könne durch religiöse Schulerziehung!" Dies führte zu folgenden unerläßlichen Forderungen:

1. Wir müssen mehr Gemeindeschulen haben.
2. Wir müssen mehr Lehrer haben.
3. Wir müssen gebildete Lehrer haben.
4. Wir müssen christliche Lehrer haben.
5. Wir müssen ein Lehrerseminar haben.
6. Die Lehrer müssen Glieder der Synode sein.
7. Dann allein können unsre Kinder der Kirche erhalten bleiben.

Auf einer Pastoral-Conferenz erhielt der Verfasser mit knapper Not die Erlaubnis, sein Referat vorlesen zu dürfen und—er wurde, ob der unerhörten Forderungen mitleidig belächelt. Aber man konnte die vorhandenen Mißstände doch nicht lange mehr tot schweigen; es erhoben sich zum Ärger der Lauen immer mehr Stimmen, welche mahnten und forderten, Versäumtes nachzuholen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen und so ist jetzt wenigstens das Eine erreicht, daß die Schulfrage eine brennende geworden ist und man nicht mehr in Gefahr kommt ausgelacht zu werden, wenn man die Lösung derselben fordert. Aber man geht der Sache noch nicht genug auf den Grund, man streitet sich über rein äußerliche Bedenken und vergeudet die kostbare Zeit mit lächerlichen Auseinandersetzungen über Formalitäten, die sich beim rechten Angriff der Sache von selbst ergeben!

Unerläßliche erste Bedingung, mit der alle anderen stehen oder fallen, ist „die Eingliederung der Lehrer in die Synode!" und zwar organisch als volle Glieder! Verfasser empfahl seiner Zeit: § 5 der Synodalstatuten als Mitglied einzufügen „evangelischen Lehrern."

Diese Forderung stößt heute noch auf entschiedenen Widerspruch vieler Pastoren und Lehrer. „Glieder der Synode sollen die evangelischen Lehrer sein, als Hirten, die die Lämmer weiden, die ein so hohes köstliches Amt empfangen haben, die zarten Pflänzlein zu hüten und zu bilden" und dennoch fürchtet man, diesen Mitarbeitern am Reiche Gottes Sitz und Stimme zu geben, die man doch den Delegaten aus den Gemeinden gern zugesteht. Sollen wir in der Schulfrage zum Ziele gelangen, so ist die erste Bedingung, daß die Lehrer Glieder der Synode werden; es wird auch dahin kommen, ist doch jetzt schon Vieles erreicht, was man sich vor kurzem nicht träumen ließ, und es wird die Sache der Pastoren sein, den Lehrern mit vollem Vertrauen entgegenzukommen. Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß die Gründung des Lehrervereins ein Notbehelf war; die Synode bildete im Proseminar Lehrer aus, sorgte aber nicht für deren Zukunft; man wußte sich nun nicht anders zu helfen, als daß man dem Mangel durch Vereinigung der

Personen und Interessen in einem Vereine abzuhelfen suchte. Indem man nun in der Synode und für die Synode arbeitete, fand man sich trotzdem oft im Gegensatze und innerem Widerstreite zu derselben; letzteres beweist die Führung des Kampfes der Lehrer gegen den Anschluß an die Synode.

Als grobes Geschütz wird da in's Feld geführt: „allein die Gemeinde habe das Recht, ihre Gemeindeschule zu organisieren, ihren Lehrer zu berufen 2c." Dagegen ist einfach zu sagen: 1. auch der Pastor wird von der Gemeinde berufen; 2. Auch die Gemeinde ist Glied der Synode; 3. ein Lehrer, der nicht mit Gemeinde und Synode in Lehre, Bekenntnis und Leben in organischem Zusammenhange steht, ist gar nicht denkbar; 4. Welche Sicherheit bietet ein solches loses Verhältnis der Gemeinde, wie der Synode? 5. Wie kann es die Synode verantworten, Lehrer auszubilden, ohne ihnen irgend welche Garantie zu bieten in dem erwählten Lebensberuf an der Synode Halt und Stütze zu finden? Ein Lehrerstand für die Synode, außerhalb derselben stehend, ist ein Unding, wie alle Halbheit, die nur zerstört, nie bauen kann und zur hohlen leeren Phrase führt, die eine Sache, welche haltlos ist, wohl beschönigen, entschuldigen, totschweigen, aber nimmer den Übelständen abhelfen kann; hier heißt es „entweder, oder;" um der heiligen Sache willen, der Lehrer wie Pastoren dienen, müssen Beide sich fügen und einfügen, wollen sie anders Diener Jesu Christi sein.

Die Synode ist jetzt im Begriff ein Lehrerseminar zu gründen und dadurch einen pädagogischen Fehler, der der Sache unendlich geschadet, wieder gut zu machen. Die Synode hofft also jetzt mehr Lehrer auszubilden, mehr Gemeindeschulen zu gründen 2c. Wenn aber die Lehrer absolut nicht zur Synode gehören sollen, obwohl sie die Kinder im Glauben unterweisen, so heißt das, ein Gebäude errichten, zu welchem man keinen Grund gelegt!

Man wird einwenden: der Lehrer steht ja unter der Aufsicht des Pastors, der, infolge seines Amtes, der natürliche Schulinspektor ist, darum kann der Lehrer dem Pastor nicht gleich stehen; darauf ist zu erwidern, daß der Herr der Kirche selbst sich das Haupt, seine Jünger aber die Glieder seines Leibes nennt; nun lehrt der Apostel, daß diese Glieder verschiedene Aufgaben haben, indem sie entweder Hand oder Fuß, Auge oder Ohr sind, die sich gegenseitig Handreichung thun; sollte dies Beispiel, angewendet auf den Organismus unserer Synode, nicht anzuwenden sein, weil sich Auge und Ohr, Hand und Fuß nicht zu dienen und zu vertragen wissen?

Ferner sagt man: Die Lehrer haben ja schon Rechte; sie beschicken unsere Synodalversammlungen mit Abgeordneten, haben Teil an den Unterstützungskassen 2c. Es handelt sich hier nicht um äußerlichen Nutzen, sondern allein um das heilige Prinzip, daß der Lehrer als Diener Christi berufen ist, die Lämmer zu weiden; dadurch allein ist er zur vollen Gliedschaft berechtigt und seine Stellung zum Pastor ergiebt sich, je nach dem er Hand oder Fuß, Auge oder Ohr ist am Leibe Christi, ganz von selbst, „wenn auch dieser sein Amt ausübt als Seelenhirte, nach dem Vorbilde seines Meisters." Bisher hat es Pastoren und Lehrern immer

noch an dieser Demut gefehlt; man wird dieselbe aber beweisen müssen, indem die Lehrer sich einfügen in demütigem Geist in den Organismus der Synode als Diener des Reiches Christi und indem die Pastoren in demselben Sinne die Lehrer sich beiordnen lassen.

Die Synode steht im Begriff, mehr Lehrer auszubilden und mehr Gemeindeschulen zu gründen. Bei der Gründung von Gemeindeschulen kommt Alles darauf an, daß der Lehrer tüchtig ist und seine Pflicht thut, ja daß er auch opferwillig Missionsdienste thut und um des Herrn und seines Reiches willen auf einen Posten sich stellen läßt, der wohl viel Arbeit und Mühe, aber wenig Geld einbringt. Wie kann die Synode Opferwilligkeit verlangen, wenn sie selbst nicht die Gewährung des Rechtes bewilligen will, welches allein zur Opferwilligkeit anzuspornen vermag, und ist es nicht ein Widerspruch, von angehenden Lehrern eine zweijährige Unterwerfung unter die Führung der Synode zu verlangen, die nach dieser Zeit absolut nichts mehr von diesem Lehrer fordert? Von Jemand, der nichts mit uns zu thun hat, können wir eine völlige Hingabe und Treue nicht füglich fordern, aber völlige Hingabe und opferwillige Treue sind die unerläßlichen Bedingungen welche Christus von seinen Jüngern, auch den Lehrern, fordert. Diese Früchte des Glaubens aber zerstören wir, wenn wir einem Diener Christi durch Entziehung eines natürlichen Rechtes die Stellung erschweren und den Grund unter seinen Füßen wegziehen.

„Wendet die Synode endlich ihrer Gemeindeschule die vollste Aufmerksamkeit zu, welche sie verdient und räumt sie ihr die Stellung ein, die ihr in der Kirche gebührt" dann wird sie dieselbe „beaufsichtigen und der heilsamen Zucht unterwerfen müssen!" Auch hierin würde die Synode absolut nichts ausrichten können, wenn die Lehrer keine Glieder sind; dieselben würden sich, nicht ganz mit Unrecht, jeder Kontrolle, als unbefugter Eingriffe entziehen und dagegen verwahren; ist aber der Lehrer volles Glied, hat er Sitz und Stimme, fühlt er sich zu Hause als Genosse eines Gemeinwesens, mit dem er durch heilige Bande verknüpft ist, gereicht ihm die Förderung der Interessen dieses Gemeinwesens zur eignen Förderung, dann wird er sich leicht auch der heilsamen Zucht unterwerfen, weil er unter dieser Zucht nicht leidet, sondern gezogen wird durch den Zug des Vaters zum Sohne. Dies wäre auch der Punkt der notwendig werdenden Läuterung des Lehrerstandes in seiner jetzigen Verfassung und Stellung zur Synode; es wäre die Garantie, daß sich untüchtige und unlautere Elemente von selbst ausscheiden, weil sie an dieser Klippe scheitern. Die Gemeinden hätten nicht mehr so große Sorge, die Seelen ihrer Kinder preisgeben zu müssen an Mietliege, die sich derselben nicht mit ganzer Treue annehmen; genug, wenn auch nicht die Gliedschaft der Synode der äußere Ausdruck einer Herzensbekehrung ist, so ist sie doch der Schlüssel zur Lösung des gegenwärtigen Standes der Schulfrage; ohne diese Lösung ist die Gründung des Lehrerseminars wenigstens verfrüht und die Errichtung von Gemeindeschulen nicht an der Zeit, weil deren Besetzung durch geeignete Kräfte nicht gesichert ist.

Hier gilt es alle Vorurteile zu überwinden und alle Sonderinteressen hintenanstellen um des Herrn und um unserer lieben Kinder willen, die erzogen werden müssen, wenn wir sie nicht dieser Welt und dem Fürsten der Finsternis mutwillig preisgeben wollen. Der Blick auf unsere Jugend sollte allein uns willig machen, dieses Opfer, wenn man es überhaupt so nennen darf, zu bringen. In unserer Zeit, wo die Welt mit ihrer Lust, der Mammon mit seinem Glanz, die Selbstsucht mit ihrer Gier, die Leichtfertigkeit mit ihrer Schrankenlosigkeit sich reißen um die armen Seelen, da gilt es doch wohl doppelt wachsam zu sein und dem Feinde zu wehren. Legen wir in unsrer Kinder Herz einen guten Grund durch sorgfältigen gläubigen Unterricht in der heilsamen Lehre, führen wir unsre Kinder so lange an treuer Hand bis sie gründlich das Laufen im Kampfe gelernt, dann werden wir vieler Seelen bewahren und vom Tode helfen. Darum, um der Liebe Christi willen, um unsrer lieben Kinder willen, um des heiligen Prinzips willen, daß die Lehrer die Lämmer zu weiden berufen sind, lasset uns nicht länger um Formalitäten kämpfen, sondern im Kampfe treu zusammenstehen gegen den gemeinsamen Feind. Das walte Gott!

Kirchliche Rundschau.

Die Delegatensynode von Missouri hielt ihre Versammlung in diesem Jahre in Milwaukee, Wis., vom 25. Juni bis zum 3. Juli. „Lehre und Wehre" berichtet darüber wie folgt: „Sie wurde mit einem öffentlichen Gottesdienst in der Dreieinigkeitskirche eröffnet, in welchem Herr Präses Bühler aus California predigte und die ganze Versammlung das deutsche Te Deum sang. In den Sitzungen waren zugegen außer den 270 stimmberechtigten und 130 berathenden Delegaten etwa 200 Gäste. Obschon bei der großen Menge wichtiger Geschäfte, da die Delegatensynode auf drei Jahre hinaus den großen Synodalhaushalt zu bedenken hat, die Zeit knapp zugemessen war, so verlief doch die Synode nicht ohne alle Lehrverhandlungen, indem ein Referat von Herrn Prof. Pieper über das Thema: „Das Evangelium oder die reine Lehre von der Rechtfertigung, die Quelle der rechten Begeisterung und der rechte Leitstern für alle Arbeit im Reiche Gottes," zum Vortrag kam. Viel Zeit und Arbeit wurde auf die Angelegenheiten der Lehranstalten der allgemeinen Synode verwendet. Die Anstalt in Milwaukee wird nun auf Beschluß der Synode ein volles Gymnasium wie das zu Fort Wayne; den Bedürfnissen des Springfielder Seminars wurde durch die Anordnung der Aufführung eines neuen Gebäudes und der Anstellung einer weiteren Lehrkraft Rechnung getragen. Ferner wurden über die Missionsthätigkeit der Synode in der Inneren Mission, der Emigrantenmission, der Neger- und Judenmission und der englischen Mission Berichte vernommen und zur Fortführung und Erweiterung derselben Anordnungen getroffen. Ihrer Stellung den neuen, unserem für unser kirchliches Leben und Wirken so wichtigen Gemeindeschulwesen gefahrbringenden Schulzwangsgesetzen gegenüber verlieh die Synode durch Principienerklärungen und Beschlüsse Ausdruck; daneben wurde zur weiteren Hebung unseres Schulwesens die Ausarbeitung und Herausgabe noch mehrerer deutscher und englischer Schulbücher beschlossen. In den Synodalverband aufgenommen wurden 25 Pastoren, 23 Lehrer und 15 Gemeinden. Zu Beamten wurden gewählt als Präses Pastor H. C. Schwan, als Vicepräsides die Pastoren C. Groß und H. Sauer, als Sekretär Pastor Rohrlack."

Die Zahl der Predigtamtskandidaten in der Missourisynode betrug dieses Jahr 68. Davon sind 40 aus dem St. Louiser und 28 aus dem Springfielder

Seminar. Dabei blieben noch 38 Gemeinden, die um Pastoren nachgesucht hatten, unberücksichtigt. Um alle Gesuche zu befriedigen, hätte man also 106 Kandidaten nötig gehabt. —

In der Evangelischen Gemeinschaft geht der Zeitungskrieg und das Prozessieren vor Gericht — nicht ruhig, sondern lärmend — weiter. Die D. A. Zeitung veröffentlicht ein Schreiben von Dr. Rast an Richter Horton, in welchem Rast den Richter über einen ihm vorliegenden Fall aufzuklären sucht, natürlich um sein Urteil zu Gunsten der Escherpartei zu beeinflussen. Die Gegner von Escher werden schließlich als eine Rebellenpartei hingestellt, die so wie so nach der nächsten Generalconferenz zu einer ganz unbedeutenden Zahl zusammenschrumpfen werde.

Auf der andern Seite veröffentlicht der „Evangelische Botschafter" das Faksimile eines Kaufbriefes, der von irgend einem Unbekannten zu Gunsten der Dubspartei gefälscht sein soll, und ermangelt natürlich nicht, die Sache der gesamten Partei in die Schuhe zu schieben, deren moralische Gesunkenheit ja hier deutlich zu Tage trete.

Was die Prozesse betrifft, so scheint es, daß eine lange Reihe einzelner Prozesse in Aussicht sind, bei denen bald die eine, bald die andere Partei den Sieg davontragen kann, je nach lokalen Verhältnissen, zufälligen Umständen und der Geschicklichkeit der Advokaten. Am meisten Interesse werden dieselben wohl für die Firma Escher & Co. haben. Damit sind natürlich nicht die Bischöfe Escher und Baumann gemeint, obwohl sie auch nicht ganz ohne Interesse in dieser Firma sind. Denn der Advokat Escher, der offizielle Rechtsanwalt der Escherpartei der Evang. Gemeinschaft, ist der Sohn von Bischof Escher und der Schwiegersohn von Bischof Baumann, so daß also die Friedens- wie die Kriegsinteressen auf dieser Seite völlig gleich verteilt sind.

Im Lutherischen Hausfreund treffen wir folgende Bemerkung: „Die Unierten wollen am 12. Oktober das 50jährige Jubiläum ihrer Synode feiern. Einen merkwürdigen Beschluß treffen wir im Bericht ihres Nord-Illinois-Distrikts an. Dieser spricht u. A. den Wunsch aus, daß eine „Separatausgabe des synodalen Katechismus, welche als Anhang die Augsburgische Confession und Luther's Katechismus enthält," veranstaltet werde. Das zeugt wohl von einem bösen Gewissen. Der synodale Katechismus ist „uniert", man könnte auch sagen „reformiert", da besagter Distrikt es aber meistens mit lutherischen Leuten zu thun hat, so will man diesen zu Liebe wenigstens den Anhang lutherisch machen, um so beiden Teilen gerecht zu werden. Es wird dann auch noch leichter gehen, lutherische Gemeinden zu stehlen."

Es ist das natürlich nichts weiter als eine jener kleinen Bosheiten, die der Hausfreund um seines lutherischen Namens willen nicht lassen zu dürfen glaubt. — Wir könnten aber auch mit unserm Katechismus zufrieden sein!

Ueber das Verhältnis der freien Vereinsthätigkeit zur christlichen Gemeinde spricht sich die „Christliche Welt" in einem Artikel, der allerdings nur Deutsche Verhältnisse im Auge hat, aber immerhin bemerkenswert ist, folgendermaßen aus: „Nach protestantischen Grundsätzen soll das Christentum nicht durch die Zaubermittel priesterlicher Sakramente, sondern durch die lebendige Macht christlicher Persönlichkeiten von Geschlecht zu Geschlecht übergeleitet werden. Die Gemeinden sollen christliche Gesamtpersönlichkeiten sein. Nun offenbart sich aber das persönliche Leben nach Gottes Ordnung nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Werke. Wo diese nicht mitreden, da erscheinen die Worte leicht als Spreu, die der Wind verweht. Eine Kirchgemeinde, die an ihren Gliedern keine christliche Liebesthätigkeit übt, gleich einem Schiffe, das keinen Tiefgang hat. Es ist sinnlos, wenn im Gottesdienst die Gemeindemitglieder als Brüder und Schwestern bezeichnet werden, und wenn sie dann in dem Augenblicke, in dem eins auf die Liebe des andern rechnen muß, einander nichts angehen. Hier zeigt sich am auffallendsten, wie ohnmächtig die Kirche dadurch geworden ist, daß sie kein selbständiges Leben bethätigen konnte. Geholfen mußte werden; da aber die Kirche es nicht that, so fanden in freien Vereinen die sich zusammen, die ein Herz dafür hatten. Für jeden besondern Notstand entstand ein besondrer Verein. Die Vereine machten sich bald Konkurrenz

und ermüdeten den Wohlthätigkeitssinn. Um ihn anzuspornen, erfand man immer stärkere Reizmittel, Bazare, Schneeballsammlung, Feste und Lustbarkeiten. Die Not der Armen wurde für ihre Helfer ein Anlaß zu Vergnügungen. Was Wunder, daß die Armen wenig Erhebung der Herzen bei dem Empfang der so zusammengebrachten Gaben empfanden? Die Dankbarkeit, die in sittlicher Anstrengung sich zu erweisen hat, verschwand. An ihre Stelle trat die Begehrlichkeit. Hilft der eine Verein gegen diese, der andere gegen jene Not, stehen vielleicht sogar für dieselbe Not verschiedene Vereine zur Auswahl, so hört jede sittliche Erziehung der Unterstützten auf. Sittlich erziehen können aber die Vereine schon deshalb nicht, weil sie meist nur im einzelnen Notfalle helfen, über das weite Gebiet einer ganzen Stadt sich erstrecken und deshalb unmöglich der Not, um die es sich handelt, auf den Grund sehen können. Willkürlich sind sie entstanden. Niemand hat ihnen einen sittlichen Auftrag gegeben. Eben darum fehlt ihnen die rechte sittliche Kraft und Autorität.

Alle diese Mängel fallen sofort hinweg, nimmt die Kirchgemeinde die Liebesthätigkeit in die Hand. Sie handelt im Namen der höchsten sittlichen Autorität, die es auf Erden giebt. Sie müht sich, den Menschen, ihr Gemeindemitglied, zu retten. Ihre Arbeit ist eine einheitliche. Sie müht sich um die Person und alle ihre Bedürfnisse. In kleinen Gemeinden oder Bezirken organisiert, ist sie sicher, daß niemand die Bedürftigen so genau kennt wie sie. Für jeden bestellt sie einen besonderen Helfer, der stetig einzuwirken verpflichtet ist. Er fordert, indem er giebt; und er giebt, indem er fordert. Er ermutigt zugleich durch sein Beispiel. Da kommt der Ernst der christlichen Liebesthätigkeit zur Geltung. Die Unterstützten merken sogleich, daß hier ein andrer Geist waltet. Die Schlechten widerstreben. Sie ziehen aus dem Bezirke fort, um in einem andern, der noch keine kirchliche Liebesthätigkeit übt, wieder die bequemere Hülfe der Vereine zu suchen. Die Bessern aber sind dankbar dafür, daß sie eine feste Stütze finden, und werden dem christlichen Leben wiedergewonnen. Die Geber freuen sich, ihre Gaben in sichere Händen legen zu können, von den Vereinen nicht mehr ausgepreßt zu werden. Sie geben willig, auch ohne Bitte. Aber um Gottes willen bitte ich alle, die diese Zeilen lesen, alles aufzubieten, daß die offizielle Kirche diese Arbeit in die Hand nehme. Selbst die innere Mission, so weit sie einzelne unterstützt, krankt an all den Gebrechen, die der Liebesthätigkeit freier Vereine anhaften. Es fehlt auch ihr die rechte Mission, die der Herr nun einmal ganz ausschließlich seinen Gemeinden übertragen hat. Ihnen hat er die Sorge für die Seinen auf die Seele gelegt, nicht Vereinen, die, wenn sie mächtiger und mächtiger werden, nur die geordnete Kirche sprengen können. Daß die Kirche aber die Armenpflege der bürgerlichen Gemeinde nicht zu stören hat, das versteht für Protestanten sich einfach von selbst. Beide gehen friedlich neben einander, wie Staat und Kirche überhaupt, weil eben jede ihren besonderen Zweck hat.

Wir sind mitten hineingestellt in ein Volksleben, in dem die sozialen Ordnungen durch eine wirtschaftliche Umgestaltung ohne gleichen die Kraft, dem Einzelnen ein Schutz zu sein und ihm die sittliche Selbsterhaltung zu erleichtern, in hohem Maße verloren haben. In dem ruhelosen Strome unseres Volkslebens soll die Kirche die Ruhe der Seelen in Gott aufrecht erhalten. Aber eben das, was unter diesen Verhältnissen ihr nötiger wäre als je, hat sie noch in keiner Weise erreicht, die Bildung wahrer Gemeinden, die dem Einzelnen eine sichere Zuflucht und einen festen Halt bieten, dem Bewußtsein des Volkes aber durch ihr Bestehen schon die Macht und Herrlichkeit des Christentums bezeugen könnten. Ohne die ernste Werktagsarbeit christlicher Liebesthätigkeit ist die Kirche zur bloßen Kultuskirche und die Gemeinden sind zu Personalgemeinden, zu willkürlichen Ansammlungen geworden, die einem Lieblingsprediger zu- und wieder von ihm abfallen. In dem Augenblicke, in dem die Kirche Halt und Sicherheit in das flutende Leben bringen sollte, ist bei uns sie selbst in den Strom der Auflösung mehr noch hineingezogen worden, als in den Ländern, in denen sie in Sektengemeinden sich aufgelöst hat. So kann es uns nicht befremden, daß sie ihre Macht verloren hat und den Abfall vom Christentum nicht zu hemmen vermag."

Daß alle Ketzer der Hölle verfallen sind, bezweifelt kein richtiger römischer Katholik; daß aber Erzketzer keines natürlichen Todes sterben dürfen, ist — wenn auch nicht so allgemein bekannt — doch ebenso sicher. So haben denn auch mit einem Male eine ganze Anzahl römischer Blätter „Enthüllungen" gebracht. Das Mainzer Journal ließ sich nämlich aus München schreiben: „Ueber Döllingers Lebensende waren in katholikenfeindlichen Blättern erklärende Schilderungen zu lesen, wornach ihm Prof. Friedrich auf seinem Sterbebette feierlich die Wegzehrung reichte u. s. w. Allein gegenteilige Gerüchte waren schon bei der ersten Todesnachricht im Umlauf, welche immer weitere Verbreitung und auch bei Unterrichteten (!) Glauben finden. Demnach wäre der greise Gelehrte nicht unter der vielgerühmten Friedericianischen Assistenz verschieden, sondern todt auf dem Aborte gefunden worden nach dem Sectionsbefund mit zersprungenem Herzen."

Richtig ist nur, daß „eine Berstung des Herzmuskels," die zu einem Schlagfluß hinzukam, welcher schon zwei Tage vorher eingetreten war, die unmittelbare Todesursache bildete. An dem von dem Mainzer Journal bezeichneten Orte konnte Döllinger schon deßwegen nicht gefunden worden sein, weil er durch den Schlagfluß an der rechten Seite gelähmt war und das Bett nicht verlassen konnte. Ob wohl das Mainzer Journal einen so geringen Vorrat an Ketzergeschichten hat, daß es sogar die Geschichte des Arius, so gut es eben geht, kopieren muß, um Döllinger eines ihm (dem Mainzer Journal entsprechenden) Todes sterben zu lassen?

Einer der früheren Anhänger des Papstes, der italienische Abgeordnete Toscanelli, hat sich vom Papste getrennt. Da derselbe vollständig in die Pläne der Papstpolitik eingeweiht war, so hat er in einer Schrift Enthüllungen gemacht, die zwar an und für sich nicht viel Neues bieten, aber Dinge bestätigen, die sich seinerzeit nicht über den Charakter von Behauptungen oder Vermutungen zu erheben vermocht hatten. In der von Toscanelli veröffentlichten Schrift wird mitgeteilt, daß die Staatskanzlei des Papstes geheime Instruktionen an die Nuntiaturen erließ, um die Loslösung Italiens vom Dreibund zu begünstigen, und daß Kardinal Lavigerie im Jahre 1887 die bereits angebahnte Aussöhnung zwischen dem Papst und dem Königreich Italien durch die Drohung einer Trennung des französischen Episkopats vom Papste und durch die Erregung der Hoffnung hintertrieb, daß ein nahe bevorstehender Krieg Frankreichs gegen den Dreibund die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zur Folge haben werde. Hierauf scheiterten alle ferneren Versöhnungsversuche. Derselbe Papst, der als Schiedsrichter in dem Streite zwischen Deutschland und Spanien wegen der Karolineninseln waltete, hatte mit dem französischen Botschafter bereits seine Abreise nach Frankreich verabredet, und die Abreise wurde nur durch die Erklärung Crispis vereitelt, daß der Vatikan im Falle der Ausführung des Planes besetzt und zum Staatseigentum erklärt werden würde. So schreibt Toscanelli in seiner Broschüre. (Vergl. Theol. Zeitschrift, 1889, Seite 318, unten.)

Der in Rom erscheinende „Osservatore Romano," bekannt als päpstliches Organ, ist von dem bisherigen Eigentümer, Marquis Crispolti, in den Besitz einer päpstlichen Vertrauensperson übergegangen. Der Vatikan hat das Deficit des „Osservatore," welches 100,000 Lire beträgt, übernommen. Die Leitung des Blattes wird dem Advokaten Angelini übergeben.

Nach einer Mitteilung der „Peterburgskaja Gaseta" soll eine Versammlung von 300 Anhängern Paschkow's in der Nacht auf den 17./29. Juni in einem dichten Kiefernwalde in der Nähe des Forstkorps bei St. Petersburg entdeckt und aufgehoben worden sein. Vorwiegend aus Bauern bestehend, soll die Versammlung doch Vertreter fast aller Stände in ihrer Mitte gehabt haben, auch fein gekleidete Damen. Man fand sie beschäftigt mit dem Gesang von Psalmen, mit geistlicher Lektüre und religiösen Reden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. September 1890. Nro. 9.

Die Kirche und die negative Kritik.

Rede, gehalten bei der Berliner Pastoralkonferenz. Von Professor Schlatter in Greifswald.

(Aus der Evangl. Kirchenzeitung.)

(Schluß.)

Wir alle richten unsre Arbeit auf dieselbe Stelle, und ziehen unsre religiösen Gedankenreihen, seien sie nun positiv oder negativ, aus derselben Reihe von Thatsachen. Darum sind wir auch zu einem einheitlichen kollegialen Lehrkörper vereinigt, und weil zur Wahrheit und zum Dienst Gottes keinerlei Zwang führt, so genießt jeder Standort unter uns dieselbe Freiheit, sich auszugestalten bis zu seinem letzten Resultat. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß damit eine gewisse Verschärfung der Schwierigkeit gegeben ist, welche die Ausbildung der negativen Bibelforschung für die Kirche mit sich bringt. Es mag für manchen etwas Verwirrendes haben, daß der theologische Lehrkörper sich in sich selbst polemisch spaltet, und daß dieser Streit nicht abnimmt, sondern wächst. Aber diese Verwirrung rührt doch nur daher, daß wir uns auf Menschen stützen, und den Rat der Reformatoren vergessen, Gott in der Schrift zu hören, Gottes Wort bei ihr zu suchen. Haben wir den Zusammenhang der Schrift mit Gott vor Augen, dann begreifen wir, daß der radikale Gegensatz im Menschengeist vor allem in der Sphäre der Wissenschaft erscheinen muß und daß hier wieder die schärfsten Konflikte unter denen hervortreten werden, die mit der Erforschung und dem Verständnis der Bibel beschäftigt und beauftragt sind. Wo soll denn dieser Gegensatz erscheinen, wenn nicht in der Theologie?

Wir teilen aber nicht nur das Arbeitsgebiet, sondern auch in dem Resultat besteht eine beträchtliche Gemeinsamkeit. Hieran heften sich vielerlei Bedenken und Ängstlichkeiten, denen wir eine offene und zureichende Antwort schuldig sind. „Wären doch nur," sagt man uns, „positive und negative Schriftforschung als ein reinlicher und absoluter Gegensatz von einander geschieden; das würde den Weg der Kirche wesentlich erleichtern. Dann hätte jeder in seinem Gewissen seinen Standort zu wählen; es würde sich unter uns ein Kampf vollziehen, aber ein offner, ehrlicher Kampf. Statt dessen haben wir eine bunt abgestufte Variantenreihe von Mischformen erhalten. Jedermann macht der negativen Kritik Konzessionen, entnimmt ihr Resultate und eignet sich ihre Gesichtspunkte an. Es giebt heute keine von der

negativen Kritik unabhängige Schriftforschung mehr, und das ist das Unglück an unsrer gegenwärtigen Situation, das, was uns lähmt und verwirrt."

Es scheint mir, daß auch jedem Laien der Weg deutlich werden kann, den die Theologie gehen muß. Es giebt ja keine besondre Theologen und Professormoral, sondern unser aller Handeln ist der einen und selben Christenregel unterstellt. Es sei in zwei Männern der absolute Gegensatz, der uns Menschen scheidet, zu bewußter Folgerichtigkeit erwacht, der eine bekenne Gott und Christum, der andre weise sie ab, beide sollen ihr inneres Besitztum treu und ernst ausprägen in ihrer That—dennoch hört keineswegs jede Berührung und Gemeinsamkeit zwischen ihnen auf. Sie behalten eine neutrale Zone, in der sie sich fortwährend zusammenfinden, wo sie gleichartig denken, gleichartig handeln, einander verstehen und gegenseitig helfen können. Das ist die Natur, d. h. all das, was vor und ohne die Entfaltung unsres personhaften Lebens uns gegeben ist. Die innere Verschiedenheit dringt allerdings auch in diese äußerliche Region unsres Lebens hinaus und gestaltet sie nach der inwendigen Tendenz verschieden. Aber diese Unterschiede bringen wir erst hervor mit unserm eignen Handeln. An sich bildet das Natürliche das einigende Band, das uns zusammenhält und eine gewisse Lebensgemeinschaft unter uns stiftet, auch wenn wir die Einheit in Gott verloren haben. Auch die Wissenschaft hat in der natürlichen Sphäre eine neutrale Zone, wo wir von jedermann lernen und von jedermann Dienst und Förderung empfangen können. Das gilt auch von der Bibelforschung, weil auch die Bibel eine Naturseite an sich hat.

Niemand kann dieselbe leugnen. Die Bibel liegt ja als ein Buch in unsrer Hand, in Sprachen gefaßt, die vor und neben der Bibel ihr natürliches Leben und Weben haben, aus einer Geschichte hervorgegangen, in der die natürlichen Faktoren, die an jeder Geschichte beteiligt sind, sämmtlich mitwirken wie überall. Sich der Naturseite der Bibel zu schämen, ist eine Thorheit. Sie ist ihr ebenso wesentlich und unentbehrlich, wie es am Sohne Gottes wesentlich ist, daß er Fleisch geworden ist. Gott wird uns stets durch eine Vermittlung offenbar, durch etwas, was nicht er selber ist, woran aber sein Wesen und Wirken erscheint und sichtbar wird. Die Schriftoffenbarung kommt dadurch zustand, daß Gott den natürlichen Lebenslauf Israels mit seiner Gegenwart und Wirkung durchdrungen hat, so daß hier Menschen entstanden, deren Wort Gottes Wort aussprach und deren Werk Gottes Werk vollbrachte. Das Göttliche verschlingt das Natürliche nicht, sondern macht es vielmehr zu seinem Mittel und Organ. Durch seine Naturseite wird das göttliche Wort das Eigentum der Menschen, offen für uns, zugänglich und faßlich für jedermann.

Dadurch bietet sich die Bibel allen zu freier Beobachtung und Durchforschung dar, und alle, die hier arbeiten, arbeiten Hand in Hand, auch wenn das Ja und das Nein, das sie für Gott haben, scheidend zwischen ihnen steht. Daran könnte sich nur ein kranker Eifergeist stoßen, der das Natürliche mit Füßen tritt und seine Widerlegung immer dadurch bei sich hat, daß er sich

selbst nicht treu bleiben kann, sondern zur Heuchelei genötigt ist und in die Unnatur verfällt.

Auf dem natürlichen Gebiete ist jede Beobachtung, die einer macht, für alle gemacht. Es giebt keine höhere Instanz als eine Beobachtung; wenn wir uns ihr nicht untergeben und unsern Augen nicht mehr trauen wollen, so haben wir uns den Weg zu jeder Erkenntnis und Gewißheit zugesperrt. Allerdings wird der negativ gerichtete Beobachter sofort sein negatives Urteil verknüpfen mit dem, was ihm der Schrifttext zeigt. Was er uns giebt, ist nie zum Schriftverständnis brauchbar, so wie er's uns giebt. Die Kritik bedarf konstant selbst der Kritik. Dann wenn der Scheidungsprozeß gelungen ist, bei dem alles beseitigt ist, was dem Kritiker und der Begrenztheit seines Urteils angehört, dann haben sowohl die Schrift als der Kritiker empfangen, was ihnen gebührt. Hier gilt die Regel: divide et impera. Das ist die richtige und unvermeidliche Mitarbeit der Kirche an der negativen Kritik.

Das giebt nun freilich eine arbeitsame Bewegung in unsern Gedanken über die biblische Geschichte, und die Tradition wird in Bezug auf dieselbe verändert. Es widerfährt ihr damit nichts ungebührliches. Die Tradition war niemals unveränderlich. Sie bewegt sich genau in derselben Weise weiter, wie sie sich früher bewegt und verändert hat. Wenn der Schriftgelehrte zu einem Psalm die Aufschrift setzte: Davids, und wir beseitigen dieselbe wieder, so verhalten wir uns beide zur Schrift völlig gleichartig. Er vermutete aus dem Inhalt des Psalmes und aus dem, was er sonst über den Psalter und über David wußte, daß der Psalm von David sei, und drückte seine Vermutung in der Aufschrift aus. Wir ziehen aus analogen Beobachtungen die Vermutung, daß der Psalm nicht von David sei, und drücken dieselbe dadurch aus, daß wir die Aufschrift unbeachtet lassen. Hier ist weder jenes noch dieses fromm oder unfromm, gläubig oder ungläubig. Es frägt sich lediglich, was der Psalm selbst dazu sagt. Wäre der Pentateuch nicht aus Quellen komponiert, so dürften wir ihn freilich nicht in solche zerlegen. Daß wir ihn auseinander legen in seine Bestandteile, ist lediglich die Folge davon, daß er zuerst aus denselben zusammengefügt worden ist. Wenn wir die Evangelien vergleichen, um ihre Quellen zu bemessen, so sind uns hiebei die Evangelisten in ihrer Weise vorangegangen; auch sie haben zuerst ihre Quellen verglichen und sortiert. Soll die Schrift ihren heiligen und innerlichen Zweck an uns erreichen, so müssen wir sie verstehn. Nur die verstandene Schrift wird uns Gottes Kraft zur Seligkeit. Zum Verstehen ist aber das ruhige, unbefangene Wahrnehmen und Beobachten der einzige Weg. Hier gilt nicht Tradition, sondern einzig Wahrheit, d. h. lediglich das, was die Schrift selbst uns erkennbar macht.

Stören und verwirren werden die Veränderungen in der Tradition doch nur den, der vom Rat der Reformatoren gewichen ist, die Schrift zu hören als Gottes Wort. Dagegen werden sie den nicht verwirren, der die Bibel liest mit dem Sinne jenes Jüngers, welcher bat: Herr! zeige uns den Vater, so ist uns Genüge geschehn, und der darum auch die Antwort Jesu faßt: wer

mich siehet, siehet den Vater. Wir wollen Mose's Wort hören; die Erfüllung dieses Wunsches ist uns versagt. Wir hören priesterliche und prophetische Männer aus Israels später Zeit. Wir wollen Hiobs Wort hören; das finden wir nicht. Im Hiob redet ein hoch erleuchteter Mann aus Israel, aber nicht Hiob selbst. Kommt uns dadurch der Grund unsers Glaubens in's Schwanken, so haben wir uns an die Menschen gehängt und die Menschen zu Herrn unsers Glaubens gesetzt, als wären wir auf Pauli Namen getauft. Wir haben den, der hier mit uns reden will, verwechselt mit dem Werkzeug und Diener, durch den er sein Wort zu uns gelangen läßt.

Es ist im Grunde stets dasselbe Problem, das in unsern frommen Gedanken und in unserer frommen Lebensführung uns beständig begegnet. Es gilt stets die beiden Kreise, in denen unser Leben sich bewegt, das Natürliche und das Göttliche, ins rechte Verhältnis zu bringen, Natur und Gott weder von einander zu scheiden, noch sie mit einander zu vermengen. Die negative Kritik trennt sie und behält nur den natürlichen Verlauf der biblischen Geschichte in ihrer Hand. Unsern frommen Gedanken liegt der andre Abweg nah: sie vermischen beide und lassen die Natur durch Gott verschlungen sein. Wir müssen sie nicht trennen, sondern unterschieden, nicht mischen, sondern einigen; unterscheiden, so wie das Organ unterscheiden ist von dem, der es für sich bildet und braucht, einigen, so wie das Organ verbunden ist mit dem, der durch dasselbe wirkt. Vereinigt sind sie, weil Gott das Natürliche zu seinem Mittel gemacht hat, durch welches er uns gegenwärtig wird. Unterschieden werden müssen sie, weil das Natürliche seine ewige Kraft und Wahrheit nicht in sich selber hat, sondern dadurch empfängt, daß es Gott zum Mittel dient.

Es wäre darum auch unwahr, wenn wir sagten: im Blick auf Gott seien alle natürlichen und geschichtlichen Dinge in der Bibel völlig einerlei; einerlei sei's, von wem und wann die biblischen Bücher geschrieben seien, sowie das Ohr uns geöffnet sei für Gottes Wort. Dann wäre die kritische Bewegung gar keine Schwierigkeit für die Kirche; so könnte sie dieselbe völlig ignorieren. Wir haben aber Gott nicht anders als durch die Menschen und Dinge, durch welche er sich offenbar macht. Unser Wissen über Gott und unser Einschluß in seine Gnade wird uns durch die biblische Geschichte zuteil, und wir haben dieselbe nicht vor und neben ihr. Weil Gott dieses Stück Natur zu seinem Werkzeug braucht, darum ist es hoch geheiligt; weil Gott uns durch diese Geschichten seine Wahrheit und Gnade geschenkt und erwiesen hat, darum ist nichts an denselben gleichgültig und jede Wandlung in unsern Vorstellungen über die biblischen Dinge greift wichtig in den innern Gang der Kirche ein. Sie ist für unser Gottesbild und für unsern Verkehr mit ihm einflußreich. Aber der Grund des Glaubens und der Besitz des Glaubens wird durch diese Wandlungen nicht verletzt oder verändert. Denn zum Glauben und zur Anbetung ist uns nicht Mose's oder David's Name vorgehalten, sondern allein Gott samt dem Einzigen unter den vom Weibe Gebornen, der mit Gott eines Wesens war, und auch an Christo ist das Natürliche nicht durch sich selber heilig und seligmachend, sondern um dessen willen, der es als sein Herr und Eigner an und in sich selbst getragen hat.

Es hat einigen Grund, wenn man in der Kirche die Klage führt: „die Veränderungen in der Tradition fielen überwiegend zu Ungunsten der Bibel aus; sie werde jetzt mehr als früher von den Schranken unsrer natürlichen Existenz mit umfaßt, und erhalte reichlichen Anteil an der gemein menschlichen Beschränktheit und Unwissenheit; überall öffne sich jetzt bei der größern Distanz zwischen den Ereignissen und Berichten allerlei Unsicherheit über den genauen Hergang der biblischen Ereignisse." Wir müssen jedoch bedenken, daß sich die Geschichte immer durch Stoß und Gegenstoß vollzieht. Unsre Alten haben sich in der entgegengesetzten Richtung bewegt. Sie haben sich die Naturseite an der Bibel möglichst verborgen und sie von der menschlichen Art und Schranke, so weit es ging, weggerückt. Zu diesem Stoß ist nun der unvermeidliche Gegenstoß gekommen. Die Bibelforschung mußte achtsam werden auf die volle wahre Natürlichkeit der Schrift, auf die Begrenzungen im Blick der biblischen Männer, wie sie an ihrer menschlichen Art und ihrem geschichtlichen Standort haften, auf die Allmählichkeit im Wachstum der biblischen Gedanken und Ergebnisse. Wir haben, wie mir scheint, den Weg in dieser Richtung so ziemlich bis zum Ende durchmessen; er dürfte sich wieder wenden nach der entgegengesetzten Seite hin. Auf den Standort unsrer Alten mit ihren Täuschungen und unberechtigten Ansprüchen an die Bibel dürfen wir freilich nicht zurück. Wir dürfen nicht vergessen, was wir im kritischen Sturm gelernt haben. Will die Kirche ehrlich reden—und es ist von großer Wichtigkeit, daß man auf den Kanzeln nicht lüge—so kann sie nicht die Garantie übernehmen für die absolute Korrektheit der biblischen Geschichtserzählung. Sie muß z. B. die Möglichkeit offen lassen, daß in der Auszugsgeschichte die Differenz zwischen den Ereignissen und der Erzählung nicht unbeträchtlich ist. Eins aber kann sie garantiren, daß der Gott des Pentateuchs, mit seinem Gebot und Recht, mit seinem ernsten Gericht, mit seiner reichen Hilfe und Gnade für jeden lebt und von jedem zu finden ist, wie ihn uns der Pentateuch so wunderbar beschreibt. Wer sich ärgern will an der Unwissenheit und Beschränktheit der biblischen Erzähler, der mag es thun. Er thut dasselbe, wie die, die an der Niedrigkeit Jesu sich ärgerten. Es war ja höchst ärgerlich, daß der Sohn Gottes in's Schiff sich niederlegte und schlief. Da lag er, versunken in totale Unwissenheit und überwältigt von den Schranken der menschlichen Schwachheit und Bedürftigkeit. Als aber dieser Schläfer erwachte, da hatte er doch das Wort voll erlösender Macht. So stehen alle biblischen Männer mit ihrem vollen Anteil an der menschlichen Begrenztheit und Irrtumsfähigkeit vor uns und die Kritik hat ihre Blöße und Schwachheit gründlich untersucht; und doch bringen uns diese Ignoranten das Wort, das ewiges Licht ist und ewige Kraft uns zur Seligkeit aus Gott. Ich denke, hier ist kein Anlaß, daß wir uns ärgern, wohl aber Anlaß zu tiefem, unendlichem Danke.

Wir haben die Orientierung über die Schrift nicht in entlegnen dogmatischen Erkenntnissen, etwa in irgend einer Inspirationslehre, gesucht, die sich erst aus vielen Vordersätzen und Zwischengliedern auferbaut, sondern haben

das einfachste Element der theologischen Gedankenreihe, die Bejahung Gottes, als den Angelpunkt unsres Urteils hervorgestellt. So einfach aber auch die Basis unsres Gedankengangs gewesen ist, zum Austrag ist der Konflikt zwischen der negativen und positiven Schriftforschung damit noch nicht gebracht. Derselbe hat bloß seine Darstellung gefunden, die ihn erläutert und definiert, aber geschlichtet ist der Streit noch nicht. Man wird mir vielmehr entgegenhalten: wer mit der Schrift Gott in seiner schöpferischen Aktion und wirksamen Gegenwart bejaht, für den sind freilich die Wege zum Verständnis der Bibel offen und der Panzer ist gewonnen, der jede zerstörende Negation abwehrt, dann ist auch die Ruhe gefunden, die jede neue Belehrung über den Verlauf der biblischen Geschichte gern aufzunehmen vermag. Aber da liegt eben die Schwierigkeit für die moderne Theologie und auch für viele unsrer Laien, daß ihnen Gott nicht gewiß, sondern problematisch ist. Wie wird man Gottes gewiß; wie anders als durch die Schrift? Liegt nicht eben hierin die scharfe Spitze der negativen Kritik und ihre ganze Gefährlichkeit, daß sie uns das ungewiß macht, was uns Gott gewiß machen soll? Legt sie sich nicht als ein Hemmnis in den Weg, das uns den Standort nicht erreichen läßt, von dem die bisherige Betrachtung ausgegangen ist? Wir haben darum schließlich zu erwägen,

4. wie die Bibel selbst diese Konflikte zu lösen vermag.

Es liegt nahe, auf die andern Faktoren, in denen eine Wirkung und ein Erweis Gottes zu uns gelangt, hinzuweisen, damit wir durch diese die Gewißheit Gottes gewinnen und dadurch zum Einverständnis mit der Bibel vorbereitet werden. Angesichts der Schwierigkeiten, die für uns an der Bibel haften, hat man öfter an den Geist erinnert, der uns durch seine wiedergebärende Wirkung Gottes gewiß mache, oder an die Kirche, die uns mit ihrem Zeugnis das Schriftzeugnis bestätige, oder an die Natur und den Geschichtslauf, in welchem fortwährend ein reiches Gotteszeugnis zu uns gelangt, das wohl geeignet ist, uns zu ihm hinzuleiten. Es ist in der That für die Wirksamkeit der Bibel von Wichtigkeit daß sie nicht die einzige Stelle ist in der Welt, an welcher Gottes Name uns sichtbar wird.

Wer würde der Bibel glauben, wenn sie allein zu uns von Gott spräche, während er sonst nirgends für uns spürbar und wirksam wäre? Die Kraft der Schrift liegt darin, daß sie zusammenstimmt mit den anderen Zeugen Gottes, sowohl mit der Natur als mit dem Geist, der wieder von innen und von außen, in der Gestaltung unseres eignen Bewußtseins, wie durch den Mund der Kirche, zu uns spricht. Und doch wär's ein schlechter Rat, wenn wir nichts andres zu sagen hätten als: lernt Gott zuerst auf anderm Wege kennen und dann lest die Bibel. Ist uns die Schrift verdunkelt und genommen, so werden uns die andern Quellen der Erkenntnis Gottes noch unzugänglicher sein. Wie sollen wir zum Geist kommen ohne durch's Wort? wie das Wort der Kirche als Wahrheit würdigen, das ihr doch selbst durch die Bibel gegeben ist? wie die Natur als Zeuge Gottes verstehen, die uns doch das Höchste und Heiligste in Gott nicht zeigen kann? Zudem ist unsere ganze

religiöse Lage durch die Reformation bedingt, und diese hat uns die Schrift vorgehalten als den Grund und Quell unsrer Frömmigkeit. Hier sitzt für uns der Zweifel, und hier muß auch die Gewißheit gewonnen werden. Wir betonten zunächst: durch Gott kommt man zur Schrift; nun gilt's, hiezu den andern Gedanken zu fügen, der mit jenem untrennbar zusammengehört: durch die Schrift kommt man zu Gott.

Würde sich die Bibel nur an unsern Intellekt wenden, so wäre ihre Sache überall verloren, wo negative Kritik sich ausgebreitet hat. Dem Kritiker mag es leicht gelingen, Vorstellungsreihen in unsern Geist zu schieben, die eine scheidende Wand zwischen uns und der Bibel bilden. Aber die Bibel redet bekanntlich nicht nur zum Intellekt, sondern spricht den Menschen allseitig an, und darum steht ihre Wirksamkeit nicht still, auch wenn sie nicht allein, sondern von einem Heer von Fragen und Zweifeln begleitet, von negativ kritischen Gedanken überdeckt, von Mißtrauen und Verdacht umsponnen, vor uns tritt. Sie hat das Vermögen, den Gedankenlauf zu reformieren von innen her. Es sind im Menschen zwei Funktionen vorgebildet, welche die Bibel in Bewegung zu setzen vermag, und denen, wenn sie aktiv geworden sind, der Gedankenlauf folgen wird. Das sind, wollen wir sie mit Schriftworten benennen, die Reue und der Glaube, die Reue, d. h. die Anerkennung unsrer Schuld, die Bejahung eines heiligen Gesetzes, an das unser Wollen und Handeln gebunden ist, und das sich wider uns kehrt, nachdem wir es zerrissen haben, und der Glaube nach seiner ersten anhebenden Gestalt, d. h. das offne Auge für den Wert der Gnade, die Empfindung für die Erhabenheit einer reinen, den Sünder aus der Sünde heraus erhöhenden Liebe. Die Fähigkeit und Nötigung uns selbst reuig zu richten, und das Vermögen, die Gnade da, wo sie vor uns auftritt, groß und süß zu finden, von ihrem Anblick zur Bewunderung und Anbetung entzündet zu werden und sie als tiefen, vollen Frieden zu genießen — das stammt nicht aus historisch-kritischen Erwägungen und wird durch dieselben auch nicht vernichtet. Das sind ebenso urwüchsige Funktionen unsres Geistes als irgend ein logischer Proceß. Die Bibel vermag dieselben zu bewegen und zu stärken, auch wenn unsere Gedanken ihr durch Zweifel und Vorurteil entzogen sind. Der laut oder leise unser inneres Leben durchtönenden Reue hält sie das Gesetz Gottes vor, ihr zur Bestätigung und Erweckung, und unsrer Empfänglichkeit für die Gnade hält sie Jesus vor und giebt dadurch unsrer Glaubensfähigkeit Inhalt und Grund. Das sind lebendige Mächte, welche in uns Gedanken zu schaffen vermögen. Nun steht der Gottesgedanke auf, nicht als Problem oder Hypothese, sondern als Gedanke an den Gott, der sich uns durch Gesetz und Gnade selbst bezeugt. Wer durch das Gesetz reuig und durch den Anblick Jesu der Gnade froh geworden ist, der ist Gottes gewiß. Jetzt stehen uns die Wege zum Verständnis der Bibel offen, und wir mögen Jesu Weg überdenken und das Wort des Apostel erwägen und Israels Geschick uns vergegenwärtigen, und mögen uns bemühen, unsere geschichtlichen Vorstellungen so genau und richtig als möglich zu machen: wir werden nicht mehr negative Kritiker.

So schafft die Schrift selbst in uns die Erkenntnis, die wir zu ihrem Verständnis bedürfen, und erzeugt selbst die Resultate, die hernach wieder die Basis werden für unsere weiteren Urteile. Darum geht der Bibel durch keine Kritik irgend etwas an ihrer Bedeutung für die Kirche ab. Sie hat die Bedingungen für ihre Wirksamkeit nicht außer sich, sondern in sich selbst. Sie hat sie in ihrem harmonischen Verhältnis zu dem, was wir als Bedürfnis und Fähigkeit in uns selber haben. Sie hat sie in ihrer Macht, Lebensprozesse in uns zu erregen, die sich uns als heilig bezeugen und mächtiger sind als alle Kulturverbindungen. Sie hat sie darum, weil sie den Menschen nicht bloß in seinem Sensorium für die Wahrheit erfaßt, sondern zugleich in seinem Sensorium für die Güte, für das Gute, das ihm selber fehlt, und für die Güte, die ihm Gott in Christo erzeigt. Darum wird es sein Bewenden haben bei dem apostolischen Wort, daß das Licht in der Dunkelheit nicht dunkel wird, sondern eben in der Finsternis scheint das Licht. Auf dieser Macht der Schrift steht die Ruhe der Kirche im Mückenschwarm unsrer kranken kritischen Litteratur. Die Kirche erhalte nur durch Wort und That das Gesetz Gottes unter uns lebendig, als den immer neu hervorbrechenden Quell ächter Reue, und sie halte unsern Blick gerichtet auf die Gnade Jesu als auf die nie verwelkende Wurzel wahrhaftigen Glaubens, so errichtet sie einen Damm gegen alle negative Entwertung der Bibel, den diese nie beseitigen wird. Sie schafft damit die Bedingungen, aus denen sich ein positives Verständnis der Bibel auch nach ihrer historischen Seite immer wieder ergeben wird.

Etliches über die evangelische Predigt.

Von P. M. Habecker.

Es liegt in der Natur des edel denkenden Menschen, die Lichtseite einer Sache mit Wohlgefallen zu betrachten, dagegen des Schattens nicht so zu gedenken, als es nach Recht und Gerechtigkeit der Fall sein sollte. Ähnlich geht's uns meist im Hinblick auf die Signatur unserer Zeit. Wir freuen uns z. B. daß in uns'ren Tagen Gottes Wort einen so herrlichen Lauf hat und die Fülle der Heiden eingeht zu den Thoren der Gerechtigkeit; wir freuen uns, daß unser Jahrhundert den Namen „Missionsjahrhundert“ erhalten hat; wir freuen uns, daß der Mission, diesem verachteten Gliede am Leibe der christlichen Kirche, nunmehr auch von seiten der Welt Hochachtung und Ehrerbietung entgegen gebracht wird; wir freuen uns, daß nicht nur in der Ferne sondern auch in der Nähe, in den von Gott geordneten Canälen der christl. Kirche, die Wasser des Lebens in verjüngter Kraft rieseln und rauschen.— Auf der andern Seite gilt es aber auch uns dessen voll und ganz bewußt zu werden, daß gerade in der Gegenwart die finsteren Gewalten des Unglaubens und Aberglaubens stärker als je darauf aus sind, das Wort vom Kreuz für die Massen des Volkes zur Thorheit und zum Ärgernis, zum Fluch und ewigen Verderben zu gestalten. Das Wort des Psalmisten paßt auch für uns're Zeit, wenn er spricht: „Ja die Völker toben, die Nationen sinnen

Eitles, die Könige der Erde stehen auf und mit ihnen ratschlagen die Herrscher zusammen, wider Jehovah und seinen Gesalbten" — und die Summa ihres Sinnens und ihrer Anschläge ist: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Fesseln." — Zerrissen, vernichtet soll alles werden, was den Menschen mahnet, daran zu gedenken, daß er von Gott — zu Gott hingeschaffen und erhalten ist. Und wer mag's leugnen, daß dies dem Vater der Lüge bei Millionen gelungen ist? Diese Millionen rekrutieren sich aber zum Teil aus solchen Menschenkindern, die in den Grenzen der Christenheit erwachsen sind. Gegen diese niederreißenden Mächte gilt es, mit betendem Aufblick zu den Bergen, von denen die Hülfe kommt, kräftiger denn je, das Schwert des Geistes, Gottes Wort, zu schwingen. Mit Gottes Wort muß also gegen den alten, bösen Feind gekämpft werden; mit Gottes Wort muß das Verlorne gesucht, das Schwankende gefestigt, das Matte und Verzagte gekräftigt, das Bewahrte zur Treue uud Bewährung bis hin an's Ende ermuntert werden. Dies geschieht insonderheit durch die evangl. Predigt; weil dem so ist, darum ist sie auch das wichtigste Stück aller Thätigkeit eines evangelischen Predigers. Ist die Predigt das wichtigste Moment unsrer Thätigkeit, dann wird wohl auch der Gedankenaustausch über Art und Weise derselben, eine zeitgemäße Beschäftigung sein. Freilich darf ich nicht den Anspruch erheben, den werten Brüdern in dieser Hinsicht etwas Neues vortragen zu können. Alles schon einmal — für Alle wohl auch in beff'rer und schön'rer Gewandung dagewesen. Wenn ich es dennoch wage, bekannte, goldene Äpfel in irdener Schale zu präsentieren, so rechne ich dabei allerdings auch nicht auf nach neuem aushorchende Athener als Zuhörer, sondern auf liebe Amtsbrüder, die sich gern noch einmal das Bekannte, — zur Stärkuug und Kräftigung des Guten im allgemeinen und besondern — sagen lassen. —

Als Vorbildung zu einer guten evangelischen Predigt, gelten die Worte: „bete und arbeite."

Über das Beten dürfte es wohl nicht nötig sein, viel zu sagen. Eingedenk dessen, daß ohne das erbetene Agens aus der Höhe keiner zur Arbeit im Reiche Gottes tüchtig ist, eingedenk des Vorbildes, das uns unser HErr und Meister auch in diesem Punkte zur Nachfolge gegeben, würde es ja eher alles andere, nur nicht eine evangelische Gesinnung verraten, wollte ein Prediger der Meinung sein, daß sein eigen Geistesfabrikat Kraft genug habe, Menschen zu veranlassen, die Brunnen der Welt zu meiden und sich dem Brünnlein Gottes zuzuwenden, — er daher das Gebet um Geist und Kraft nicht nötig habe. Es bleibt dabei, — das muß erbeten sein. Nachdem dies getreulich, kindlich und gläubig besorgt worden ist, geht's nun an das zweite Stück, an die Arbeit. Und wie man, nach Anweisung der Väter, beim Beten beten soll als ob die Arbeit nichts nützt, so soll man nun arbeiten, als ob das Gebet nichts nütze. —

Die Predigt hat den Zweck Gottes Wort zur Erbauung der Gemeinde auszulegen. Soll sie Gottes Wort auslegen, so muß jeder Predigt ein bestimmtes λόγος τοῦ θεοῦ zu Grunde liegen. Das was demnach die Predigt

zur Predigt macht ist das Schriftwort, welches ihr, um im Bilde zu reden, als Wurzel gegeben ist. Der durch die Predigt zu behandelnde Schriftabschnitt führt den Namen Text. Der Text ist jedoch nicht nur der Grund auf dem sich die Predigt aufzubauen hat, sondern er bestimmt zugleich auch die Dimensionen des Baues und liefert zu demselben das in der Hauptsache nötige Material. Aus diesem Verhältnis des Textes zur Predigt resultieren zwei Anforderungen, welche an eine gute, evangelische Predigt gemacht werden; diese sind: „rechte Textauslegung und rechte Textanwendung."

1. Die Textauslegung.

Das Schriftwort, das der Gemeinde ausgelegt werden soll, erfordert von seiten des Predigers volles Verständnis. Das rechte Verständnis des Textes erfordert eine sorgfältige und fleißige exegetische Bearbeitung desselben. Je treuer diese exegetische Vorarbeit getrieben wird, desto reicher wird der Gewinn sein. Nicht nur für die eigne Person werden wir immer mehr die Tiefe und den Reichtum des uns geoffenbarten Gotteswortes erkennen, — durch den persönlichen Gewinn wird naturgemäß auch die Kraft in uns genährt, die uns geschickt macht, das erlangte Verständnis andern klar und verständlich wiederzugeben.—Das rechte Verständnis des einzelnen Schriftwortes setzt Verständnis des geoffenbarten Wortes Gottes in seiner Gesamtheit voraus. Verständnis allein macht uns jedoch noch lange nicht geschickt die interpretatio and commentatio (Interpres begnügt sich den Sinn des Schreibers klarzulegen; der C. geht weiter, er erörtert nicht nur *was*, auch *wie* und *warum* es der Scribent sagt) — recht zu treiben. Nicht nur das Geschriebene, nicht nur die Sprache und Art des Schreibers, nicht nur der Geist der Zeit und die Umstände der Abfassung wollen klar und deutlich erkannt sein, als Norm für die rechte Auslegung kommt es vor allen Dingen darauf an, daß der Ausleger, im Gehorsam des Glaubens, die Schrift als heilige Schrift, als das inspirierte Wort des lebendigen Gottes annerkennt. Die Anerkennung der Schrift hat zwei Seiten. — Wenn Gottes Wort, vermittelst unsrer Verstandeskräfte, uns als etwas Gewußtes, Verstandenes in das Bewußtsein tritt—und dieses von uns an andere objektiv weiter gegeben wird, so vollziehen wir die Thätigkeit, welche mit dem Worte „Erklären" bezeichnet wird. Ein Erklären des Wortes Gottes in diesem Sinne genügt jedoch nicht. Das Evangelium, die evangl. Kirche und mit ihr die evangl. Gemeinde, erfordern vielmehr die subjektive Anerkennung, Erklärung und Durchgeistigung des Textes; denn der Prediger ist das Medium der Auslegung des Textes für die Gemeinde. Wie nun das Wort Gottes selbst Geist und Leben ist, so fordert es auch solche Medien, die vom Geiste Gottes und dem Leben aus Gott ergriffen und empfänglich gemacht sind. Sind sie das, dann empfangen die Wahrheiten der Schrift gleichsam Fleisch und Blut, Vergangenes wird gegenwärtig, das gewordene tritt als Neugeburt in die Erscheinung, der Erklärer wird zum Bezeuger. Nicht nur Berichterstatter der Thaten Gottes, sondern Zeuge muß der evangl. Prediger sein. Daß dem so ist, erhellt aus folgendem. Der Heiland sagt zu seinen Jüngern, die er zur Verkündigung des

Evangeliums in die Welt hinaus sendet: „Ihr seid deß alles Zeugen.“ Luk. 24. 48. „Wir zeugen“ sagt der HErr zu Nikodemus, Joh. 3. 11., „das wir gesehen haben.“ Ebenso faßte Johannes den Beruf des Predigers. Er sagt: „Wir zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat“ 1 Joh. 4. 14. Im selben Sinne erhebt Paulus seine Stimme, wenn er spricht: „Ich sage die Wahrheit in Christo, ich lüge nicht, indem mein Gewissen es mir bezeuget im heiligen Geiste“ Röm. 9. 1. „Darum schäme dich nicht des Zeugnisses uns'res HErrn.“ 2 Tim. 1. 8. In diesen Worten der hl. Schrift offenbart sich klar und deutlich, daß der Diener am Wort nicht nur Berichterstatter, sondern Zeuge sein und immer mehr werden muß. — Ohne unsre Zeugenschaft stehen wir außerhalb des zu berichtenden Gegenstandes und lehnen durch den rein objektiv gegebenen Bericht jede Verantwortung von uns ab. So soll's jedoch nicht sein. Zeugen will der HErr haben. Und als Zeugen müssen wir mit unsrer Person für unser Zeugnis haften, wir dürfen uns vom Gegenstand des Zeugnisses nicht trennen, er muß mit uns verwachsen sein. Die objektive Wahrheit des λόγος τοῦ θεοῦ muß sich demnach in uns zur subjektiven gestalten; durch Gesinnung, Wort und That muß es bezeugt werden, daß unser Zeugnis wahr ist. (Vita clericorum Evangelium laicorum.) Als solche Zeugen stehen die Apostel leuchtend vor unsern Augen und eröffnen uns einen Blick in das Geheimnis der Wirksamkeit der Predigt. Etliche Worte Pauli mögen hier zur Bekräftigung des Gesagten ihre Anwendung finden. Er bezeichnet als Endzweck aller apostolischen Thätigkeit den Glaubensgehorsam; aber auf seinem Wege, von Damaskus an bis hin nach Rom, ist er auch nicht müde geworden, denselben in der That und Wahrheit zu bekunden.—In heiliger Begeisterung greift er in seine Harfe und singt ein Lied der Liebe, wie's nicht schöner gesungen worden, fürwahr, ein Lied im höheren Chor; aber was wäre Wort und Saitenklang, wenn sich nicht seines ganzen Lebens Kraft im Dienste suchender, rettender Liebe verzehret hätte? Freuet euch „allewege“ im HErrn, mahnt er seine aus dem Geist gezeugten Kinder,—aber er stellt's ihnen in Nöten, Schmerz und Banden auch vor die Augen, wie dieses „allewege“ zu verstehen ist. Folget mir, konnte er seinen Gemeinden zurufen. — So steht ein Zeuge aus und solch heilig Zeugen bedingt die Predigt, die fruchtbar sein soll. Ich glaube, darum rede ich, das muß die Triebkraft des Auslegers sein. Ist es so, dann wird aus dem Erklärer ein Zeuge—und aus der Erklärung und Bezeugung des Textes fließt eine Auslegung, die Leben erweckt, stärkt und bewahrt bis hin zum Ausgang.

2. Die Textanwendung.

Das Wort Gottes berichtet die Thaten göttlicher Allmacht, Gerechtigkeit und Liebe nicht nur als Geschichte, Gesetz und Heil vergangener Zeiten und Geschlechter, sondern es stellt das Geschehene in's Mittel für alle Zeiten und Geschlechter. Himmel und Erde werden vergehen, Gottes Wort aber wird bleiben in Ewigkeit. Aus dieser die Welt überdauernden Kraft der geoffenbarten Wahrheit resultiert die Gewißheit, daß dem Worte die Kraft nicht

allein zum Zweck ewiger Dauer, sondern auch zum Zweck fortwährender Erlösung der kommenden und gehenden Geschlechter gegeben ist. Es steht geschrieben für alle, auch für dich und mich. Es steht geschrieben für das Gestern, das Heute, das Morgen. Es steht also geschrieben für unsre Zeit, für unser Geschlecht; daß dem so ist, begründet das Recht des Predigens und damit zugleich auch die Anwendung des Textes auf unsre Zeit rc. Das, was der HErr einst den Jüngern, dem jüdischen Volke sagte, was Paulus den Römern und Philippern zurief, — wird auch uns gesagt und zugerufen.

Palmer faßt es kurz und gut, wenn er spricht: „Das, was geschrieben steht, spricht Gott zu dir, das ist geschehen für dich, das wird gefordert von dir"—und ergänzen kann man noch,—das soll geschehen mit dir —

Wie die Auslegung das rechte Verständnis des geoffenbarten Wortes voraussetzte, so erfordert die Anwendung Erkenntnis des menschl. Herzens, Erkenntnis und Verständnis unsrer Zeit und ihrer mannigfachen Geister und Strömungen. Ein Menschenfischer muß das Leben der zu fangenden Fische, ihre Weise rc. studiert haben und nie aufhören diesem Studium obzuliegen. Der Wegweiser zur Menschenkenntnis ist—wie die Alten schon lehrten—die Selbsterkenntnis. Darum ist die Anwendung des Wortes Gottes auf uns selbst der allein richtige Weg auf dem wir es lernen, den Text auch auf die Zuhörer recht anzuwenden. Gilt es nun für das eigne Heil allewege das Auge prüfend in die geheimsten Falten des Herzens zu versenken, so gilt es aber auch, im Interesse der Anwendung, die Gemeinde zu erforschen, zu erfahren, wie sie steht, was sie bedarf, — damit wir nicht als solche erfunden werden, die in die Luft streichen. Zur näheren Beleuchtung dieses so wichtigen Punktes, erlaube ich mir folgenden Exkurs. Woher kommt es, daß so manche unsrer Predigten verständnislos über die Köpfe der Zuhörer dahinfahren? Woher kommt es, daß so viele an sich ganz gute Predigten wirkungslos im Ohr der Zuhörer verklingen? Was ist der Grund, daß viele Predigten keinen Grund in den Herzen der Hörer finden? Weil zum Teil Dinge gepredigt werden, die die Gemüter der Zuhörer nicht im geringsten beschäftigen und die oft über das Verständnis der Gemeinde weit hinaus gehen. Klingt's nicht komisch, wenn man (wie ich kürzlich in einer Abhandlung über „die Einwirkung der Gemeinde auf die Predigt" las) hört, daß ein Landpastor zu der nur aus Tagelöhnern bestehenden Versammlung sagt: „Das ist nun euer Kummer, daß ihr das Geheimnis der Dreieinigkeit nicht begreifen könnt, aber betet fleißiger, so werdet ihr immer mehr davon erkennen?" Ist's nicht absurd, wenn eine Gemeinde vor starrer Rechtgläubigkeit gewarnt wird, deren Glieder sich rühmen, hinter den Buchstabenglauben schon längst ein tempi passati gesetzt zu haben? Macht's nicht einen seltsamen Eindruck, wenn eine Gemeinde mit der Sündenvergebung durch Christum getröstet wird, die dieses Trostes überhaupt nicht bedarf, da ihr Erkenntnis der Sünde völlig abgeht? Was ist die Ursache derartiger Erscheinungen? Es ist die isolierte Stellung des Predigers, es fehlt die Fühlung zwischen Pastor und Gemeinde. Wo diese fehlt, wird von der rechten Anwendung des Textes kaum die Rede sein

können. Darum hinein in's Leben der Gemeinde, alle Gaben und Kräfte, die Gott verliehen, dazu angewendet, daß die Kanäle geöffnet werden, durch welche eine lebendige Verbindung mit der Gemeinde ermöglicht wird. Aber nicht nur die Stellung der Gemeinde ist in Betracht zu ziehen, im Wechsel der Zeiten wollen auch die äußeren Lebensverhältnisse verwertet sein, (z. B. Lauf des Kirchenjahres; Friedens- und Kriegszeit; gute und böse Tage; reiche und dürre Jahre 2c.)

Summa: Die im Text gegebene Schriftwahrheit ist behufs Anwendung in eine lebendige Beziehung zu den jeweiligen religiösen Bedürfnissen der Gemeinde zu setzen und zwar so, daß das, was geschrieben steht, allewege erkannt wird als nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung 2c. für uns und unsre Zeit. (Schluß folgt.)

Gewissen und Gewissensfreiheit.

Von P. M. Otto.

Wenn von Gewissen und Gewissensfreiheit die Rede sein soll, dann ist vor allen Dingen und unbedingt nötig, sich klar darüber zu werden, und es auch auszusprechen, in welchem Sinn, im engeren oder weiteren, vom Gewissen gehandelt werden soll. Wird diese Unterscheidung nicht gemacht, dann wird es sich nicht vermeiden lassen, daß Unklarheit und Konfusion in die Sache hinein kommen. Was unter dem Gewissen im engeren Sinne zu verstehen sei, wird sich viel leichter bestimmen lassen, als das, was man von ihm im weiteren Sinne sagen will. Im letzteren Falle geschieht es gar leicht, daß dem Gewissen solche Eigenschaften und Thätigkeiten zugeteilt werden, welche ihm, seiner Natur und Bestimmung nach, nicht zukommen können, sondern einem andern Vermögen des menschlichen Geistes; etwa dem Verstande oder dem Herzen. Und damit ist dann schon die Begriffsverwirrung angefangen und sie wird sich weiterhin offenbaren. Um diesem Übelstande vorzubeugen, soll also hier gleich bemerkt werden, daß im Nachfolgenden vom Gewissen im engeren Sinne, so wie es sich jedem Menschen zu erkennen giebt, soll gehandelt werden. — Ja, der Verfasser hält dafür, daß von dem Gewissen in einem andern, als dem engeren, bestimmten Sinn nicht sollte die Rede sein, und die vorliegenden Thatsachen bestätigen es, daß sich weder auf biblischem noch ethischem noch dogmatischem Gebiete eine brauchbare Begriffsbestimmung bilden ließ oder sich wird bilden lassen, wie solche vielmehr allein aus Erfahrung zu erlangen sei. Dazu möchte das Folgende einige Belege geben.

Dr. Vilmar schreibt in seinen pastoral-theol. Blättern: „Die Lehre vom Gewissen gehört zu den unklarsten und verworrensten, an Phrasen jedoch reichsten Lehren der ganzen Theologie von Lessing an bis herab auf den neuesten Moralisten. Ja, wir müssen die dermalige Behandlung der Lehre vom Gewissen geradezu als eine unwissenschaftliche bezeichnen. Jeder bildet sich aus irgend einem irgendwie überkommenen Begriffe vom Gewissen nach seinem Gutdünken einen neuen Begriff, und operiert mit demselben gleich als

mit einer allgemein anerkannten und unangreifbaren Fundamentalgröße nach freiestem Belieben, ohne sich um den Ursprung des Wortes und die successive (?) Modifikation und Bedeutung desselben, ja sehr oft sogar, ohne sich um den schriftmäßigen Gebrauch (??) des Wortes zu kümmern. So verkauft man uns Einfälle und Willkür, nicht selten barocke Einfälle und völlig crude Willkür für Wissenschaft, und mutet uns, mitunter noch obendrein mit derber Impertinenz zu, diese unbrauchbare Ware als direkt aus der Quelle bezogenes Kaufgut hinzunehmen. Begreiflicherweise hat dann jeder einzelne Moralist seine besondere Auffassung und Definition vom Gewissen; — so viele Moralisten — so viele Gewissensdefinitionen."

Dr. Harleß schreibt: „Das Gewissen ist die Fähigkeit des Menschen, mit Gott in Gemeinschaft zu treten, Gott zu vernehmen, zu verstehen; *) — zugleich indeß auch „Geist des Menschen," wiewohl mit der Restriktion, daß dasselbe noch etwas Anderes sei — im Menschengeist nicht ganz aufgehe — es sei nämlich das Gewissen das — „leben, weben und sein in Gott;" — aber es sei auch wieder dieses nicht allein, sondern „die Bethätigung Gottes an unserm Geiste;" „der Verkehr Gottes mit dem kreatürlichen Geist; mithin „das aktuelle Wechselverhältnis Gottes mit dem menschlichen Geist und umgekehrt;" — oder „unser Geist, welcher als Gewissen zugleich beständiger Verkehr Gottes mit uns, unser mit Gott ist;" und schließlich — „das göttliche Verhältnis, welches als Lebensverkehr des Geschöpfes mit dem Schöpfer die Fülle göttlicher Kräfte, Regungen, Erkenntnisse in sich schließt."

Hierüber urteilt Vilmar: „Harleß ringt in einer ganzen Reihe von Sätzen, die sich teilweise untereinander widersprechen, und gegenseitig aufheben, darnach, für das Gewissen eine Erklärung zu finden."

Dr. Rothe schreibt: „Das Gewissen ist ein religiöser Trieb, d. h. die Gottesthätigkeit in ihrer passiven Form, d. h. die von der materiellen Natur bestimmtwerdende Selbständigkeit der menschlich persönlichen Seele als durch die göttliche Selbständigkeit bestimmte. Als Trieb geworden ist das Gewissen sinnlich empfindbare Thätigkeit Gottes im Menschen; in sofern aber eine solche Thätigkeit Gottes in der eigenen Selbständigkeit des Menschen ist, rechnen wir unmittelbar uns selbst zu, was es uns beimißt."

Hierüber sagt Vilmar: „Rothe, welcher übrigens den Mangel an einer ausreichenden Definition des Gewissens eingesteht, giebt diese Beschreibung von dem Gewissen, welche als im Muster von rhetorischer Unklarheit gelten kann." —

Die hl. Schrift redet von einem „guten, bösen, reinen, unreinen, unverletzten, unbefleckten, schwachen, gebrandmarkten" Gewissen. Die Gelehrten wissen noch von einem „engen, weiten, wachenden, schlafenden, irrenden, vorlaufenden, nachfolgenden, zarten, geschärften, bangen, gebundenen, blutenden, strafenden, tauben, toten" Gewissen zu reden. Alle diese Prädikate werden dem einen, selben Gewissen beigelegt. Wie sollte es nun möglich sein, diese vielen verschiedenen, sich zum Teil widersprechenden Aussagen unter einen einheitlichen Begriff zu bringen? Selbst dann, wenn man bei den

*) Auf diese Stelle wird später zurückgewiesen werden.

bibl. Prädikaten stehen bleiben will, so wird es sich herausstellen, daß es ein vergebliches Bemühen sei. Denn diese Aussagen nennen uns nicht Eigenschaften des Gewissens, sondern sie sind Aussagen über die Beschaffenheit, das Erscheinen desselben. Ein Wesen kann aber nicht zwei, sich widersprechende Dinge, gute und böse, in sich vereinigen. Also können auch jene sich widersprechende Prädikaten nicht in einen Begriff vereinigt werden. Und mit den von Menschen aufgestellten Bezeichnungen steht es in dieser Beziehung womöglich noch schlimmer. Die Arbeit ist also eine hoffnungslose. Das bezeugt auch der schon oben angeführte Dr. Rothe, in dem Ausspruch: „Nach einem bestimmten, deutlichen Begriff des Gewissens sucht man vergeblich." Dieses wird bestätigt, wenn man die Definitionen der verschiedenen Ethiker, Dogmatiker und Philosophen betrachtet. Jeder derselben hat seine eigene, und nicht zwei derselben stimmen ganz mit einander überein. Vergl. theolog. Zeitschrift. 1882, 102.

„Die Scholastiker, welche sich mit der Lehre vom Gewissen beschäftigten, stellten eine Vorfrage auf die Natur der conscientia, und gingen erst nach deren Beantwortung an die konkrete Behandlung des Gegenstandes. Es war folgende: „Quaeritur an conscientia mentis notet potentiam vel facultatem an actum an habitum." Es ist die Frage, ob man das Gewissen als ein Vermögen oder eine Kraft des menschlichen Geistes bezeichne, oder als eine Handlung (Verrichtung, Thätigkeit) oder Beschaffenheit (Haltung.)

„Schwerlich hat einer unserer modernen Moralisten sich diese Frage vollkommen klar gemacht; manche scheinen sich dieselbe gar nicht vorgelegt, scheinen sie gar nicht gekannt zu haben. Ist das Gewissen ein besonderes Vermögen des menschlichen Geistes, neben dem Verstande, der Vernunft? 2c., oder ist dasselbe nur eine besondere Handlung eines der menschlichen Geistesvermögen? oder ist es endlich eine Neigung, ein Trieb, eine Fertigkeit, überhaupt ein Zustand, in welchen man sich versetzt, den man erwerben, sich aneignen kann?" (Vilmar.)

So schreibt ein Mann, der auf dem Gebiet der theol. und moralischen Wissenschaft viel geleistet und sich einen guten Namen erworben hat. Um so mehr ist es zu bedauern, daß auch er in denselben Fehler verfallen ist, welchen er an andern gerügt hat. Auch er hat die Frage: Was ist das Gewissen? nicht beantwortet, aber das muß man anerkennen, daß er durch Aufstellung obigen Satzes einen Anhaltspunkt gegeben hat, von welchem man ausgehen kann, ja ausgehen muß. Um zu einer richtigen Begriffsbestimmung des Gewissens zu kommen, ist vor allen Dingen nötig, sich darüber klar zu werden, welche Funktionen dem Gewissen zukommen, oder welche man ihm zuteilen will. Denn nur aus seiner Thätigkeit können wir sein Wesen erkennen und bestimmen. Schreibt man dem Gewissen eine mehrfache Thätigkeit zu, dann muß auch sein Begriff weiter gefaßt werden. Teilt man ihm aber nur die Aufgabe des Urteilens zu, dann ist es genügend, es als Gesetzeswächter zu bezeichnen. Je mehr also der Wirkungskreis, die Aufgabe desselben erweitert wird, je mehr Funktionen ihm zugeteilt werden, desto

weiter, und in Folge dessen auch desto unsicherer, und unklarer muß auch die Begriffsbestimmung werden. Je einfacher die Aufgabe, desto leichter ihre Beschreibung. Die verschiedenen Definitionen des Gewissens haben ihren Grund wahrscheinlich darin, daß man seine Aufgabe so verschieden aufgefaßt hat. Warum man aber dem Gewissen bald dieses, bald jenes als seine Bestimmung zugeteilt habe, was ihm doch bei genauer Beobachtung und Unterscheidung nicht zukommen kann, das ist schwer einzusehen. Dem Gedächtnis schreibt Niemand etwas anderes zu, als die Aufnahme und Bewahrung dessen, was der Mensch lernt. Den Verstand erkennen wir als das Organ des Denkens, Überlegens, Berechnens. Das Gewissen macht sich bemerklich, als Ankläger wegen der Sünde. Will man aber bei dieser einen Beziehung und Thätigkeit nicht stehen bleiben, sondern derselben noch andere hinzufügen, dann ist es unvermeidlich, daß man das eigentliche Gebiet des Gewissens verläßt, und auf das des Verstandes, der Vernunft, des Herzens oder gar das der hl. Schrift gerät, und alles mögliche und unmögliche von ihm verlangt, oder es leisten läßt, dadurch aber wird es schwierig, oder gar unmöglich, einen einfachen, bestimmten Begriff vom Gewissen zu gewinnen und darzustellen. Bleibt man dagegen bei dem, was die allgemeine, tägliche Erfahrung an die Hand gibt, dann ist es nicht schwer, einen richtigen, verständlichen und brauchbaren Begriff darzustellen.

In Betreff jener Frage der Scholastiker: Quaeritur an 2c. ist zu sagen, daß das Gewissen ein Vermögen des menschlichen Geistes sei; es ist nicht eine Handlung oder eine Beschaffenheit (habitus.) Und zwar ist das Gewissen ein ganz eigentümliches Vermögen, mit so ganz anderer, besonderer Bestimmung, wie kein anderes. Es ist ein ganz besonderes Gebiet, auf welchem es seine Thätigkeit beweist, und es greift nicht auf ein anderes Gebiet über. Ebenso greift auch kein anderes Vermögen auf das Gebiet des Gewissens über. In ganz besonders enger Beziehung steht es zu dem göttlichen Gesetz und der Sünde des Menschen; sogleich nach geschehener Übertretung des Gesetzes rügt es dieselbe, und macht den Menschen zum Schuldner vor Gott. Die Stärke seiner (des Gewissens) Kraft bekommt der Mensch zu fühlen, so oft er sündigt, und aus der Wirksamkeit desselben erkennt er seine Beschaffenheit. Das Gewissen ist das Subjekt, von welchem die Thätigkeit, Wirkung, ausgeht, welche wir erfahren. Es ist das Vermögen, durch welches die richtende, und verurteilende Thätigkeit geübt wird, welche uns zum Bewußtsein kommt, und die wir ihm deshalb zuschreiben. Wie man von dem Verstande sagt, er thue dies oder das, so kann man von dem Gewissen sagen, daß es etwas thue. Schreibt man ihm aber eine Thätigkeit zu, so kann es selbst nicht diese Thätigkeit sein, so wenig als die Wirkung—die Ursache sein kann.

Die gewöhnlichste Bezeichnung des Gewissens ist die, daß es ein „Bewußtsein" genannt wird. Diese Beziehung kommt wahrscheinlich von den fremden Wörtern, dem lateinischen conscientia, Bewußtsein, Kenntnis, Mitwissenschaft 2c; und dem griechischen συνείδησις, Mitwissen, Bewußtsein 2c. Es ist

auch die Ansicht ausgesprochen worden, das deutsche Wort „Gewissen“ sei nur eine Übersetzung aus andern Sprachen. Das sollte aber jedenfalls bewiesen werden! — Daß aber die Beziehung „Bewußtsein“ für das Gewissen nicht richtig sein könne, das sollte jeder einsehen, der sich einmal die Frage zu beantworten sucht: was ist das Bewußtsein? Die Antwort ist; das Bewußtsein ist ein Zustand, in welchem der Mensch sich befindet. Der Mensch hat Bewußtsein, er ist im Besitz und Gebrauch desselben; aber das Bewußtsein an und für sich ist ja etwas Unselbständiges, Unpersönliches, und existiert nur als das Eigentum eines körperlich und geistig gesunden, bis zu einem gewissen Alter gekommenen Menschen. Ehe der Mensch dieses Alter erreicht hat, fehlt ihm noch das Bewußtsein, daß er eine Persönlichkeit, ein Ich sei, also das Selbstbewußtsein. Die Kinder sprechen längere Zeit in der dritten Person; wenn sie sich selbst meinen, z. B. „Anna hat ein Bild,“ anstatt: ich habe ein Bild; bis sie auch einmal zum Selbstbewußtsein kommen, und dann „ich“ sagen. — Ist dann aber der Mensch auch einmal zu diesem Bewußtsein gekommen, so fehlt doch noch sehr viel daran, daß er nun auch denkend und überlegend zum Verständnis seines Wesens, seiner Fähigkeit und seiner Bestimmung gelange. Die Wahrnehmung, daß er als Mensch sich von andern Menschen, von Tieren und Pflanzen unterscheide, ist auch eine Art Selbstbewußtsein, aber eine sehr unvollkommene, kaum anfängliche. Dasjenige Selbstbewußtsein, in welchem ich mein ganzes Wesen, meine Anlagen und Fähigkeiten, und meine zeitliche und ewige Bestimmung klar erkenne, muß ich mir erst durch Lernen, Beobachten und Nachdenken erwerben. Wenn es also erst im Laufe der Zeit zum Vorschein kommt, so kann es in seiner ausgebildeten Gestalt nicht schon im Kinde vorhanden sein. (Fortsetzung folgt.)

Eine Nachlese von der Lehrerkonferenz.

„Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre, um Deine Gnade und Wahrheit!“ Mit dieser Bitte des Psalmisten möchten wir diese Nachlese einleiten, weil wir, auch im Dienste unseres göttlichen Herrn und Meisters, es so leicht vergessen, daß wir ohne Ihn nichts thun können, und weil wir geneigt sind, auch bezüglich unserer Konferenzthätigkeit, wenn auch nicht mit Worten und Geberden, doch in einem verborgenen Winkel des Herzens, uns selbst die Ehre zu geben.

Die diesjährige Conferenz des deutschen evangelischen Lehrervereins von Nord-Amerika tagte am 22. 23. und 24. Juli in St. Louis, Mo. Die evangl. Johannis-Gemeinde daselbst nahm unsern Lehrerverein in ihre Mitte auf, und wurden die versammelten Lehrer von vielen freundlichen Gastgebern und Gastgeberinnen dieser Gemeinde in christlicher Liebe und Gastfreundschaft während der Konferenztage beherbergt. Gewiß ist auch solche Liebe und Gastfreundschaft eine liebliche Frucht, die der Herr, unser Gott und Heiland, durch seine Gnade und Wahrheit in unseren evangel. Gemeinden wirkt.

Am Dienstag-Morgen, als am 22. Juli, um 9 Uhr, wurde unsere Konferenz in der Kirche der Johannis-Gemeinde eröffnet. Das von den versammelten Brüdern wie mit einem Munde und aus einem Herzen angestimmte und gesungene Kirchenlied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", und das diesen Gesang einleitende und begleitende sinnige und so sehr ansprechende Orgelspiel stimmte unser aller Herzen zu Dank und Lob gegen den Herrn, unsern Gott und Heiland, vor dessem heiligen und gnädigen Angesichte wir uns hatten wieder versammeln dürfen.

Nach dem Gesange wurde, als im Jubiläumsjahre unserer Synode, der 100. Psalm verlesen, und in dem sich daran schließenden Lob Dank- und Bittgebete bekannte sich der Herr und König seiner Gemeinde zu unserer Lehrerkonferenz, ließ Sein Angesicht uns leuchten und ließ uns schmecken und empfinden, daß Er in der Mitte derer ist, die in Seinem Namen versammelt sind.

Nun folgte eine kurze Ansprache auf Grund des Schriftwortes 1. Petri 2, 5: „Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum."

Es wurde dargethan, wie diese Ermahnung des Apostels jeder christlichen Gemeinde, jeder christlichen Familie, jedem christlichen Verein und darum auch unserm evangl. Lehrerverein gilt. So sollen denn auch wir, die Brüder des Lehrervereins uns bauen zum geistlichen Hause; sollen darum in und an uns und unter uns alles Werk der Finsterniß, allen Fleischessinn und alles Fleischeswesen in Christi Kraft zerstören und mit allem Fleiß dahin beten und ringen, daß Christus in uns und unter uns eine Gestalt gewinne, und sollen mittelst Gebet und Fürbitte, mittelst Vorbild und Exempel, mittelst gegenseitigem Belehren, Zurechtweisen, Ermahnen, Warnen und Ermuntern in unsern Lehrerversammlungen, in unsern pädagogischen Aufsätzen für die Theol. Zeitschr., in unserm Briefwechsel und bei unsern Besuchen und Unterhaltungen solch heiligen Zweck stets im Auge behalten und denselben zu erreichen suchen.

Zum heiligen Priestertum soll die gesamte Kirche des Herrn und darum auch unser Lehrerverein sich bauen. So sollen denn wir, die Brüder des Lehrervereins, opfernd, fürbittend und segnend des Priesteramts warten im eignen Haus und Familie, im Kreise unserer Schüler und inmitten unseres Vereins. Unter den geistlichen Opfern, die wir darzubringen haben, ist das erste und vornehmste „das heilige Vorbild in unserm ganzen Sinn und Wandel."

Durch die gläubige Lebensgemeinschaft mit Christo in solch heiligen Schmuck gekleidet sind unsere geistlichen Opfer Gott angenehm durch Jesum Christum. Wer aber dieses heiligen Schmucks ermangelt, dem gilt das Wort der Herrn im 50. Psalm: „Was verkündigest du meine Rechte und nimmst meinen Bund in deinen Mund, so du doch Zucht hassest und wirfst meine Worte hinter dich."

Möge denn unser Lehrerverein in allen seinen Gliedern im täglichen Ge-

betsumgange mit dem Herrn, unserm Gott und Heilande, aus Seiner Fülle nehmen Gnade um Gnade; um also mit der gesamten Kirche des Herrn sich zu bauen zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum.

Nach dieser Ansprache bewillkommte Herr Pastor L. Nollan im Namen des abwesenden Orts-Pastors den Lehrerverein in einer kurzen, aber sehr herzlichen Ansprache.

Nachdem nun der Vertreter der evangelischen Synode auf unserer Lehrerkonferenz, Herr Professor W. Becker, und mehrere anwesende Gäste vom Vereinspräses begrüßt, die Rolle und das vorjährige Protokoll verlesen waren, unterbreitete der Vereinspräses der Konferenz den Jahresbericht, aus welchem wir hier folgende Punkte hervorheben möchten.

In diesem Berichte wurde unser Lehrerverein einem Bäumlein verglichen, das vor 18 Jahren innerhalb unserer Synode gepflanzt, jetzt zu einem Baume, wenn auch noch nicht sehr groß, herangewachsen, und dessen Äste und Zweige, ausgebreitet über viele unserer evangl. Gemeinden, durch Gottes Gnade grünen, blühen und Frucht bringen zum Segen unserer deutschen evangelischen Gemeindeschulen. Dafür bringen die versammelten Brüder des Lehrervereins im Jubiläumsjahre der Synode, wenngleich nur in geringer Zahl alle Lehrer an den Gemeindeschulen unserer Synode repräsentierend, dem Herrn, unserm Gott, dar Lob, Preis und Ehre; beugen sich aber auch gemeinschaftlich vor Dem, der Herzen und Nieren prüft, darüber, daß dieses Baumes Früchte noch nicht so voll, so gesund und lebenskräftig waren, wie sie durch den treuen Gebrauch der Gnade hätten werden können, und daß sogar etliche der Zweige mußten abgeschnitten werden, weil sie statt guter Früchte faule Früchte brachten.

Da auch der ehrw. Synodalpräses in seinem Berichte über das Jubiläumsjahr der Synode dieses Baumes, nämlich des Lehrervereins gedenkt, und alle Lehrer, die an unsern Gemeindeschulen stehen, zu Lob und Dank sowie zur Buße ermahnt und sie ermuntert, zu neuer Treue und zu neuem brüderlichen Zusammenhalten sich einander die Hand zu reichen: so schöpfen wir daraus die Überzeugung, daß das Streben der Synode dahin geht, alle Lehrer an unsern Gemeindeschulen zu einem ganzen Lehrerverein zu vereinigen und denselben in die Thätigkeit der Synode für das Reich Gottes tiefer hineinzuwurzeln, so daß Pastoren und Lehrer, als eines in Christo, in Kirche und Schule segensreich wirken können. Hieran knüpft sich der aufrichtige Wunsch und die herzliche Bitte zu Gott, daß wir, um zu solchem Einssein zu gelangen, des rechten Weges nicht verfehlen mögen.

Nachdem noch einige andere Berichte verlesen, die nötigen Komiteen zur schnelleren Erledigung der Konferenzgeschäfte ernannt und die Geschäftsstunden für die Konferenztage festgesetzt waren, vertagte sich die Versammlung.

Für die folgenden Sitzungen war uns auf Ersuchen des Kollegen Paul Austmann vom Verwaltungsrath des Y. M. C. A. dessen schöne und geräumige Versammlungshalle bewilligt worden, und so kam auch dem Lehrer-

verein die bequeme und schöne Einrichtung des mit so großen Opfern an Geld, Kraft und Zeit neu erbauten Vereinshauses für christliche junge Männer zu nutze.

In den nun statthabenden Sitzungen, am Dienstag Nachmittag, Mittwoch Morgen, Mittwoch Nachmittag und Donnerstag Morgen, wurde eine musterhafte Unterrichtsprobe in Bib. Geschichte gehalten, und wurden drei trefflich ausgearbeitete Referate verlesen; eins in englischer Sprache über christliche Erziehung, ein zweites über Generalisieren und Individualisieren bezüglich des Unterrichts und der Erziehung, und ein drittes über die von der Generalkonferenz der Synode zurückgelegten Thesen bezüglich der organischen Eingliederung der Lehrer in die Synode und des damit in Verbindung stehenden Verhältnisses der Lehrer zu den Pastoren.

Das dritte dieser Referate rief eine lebhafte Debatte hervor, in welcher zwar mehrere scharfe Gegensätze gründlich beleuchtet wurden, aber doch bei den Lehrern und anwesenden Pastoren das redliche Streben sich kund gab, daß Pastoren und Lehrer als rechte und treue Glieder der Synode und als eins in Christo in brüderlicher Gemeinschaft am Worte des Herrn arbeiten wollen. Zu solchem Streben seitens Pastoren und Lehrern wurden wir auch noch mit Ernst und Liebe ermahnt und ermuntert durch ein Referat von Herrn Pastor H. Schmidt „Noch einmal die Schulfrage," das noch vor obiger Debatte verlesen wurde.

Am Mittwoch fand in der Kirche der Johannis Gemeinde ein Abendgottesdienst statt, zu welchem die Johannis-Gemeinde ziemlich zahlreich und auch die Brüder des Lehrervereins sich versammelt hatten. Herr Pastor Baltzer von der Zions-Gemeinde hielt die Predigt auf Grund des Wortes heiliger Schrift: Jes. 45, 11: „So spricht der Herr, der Heilige in Israel und ihr Meister: Weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu Mir," und Ps. 111, 10: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang; das ist eine feine Klugheit; wer darnach thut, des Lob bleibet ewiglich." In dieser Predigt wurde mit heiliger Begeisterung hingewiesen auf die heilige Verpflichtung christlicher Eltern und Lehrer, ihre Kinder als die schönsten und größten Schätze, die ihnen Gott anvertraut, nach Gottes Wort und Gottes heiligem Willen so zu unterrichten und zu erziehen, daß sie heranwachsen in der Furcht des Herrn zu rechten Gotteskindern, und eingedenk der großen Verantwortung bezüglich Erfüllung oder Vernachlässigung solcher Pflicht, dahin zu beten und zu wirken, daß keines der Kinder durch Schuld der Eltern oder Lehrer verloren gehe.

Der gemischte Kirchenchor unter Koll. P. Austmann's Leitung und auch der Lehrerchor trugen einige schöne Lieder vor. Zum Schluß wurde vom Vereinspräses, anknüpfend an das Wort heiliger Schrift im Briefe an den Philemon, V. 7: „Wir haben aber große Freude und Trost an deiner Liebe; denn die Herzen der Heiligen sind erquickt durch dich, lieber Bruder," der lieben Johannis-Gemeinde und insonderheit den freundlichen Gastgebern und Gastgeberinnen für die dem Lehrerverein erwiesene Liebe und Gastfreundschaft

ein herzlicher Dank abgestattet. Auch das an diesem Abend den Gemeindegesang einleitende und begleitende Orgelspiel, sowie das beim Ausgange aus der Kirche gespielte kunstreiche Postludium wird das Gemüth der Versammelten erfreut haben.

In der Sitzung am Donnerstag Morgen wurde nach dem Worte heil. Schrift „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit" mit herzlicher Teilnahme zweier geisteskranker Brüder unseres Lehrervereins gedacht, und es vereinigten sich die versammelten Brüder vor dem Gnadenthrone zu gemeinsamer Fürbitte in einem von Herrn Pastor Klick gesprochenen herzlichen Gebete.

Neun neue Glieder wurden auf unser diesjährigen Konferenz in unsern Lehrerverein aufgenommen.

Von Kollege Brodt wurde im Interesse unserer christlichen Gemeindeschulen ein wohl durchdachter und trefflich ausgearbeiteter Entwurf zur Gründung eines Schulvereins vorgelesen, welcher Verein durch Beiträge an Geld und durch sonstige Mittel die Gründung, Erhaltuug und Hebung unserer deutschen evangelischen Gemeindeschulen fördern soll. Der Lehrerverein befürwortete durch Beschluß die Gründung eines solchen Vereins.

Nachdem in der Donnerstag Nachmittagssitzung die für die nächstjährige Konferenz nötigen Bestimmungen erledigt waren, eilte die Konferenz zum Schluß. Herr Pastor Walser von der Lukas-Gemeinde hielt noch eine herzliche Ansprache, in welcher er die Brüder des Lehrervereins wie überhaupt die Lehrer, um im Segen wirken zu können, auf die rechte Selbstverleugnung hinwies und sie zu neuer Treue und Ausdauer im Dienste des Herrn ermunterte. Nach dem von Herrn Pastor Walser gesprochenen Gebete und Segen, sangen die versammelten Brüder: „Die wie uns allhier beisammen finden rc."

Der Herr, unser Gott und Heiland, wolle zu dem, was auf unserer diesjährigen Lehrerkonferenz durch Seine Gnade zum Heil der Lehrer und Schüler und zur Förderung unserer christlichen Gemeindeschulen Gutes geschehen ist, Sein Ja und Amen sagen!

---

1 Tim. 3, 1 ff. in seiner Anwendung auf den Lehrer.

(Von Konferenzdirektor Stadtpfarrer Jehle in Ebingen.)

(Aus dem Lehrerboten. — Vergl. Theol Zeitschr. 1888 Seite 279. ff., Seite 312 ff., Seite 337 ff., und Seite 374 ff.

Wir haben dem Text entsprechend seither geredet von der Köstlichkeit des Lehramts, von einzelnen allgemeinen Erfordernissen, beziehungsweise Verhältnissen, und dann eingehend von einzelnen Eigenschaften, welche der Apostel bei einem Bischof voraussetzt.

Vers 4 und 5 redet nun der Apostel weiter von des Bischofs Stellung im eigenen Hause, Vers 6 innerhalb der Gemeinde, Vers 7 gegenüber der Welt.

Vers 4 und 5. Wie kann der Lehrer auf die große Schar der ihm anvertrauten Schulkinder in der richtigen Weise erzieherisch einwirken, wenn er nicht imstande ist, im eigenen Hause eine gute Erziehung zu handhaben? Wir haben schon früher davon geredet, von welcher Wichtigkeit die häuslichen

Verhältnisse eines Lehrers gerade für seine Berufswirksamkeit sind; wie durch häusliche Zerwürfnisse seine Kraft gelähmt, seine Freudigkeit gebrochen, seine Hingabe an den Beruf abgestumpft werden kann, daß er in schlaffer Mutlosigkeit alles gehen läßt, wie es eben geht, oder in verbitterter Reizbarkeit jene ruhige Haltung vermissen läßt, die zu einer gedeihlichen Wirksamkeit erforderlich ist; wie auf der andern Seite ein befriedigendes und beglückendes Familienleben zur Erquickung des Herzens dient und die Berufsfreudigkeit erhält und erhöht. Was aber unseren Text speziell betrifft, so ist klar, daß ein Lehrer, der selbst keine gut gezogenen Kinder hat, auch von seiten der Eltern nicht das nötige Vertrauen finden wird, daß er ihre Kinder gut zu ziehen vermöge. Und die Schüler selbst werden sich das Beispiel der Schullehrerskinder mehr merken als die Worte des Lehrers.

Er wird auch bei den eigenen Kindern vor beidem sich zu hüten haben: vor allzugroßer Strenge und vor allzugroßer Nachgiebigkeit. Zu jener kann er geneigt sein, wenn er an seinen Kindern Musterkinder erziehen will, oder wenn er von der Schule überfordert, in der Familie in gereizter Stimmung sich befindet, auch wenn er den Unterschied zwischen Schule und Familie nicht genügend beachtet. Man kann die Wahrnehmung machen, daß man beim Unterrichten mit fremden Kindern mehr Geduld hat als mit den eigenen.

Der Lehrer kann aber gegen seine eigenen Kindern auch zu nachsichtig sein, sei's daß er seinem Fleisch nicht wehe thun mag oder, von der Schularbeit ermattet, nicht auch zu Haus erzieherisch eingreifen will, oder daß er seinen Kindern eine Ausnahmestellung einräumt. Hat der Lehrer überhaupt in der Schule volle Gerechtigkeit walten zu lassen, so hat er seine eigenen Kinder eher drunten zu halten als zu bevorzugen. Man kann es freilich mit der besten Erziehung nicht erzwingen, brave Kinder zu haben, aber wenn man kein schwacher Eli ist, sondern seine Pflicht seinen Kindern gegenüber thut, so wird die Gemeinde kein Ägernis nehmen. Es ist freilich so, daß, während manche Gemeindeglieder die Lehrerskinder vorziehen, um sich wohl daran zu machen, im allgemeinen die Kinder von Lehrern in Kirche und Schule mit dem schärfsten Maßstab gemessen und im Verhältnis zu andern oft ungerecht beurteilt werden. Wer aber sagen wollte, er kümmere sich gar nichts um das Urteil der Leute, dem könnte doch das Beispiel Luthers zu denken geben, der einmal seinem Sohn Hans 3 Tage lang die erbetene Verzeihung verweigerte, obgleich seine Frau und mehrere Freunde für ihn Fürsprache einlegten. Er erklärte damals: „Ich wollte lieber einen toten, denn einen ungezogenen Sohn haben. St. Paulus hat nicht vergebens gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe, auf daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden. Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir andern ein gut Exempel geben sollen; aber unsere ungeratenen Kinder ärgern andere, so wollen die Buben auf unsere Privilegia sündigen. Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Büberei treiben, so erfahre ich's doch nicht, man zeiget mir nichts an, sondern man hält's heimlich vor mir.

Und gehet uns nach dem gemeinen Sprichwort: Was Böses in unsren eigenen Häusern geschieht, das erfahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst. Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch die Finger sehen, noch es ihm also ungestraft lassen hingehen."

„Mit aller Ehrbarkeit" heißt es. Nicht rohe Gewalt und nicht tändelndes Wesen soll uns den Gehorsam im Hause verschaffen, sondern sittlicher Ernst und zielbewußte Charakterstärke. Wer dagegen im eigenen Hause der Achtung entbehrt, wird auch von andern nicht achtungsvoll behandelt werden und jedenfalls nur mit Mühe sich die Achtung verschaffen, die sonst seine Persönlichkeit von selbst abnötigen sollte.

Damit aber die Ledigen unter uns, denen doch auch schon ein Amt anvertraut ist, nicht wähnen, für sie falle bei diesem Texte zunächst nichts ab, so müssen wir die Linien noch etwas weiter ziehen. „Seinem eigenen Hause wohl verstehen" ist Aufgabe auch für einen ledigen Mann, und je nachdem es damit bestellt ist, wird auch die Wirksamkeit in der Schule eine gute oder geringe sein. Also einige Worte vom äußeren und inneren Haushalt: Verba docent, exempla trahunt. Welch tiefgehenden, unbewußten Einfluß übt das Beispiel des Lehrers auf seine Kinder, z. B. seine Reinlichkeit und Pünktlichkeit in der Kleidung, in der Behandlung der Schulgeräte, strenge Einhaltung der Zeit u. s. w. Wie und wo bringst du deine schulfreie Zeit zu? Das ist nicht bloß wichtig für das persönliche Leben des Lehrers und für seine Tüchtigkeit zum Amt, sondern auch für das Beispiel, das er der Gemeinde und den Kindern giebt. Mit wem gehst du um? Das ist wieder eine Frage, wo wir den Kindern vorzuleben haben, was wir sie lehren: folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bei ihnen zu sein! Geselle dich zu frommen Leuten und sei fröhlich, doch mit Gottesfurcht! Kurz, die eigene häusliche Führung soll eine tadellose sein.

Wenn es V. 5 heißt: „So jemand seinem eigenen Haus nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen?" so liegt darin für unser Schulhalten auch noch der weitere Wink, daß dasselbe einen familienartigen Charakter tragen soll; nicht bloßer Zwang soll herrschen, nicht blos militärische Strammheit soll alles durchdringen, sondern die strenge äußere Form soll beseelt, sozusagen erweicht sein von dem Geiste der Liebe, der wohlmeinenden Fürsorge. Und noch eines! Man sagt, wer andere ziehen solle, müsse selbst gezogen sein. Wer andere in willigem Gehorsam erhalten will, muß selbst auch gelernt haben, sich willig unterzuordnen, und in solcher Unterordnung sich wohl fühlen. Vers 6: „Nicht ein Neuling, auf daß er sich nicht aufblase und dem Lästerer ins Urteil falle," wörtlich: „in das Gericht des Teufels verfalle." Der Apostel meint hier nicht junge Leute, denn das war auch Timotheus vgl. 4, 12, sondern Leute, denen noch ein unreifes, unvergorenes Wesen anhaftet, das zu Hochmut oder zu blindem, überstürzendem Eifer mit Unverstand oder zu hohlem, oberflächlichem Scheinwesen verleitet. Aus diesem Vers wollen wir die Mahnung ziehen, daß solche, die überhaupt

erst in ein Amt getreten sind oder auf eine neue Stelle versetzt worden sind, doch ja recht vorsichtig an sich halten sollen, um nichts Unüberlegtes zu thun, das man nachher bereuen muß und doch nicht mehr rückgängig machen kann. Im ersten Feuer der Jugend muß man sich besonders hüten, daß man sich nicht überstürzt, daß man, mit den Tiefen des Lebens noch wenig vertraut, sich selbst und seine Leistungsfähigkeit nicht überschätzt, nicht in hochfliegendes Wesen und Treiben verfällt, sondern fein unten bleibt, nicht im Größenwahn der neuen Methode auf alle Praktiker verächtlich heruntersieht, ehe man sich selbst bewährt hat; über einen Vorgänger geringschätzig, wegwerfend urteilt, ehe man die neuen Verhältnisse genau kennen gelernt hat. Oder ist es nicht ein trauriger Hochmut, wenn ein junger Elementarlehrer sagen kann, es sei eines Mannes eigentlich unwürdig, so kleine Kinder unterrichten zu müssen? Wer so aufgeblasen, eingebildet und dünkelhaft ist, thut bedenkliche Schritte dem Geiste nach, der durch eitle Selbstüberhebung zu Falle gebracht ist. „Hochmut kommt vor dem Fall," und wie tief kann der erst in der Ewigkeit sein!

Vers 7: „Er muß aber auch ein gutes Zeugnis haben von denen, die draußen sind" u. s. w. Der Apostel meint hier wohl das, daß ein Bischof auch in Betreff seines früheren Lebenswandels im Heidentum ein gutes Zeugnis haben müsse, weil die Welt einem auch bei wirklicher Bekehrung frühere Fehltritte nicht vergißt und daraus Schmach erwachsen kann oder schmähliche Nachrede und Behandlung von seiten der Untergebenen und die Versuchung, der Wahrheit etwas zu vergeben, um sich gegen üble Nachreden sicher zu stellen. Für unsern Zweck entnehmen wir daraus einmal: wenn man auch nicht darauf ausgehen soll, daß einem jedermann wohlredet, so soll uns doch das Urteil der Leute, wenigstens der achtungswerten unter den Weltmenschen, nicht gleichgültig sein. Wir sollen uns nicht davon abhängig machen, aber auch keinen unnötigen Anstoß geben, eher peinlich und ängstlich auch den bösen Schein meiden. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Daß die Missourier uns gelegentlich einen Hieb oder Stich versetzen, ist bekannt genug, nur scheint sich die Gelegenheit nicht immer zu bieten, um den „Uniert-Evangelischen" so oft eines zu versetzen, daß man sich in seinem Gewissen ob seines Eifers, den man in der Bekämpfung derselben bewiesen hat, beruhigen kann. Da muß man dann etwas suchen um sich als „guter Freund und getreuer Nachbar" erweisen zu können. Denn anders als im Streit können die Missourier mit unsereinem nicht leben; wenn sie nicht wenigstens alle 5 Jahre einen Artikel von mehreren Spalten Länge gegen uns erscheinen ließen, so würden sie sich zuletzt selbst fragen, ob sie denn nicht im Stillen einem unbewußten Unionismus verfallen seien.

In diesem Licht werden wir wohl auch den Artikel im „Lutheraner" vom 12 August zu nehmen haben, der die Überschrift führt: „Wie die Uniert-Evangelischen, um ihre Union zu begründen, Gottes Wort mißbrauchen." Derselbe beginnt mit den Worten: „Die Unierten, die sich mit Unrecht Evangelische nennen, berufen sich, um ihre falsche Union zu verteidigen, auf Sprüche der heiligen Schrift, auf Sprüche, die gar nicht von ihrer Union reden, sondern von der wahren rechten Einigkeit der christlichen Kirche.

Das ist ein schrecklicher Mißbrauch des göttlichen Wortes und Namens. Und jeder unserer Leser weiß, was der Herr von dem sagt, der seinen Namen mißbraucht."

Das klingt nun allerdings ganz schrecklich, und den meisten Lesern des „Lutheraner" kommt am Ende ein oder der andere „Uniert-Evangelische" in den Sinn, der ihres Wissens kein schlechterer Christ ist, als sie selber sind. Und denen sollte es so schlecht gehen? Diese Menschen sollten sämtlich solche Gotteslästerer sein? Das ist für einen halbwegs verständigen Lutheraner ebenso unbegreiflich als es für manchen guten Katholiken betrübend ist, daß gerade ganz gute und anständige Leute unglücklicherweise Ketzer sind, und verdammt werden, obwohl sie mindestens ebensogut verdienten selig zu werden, wie viele Katholiken.—Der Lutheraner meint es nun auch nicht so schlimm, denn er sagt weiter: „Wir erklären gleich von vornherein, daß wenn wir das Thun der Unierten angreifen, wir nicht die treuen Seelen im Auge haben, die in Einfalt irren und an den wesentlichen Stücken der seligmachenden Wahrheit festhalten, sondern ihre Verführer, die wiederholt gestraft worden sind."

Da nun natürlich kein Mensch in dem Artikel mit seinem Namen genannt ist, so hat jeder „Uniert-Evangelische," dem der „Lutheraner" überhaupt zu Gesichte kommt, es mit seinem eigenen Gewissen abzumachen, ob er sich bewußt ist, wahrhaftig oder ein Verführer zu sein. Ist er sich des erstern bewußt, dann gehört er eben zu den „treuen Seelen", die (nach der Meinung des „Lutheraner") in Einfalt irren; sollte dagegen sich unter den Uniert Evangelischen, die diesen Artikel lesen, sich ein oder der andere Mensch befinden, der sich bewußt ist, ein Verführer zu sein, dann wird, wenn er sich von seinem eigenen Gewissen und dem Worte Gottes nicht strafen läßt, diese Straferei des „Lutheraner" auch nichts ausrichten. Wir wollen nun allerdings keine Garantie dafür übernehmen, daß kein derartige Verführer unter uns sei; wollen aber auch die Missourier höflichst daran erinnern, daß sie auch für sich eine solche Garantie nicht übernehmen dürfen, ohne sich in Widerspruch mit Artikel VIII. der ungeänderten Augsburgischen Confession zu setzen.

Wenn nun gerade Eph. 4, 3 ff. und Joh. 17. 20 als die beiden Stellen in Gottes Wort angeführt werden, die von den Evangelisch-Unierten hauptsächlich mißbraucht werden, so ist das gerade so, wie wenn die Katholiken den Protestanten vorwerfen, daß sie Röm. 3, 28 mißbrauchen; es ist das eben der letzte und wohlfeilste Ausweg.

Daraufhin werden dann die beiden Stellen, so gut es dem Verfasser möglich ist, erklärt. Namentlich die Erklärung der ersten Stelle dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Es heißt: „Wir fragen: Was ist es für eine Einigkeit, von der der Apostel redet? Er redet von einer Einigkeit des Geistes, also von einer Einigkeit, die vom heiligen Geist gewirkt wird, die daher auch eine geistliche Einigkeit ist, eine Einigkeit des Sinnes des Glaubens, die sich z. B. bei der ersten Gemeinde zu Jerusalem fand"........ Damit ist die Weisheit des Verfassers erschöpft und er wäre zu Ende, wenn seine Gelehrsamkeit nicht im Stande wäre, ihm durch Citieren weiter zu helfen. Das Citat ist und bleibt „das Kennzeichen des gelehrten Handwerkes" und wir wollen gerne anerkennen, daß der Verfasser des betr. Artikels sein Handwerk versteht, denn er hat ihn etwa zum vierten Teil aus Citaten verfertigt. Wie aber aus seiner oben angeführten Erklärung von Eph. 4 3 ff. hervorgehen soll, daß die Stelle von den Uniert-Evangelischen mißbraucht werde, das sollte doch noch extra gesagt werden, denn von selbst geht es nicht daraus hervor, sonst wären keine Citate zum Nachschieben angewendet worden und aus den Citaten geht es auch nicht hervor, denn mit Luther's Erklärung sind wir keineswegs im Widerspruch, wenn wir Eph. 4, 3 ff. auch als Ermahnung für uns beherzigen. Überhaupt ist die ganze Erklärung des Artikelschreibers so verständlich, daß man ohne Weiteres sieht, daß er entweder nichts vom rechten Gebrauch der betr. Stelle oder nichts von dem Mißbrauch derselben durch die Uniert-Evangelischen weiß, denn so kanns jeder erklären auch ohne missourisch zu sein.

Es heißt dann weiter „Der heilige Geist, der diese Einigkeit wirkt, schafft dann auch, daß die, welche er zur Einheit des Glaubens gebracht hat, einerlei Rede führen und der Ermahnung des Apostels folgen: 1. Kor. 1, 10...... Bei dieser Einigkeit gelten also

nicht verschiedene Ansichten, sondern herrscht nur einerlei Meinung über die vor Gott deutlich geoffenbarten Lehren."

Das ist nun nicht ganz, aber fast wörtlich wieder das, was die Missourier vor 5 Jahren schon gesagt haben. Wir haben ihnen damals schon entgegnet: „daß aber γνώμη nicht im Sinne des deutschen „Ansicht" zu nehmen ist, weiß jeder, der Griechisch versteht." S' ist traurig wenn man in 5 Jahren nicht einmal so viel Griechisch zu lernen, oder sich soweit in den Zusammenhang des ersten Kapitels des ersten Korinthenbriefes hineinzuarbeiten imstande ist, daß man den Sinn dieses Verses wenigstens nicht gerade ins Gegenteil verkehrt. Was das erste betrifft so wollen wir den Missouriern sagen, daß — wenn sie es uns nicht auf's Wort glauben — daß γνώμη nicht als „Ansicht" zu fassen sei, sie es in der 1886 erschienenen vierten Auflage des Cremerschen Wörterbuches Seite 218 Zeile 7 von oben nachlesen können; zum zweiten wollen wir ihnen gerne noch fünf Jahre Zeit lassen.

Röm. 16, 17 haben die Missourier auch schon vor fünf Jahren gegen uns angewendet. Es mag nun vielleicht sein, daß die Missourier wirklich des naiven Aberglaubens sind, daß wir schuldig wären an allen den Streitigkeiten, welche die Lutheraner aller Schattierungen beides untereinander und gegen Jedermann geführt haben und noch führen. Wir haben aber schon vor fünf Jahren gesagt, daß und warum es eine Schamlosigkeit ist zu behaupten, daß ihnen gegenüber von uns das Wort gelte „Weichet von denselbigen." Sie kommen aber wieder mit derselben Anwendung desselben Spruches; sind also in den letzten fünf Jahren ebensowenig anständiger geworden als ihre Kenntnis des Griechischen zugenommen hat.

Über die Worte: „Ist die Einigkeit der Unierten eine Einigkeit des Glaubens? Nein. Sie wäre es, wenn die Unierten die Reformierten dahin gebracht hätten und brächten daß sie ihren Irrtum fahren ließen und der biblisch-lutherischen Wahrheit beipflichteten," ist das Nötige schon vor fünf Jahren gesagt worden, man kann es Seite 178 Jahrgang 1885 der Th. Ztschr. oder in dem Schriftchen: „Die Streittheologie der Missourier," Seite 6 unten lesen.

Überhaupt ist der neueste Streitartikel des „Lutheraner" ein Schattenbild der vor 5 Jahren erschienenen, das jenen gegenüber den Eindruck macht als sei es aus dem litterarischen Totenreich herauf beschworen. Nur mit dem Unterschied, daß diesmal kein Geist, sondern nur ein Schatten herauf kam. Das sieht man namentlich auch an der Behauptung: Die Einigkeit der Unierten sei, „eine Einigkeit, die Gott ein Greuel ist, die er verbietet, denn er will, daß wir mit denen nicht eines sein, sollen die unrechte Lehre führen." Daß die Einigkeit der Unierten, unter denen sich auch „treue Seelen" befinden, Gott ein Greuel sei, ist ja doch eine so tiefe Erkenntnis, daß sie nur aus unterweltlicher Klugheit entsprungen sein kann. Da wir uns aber weder mit litterarischer noch sonstiger Nekromantie abgeben, so wollen wir, was sonst sich noch in dem Artikel findet, ruhig auf sich beruhen lassen.

Der New Yorker „Independent" giebt eine kirchliche Statistik, in welcher er im Ganzen 66 verschiedene Kirchen aufzählt. (Die Heilsarmee auch als eine gerechnet.) Unter diesen 66 sind nun sechserlei Adventisten, dreizehnerlei Baptisten, dreierlei Quäker, fünferlei Lutheraner, d. h. wenn man die fünfzehn unabhängigen Synoden als einerlei nimmt, sonst wären es neunzehnerlei. Methodisten gibt es fünfzehnerlei, fünferlei Mennoniten, sechserlei Presbyterianer, zweierlei bischöfliche Kirchen, ebenso zweierlei Reformierte und drei, die unter der Rubrik „Mancherlei" aufgeführt werden. Je eine Kirchengemeinschaft bilden die Christian Union, die Congregationalisten, die deutsche Evangelische Kirche, d. h. unsere Evang. Synode, ferner die Herrnhuter und die römischen Katholiken. Außerdem giebt es auch nur eine Heilsarmee.

	1889.			1890.		
	Kirchen.	Prediger.	Glieder.	Kirchen.	Prediger.	Glieder.
Adventisten........	1,575	840	100,712	1,773	765	58,742
Baptisten...........	46,624	32,017	4,078,589	48,371	32,343	4,292,291
Christian Union.	1,500	500	120,000	1,500	500	120,000
Congregational...	4,569	4,408	475,608	4,689	4,640	491,985

Quäker..........	763	1.017	106.930	763	1,017	106,930
D. Evang. Kirche.	675	560	125,000	850	665	160,000
Lutheraner.........	6,971	4,151	988.008	7,911	4,612	1,086,048
Mennoniten	420	605	100,000	563	665	102,671
Methodisten.......	50,680	29,770	4,723,881	54,711	31,765	4,980,240
Herrnhuter.........	98	111	11,219	101	114	11,358
Neu Jerusalem....	100	113	6,000	100	113	6,000
Presbyterianer....	13,349	9,786	1,180 113	13,619	9,974	1,229,012
Bischöfliche.........	5,159	4,012	459,642	5,227	4,100	480,176
Reformierte........	2,058	1,378	277,542	2 081	1,379	282,856
Katholiken	7,424	7,996	7,855,294	7,523	8.332	8,277.039
Heilsarmee	—	—	—	360	1,024	8,771
Unitarier...........	381	491	20,000	407	510	20,000
Universalisten......	721	691	38.780	732	685	42.952
Ganze Zahl	141,767	98,436	20,667.318	151,261	103,303	21,757,171

„Die Zunahme der protestantischen Kirchen—668,108—verteilt sich unter den Hauptbenennungen des Protestantismus wie folgt: Methodisten (sämmtliche Zweige): 256,359; Baptisten (sämmtliche Zweige): 213.702; Lutheraner (sämmtliche Zweige): 98,040; Presbyterianer: 48,899; Congregationalisten: 16,377; Episcopalen (Protestanten und Reformierte): 20,524. Nach den obigen Zahlen wurden im Durchschnitt täglich 2,986 Personen der Kirche zugethan und 23 Kirchen errichtet. Also etwa 22 Millionen, beinahe ein Drittel der gesammten Bevölkerung, hält zur Kirche.“

Nach dieser Statistik hätten wir im vergangenen Jahre um 35,000 Kirchenglieder, 175 Gemeinden und 105 Pastoren zugenommen. Da indes die Distriktsprotokolle mit der Statistik für 1890 noch nicht erschienen sind, so ist noch nicht möglich zu beweisen, daß der „Independent“ Recht hat; und wenn sie einmal erschienen sind, wirds am Ende auch nicht möglich sein, denn die so riesige Zunahme erklärt sich einfach daraus, daß die Zahlen für 1889 bei Gemeinden und Pastoren viel zu niedrig angesetzt sind, während die Ziffern für 1890 mit den Angaben unseres Kalenders so ziemlich stimmen.

Der Streit in der Evangelischen Gemeinschaft nimmt immer häßlichere Formen an. Daß zwei Prediger zu gleicher Zeit predigen wollen, daß der eine aber nicht anfangen kann, weil die andere Partei immerwährend fortsingt, oder daß zwei Parteien zu gleicher Zeit unter dem Kommando verschiedener Prediger verschiedene Lieder singen, daß ein Prediger unter Bedeckung seiner Anhänger mit Gewalt auf die Kanzel gebracht wird, auf der sich der andere bereits befindet, daß man sich mit allerlei Mitteln in den Besitz der streitigen Kirchen zu setzen versucht, das sind alles Dinge, die dieser Streit im Gefolge hat und die mehr Ärgernis anrichten, als die beiden Bischöfe je wieder gut machen können. Hätten allerdings die Gemeinden der Evangelischen Gemeinschaft über ihr Eigentum frei zu verfügen, könnten sie ihre Prediger wählen, dann könnte der Streit wenigstens nicht in diesen Formen verlaufen und Advokaten und Gerichte hätten viel weniger in diesem Streit zu thun. Wie er enden wird, läßt sich aber noch keineswegs sagen, denn die einzelnen Fälle werden eben von den verschiedenen Richtern verschieden beurteilt, und so wird des Prozessierens kein Ende. In Forreston, Ill., haben die Anhänger Eschers zunächst vor Gericht den Sieg davon getragen, indem der Richter, auf ihre Klage hin, dem Prediger der Gegenpartei einen Einhaltsbefehl zugehen ließ. So stehen die Entscheidungen im Falle von Naperville und in dem obengenannten in direktem Widerspruch, denn beide Male handelte es sich darum, ob Bischof Escher das Recht habe, die Gemeinde zu besetzen oder nicht.

Unter solchen Umständen kann es natürlich nicht ausbleiben, daß manches, was der Form nach Gottesdienst oder Gemeindeversammlung ist, nicht der Erbaunng und der Ordnung dient, sondern zum Niederreißen und zur Ordnungslosigkeit beiträgt und nach Kräften dazu verwendet wird.

Das Traurigste an der ganzen Sache ist, daß es sich in dem ganzen Streit um persönliche Angelegenheiten handelt, für welche in den Gemeinden eigentlich wenig Ver-

ständnis ist, weil bei einer Gemeinde, so lange sie sich noch als christliche Gemeinde und nicht als Teil einer Partei fühlt, für derartige persönliche Streitigkeiten in den obern Regionen nur ein sekundäres Interesse vorhanden ist. Man sieht das am besten am Verhalten einer Gemeinde, deren Trustees unter dem Einfluß eines Anhängers von Escher beschlossen, sich von der Platte-River-Konferenz zu trennen und keinen Prediger zu unterstützen, der mit Dubs und Hartzler übereinstimme. Als der vorstehende Älteste zwei Wochen später eine Gemeindeversammlung hielt, wurde der Beschluß gefaßt, daß man in der Platte-River-Konferenz verbleiben und von den Predigern derselben bedient sein wolle. Wäre in der Gemeinde wirklich ein lebendiges Interesse für die Sache gewesen, so hätte man gleich besser gewußt, was man wollte, so hat aber die ganze Angelegenheit nur so viel Bedeutung als sie durch die Folgen der Agitation erhält. Je länger diese natürlich dauert, desto mehr wird das christliche Gemeindebewußtsein geschädigt und das kirchliche Parteibewußtsein in den Gemeinden gekräftigt. Ein solcher Zustand ist aber weder für die Gemeinden noch für die Kirchen von Segen.

Die Bischöfe entwickeln allerdings ein sehr starkes bischöfliches Bewußtsein. Bischof Baumann soll sogar in einem Fall den Anspruch gemacht haben, daß er über die „zeitlichen und geistlichen (temporal and spiritual)" Angelegenheiten der Kirche gesetzt sei. Das ist nun genau was der Papst und die römischen Bischöfe auch beanspruchen: eine unbegrenzte Machtbefugnis. Die Sache wäre nun nicht so schlimm, wenn die Evangelische Gemeinschaft ursprünglich eine bischöfliche Stiftung wäre, was sie aber weder nach ihrer ursprünglichen Geschichte noch nach ihrem Namen ist. Sie hat nicht einmal den Namen Kirche, sondern Gemeinschaft und es ist nicht zufällig, daß man sich diesen Namen beigelegt hat, und Albrecht ist nicht erst Bischof gewesen und hat dann erst eine Kirche gegründet und organisiert, sondern sein Amt ist ihm von der Gemeinschaft übertragen worden. Der Bischofsname und das Nachahmen bischöflicher Formen hat aber diesen bischöflichen Machtansprüchen einen Hintergrund gegeben, auf welchem sie als etwas anders erscheinen, als sie sind. Die Durchführung dieser bischöflichen Ansprüche würde die Evangelische Gemeinschaft aus einer freien und selbständigen Gemeinschaft in eine Art Hochkirche umwandeln, die ohne Bischöfe nicht selbständig und ihren Bischöfen gegenüber nicht frei wäre. Ob die Bischöfe das durchführen können, läßt sich nicht berechnen und würde ganz unmöglich erscheinen, wenn nicht der kirchliche Zeitgeist einen starken Zug in hochkirchlicher Richtung zeigte. So mag es aber vielleicht sein, daß möglicherweise die beiden Bischöfe an ihr Ziel gelangen, sicher ist es aber bis jetzt nicht. Man wird es eben abwarten müssen.

Die Kirchenpolitik in Preußen bewegt sich, obwohl Bismarck jetzt nicht mehr im Wege stehen kann, noch immer auf dem Gebiete der Betrachtungen, Wünsche, Klagen und Forderungen von Seiten der verschiedenen Parteien der Landeskirche. Gemeinsam ist unter allen diesen Wünschen der einer besseren praktischen Ausbildung der Predigtamtskandidaten, und der nach einer Dotation der Landeskirche; während sonst die Forderungen oft widersprechend sind. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß mit der Zeit auf diesem Gebiete vom Staate etwas erlangt werden wird. Nur daß die „Staatshülfe" einer christlichen Kirche meist nicht viel hilft; namentlich einer evangelischen Kirche, weil sie eben viel weniger ein politisches Institut ist und sein kann als die katholische Kirche es ist und sein will. Geschehen ist freilich bis jetzt noch nichts. Wie viel überhaupt geschehen kann, wird vielfach von dem Verhalten der nächsten Generalsynode der preußischen Landeskirche abhängen.

Wie wenig das Evangelium ohne Frucht bleibt, in welcher Weise es auch verkündigt wird, wenn es nur das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo ist, sieht man an folgendem Bericht über die evangelische Gemeinde in Gallneukirchen. „Vor fünfzehn Jahren war hier der Zweigverein des Gustav Adolf-Vereins versammelt und hatte sich damals gefreut, an diesem Orte eine kurz zuvor gegründete evangelische Gemeinde zu sehen (1871,) wo durch Martin Boos die Predigt von der Gerechtigkeit des Glaubens Viele zur seligmachenden Wahrheit geführt hatte, wo die Anhänger von Boos so standhaft und treu unter den langwierigen und harten Bedrückungen und Ver-

folgungen das Evangelium bekannt haben. Diesmal konnten die zum Jahresfest des Gustav Adolf-Vereins Anfang Juni reichlich versammelten Festgenossen Zeuge davon sein, welche Bedeutung die Gemeinde Gallneukirchen gewonnen. Sie ist der Herd der evangelischen Liebesthätigkeit geworden, die allen Diözesen Oesterreichs Hülfe bietet, das Diakonissenhaus mit mehreren Häusern für Kranke und Sieche, die Waisen-Rettungs- und Konfirmanden-Anstalt in Weikersdorf, die Niederlage christlicher Schriften — sie sind erst seit 1875 entstanden, als Zweige des Vereins für innere Mission, der seinen Sitz in Gallneukirchen hat. Und von da aus sind fruchtbare Anregungen ausgegangen zu solcher Liebesarbeit in anderen Kronländern, und der evangelische Diakonissenverein in Wien verdankt es Gallneukirchen, daß er sein Werk hat beginnen können.

Trotz der Bedeutung dieser Gemeinde befindet sich dieselbe bei mangelnder Unterstützung in großer Dürftigkeit und ist bisher leider vom Gustav Adolf-Verein nicht berücksichtigt worden. Die Kirchengemeinde und der Verein für innere Mission mit seinen Anstalten sind finanziell ganz von einander getrennt.

Nach dem Festbericht hat sich die Jahreseinnahme und die Zahl der Hülfsvereine des Gustav Adolf-Zweigvereines vermehrt. Eine zweite Feier war mit dem Jahresfest verbunden. Es konnte die Weihe eines Asyls für Kranke und Gesunde auf dem Linzerberg bei Gallneukirchen vollzogen werden, das zur Erinnerung an Martin Luther und an Martin Boos „Martinsstift" genannt wird. Es enthält Raum für 80—100 Kranke."

(D. E. Kztg.)

Aus Baden wird berichtet, daß dort, entgegen der sonstigen Regel, die römische Kirche aus den Mischehen keinen Gewinn, sondern Verlust hat. Die Zahl derselben ist von 11,775 im J. 1861 auf 20,412 im J. 1880 gestiegen. Unter den letzteren waren 10, 620 Mischehen zwischen kath. Männern und evang. Frauen und 9551 Mischehen zwischen evang. Männern und kath. Frauen, zusammen 20,171 gemischte Ehen zwischen Katholiken und Evangelischen. Davon waren 8683 Ehen kath. Väter und 7721 Ehen evang. Väter, zusammen 16,404 gemischte Ehen, mit Kindern gesegnet. Hätten nun die kath. Männer in gemischter Ehe die kath. Kindererziehung bestimmt, so müßte in diesen gemischten Ehen die letztere um 962 Fälle vor der evang. Kindererziehung vorwiegen. Das ist aber keineswegs der Fall. Von den 8683 kath. Vätern in gemischter Ehe haben nämlich nur 3808 katholische, dagegen 4340 evangelische und 435 gemischte Kindererziehung zugesichert. Von den 7721 kath. Müttern in Mischehen haben nur 2758 die kath. Erziehung ihrer Kinder bestimmt, 4533 haben evangelische und 430 gemischte Kindererziehung. Von den 16,404 Mischehen zwischen Katholiken und Evangelischen haben also nur 6666 kath. Kindererziehung, 8875 haben evangelische und 865 gemischte Kindererziehung. Somit hat die evang. Kindererziehung in den gemischten Ehen in Baden (nach dem Stande vom 1. Dezember 1890) einen Vorsprung von 2227 Familien, obgleich die Zahl der kath. Väter jene der evangelischen um 693 überwiegt. Der kath. Kirche in Baden gehen sonach durch die gemischten Ehen die Kinder aus 2169 Familien verloren.

In England meint man mancherorts, daß die Befürchtung, die anglikanische Kirche werde mit der Zeit römisch werden in demselben Maße an Grund verliere als die Übertritte englischer Kleriker zur römischen Kirche abnehmen. Nun sucht man aber nachzuweisen, daß eine Rückflut aus der römischen Kirche in die anglikanische stattfinde, da in den letzten 3 oder 4 Jahren etwa 25 Geistliche der römischen Kirche in die anglikanische übergetreten sind. Engländer sind diese Priester zum geringsten Teil, sie sind, wie sich aus ihren Namen schließen läßt, meist Irländer, Italiener, Franzosen und Deutsche. Die Sache wird sich aber in manchen Fällen sehr einfach erklären. Die Anglikaner brauchen um ihres Ritualismus willen nicht mehr wie früher römisch zu werden, denn der Ritualismus wird sich aus der anglikanischen Kirche nicht mehr verdrängen lassen. Ebenso scheint es aber auch wieder der Ritualismus zu sein, der die Übertritte der römischen Priester in die anglikanische Kirche erleichtert, denn sie finden dort alles wieder, was sie in der römischen Kirche hatten, mit Ausnahme der Unfehlbarkeit und des Jesuitenordens.

Alles, was dieses Übergehen zur anglikanischen Kirche oder die Verminderung der Übertritte der Ritualisten zur römischen Kirche zu bedeuten hat, ist das, daß der Unterschied zwischen der römischen auf der einen Seite und der anglikanischen Kirche auf der andern Seite geringer ist als je zuvor. Daß dies wirklich so ist, geht aus verschiedenen andern Anzeichen hervor. So äußerte sich der Titularbischof von Birmingham in einem Vortrag wie folgt: „Bischöfe und Laien (der englischen Staatskirche) sind emsig dabei beschäftigt, gerade diejenigen Artikel zu ignorieren oder zu verleugnen, welche aufgesetzt worden sind, als ihr ewiger Protest gegen die alte Religion. Dieselben Lehren, welche in den 39 Artikeln als thörichte Fabeln und gotteslästerliche Betrügereien gebrandmarkt werden, werden jetzt offen von Tausenden von Kanzeln der Staatskirche gelehrt und ebenso herzlich von ebenso viel volkreichen Gemeinden angenommen......Die Statue der gebenedeiten Jungfrau ist mit allen Ehren über dem Seitenportal der Westminsterabtei aufgestellt, und kürzlich ist sie unter der großen Kuppel von St. Paul inthronisiert worden. England ist halb bekehrt und wird vor Schluß des nächsten Jahrhunderts wirklich katholisch sein."

So schlimm ist es wohl noch nicht; daß aber der rechte Flügel der Hochkirche nach seinem letzten Ausbau durch die Ritualisten nur noch durch eine nominelle Scheidewand von Rom getrennt ist, geht aus einer Antwort der Church Times, die sie im Redaktions-Briefkasten giebt, hervor. Es heißt da:

„Das Opfer des Altars war jahrhundertelang der einzige öffentliche Kultusakt in der Christenheit. Damals wurde täglich vor Gott und Menschen das Brot gebrochen zur fortwährenden Erinnerung an das Opfer des Todes Christi. Die Liturgie, welche diesen Kultusakt enthielt, war von den Aposteln geformt und gebilligt und gründete sich auf den alten Dienst der jüdischen Opfer. Sogar die Namen derselben wurden in der Einteilung der Liturgie unter dem neuen Gesetz Christi beibehalten, nämlich das erinnernde (commemorative) „Sündopfer" oder der Kanon; das „Heilsopfer" oder die Kommunion und die Eucharistie oder das „Brand- (Ganz)- opfer" der Selbstdarbringung. Wie bei den Juden, so war auch bei den Christen der Genuß des Heilsopfers nicht öfter als dreimal im Jahre bei den großen Festen unbedingt erforderlich. Das Opfer zu andern Zeiten vor dem Herrn zu empfangen war eine freiwillige Darbringung; dagegen war es eine Verpflichtung, an der täglichen Darbringung des Sündopfers und der Selbsthingabe teilzunehmen und zwar vor allen Dingen am Tage des Herrn.........Von Anfang an war dieser Gottesdienst in der christlichen Kirche Gesetz; es war das Recht der Gläubigen, daran bekennend und danksagend teilzunehmen, ohne notwendigerweise sakramentlich zu genießen, außer bei drei Gelegenheiten.

Die Protestanten haben den Versuch gemacht, diesen alten Opfergottesdienst der apostolischen Zeiten abzuschaffen und dafür Gebetszusammenkünfte und Predigtversammlungen einzusetzen, und an die Stelle der mystischen Kommunion des Leibes Christi lassen sie ein gewöhnliches Liebesmahl treten.

Ferner hat die Kirche von allen, welche zu fasten vermögen, gefordert, den Leib des Herrn fastend zu genießen und zu diesem Zwecke wird die heil. Kommunion auch frühmorgens gespendet. Das Hochamt am Herrntage ist lediglich für Opferdienst und eucharistische Selbstdarbringung bestimmt......den Alten und Schwachen ist es gestattet, dabei zu kommunizieren; aber wenn gesunde, träge selbstsüchtige Leute mittags kommunizieren, der Ordnung der Kirche zum Trotz, so wird die Kommunion der Alten und Schwachen fast unmöglich gemacht. Eine großartige Singmesse mit Hymnen und Predigt erfordert fast zwei Stunden. Käme dazu eine Kommunion auch nur von 20 Personen, so würde die Länge der Feier unerträglich. Die Seele hat bei einem solchen Hochamt genug damit zu thun, zu bekennen, sich auf würdigere Kommunion zu bereiten, geistlich zu genießen, sich selbst zu opfern und spezielle Fürbitten darzubringen. Der Priester kommuniziert als Vertreter der Gemeinde; und wahrhaftig, jeder Christ sollte selbstlos genug sein, diesen ganzen Gottesdienst einzig und allein dem Preise und der Ehre Gottes zu widmen, ohne sich mit seinem privaten Verlangen noch zu den Wohl-

thaten, welche man durch die Kommunion empfängt, aufzudrängen. Dieses Verlangen sollte in der Frühmesse gestillt sein."

Es ist gewiß alles, was man an Dreistigkeit verlangen kann, wenn man Israeliten und Apostel zu Ritualisten macht. Diese sind indeß längst zu ihren Vätern versammelt und es wird ihnen nichts mehr schaden. Dagegen wird dem Romanismus nützen; denn es ist schwerlich anzunehmen, daß die große Masse der Leser des „Church Times" über die Formen des Gottesdienstes zur Zeit der Apostel besser unterrichtet ist als der Redakteur derselben, oder daß sie sich die Mühe nehmen wird, diese Dinge genauer zu studieren als er es gethan hat.

Schulnachrichten.

Lehrer Gustav Friedemann, Glied des Lehrervereins, hat einen Ruf als Lehrer an die Schule der evangl. Pauls-Gemeinde in Detroit, Mich., angenommen. Die durch Lehrer Friedemanns Resignation vakant gewordene Lehrerstelle an der evangl. Bethels-Gemeinde in Concordia, Mo., ist durch Lehrer Albert Althoff, der eine Reihe von Jahren nicht im Schulfach sondern anderweitig sich beschäftigte, besetzt worden. Wir freuen uns darüber und erwarten, daß Lehrer Althoff, als einer von den Gründern unseres Lehrervereins, sich nun wieder im Schulamte als am rechten Platze fühlend, im Segen wirken und beharren wird. — Die durch Lehrer H. P. Huneke's (Glied des Lehrervereins) Krankheit vakant gewordene II. Lehrerstelle an der evangl. Pauls-Gemeinde in St. Louis, Mo., ist durch Lehrer A. Schoppe, Glied des Lehrervereins, wieder besetzt worden.

Ueber den Verlauf des diesjährigen Deutschen Lehrertags, der in der Pfingstwoche in Berlin getagt hat, wird berichtet: „Auf dem Deutschen Lehrertage waren die meisten deutschen Lehrervereine, eine Lehrerschaft von gegen 60,000 Mitgl., vertreten. Als früher die „Allg. Deutschen Lehrerversammlungen" sich durch ihren Radikalismus zu sehr schwarz gebrannt hatten, kamen die „Lehrertage" auf, zunächst nur als Versammlungen der Delegierten der deutschen Lehrervereine. Man erwartete von einer solchen Delegiertenversammlung, gebildet aus den angesehensten Vertretern des Schulstandes, mehr Vernunft und Mäßigung als die Massen kundgaben, welche zu den allgemeinen Lehrerversammlungen zusammenzuströmen pflegten. Nach und nach aber hat sich auch an die Lehrertage viel Volks angehängt, und auf den heurigen scheint die Berliner Weltlust besonders eingewirkt zu haben. Gebetet wurde bei der Eröffnung nicht, aber doch gesungen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre," und zwar vom Sängerbund des Berliner Lehrervereins. Zum geselligen Teil des Vorabends gehörte u. a. die Aufführung einer Posse, wobei von 50 Narren geistvoll gesungen wurde: „Nun hört mal zu! Tarataching bum! 1, 2, 3, 4, ach wie ist es doch so schön, so viel Gäste hier zu sehn!" Berliner Lehrer sollen diese Narretei selber aufgeführt haben. Der Beifallssturm war großartig. Das Stück mußte da capo gegeben werden. Auch das zur Schlußfeier des Lehrertags aufgeführte Festspiel: „Des Pädagogen Traum," gedichtet von einem Lehrer und in Musik gesetzt ebenfalls von einem Lehrer, soll zwar mit großem Glanz gegeben worden sein, enthielt auch eine auf Christus und Christentum bezügliche schöne Stelle („denn wo sich deutsche Kraft und Christentum vereint, da zeigt sich ein Geschlecht, wie es der Himmel liebt" —) blieb aber dem Geist Christi durchaus fern und verherrlichte Diesterweg und Dittes. Nun, solches Theaterspiel ist eben Spiel, und die Kinder dieser Welt müssen doch auch ihre Freude haben. Wenn man uns aber sagt: hier Gebet und Gottes Wort, dort Theater und Possenspiel, — wo gehört der christliche Lehrer hin? so wissen wir, keiner unserer Freunde ist auch nur einen Augenblick um die Antwort verlegen.

Mit diesem Lehrertage war auch eine Diesterwegfeier verbunden; denn am 29. Oktober 1890 sind 100 Jahre verflossen, seit der bekannte freisinnige Pädagoge Diesterweg das Licht der Welt erblickte. Als Festredner für diesen Teil des Festes hatte man den radikalen Schulmann Dr. Dittes berufen, den einst die Österreicher zuerst

verhimmelt und hernach, als sie seiner satt waren, aus ihren Grenzen komplimentiert hatten. Dieser hielt denn nun auch eine wahre Brandrede. Er kämpfte mit Wucht gegen das Christentum der Kirchen und forderte das Christentum Christi. Was das eigentlich sei, sagte der Redner nicht; aber er pries auch das Christentum unserer großen Dichter, und so ist denn klar, daß er den Eindruck erwecken wollte, das Christentum Christi sei etwa das Christentum eines Schiller und Göthe. Da wir nicht annehmen können, Dittes sei so unwissend, daß er im Ernst zwischen Christus und der Religion der Klassiker nicht unterscheiden könne, so sind wir eher geneigt, den Hinweis auf das Christentum Christi für eine bloße Phrase zu halten, darauf berechnet, die Urteilsunfähigen glauben zu machen, in seinem Lager sei auch Religion und zwar Christentum und obendrein noch ein besseres als in den Kirchen. Wenn es nicht so ist, so möge uns Herr Dittes doch einmal sagen, worinnen er das Christentum Christi findet. — Im weiteren Verlauf seiner Rede beleidigte D. die Katholiken durch das Hereinziehen des Papstes und die preußische Regierung, indem er Preußen als das Land der schwärzesten Reaktion schilderte. Und dieser Rede wurde sowohl bei ihren „Kraftstellen" als auch beim Schluß donnernder Beifall der Versammlung gespendet. Freilich, die Führer sahen bald ein, daß der Festredner den Lehrertag blamiert habe vor allen denen, in denen noch eine konservative Ader pulsiert. Daher faßte die Delegiertenversammlung den Beschluß: „Da Herr Dr. Dittes in seinem Vortrage Auslassungen machte, welche geeignet waren, besonders katholische Kollegen zu verletzen, so erklärt die Delegiertenversammlung, daß sie diesen Auslassungen nicht zustimmen könne." Aber was kümmert diese Resolution, nicht aus Gründen der persönlichen Überzeugung, sondern aus Opportunität gefaßt, einen Dr. Dittes! Er ist des Beifalls der Lehrermassen sicher, und wenn ihm das nicht aus dem Jubel, der ihn in Berlin umbrauste, klar geworden ist, so hat er es in Leipzig erfahren können, wo man ihn wenige Tage hernach in einer Lehrerversammlung als „der deutschen Lehrer Edelstein" feierte. Auch auf die nachträglichen Proteste mancher Lehrervereine, die beim Lehrertag vertreten waren, geben wir, so sehr wir sie für notwendig halten, nicht viel. Der Same ist ausgestreut, der Boden günstig, die Frucht wird nicht fehlen.

Daß auf dem Lehrertag auch manches praktische und gute Wort gesprochen worden, wollen wir nicht in Abrede ziehen. Aber der herrschende Geist war und blieb der ausgesprochene Weltgeist, und der wird endlich, wir wissen es, beim ausgesprochenen Antichristentum ankommen. Charakteristisch sind noch einige Begrüßungsworte, die von auswärts an den Lehrertag kamen. Das „Berliner Tageblatt" wünschte:

„Eins, zwei, drei,*) Die Schule bleibe frei
Von Muckern und Pedanten und andern Obskuranten!"

Die Mannheimer hatten ein Begrüßungstelegramm gesandt mit dem Inhalt: „Nur keine Rückwärtserei und kein Bonzentum." Dieses Telegramm wurde von den Tausenden des Lehrertags mit brausendem Jubel aufgenommen. Was soll aber der Ausdruck: „kein Bonzentum?" Bonzen heißt man bekanntlich die Priester des Buddha. Soll die Abweisung des Bonzentums eine Abweisung der geistlichen Schulaufseher sein, so ist der Ausdruck eine Unverschämtheit. Oder soll etwa gesagt sein, daß man gewisse Persönlichkeiten unter den Lehrern selbst, die mit Priestern oder Bonzen irgend welche Ähnlichkeit haben, nicht aufkommen lassen soll? Jedenfalls war das Wort der Träger eines dämonischen Feuers, das in Tausenden zündete.

Dies die neuesten Zeichen unserer Zeit. Wir haben sie hier besprochen, um jeden, der noch schwankt, um jeden, der noch mit dem Geist der Zeit, der sich in solchen Zeichen offenbart, liebäugelt, aufs ernstlichste vor die Frage zu stellen: „Wo willst du hin?" — Wir aber wollen tausendmal lieber als „Mucker," „Obskuranten" und „Bonzen" mit dem Herrn Christo und seinem Volke Schmach leiden, als durch Mitthun und Mitlaufen mit dem großen Haufen unser ewiges Erbteil verscherzen oder gar uns jenen Mühlstein an den Hals ziehen, von welchem Matth. 18, 6 die Rede ist."

*) Es scheint Mode zu werden, die Sekunden der Gedankenleere mit Zählen auszufüllen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. October 1890. Nro. 10.

Etliches über die evangelische Predigt.

Von P. M. Habecker.

(Schluß.)

Ohne bei der Textanwendung noch weiter auf die von der Schule aufgestellten Arten der Anwendung (mystische und allegorische) einzugehen, wende ich mich zur Form der Predigt.

Die älteste Predigt war freie Rede. Veranlaßt durch die Bedürfnisse des Augenblicks, war ihr die kunstvolle und künstliche Präparation unsrer Tage eine terra incognita. Mit der Entwicklung des christlichen Kultus bildeten sich jedoch auch bestimmte Predigtformen. Die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche zeitigten die sog. Homilie. Bei ihr ist der einheitliche Gesichtspunkt unter welchem der Text behandelt werden soll, derart erweitert und begrenzt, daß dem Texte, in seinen einzelnen Teilen, volle Gerechtigkeit widerfahren kann. Das Charakteristische der Homilie besteht demnach in einer ungezwungenen Entwickelung des Textinhaltes und weil sie die despotische Herrschaft des Thema's verwirft, vermag sie den Gedankengang der Ausführung, der Reihenfolge des Textes unterzuordnen. Sie wird somit zur textualen Predigt. — Obwohl beliebt bis in die Reformationszeit hinein, ist sie in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr von der Bildfläche verschwunden. Man ist in dieser Zeit vielfach bemüht gewesen, ihren Wert zu schmälern und sie auf alle mögliche Weise gering zu achten. Auch in der Gegenwart begegnet man häufig der Ansicht, eine Homilie sei eigentlich nur ein „mixtum compositum" von Gedankenspänen, das einer im Schweiß seines Angesichts, — den Text Buchstaben für Buchstaben traktierend — gezeitigt habe. Harms sagt von ihr: „Sie macht voll aber nicht satt, man hört mancherlei, dann und wann etwas Interessantes, eine neue Auslegung, eine zugepaßte Allegorie &c. aber es ist kein Ziel darin, kein gewiesener Weg, — keine Rede, die etwas Bestimmtes erreicht." Dagegen ist folgendes zu sagen: Wenn der leere Magen durch Speise gefüllt i. e. voll worden ist, so pflegt bei normalem Zustande, mit solcher Füllung, die Stillung des Hungers i. e. die Sättigung Hand in Hand zu gehen; — wie im Leiblichen, so auch im Geistlichen. Wenn man in der Homilie allerlei hört, so ist ihr durch diesen Vorwurf doch das Zeugnis ausgestellt, daß das Allerlei kein Einerlei, kein monotoner Singsang ist, der zum Schlafmittel gereichen könnte. Da das Allerlei zudem im Text

gegeben sein muß, so fällt dieser Vorwurf so wie so in sich selbst zusammen. Auch kein Ziel, keinen Weg soll die Homilie haben; wie, geht Gottes Wort nicht bestimmte Wege, verfolgt es nicht bestimmte Ziele, — ist, wie Palmer es z. B. anführt, „die klare Erkenntnis der Textgedanken nicht schon etwas sehr bestimmtes?"—Übrigens gräbt Harms seiner Kritik selbst das Grab, indem er sagt: „Freilich, wenn eine gute Homilie und eine gute (thematische) Predigt sollten gegen einander gehalten werden, das müßte ich mir verbitten."— Schließlich erlaube ich mir noch den Wert der Homilie, durch die gewichtigen Worte zweier Gottesmänner zu belegen. Tholuck sagt: „Die freiere Homilie, wie Chrysostomus sie behandelt hat, ist die Form, welche meinem Bedürfnis als Prediger am meisten zusagt, und bei welcher ich auch, wie ich meine, am besten Frucht zu schaffen vermag." Stier sagt: „Die Homilie bleibt entscheidend gegen alles, was man sagen möge, die der Natur der Sache und Bedeutung des Predigtamtes angemessenste Predigtform. Erst als ein Element heidnischer Rhetorik sich mit dem Urchristentum verband, entfernte sich die Predigt mehr vom kunstlos erbaulichen Sprechen über das biblische Wort. Je biblischer im Inhalt und in der Salbung des Geistes jemand predigt, desto mehr wird er sich noch heutzutage, sogar wenn er eine rhetorische Natur mitgebracht hat, unwillkürlich der Homilie nähern, (hierzu könnte man als Beispiel aus der Gegenwart den kürzlich heimgegangenen Gerok nennen) dagegen je ungläubiger an Bibelwahrheit, je unbiblischer in Denk- und Lehrweise jetzt ein Prediger ist, desto mehr wird er den Homilien aus dem Wege gehen." (cfr. Predigtlitteratur aus der Zeit des Rationalismus.)

Neben die textuale Predigt stellte sich im Lauf der Zeit die thematische Predigtform. Sie ist regierende Königin der Neuzeit. Bei ihr nimmt das Thema eine dominierende Stellung ein und zwar so, daß es, durch seine enge und scharfe Begrenzung, auch die einzelnen Teile streng in ihrer Ausdehnung überwacht. Dieser Predigtform ist überall da volle Achtung und ihr gutes Recht einzuräumen, wo es ihr, nach den von ihr betonten logischen, rhetorischen und künstlerischen Gesetzen, gelingt, dem, was die Texttreue verlangt, gerecht zu werden. Mit Glück mag sie besonders bei kurzen Texten ihre Anwendung finden. Auch da, wo es gilt, einzelne, bestimmte Wahrheiten vor andern aus dem Texte hervorzuheben, oder den Charakter eines Tages, eines Festes, einer Handlung in's rechte Licht zu stellen, mag ihre Handhabung mit viel Erfolg geschehen.—Auch sie erstrebt Innehaltung der Gedankenfolge des Textes und die damit zusammenhängende Texttreue, nur muß dabei gesagt werden, daß ihr das nicht sehr oft gelingt. Dem scharf markierten Thema zu Liebe ist es bei ihr wohl die Regel, daß ganze Teile des Textes spurlos verschwinden;—sie können nicht berücksichtigt werden, Thema und Disposition erlauben es nicht.—Inwiefern überhaupt der Kunst eine größere Machtstellung als dem im Text gegebenen Worte Gottes eingeräumt werden darf, ist mir nicht klar.

Als Ausnahme mag es gelten, als Regel nicht. Wenn Palmer der thematischen Predigt für die Hauptgottesdienste das Wort redet, der textualen

Predigt dagegen eine Gelegenheit einräumt, „wenn die Feier, der die Predigt dient, einen niederen Rang einnimmt, also auch einen weniger künstlerischen Charakter erheischt, wie bei Abendpredigten und in Wochengottesdiensten, wo das Häuflein der Zuhörer weit eher einen vertraulichen Homilienton bedingt und eine in voller Uniform auftretende Predigt in diesem Falle unangemessen nennt"—so kann ich mich mit diesen seinen Ausführungen nicht befreunden. Volle Uniformen legen die Soldaten bei Paraden an um damit zu glänzen. Hier aber sollen Schlachten geschlagen und unsterbliche Seelen für's Reich der Herrlichkeit gewonnen werden. Ist es einem Diener am Wort gegeben, dies allezeit in der Paradeuniform i. e. nach allen Regeln der Logik, Rhetorik und Kunst zu thun, so ist das ja sehr gut und gewiß, als eine Gabe seines Schöpfers, für ihn viel Dankes wert; hat er dagegen diese Gabe nicht, dann lasse er lieber die Paradeuniform zuhause und sehe zu, wie er, wenn auch in geringerer, weniger glänzender Garnitur, dennoch ein guter Streiter seines HErrn und Meisters sei.

Summa: Textuale und thematische Predigt, beide bestehen zu Recht. Da erstere Texttreue rc. eher ermöglicht, so dürfte sie mehr zu empfehlen sein und größere Anwendung finden, als dies gewöhnlich der Fall ist.

Hiermit vorderhand abbrechend, erlaube ich mir noch zum Schluß auf eine Broschüre aufmerksam zu machen, deren Studium für mich sehr segensreich geworden ist. Ihr Titel ist: „Die Vorbereitung der Predigt" praktisch-theol. Studie von C. F. Th. Schuster.

Die christliche Taufe.

Referat von P. W. Beck.

Der Mensch, wie er in diese Welt herein geboren wird, ist ein Sünder. Wenn er sich selbst überlassen bliebe, würde er sich abwärts entwickeln und ginge verloren. Gott aber will nicht, daß jemand verloren gehe. Darum sandte er seinen eingeborenen Sohn in die Welt, der die Erlösung von der Gewalt und Macht und Herrschaft des Teufels, des Todes und der Sünde vollbrachte. Den Segen derselben hat Gott in die Gnadenmittel, in Wort und Sakrament, gelegt. Mit diesen Mitteln wird er uns dargereicht und geschenkt. Eins dieser Mittel ist die Taufe. Von ihr soll in vorliegender Arbeit die Rede sein. Fünf Thesen liegen ihr zu Grunde, worin sie ihre Zusammenfassung findet.

These 1. Die Taufe in den Namen, d. i. in das Wesen des dreieinigen Gottes ist ein Sakrament, in welchem eine innige Hingebung des dreieinigen Gottes an den Menschen stattfindet, oder Grund zu einem neuen geistigen Wesen gelegt wird.

Es geht dabei sehr geheimnisvoll zu. Das natürliche Auge sieht nichts davon. Die verborgene Tiefe des Herzens ist der Ort, an dem Gott seine Arbeit thut. An das Geheimnisvolle derselben erinnert schon das Wort, mit dem die Taufe bezeichnet wird.

Drei Stücke muß ein Sakrament haben, wenn es das sein soll, was es bedeutet.

Es muß von Christo selbst gestiftet sein; es muß sichtbare Zeichen und Mittel haben; es muß ein Gnadengut sein.

Die Taufe ist von Christo selbst gestiftet; sie hat ein sichtbares Zeichen und Mittel; sie ist ein Gnadengut.

Ehe der Herr Christus gen Himmel fuhr, hat er die Taufe gestiftet. Da setzte er das Predigtamt ein und gab seinen Jüngern den Befehl, die Völker, d. h. große und kleine, alte und junge Menschen, Kinder und Greise jeglichen Geschlechtes, zu taufen in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Das sichtbare Zeichen, das Mittel, welches dabei angewandt werden soll, hat der Herr bei der Einsetzung des Predigtamtes und der Taufe nicht genannt; nur das Wort „taufen" zeigt an, daß eine Flüssigkeit dazu gehört. Welche Flüssigkeit aber dazu gehöre, geht deutlich aus Joh. 3, 5 hervor, da der Herr Jesus mit Nikodemus von der Wiedergeburt redend, sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß Jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen."

Von der Art und Weise der Taufe, und von der Menge des Wassers, sagt der Herr nichts, wie er auch in Bezug auf das Alter der zu Taufenden nichts sagt. Es genügt ihm, daß mit Wasser getauft werde in den Namen des dreieinigen Gottes. Das Wasser ist da die Hilfssache; der Name des dreieinigen Gottes ist die Hauptsache, der Kern, das Herz, die Seele der Taufe. Bei einer vollzogenen Taufe wird von Gott dem Getauften aus Gnaden ein Gut geschenkt.

Das Gnadengut der Taufe ist das neue Leben, der neue Mensch, das neue Ich, Christus selbst und sein Verdienst. Durch dieses Gnadengut wird der getaufte Mensch in eine enge Beziehung gesetzt zu Gott dem Vater, Gott dem Sohne und Gott dem heiligen Geiste.

Durch die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des Vaters, als der ersten Person der heiligen Dreieinigkeit, überkommt der Mensch Anteil an Gott dem Vater, und wird von ihm in seine Gemeinschaft aufgenommen.

Durch die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des Sohnes, als der zweiten Person der heiligen Dreieinigkeit, überkommt der Mensch Anteil an Gott dem Sohne, und wird von ihm in seine Gemeinschaft aufgenommen.

Durch die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des heiligen Geistes, als der dritten Person der heiligen Dreieinigkeit, überkommt der Mensch Anteil an Gott dem heiligen Geiste, und wird von ihm in seine Gemeinschaft aufgenommen.

Das ist es, was die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes besagen will.

Gott der Vater ist dem in seinen Namen, in sein Wesen Getauften

ein ewiger und allmächtiger Gott und Vater; liebt ihn als sein Kind, thut ihm wohl als seinem Kinde; gewährt ihm allezeit einen offenen und freien Zutritt zu seinem Vaterherzen, breitet schützend und segnend seine Hände über ihm aus, hält Tag und Nacht über ihm sein Auge offen; sendet ihm seine heiligen Engel zum Schutze; nimmt ihn endlich in sein himmlisches Vaterhaus auf und macht ihn zum Erben aller seiner himmlischen Güter.

Gott der Sohn ist dem in seinen Namen, in sein Wesen Getauften Heiland und Erlöser von der Machtherrschaft der Finsternis; giebt ihm Anteil an der Frucht und dem Segen seines Lebens, Leidens, Sterbens und seiner Auferstehung; schenkt ihm also Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, und kleidet ihn mit dem Kleide seiner Gerechtigkeit, weshalb auch der Apostel sagen kann: „Wie viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen." (Gal. 3, 37.)

Gott der heilige Geist kehrt ein in das Herz des in seinen Namen, in sein Wesen Getauften und macht Wohnung darin; schafft, als ein Geist des Lebens und der Heiligung, neues heiliges Leben in ihm; stärkt ihn, als ein Geist der Kraft und der Stärke, zu allem Guten; leitet ihn, als ein Geist der Wahrheit, auf richtigem Wege; schenkt ihm, als ein Geist des Trostes und des Friedens, den Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft.

Aus allem dem geht nun hervor, daß der in den Namen, in das Wesen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getaufte Mensch ein Kind und Erbe Gottes des Vaters, ein Erlöster Jesu Christi und ein Tempel des heiligen Geistes ist. Er ist dem Anfange nach wiedergeboren, von neuem geboren, aus Gott geboren, Geist vom Geiste geboren.

Der Anfang der Wiedergeburt des Menschen tritt also in und mit der Taufe in den Namen, in das Wesen des dreieinigen Gottes ein. Das ist entschiedene Schriftlehre, eine Lehre, die Gott, dem Lebendigen und Urquell alles Lebens, allein die Ehre giebt. Denn alles Leben, das leibliche und das geistliche, giebt Gott allein ohne alles eigene Zuthun. Jedes ist eine Gabe Gottes. Keines kann der Mensch sich selber geben.

Wie Gott dem Menschen auf dem von ihm geordneten Wege der natürlichen Zeugung und Geburt das natürliche Leben giebt, so giebt er ihm auch auf dem von ihm geordneten Wege des gläubigen Gebrauchs der Gnadenmittel, so durch die auf seinen Befehl, in seinen Namen vollzogene Taufe, durch das Wasserbad im Worte, dem Anfange nach das geistliche Leben. Gott legt da den Grund zu einem neuen geistigen Wesen.

These 2. Durch die Hingabe Gottes an den Menschen und Legung des Grundes zu einem neuen geistigen Wesen wird der Mensch in die Geschlechtslinie des zweiten Adams gebracht, und hat somit Anteil an dem ganzen und vollen Segen der Erlösung.

Der in das natürliche Leben Geborene, steht in der Geschlechtslinie des ersten Adam, der in das geistliche Leben Geborene, steht in der Geschlechtslinie des zweiten Adam. Es ist ihm ja, nach Gottes Barmherzigkeit, eine Erretung

widerfahren von der Obrigkeit der Finsternis. Weil er in Christo ist, hat der Fürst dieser Welt nichts von ihm, darf ihn nicht vergewaltigen.

Die durch Jesum Christum geschehene Erlösung von Ungerechtigkeit, die sich über alle Menschen erstreckt, weil durch ihn und um seinetwillen die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen ist, wird ihm in der Taufe in den Namen des dreieinigen Gottes zugewendet und übertragen. Er wird für seine Person in den Segen der Erlösung hineingestellt, hineinversetzt. Deshalb hat er auch Vergebung der Sünden. Er ist gerechtfertigt von der Sünde.

So bringt auch Paulus die Rechtfertigung mit der Taufe in Verbindung, wo er von der Taufe, dem Bade der Wiedergeburt redend, sagt: „Als aber die Gütigkeit und die Menschenliebe Gottes, unseres Heilandes, erschienen, hat er, nicht aus den Werken in Gerechtigkeit, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit uns selig gemacht, durch das Bad der Wiedergeburt und Erneurung des heiligen Geistes, welchen er reichlich über uns ausgegossen durch Jesum Christum, unsern Heiland; damit wir, durch seine Gnade gerecht gesprochen, der Hoffnung nach Erben des ewigen Lebens würden." (Tit. 3 4—7.)

Da denkt und setzt der Apostel die Rechtfertigung als gleichzeitig mit dem Bade der Wiedergeburt eingetreten. Beides ist eine That und Gabe Gottes. Und in Bezug darauf sagt der Apostel dem Titus, daß der Bischof solches fest lehren, d. h. kräftig bezeugen soll, weil das den Menschen gut und nütze ist. Tit. 3, 8. Der getaufte Mensch soll des Segens seiner Taufe, der Rechtfertigung, der Vergebung seiner Sünden, der Gnade Jesu Christi, durch die er gerecht geworden, recht gewiß werden, und recht gewiß sein, damit er in den Stunden der Anfechtung und des Zweifels etwas Festes habe, an das er sich halten kann; daß er sichs immer und immer in's Gedächtnis rufen und allen Feinden seiner Seele zum Trotz sagen kann, was Gottes Gnade schon in der Taufe an ihm gethan hat; daß er sich halten kann an das Wort: „Ihr seid abgewaschen. Ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu." (1 Kor. 6, 11.)

These 3. Das Mittel, durch welches der Segen der Erlösung und die Gnade, die uns Gott in der Taufe schenkt, ergriffen und unser freies persönliches Eigentum wird, ist der Glaube und zwar der Glaube an die Taufe.

Zu dem, was Gott in Christo für uns gethan und das er uns in der Taufe zugewendet und übertragen hat, müssen wir uns bekennen und zwar nicht blos mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen, dem ganzen Menschen.

So lange das nicht geschehen ist, ist das, was Gott in Christo für uns gethan und uns in der Taufe zugewendet und übertragen hat, noch nicht unser innerstes Eigentum.

Das wird es erst durch das gläubige Ergreifen desselben, durch das Eintreten in unsere Gotteskindschaft. Wer das nicht thut, lernt nicht im

Herzen erfahren was Rechtfertigung, was Vergebung der Sünden, was Gotteskindschaft ist. Er macht sich ja den Segen der Taufe nicht zu eigen; er macht vielmehr aus dem Verdienst Jesu Christi und der ihm in der Taufe widerfahrenen Gnade der Rechtfertigung ein Ruhepolster für seine Sünden. In einem solchen muß der neue Mensch, das neue Leben, das neue Ich verkümmern und ersterben. Er ist deshalb auch nicht selig und kann unmöglich das ewige Leben erlangen. Der Herr sagt: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." Der Glaube muß also zur Taufe hinzu kommen, und zwar der Glaube an die Taufe, an das, was Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist dem Getauften ist, sein will und giebt. Da muß es bei dem Getauften heißen: Ich glaube, daß ich durch die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des Vaters ein Kind und Erbe Gottes des Vaters bin.

Ich glaube, daß ich durch die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des Sohnes ein Erlöster Jesu Christi bin.

Ich glaube, daß ich durch die Taufe in den Namen, in das Wesen Gottes des heiligen Geistes ein Tempel des heiligen Geistes wurde.

Ich glaube, daß ich durch solche Taufe alles das, was Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist zum Heile des Sünders ist, sein will und giebt, **mir** ist, **mir** sein will und **mir** giebt.

Durch den Glauben treten wir in unsere Gotteskindschaft ein, richten das rechtfertigende Urteil Gottes auf unser Herz, machen es zu unserem Eigentum, und so ist es der Glaube, der uns zur Gerechtigkeit gerechnet wird. Durch ihn wird unser Herz gereinigt, geheiligt, erneuert. Da kommt uns die Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes und unseres Heilandes zum lebendigen Bewußtsein.

Am Glauben liegt unsererseits Alles. Wer nicht durch den Glauben den Taufsegen, die Taufgnade ergreift und zu seinem persönlichen Eigentum macht, der wird verdammt, gerade so, wie der ungetaufte Mensch, der die Taufe verachtet.

These 4. Der Glaube an die Taufe kann derselben vorangehen, er kann ihr aber auch folgen. Im Glauben muß der Getaufte stehen bis an das Ende seines zeitlichen Lebens.

Wenn der erwachsene Mensch zur lebendigen Erkenntnis seines Sündenelendes und seines verlorenen Zustandes gelangt; wenn Gottes Wort, speciell die Predigt des Wortes Gottes, aus der ja der Glaube kommt, zu seinem Herzen spricht und von demselben aufgenommen wird; wenn ihm der Reichtum der Barmherzigkeit und der heilsamen Gnade Gottes vor die Augen gemalt wird und er ein lebendiges Bedürfnis nach dieser Gnade hat; wenn er glaubt, daß er Frieden seiner Seele erlange, wenn er die Taufe empfange und nach der Taufe verlangt: dann geht der Glaube an die Taufe der Taufe voran. Gott hat da den Glauben an die Taufe gewirkt durch die Predigt des Wortes. Durch dasselbe Wort empfängt der Glaube fortwährend sein Öl, daß er brenne, bis der Herr kommt. Denn durch das Wort

redet Gott, sein Vater, zu dem Getauften, zu dem er, als Kind, vertrauensvoll aufschauen darf, und immer und immer an ihm einen Vater findet, wie das Gleichnis vom verlorenen Sohne zeigt.

Durch das Wort vernimmt er die Stimme des Heilandes, aus dessen Fülle er immer nehmen darf Gnade um Gnade, und der ihn tröstlich versichert: „Niemand soll dich aus meiner Hand reißen."

Durch das Wort lehrt ihn der Geist der Kindschaft rufen: „Abba, lieber Vater!" und befähigt ihn im Glauben zu beharren bis an's Ende, wo dann der Glaube zum Schauen wird.

Bei dem unmündigen Kinde, dessen Herz auch nach der Gnade verlangt, die Gott in der Taufe schenkt, folgt der selbstbewußte Glaube auf die Taufe. Die Kirche aber muß da ihrer Verbindlichkeit, dem getauften Kinde gegenüber, nachkommen. Sie, als Mutter, hat dafür zu sorgen, daß das ihr vom Herrn geschenkte Kind, wenn es zu Verstand und Jahren kommt, erzogen werde in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Die Erziehung muß eine Tauferziehung sein, d. h. eine Erziehung, deren Ausgangspunkt die Taufe ist, und die wieder zur Taufe zurückkehrt. Eine solche Erziehung aber ist uns möglich, wenn die Erzieher selber in der Zucht des Geistes Gottes stehen, und Gottes Wort Regel und Richtschnur ihres Glaubens und Lebens sein lassen. Da kommt man dann auch dem Befehl des Herrn: „Lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe," nach. Man giebt dem Kinde Gelegenheit, Gottes Wort so gründlich als möglich zu lernen, und veranschaulicht ihm das, was Gottes Wort bezüglich des guten Verhaltens des Menschen sagt und fordert, durch einen gebetsvollen und heiligen Wandel. Bei solcher theoretischen und praktischen Erziehungsweise kann das Kind zum Bewußtsein seines himmlischen Adels gelangen, so das es von ganzem Herzen seinen Gott und Heiland liebt, und zum vollen selbstbewußten Glauben kommt und darin steht.

So folgt bei dem getauften Kinde der selbstbewußte Glaube an die Taufe auf die Taufe.

These 5. Der im Glauben an die Taufe Stehende erkennt es als seine Pflicht, täglich den alten Menschen abzulegen und den neuen Menschen anzuziehen.

Der getaufte Mensch ist gleichsam ein Doppelmensch, oder ein Mensch von zwei Naturen; er hat einen alten Menschen und einen neuen Menschen.

Der alte Mensch, das sündige Ich, heißt auch der alte Adam. Darunter versteht man die von Adam her uns angeborene und angeerbte Sündenlust, die uns täglich zur Sünde verlockende, ungläubige, gehässige, neidische, zornige, zänkische, hochmütige, wollüstige, verzagte und kriechende Natur.

Der neue Mensch, das neue Ich, ist Christus in uns, infolgedessen der Mensch einen gläubigen, fröhlichen, seligen, demütigen, in heiliger Liebe brennenden, zur Selbstverleugnung und zum Tragen des Kreuzes Christi und zur Hingabe des eigenen Lebens an den Herrn bereiten Sinn hat.

Der alte Mensch heißt auch das Fleisch, welches vom Fleische geboren ist. Der neue Mensch heißt auch der Geist, welcher vom Geiste geboren ist.

Diese beiden Naturen liegen in immerwährendem Streit mit einander. „Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch." (Gal. 5, 7.)

Das Fleisch, der alte Mensch, der in der Taufe den Todesstoß erhalten hat, soll sterben, aber er will nicht sterben; der Geist, der neue Mensch, den die Taufe geschaffen, möchte leben, wachsen, aus dem Kindesalter heraus sich entwickeln und zur Mannesreife in Christo gelangen. Daher besteht jetzt die Lebensarbeit des getauften Menschen darin, dafür zu sorgen, daß sein religiöses und sittliches Verhalten ein solches sei, wie es sein soll, damit der alte Mensch immer mehr und immer völliger mit seinen Werken ausgezogen werde, und der neue Mensch immer mehr und immer völliger erneuert werde in das Bild Gottes, oder verkläret werde in das Bild Christi.

Als Mittel dazu dient das Gebet, das Wort Gottes und das heilige Abendmahl, sowie die Gemeinschaft der Heiligen.

Wenn sich im Herzen des im Glauben an die Taufe stehenden Zweifel an Gottes Wort, an die Verheißungen Gottes regen; wenn er mit Anfechtungen bezüglich seines Gnadenstandes geplagt wird; wenn in seinem Herzen Haß, Neid, Zorn, Zanklust, Hochmut, Fleischeslust, Augenlust, Hoffart des Lebens, Verzagtheit und drgl. sich regen: dann sagt er das im Gebet seinem Gott. Da nennt er speciell die Sünde im Gebet, zu welcher er besonders versucht wird und bittet um Sieg, und — der da gesagt hat: „Bittet, so wird euch gegeben," hilft ihm zum Sieg über das Fleisch, über den alten Menschen, über dessen schädliche und verderbliche Regungen und Triebe.

Ein verzehrendes Feuer im besonderen Sinne des Wortes ist dem alten Menschen das Wort Gottes.

„Es ist lebendig und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert und durchdringet bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens." In diesem Worte giebt es Stellen, die besonders geeignet sind dem alten Menschen den Tod anzuthun, die er darum auch nicht gerne liest, hört lernt, bewahrt, eben darum weil sie ihm weh thun, ihn töten wollen. — Das sind besonders die Stellen in der Bibel, die den fordernden Willen Gottes enthalten, und die Stellen, die Gottes heiligen Zorn und sein gerechtes Mißfallen über die Sünde und das gottlose Wesen der Menschen ausdrücken. Solche Stellen, solches Wort Gottes nimmt derjenige zu Herzen, der im Glauben an die Taufe steht, er läßt sich von ihm sagen, leistet ihm den ihm schuldigen Gehorsam, und so bewährt sich an ihm das Wort: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Ein anderes Mittel zur Tötung des alten Menschen ist das heilige Abendmahl. Der gläubige und oftmalige Genuß desselben bringt reichen Segen für das Herz. Es ist ja eine Lebensspeise und enthält Heiligungskräfte. Dazu nötigt es den Menschen zur Selbstprüfung; nötigt ihn das Unrecht, dessen er sich gegen Gott und Menschen schuldig gemacht hat, anzuerkennen und bei dem, gegen den er gesündigt, Vergebung seiner Sünde zu suchen; nötigt ihn mit dem aufzuräumen, was dem Geistesleben störend

zwischen ihn und seinen Gott und seine Mit- und Nebenmenschen sich eingeschlichen hat.

Endlich dient auch die **Gemeinschaft der Heiligen**, der Umgang mit gottgeheiligten Seelen, die Ausübung der Zucht, der solche Leute gegenseitig in frommer Gewissenhaftigkeit obliegen, zur Ertötung des alten Menschen und zu Erneuerung des neuen Menschen.

Wird die Ertötung des alten und die Erneuerung des neuen Menschen fortgesetzt bis an's Ende, dann heißt es: „Sie haben ihre Kleider gewaschen und helle gemacht in dem Blute des Lammes.

Gewissen und Gewissensfreiheit.

Von P. M. Otto.

(Fortsetzung.)

Es ist der Vorzug des Menschen, vor den andern Geschöpfen, Bewußtsein, Selbstbewußtsein zu haben, aber er bringt es mit sich auf die Welt nur erst der Anlage nach. Die Entfaltung und das Aufgehen desselben geschieht erst im Laufe der Zeit, und ist an besondere Umstände, an die Gelegenheit zur Weckung und Ausbildung desselben gebunden. Die Richtigkeit dieser Meinung wird einleuchten, wenn wir uns einen Menschen denken, der allein in der Einsamkeit, ohne menschlichen Umgang, leben und aufwachsen sollte. Würde ein solcher wohl auch zum Selbstbewußtsein kommen? Würde er auch denken und sprechen lernen? Die Unterscheidung, daß er kein Vogel, Hase oder Baum sei, würde er wohl machen können, aber daß er ein Mensch, ein vernünftiges Geschöpf, mit dem Ebenbilde Gottes begabt sei, — das würde ihm unbekannt und unbewußt bleiben. Zum vollen Selbstbewußtsein könnte er nicht kommen, obwohl es der Anlage nach bei ihm vorhanden ist. Auch die ersten Menschen, Adam und Eva würden hinter ihrer Bestimmung, zum Selbst- und Gottesbewußtsein zu kommen, zum Denken und zur Sprache zu gelangen, zurückgeblieben sein, wenn nicht Gott selbst durch seinen Umgang mit ihnen sie gelehrt und angeleitet hätte. Und so lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß jedes Kind durch Umgang und Übung mit andern Menschen zum Selbstbewußtsein kommen muß. Ebenso verhält es sich mit dem Gottesbewußtsein des Menschen. Auch dieses ist ein specifischer Vorzug des Menschen vor den andern Kreaturen. Aber auch dieses ist blos der Anlage nach vorhanden, und wenn es zu einem Zustande werden, wenn es dem Menschen **aufgehen** soll, daß er sich des Besitzes freuen, und denselben gebrauchen kann,—wenn er eine klare Einsicht davon haben soll, daß Gott sei, und daß der Mensch von Gott und zu Gott geschaffen sei, — dann muß ihm solches von Außen beigebracht und gezeigt werden. Davon giebt das Heidentum genugsam Zeugnis. Denn auch diejenigen Heiden, welche doch mit den Erzeugnissen ihres Geistes bewunderswürdig dastehen, sind nie zu einem eigentlichen **Gottesbewußtsein** gekommen. Sie hatten höchstens eine **dunkle Ahnung** davon, daß ein Gott sein könne oder sein müsse, und

auch zu dieser Ahnung brachten es nur wenige, ausgezeichnete Geister unter ihnen. Das eigentliche Gottesbewußtsein wird nur durch göttliche Offenbarung, mittelbare oder unmittelbare, erlangt, d. h., der Mensch kann Gott nicht finden oder erkennen, es sei denn, daß Gott ihm entgegen kommt.

Ist nun nach dem bisherigen das „Bewußtsein" ein Zustand, in welchem sich der Mensch befindet, so ist die weitere Frage: Ist das Gewissen auch ein Zustand?—Diese Frage muß verneint werden, obwohl die Behauptung: „Das Gewissen ist das sittliche Selbstbewußtsein"—schon so oft aufgestellt wurde, und auch noch mag aufgestellt werden. Ein Bewußtsein hat kein Leben, sondern ist, wie jeder andere Zustand, z. B. Zustand des Schlafs, der Ohnmacht, des Scheintodes—ruhig, unbeweglich; es ist nichts an und für sich, sondern ist nur etwas für seinen Besitzer. Das Gewissen dagegen ist lebendig, wirksam, unabhängig von seinem Besitzer, ganz und gar selbständig. Im Bewußtsein hat der Mensch dasjenige, was er gelernt und erfahren hat; das Gewissen aber hält ihm vor und bestraft ihn über das, was er Unrechtes gethan hat. Um deswillen kann von dem Gewissen nicht gesagt werden, daß es „Bewußtsein" sei. Das ist eine Erfahrung, die jeder Mensch machen kann, wenn er auf die Bewegungen seines innern Lebens achten und darüber nachdenken will. Dessenungeachtet ist gesagt (und gedruckt) worden: „Das Herz ist die Stätte, in welcher der Prozeß des Selbstbewußtseins sich vollzieht, in welcher die Seele bei sich ist, und alles ihres Thuns und Leidens als des ihrigen inne wird. Das Herz ist das Organ des Gewissens." Hier ist von einem Prozeß des Selbstbewußtseins die Rede; was aber darunter zu verstehen sei, das ist nicht klar. Soll damit gesagt sein, es finde ein Prozeß statt, durch welchen das Selbstbewußtsein im Menschen entsteht, so ist es richtig, aber das wäre nicht ein Prozeß des Selbstbewußtseins, weil dasselbe ja erst entstehen soll, und also noch nicht wirksam sein kann. Oder soll der Prozeß von dem Selbstbewußtsein ausgehen, und durch denselben das Selbstbewußtsein zu Stande kommen? — Das wird der Autor jenes Satzes nicht haben sagen wollen. Was uns aber hier besonders angeht, das ist der Satz: „Das Herz ist das Organ des Gewissens." Sehen wir uns denselben näher an. Ein Organ ist ein Werkzeug, wodurch etwas gewirkt, ausgerichtet wird. Ein Organ ist aber ein l e b e n d i g e s Werkzeug, das im Dienste eines Andern steht und nicht von sich selbst wirksam oder thätig sein kann. Das Herz ist ein Organ des Menschen, vermittelst dessen er verschiedene Thätigkeiten ausüben kann, z. B. glauben, lieben, trauen, sich freuen. Wenn aber das seine Richtigkeit hat, dann ist das Herz nicht Organ des Gewissens. Oder wollen wir sagen, die Bewegungen des Gewissens werden durch das Herz vermittelt, ausgerichtet? Steht das Herz im Dienste des Gewissens? Das kann nicht gesagt werden, weil das Gewissen oft in Gegensatz zu dem Herzen tritt. Es muß zugestanden werden, daß es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sei, die Beziehungen des Herzens zu den übrigen Organen des menschlichen Geistes klar zu erkennen und darzulegen. Daß ein Zusammenhang zwischen ihnen stattfinden werde,

ist wahrscheinlich, denn der Mensch ist ein einheitliches Wesen, ein Organismus, in welchem kein einzelner Teil ohne den andern wirksam sein kann. Außer dem oben Angeführten ist das Herz auch ein Organ zum Sündigen, zum Übertreten des göttlichen Gesetzes, und wenn dieses geschieht, so treten sich Herz und Gewissen feindlich gegenüber. Das Gewissen beschuldigt, klagt an, bestraft das Herz, und dieses kann nicht ausweichen, sondern muß sich solches gefallen lassen; ja, wenn es aufrichtig ist, so wird es sich solchem Urteil unterwerfen, dem Gewissen recht geben und Buße thun. Aus diesem Prozeß geht klar hervor, daß das Herz nicht Organ des Gewissens sei, denn sie stellen sich als Widersacher einander gegenüber, und dieses Verhältnis bleibt so lange bestehen, bis die Schuld des Herzens beseitigt, oder das Herz taub wird gegen die Anklage des Gewissen. Das Gewissen bedarf keines Organs; es ist selbst ein solches, unabhängig von allen Andern, auch von dem Menschen selbst, welcher es in sich hat.

Ähnlich verhält es sich mit der Aussage eines andern Gelehrten, welche so lautet: „Ein gutes Gewissen ist das Bewußtsein der Sündenvergebung; es ist ein gutes Gewissen alsdann, wenn es, oder vielmehr das Herz von Gott erfüllt ist, und wenn es aus dem heil. Geist hervorgeht."

Was hier sogleich auffallen muß, das ist der plötzliche Wechsel des Subjekts ohne alle Vermittlung; an die Stelle des Gewissens wird das Herz gesetzt, und nun von dem Herzen gesagt, was von dem Gewissen hätte gesagt werden sollen: „ein gutes Gewissen ist das Bewußtsein der Sündenvergebung. Nach dem oben Gesagten hängt dieser Satz in der Luft, und hat keinen Halt. Wem gehört das Bewußtsein der Sündenvergebung an? doch wohl einem Menschen, und ohne einen solchen, abgelöst von ihm, giebt es weder Gewissen noch Bewußtsein. So sind auch Herz und Gewissen zwei ganz verschiedene Organe, von welchem nie das eine an Stelle des andern treten kann weder theoretisch noch praktisch.

Besonders auffallend ist aber folgender Ausspruch desselben Gelehrten: „Das Gewissen ist nicht ein besonderes geistiges Vermögen des Menschen, sondern und die B e z e i c h n u n g d e r T h ä t i g k e i t entweder irgend eines Seelenvermögens oder etwa aller geistigen Vermögen zusammen. Es ist ein Unsinn (zu sagen,) es sei eine potentia mentis humanae."

Ich möchte dem Autor dieses Satzes nicht unrecht thun, muß aber bekennen, in demselben keinen Sinn finden zu können. Im vorhergehenden Satz war das Gewissen doch noch als Prädikat eines Subjekts bezeichnet worden, hier aber soll es nur noch als Bezeichnung eines Prädikats gelten. Streng genommen wäre das Gewissen dann nur ein Name von einer nichtexistierenden Sache. Das Gewissen ist die B e z e i c h n u n g dessen, was ein geistiges Vermögen des Menschen t h u t, v e r r i c h t e t, etwa so: der Verstand (ein geistiges Vermögen des Menschen) denkt nach über einen Gegenstand;—also ist das Wort „denken,"—als Bezeichnung der Thätigkeit — das Gewissen!! Unser Satz hat also keinen Sinn. Und mit demselben steht dann der folgende wieder nicht in Einklag, wenn es heißt: „das Gewissen

wird uns von der heil. Schrift streng nur als eine ethisch Zeugnis gebende (urteilende) Thätigkeit des menschlichen Geistes beschrieben, und zwar so, daß dabei ein Etwas vorausgesetzt wird, von welchem es Zeugnis geben könne."—Vorhin hieß das Gewissen „Bezeichnung einer Thätigkeit;"—nun ists wieder zur „Thätigkeit" selbst geworden;—„Thätigkeit des menschlichen Geistes."—Was vorhin als ein Unsinn bezeichnet wurde, das erscheint nun als eigene Behauptung. Aber mit welchem Recht? Wenn das Gewissen nicht eine potentia mentis humanae sein kann, dann kann es auch nicht eine Thätigkeit des menschlichen Geistes sein. Aber auch der Satz: „das Gewissen ist eine Thätigkeit des menschlichen Geistes," ist zum mindesten sehr unbestimmt; denn man muß gleich fragen: von wem geht die Thätigkeit aus? Man sagt: das Schreiben ist eine Thätigkeit, aber diese Thätigkeit ist nichts für sich Bestehendes, sondern sie wird von einem Menschen geübt. Hört der Mensch auf zu schreiben, so ist es auch mit jener Thätigkeit zu Ende. Das Gewissen ist nicht blos eine Thätigkeit, Wirkung, sondern der Thäter, die Ursache selber! Das „Etwas," was in obigem Satz vorausgesetzt wird, „wovon das Gewissen Zeugnis geben könne," ist die Sünde, die Übertretung des göttl. Gesetzes, deren sich der Mensch schuldig gemacht hat.

Ein anderer berühmter Ethiker bemerkt über das Gewissen: „dasselbe ist die Fähigkeit des Menschen mit Gott in Gemeinschaft zu treten; Gott zu vernehmen und zu verstehen;" s. S. 272.

Wenn wir jene Darlegung übersichtlich darstellen, dann erscheint sie so:

1. Fähigkeit, Gott zu vernehmen.
2. Geist des Menschen—aber nicht ganz.
3. Das Sein in Gott.
4. Die Bethätigung Gottes an unserm Geiste.
5. Das aktuelle Wechselverhältnis Gottes mit dem menschlichen Geiste, und umgekehrt.
6. Unser Geist, welcher als Gewissen der beständige Verkehr mit Gott sei.

Anderes dargestellt:

1. Das Gewissen ist die Vernunft.
2. Das Gewissen ist der Geist des Menschen.
3. Das Gewissen ist das Verhältnis des Menschen zu Gott.
4. Gottes Verhältnis zu uns.
5. Der Verkehr Gottes mit dem Menschen und umgekehrt.
6. Wie No. 5.

Hier haben wir 6 oder eigentlich nur 5 Aussagen über das Gewissen, von denen aber jede folgende wieder etwas Anderes aussagt, als die vorhergehende. Es ist in denselben weder eine Begriffsbestimmung seines Wesens, noch eine Darstellung seiner Bestimmung oder Thätigkeit gegeben. Wir sehen zwar eine Beziehung auf Gott, aber nicht auf den Menschen, was doch die Hauptsache bei dem Gewissen sein muß. Es wird zu viel und zu wenig von dem Gewissen ausgesagt; zu viel: weil ihm etwas zugeschrieben wird, was ihm erfahrungsgemäß nicht zukommen kann, indem es geradezu mit der

Vernunft und mit dem Herzen identifiziert und an ihre Stelle gesetzt wird. Zu wenig: denn von dem Wesen desselben, wie es sich faktisch an jedem Menschen bezeugt; von seiner Aufgabe gegen die Sünde zu zeugen, wird nichts gesagt. Alle Aussagen sind von dem Verhältnisse des menschlichen Geistes auf Gott, zu Gott. Aber von dem Gewissen seiner spezifischen Eigentümlichkeit nach ist mit keinem Wort die Rede.

Ist es möglich, daß aus diesen Aussagen ein bestimmter Begriff des Gewissens, welcher der allgemeinen Erfahrung entspricht, und mit welchem wirklich operiert werden könnte, gewonnen und dargestellt werden könne? Sehen wir uns die Sätze genau an und fragen: Welches ist das Subjekt, so ist die Antwort: Der Geist des Menschen. Von ihm wird gesagt, er sei 1. eine Fähigkeit; 2. ein Zustand; 3. ein Verhältnis; 4. eine Thätigkeit; also: der menschliche Geist in diesem seinem Verhalten ist „das Gewissen." Aber ein Verhalten ist kein Gewissen, und das Gewissen ist kein Verhalten.

Hier ist die sonst so gebräuchliche und beliebte Bezeichnung des Gewissens als „Bewußtsein" gar nicht gebraucht; ein Zeichen davon, daß der Verfasser auf die etymologische Bedeutung des Wortes keinen solchen Wert gelegt hat, wie es sonst zu geschehen pflegt.

Das Gewissen wird ferner bezeichnet als „ein Richter der Menschen." Diese Bezeichnung ist richtig, aber unvollständig, indem sie keinen Aufschluß giebt über das Wesen des Gewissens, sondern nur über seine Thätigkeit. Wenn das Gewissen als „ein Richter des Menschen" bezeichnet wird, so erkennen wir daraus nur die Natur seiner Bestimmung, seine Aufgabe, nicht aber die Wesenseigentümlichkeiten desselben. Die Bezeichnung „Richter" ist nur ein Amtsname, der uns nur seine Aufgabe kund thut. Wenn uns ein Mensch gezeigt würde, mit der Bemerkung: das ist ein Richter, so wüßten wir zwar, was sein Amt, seine Beschäftigung sei, aber wir wüßten noch nicht, ob er ein gerechter Richter, ob er ein Christ, ein guter Familienvater sei; wir müssen den Mann selbst kennen lernen. Und wenn uns das Gewissen nur im allgemeinen als ein Richter bezeichnet wird, so wissen wir noch nicht, ob es mit dem Verstande identifiziert oder als neben demselben stehend gedacht sei. Denn der Verstand des Menschen ist auch ein Richter. Wenn also die Bezeichnung brauchbar sein sollte, so müßte sie bestimmter sein. Es müßte gesagt sein, wen und was das Gewissen richte. Weil aber dieses nicht geschehen ist, deshalb ist die Bezeichnung unbrauchbar.

Von anderer Seite vernehmen wir: „Die Verdunkelung des Gottesbewußtseins und damit auch des Gewissens, war die notwendige Folge des Abfalls der Menschheit von Gott." Hier wird das Gewissen mit dem Gottesbewußtsein zusammengestellt. Daß durch den Sündenfall der ersten Menschen eine große Veränderung mit der menschlichen Natur, insbesondere in dem innern Leben, in ihrem Verhältnis zu Gott, vorgegangen sei, das ist unbestreitbar. Ihre Sünde war ein direkter Ungehorsam gegen Gott, eine Übertretung seines Gebots, eine Auflehnung gegen ihren Herrn und Wohlthäter. Die Thatsache des Nehmens und Essens der Frucht von dem ver-

botenen Baum war nur die äußere Darstellung eines innerlichen Vorgangs; der Entstehung der Lust, Begierde, des Entschlusses; dadurch kam der Abfall von Gott zu Stande. Und weil der Sündenfall mit Bewußtsein und Willen geschehen war, so war auch mit diesen Beiden eine Veränderung vorgegangen. Die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen war gestört, und infolgedessen mußte auch das Gottesbewußtsein eine Veränderung erleiden. Die gestörte Gottesgemeinschaft zog auch eine „Verdunkelung des Gottesbewußtseins" nach sich, und je weiter der Mensch sich von Gott entfernt, desto mehr wird auch jene „Verdunkelung" zunehmen. Das wird kaum Jemand zu bestreiten wagen. Was aber die „Verdunkelung des Gewissens" betrifft, so ist das eine ganz andere Frage, welche nach der bisherigen Darlegung verneint werden muß. Das Gewissen ist nicht ein Bewußtsein, und deshalb kann es auch nicht verdunkelt werden. Der Mensch hat das Gewissen und das kommt ihm zum „Bewußtsein," wenn er Gottes Gebot übertreten, wenn er gesündigt hat. Wäre jene Definition des Gewissens mit „Bewußtsein" richtig, so würde der Satz heißen: das sittliche Bewußtsein kommt dem Menschen zum Bewußtsein! — er wird sich bewußt, daß er ein sittliches Bewußtsein habe! Das hat keinen Sinn! Den ersten Menschen kam es sogleich nach dem Sündenfall zum Bewußtsein, daß sie ein Gewissen haben, welches sie über ihre Sünde bestrafte, und Scham und Furcht bei ihnen bewirkte. Das Gewissen war nicht das Bewußtsein, sondern es bewirkte das Schuldbewußtsein in den Menschen.

Wenn wir nun sehen, daß das Gewissen in Thätigkeit ist und seine Pflicht thut, mit welchem Recht kann man denn sagen, „das Gewissen sei verdunkelt?" Dann wäre das Gewissen aus dem Licht in die Dunkelheit, aus dem Zustande klarer Erkenntnis in einen Zustand der Unsicherheit und des Schwankens geraten. Wer aber nur ein wenig mit den Äußerungen seines Gewissens bekannt ist, der wird anderer Meinung sein. Gerade mit diesen beiden Eigenschaften, mit Erkenntnis und Sicherheit ist das Gewissen trefflich ausgerüstet, und es behält dieselben fortwährend. Von einer „Verdunkelung" desselben kann also nicht die Rede sein.

In unserem jetzigen Zustande haben wir keine richtige Vorstellung mehr von jenem Stande der Unschuld vor dem Sündenfalle. Deshalb läßt sich auch die Frage: Was würde das Gewissen dem Menschen gewesen sein, wenn er nicht gesündigt hätte? jetzt nicht mehr genügend beantworten. Und wenn wir die übrigen Organe des menschlichen Geistes — die Vernunft, den Verstand, den Willen betrachten, so werden wir auch von ihnen nicht sagen wollen, daß sie, ihrem Wesen nach, eine Veränderung erlitten haben; wohl aber das, daß in ihrer Bewegung auf etwas, in der Richtung ihres Verlangens und Strebens eine Veränderung vorgegangen sei. Besonders gilt das von dem Willen. Durch die Störung des guten Verhältnisses des Menschen zu Gott, ist auch die Richtung seiner Geisteskräfte von Gott weg, auf das Irdische, Sündliche, zustande gekommen. Was aber die Natur und Thätigkeit des Gewissens betrifft, so bleibt sich dasselbe immer gleich. Wie

ein Mensch dasselbe vor seiner Bekehrung und Erneuerung an sich erfahren hat, so erfährt er es auch nach derselben: als einen Ankläger und Richter über seine Sünde.

Es ist ferner gesagt worden: „Das Gewissen ist eine sittliche Macht, — die Vernunft ein geistiges Vermögen." Das ist eine sehr ungeschickte und unpassende Nebeneinanderstellung der beiden, sowohl in formaler als materialer Hinsicht. Was die formale Seite betrifft, so muß von dem ersten Satz gesagt werden, daß derselbe viel zu unbestimmt ist, als daß man wissen könnte, was mit demselben solle gesagt sein; von der materialen Seite betrachtet, ist der Satz unrichtig, indem von dem Gewissen eben dasselbe gesagt werden kann und muß, was von der Vernunft gesagt wird: Beide sind geistige Vermögen. Und wenn das richtig wäre, was vom Gewissen gesagt ist, so müßte das auch der Vernunft gelten. Was soll aber nun mit der Redensart: „Das Gewissen ist eine sittliche Macht" gesagt sein? Wenn es hieße: Das Gewissen übt eine sittliche Macht, Wirkung, auf den Menschen aus, so ließe sich das noch hören. Aber es als „eine sittliche Macht" bezeichnen, das hat keinen Sinn. Was ist eine „sittliche Macht?" Ist sie eine Thätigkeit oder ein Zustand? Ursache oder Wirkung? Sie ist ein Zustand, und zwar ein solcher, welcher, gleich der Sittlichkeit, außerhalb des Menschen existiert; das Gewissen aber hat seinen Sitz inwendig im Menschen. Sittliche Mächte stehen außerhalb des Menschen, gewissermaßen auch über ihm, und üben Einfluß, sowohl auf den Einzelnen als auch auf die Gesamtheit aus. Solche sittliche Mächte sind: Ehe, Kindschaft, Stand, Staat, und stehen dem Menschen als solche gegenüber, auch wenn er sich von Gott gelöst haben sollte. Auch das, was man die „öffentliche Meinung" heißt, sofern sie noch auf christlichem Grunde ruht, und noch nicht alles Rechts- und Anstandsgefühl eingebüßt hat, ist eine solche „sittliche Macht," welche imstande ist einen Menschen moralisch zu töten, zu vernichten. Das Gewissen aber offenbart und bethätigt sich nur an seinem Besitzer und nicht außer ihm. Wenn aber gesagt wird, es gebe auch ein öffentliches Gewissen, ein Gewissen der Gesellschaft, so ist das auch eine der vielen unbestimmten Redensarten, an denen unser Sprachgebrauch so reich ist, und die etwas anderes sagen, als was sie meinen. Das „öffentliche Gewissen" ist das Rechts- oder Anstandsgefühl der Gesellschaft, oder das Gegenteil. Und von diesem „Gewissen" kann man allerdings sagen, daß es sehr veränderlich sei, während das eigentliche Gewissen des Menschen unveränderlich ist.

Als kurze und bündige Darlegung dessen, was das Gewissen seinem Wesen und seiner Bestimmung nach sei, wird gesagt: „Das Gewissen ist das dem Menschen angeschaffene sittliche Selbstbewußtsein (formale Seite) in welchem der heilige Gott seine, den Menschen zur Freiheit erziehende Autorität geltend macht (materiale Seite)." Hier wird das Gewissen bezeichnet als ein Werkzeug in der Hand Gottes, der es gebraucht wie er will. Wenn Gott seine „Autorität geltend macht," wo bleibt dann die Freiheit des Gewissens?

Mit dieser Definition wird also nicht blos die Eigentümlichkeit des Gewissens, sondern die Selbständigkeit des ganzen menschlichen Wesens aufgehoben. Es bedarf aber nicht einmal dessen, daß Gott eingreift und seine „Autorität geltend macht;" die Selbständigkeit und Freiheit des Gewissens sind schon dadurch aufgehoben, daß es als „Bewußtsein" dargestellt wurde. Dem Bewußtsein kommt weder Selbständigkeit noch Freiheit zu; das Gewissen aber muß beides haben. Diese Definition des Gewissens befriedigt also ebenso wenig, als die früher angeführten.

Eine andere Frage ist die, nach dem „Inhalte des Gewissens." Wäre das Gewissen ein „Bewußtsein," so wäre es ganz in der Ordnung, nach seinem Inhalte zu fragen. Nun ist aber gezeigt worden, daß dem nicht also sei, darum muß diese Frage näher untersucht werden. Es ist gesagt worden: „Die Sittlichkeit ist der Inhalt des Gewissens." Das kann aber nicht sein, denn die Sittlichkeit ist ein Zustand außerhalb des einzelnen Menschen, hergestellt, bewirkt durch das sittliche Verhalten der menschlichen Gesellschaft, — wie Religiosität, Wohlhabenheit 2c. Wenn also die Sittlichkeit ein allgemeiner Zustand inmitten der menschlichen Gesellschaft ist, und von derselben bewirkt, hergestellt werden muß, so kann sie ja nicht Inhalt des Gewissens sein. Das wäre ungefähr ebenso, als wenn man sagen wollte: Die Teuerung der Lebensmittel sei der Inhalt des menschlichen Magens. Das Gewissen beurteilt, richtet das „sittliche Verhalten" des Menschen, und daraus folgt notwendig, daß dieses „Verhalten" nicht Inhalt des Gewissens sein kann, indem das zu Beurteilende nicht zugleich Inhalt des Urteilenden sein kann. Wenn dann weiter gesagt wird: „Die Sittlichkeit jedes einzelnen Menschen entsteht durch die Bethätigung seines, ihm von Gott verliehenen Selbstbestimmungsvermögens,"—also durch menschliche Thätigkeit — so ist das ein Widerspruch mit dem vorigen Satz. „Es ist durchaus verkehrt, wenn man meint, der Inhalt des Gewissens bestehe aus vernünftigen Vorstellungen; das würde in der That ein schlechtes Gewissen geben." Recht so! Aber woraus besteht er denn? Das Annehmbarste wäre noch, zu sagen: das Gesetz ist sein Inhalt. Aber auch das wäre nicht richtig, denn das Gewissen ist der Hüter des Gesetzes, also kann dieses nicht der Inhalt von jenem sein.

Nach diesen Erwägungen kommen wir nun zu dem Schluß: das Gewissen hat keinen Inhalt und bedarf eines solchen, zur Übung seiner Thätigkeit, zur Lösung seiner Aufgabe, nicht. Das Objekt, an dem es seine Thätigkeit beweisen soll, tritt ihm von außen her entgegen.

Zum Schlusse der Erörterungen über das Gewissen bleibt nun noch übrig, daß der Verfasser seine eigene Definition beifüge. Er erlaubt sich, es in folgenden Worten zu thun: Das Gewissen ist ein Organ des menschlichen Geistes, gleich dem Verstande, gehört notwendig zum Wesen des Menschen, steht seinem Ich als ein anderes Ich gegenüber; ist von ihm, seinem Denken

und Wollen unabhängig; läßt sich in seiner Thätigkeit weder bestimmen noch kontrollieren; es steht souverän selbstherrschend über ihm. — Seine Bestimmung, Aufgabe ist es der Hüter des göttlichen Gesetzes zu sein, den Menschen nach der Übertretung desselben — zum Bewußtsein seiner Sünde zu bringen, und ihn als Sünder vor dem heiligen und gerechten Gott anzuklagen.

Der Verfasser glaubt, ohne Anmaßung, sagen zu dürfen, daß diese Definition richtig und brauchbar sei; Wesen und Bestimmung des Gewissens sind, der Erfahrung gemäß, dargelegt; — sie stellt eine Einheit dar; ein Subjekt, welchem die angeführten Prädikate zukommen, und welche sich nicht untereinander widersprechen: Und aus diesem Grunde dürfte sie sich auch als eine brauchbare beweisen.

Wir kommen nun zur zweiten Abteilung unseres Gegenstandes: zur Gewissensfreiheit. Wie oben vom Gewissen bemerkt wurde, daß von demselben im engen, eigentlichen Sinne die Rede sei, so wird auch hier ausdrücklich bemerkt, daß die Gewissensfreiheit hier im engsten eigentlichsten Sinne gemeint sei, und nicht, wie es sonst geschieht, als Glaubens-, Bekenntnis- oder Lehrfreiheit. Schlägt man Herzogs Realencyklopädie nach, so findet man neben dem Worte „Gewissensfreiheit" die Verweisung auf den Artikel „Duldung." Damit ist auf einmal der Gegenstand der Frage verändert, und an die Stelle des Gewissens ist etwas anderes getreten. Das Wort „Gewissen" wird zwar noch gebraucht, aber in einem sehr weiten Sinne. Auch wird jeden, bei aufmerksamer Betrachtung bald einleuchten, daß zwischen dem Gewissen, wie es gewöhnlich dargestellt wird, und dem, was man Gewissensfreiheit heißt, ein großer Unterschied sei, und zwar derart, daß eine Verwandtschaft zwischen beiden nicht mehr erkennbar ist. Ist das Gewissen ein Bewußtsein, wie es ja so häufig genannt wird, also ein Zustand, in welchem ein Mensch sich befindet, so kann man von dem Gewissen weder sagen, es sei frei, noch es sei unfrei. Nur von einer Person kann gesagt werden, sie sei frei oder unfrei. Man kann sagen: Ich habe das Bewußtsein, daß ich hungrig sei. Dabei habe ich die Freiheit, zu essen oder nicht zu essen; das ist Sache meines Willens. Aber das Bewußtsein, welches ich in mir habe, ist weder frei noch unfrei; es ist ganz teilnahmlos, weil es eben kein Subjekt ist, sondern mir als Person angehört.

Ich kann mich nicht erinnern, jemals von Bewußtseinsfreiheit oder von einem freien Bewußtsein gehört oder gelesen zu haben. Wollte man aber mit der gangbaren, gebräuchlichen Definition des Gewissens ernst machen, so würde man konsequenterweise „Bewußtseinsfreiheit" sagen müssen. Aber so weit geht man nicht; es wird eine Schwenkung gemacht; an Stelle des Gewissens wird ein anderes Wort gesetzt und wir befinden uns plötzlich auf einem anderen Gebiete. Das ist auch in einem Aufsatze unserer theologischen Zeitschrift geschehen, (1879, 150.) betitelt: „Berechtigung der Gewissensfreiheit." Da will und soll uns im allgemeinen eine Erklärung darüber gegeben werden; was Freiheit sei? Aber anstatt bei dem Wort und Begriff

Freiheit zu bleiben, wird unmerklich übergegangen auf das Gebiet des freien Willens des Menschen. Das sind aber doch offenbar zwei ganz verschiedene Dinge, Freiheit und freier Wille des Menschen. Die Freiheit ist ein Zustand, in welchem sich ein Mensch befindet; der freie Wille aber ist ein Vermögen des Menschen, kraft dessen der Mensch unter verschiedenen Dingen unterscheiden und wählen kann. (Fortsetzung folgt.)

---

1 Tim. 3, 1 ff. in seiner Anwendung auf den Lehrer.

(Von Konferenzdirektor Stadtpfarrer Jehle in Ebingen.)

(Aus dem Lehrerboten. — Vergl. Theol Zeitschr. 1888 Seite 279. ff., Seite 312 ff., Seite 337 ff., und Seite 374 ff.)

(Schluß.)

Wir haben schon bei dem „unsträflich" V. 2. davon geredet, wieviel an einem guten Ruf gelegen sei und wie üble Nachreden die Wirksamkeit geradezu unmöglich machen können. Manche meinen sich dadurch bei den Leuten in Achtung zu bringen, daß sie überall mitmachen. Aber das ist eine Täuschung. Dadurch kann man sich in gewissem Sinn beliebt machen, aber die Achtung erringt nur der, der in seinem Berufe treu und gewissenhaft arbeitet, mit einer gewissen Einseitigkeit sogar alles auf seinen Beruf bezieht, in den Dienst seines Berufes stellt. Das sind keine augenblicklichen blendenden Erfolge, wie sie etwa der Neuling mit seinen Künsten, mit hohlem, oberflächlichem Scheinwesen erzielt. Der redliche Mann kann eine Zeitlang verkannt werden; arbeitet er aber in anspruchsloser Stille weiter, so beweist er sich endlich doch wohl an der Menschen Gewissen und wird gerechtfertigt in seinem Werk, oder aber muß er sich zurückziehen auf das Wort seines Meisters: Ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen. Wer die Achtung einer Gemeinde besitzt, der hat daran eine unschätzbare Stütze für seine ganze Wirksamkeit; wer ein übles Gerücht hat, kann in den Strick des Teufels geraten, d. h. in seine volle Gewalt. So ein Mensch kann denken: alle meine Versuche, mich in der Achtung der Leute wiederherzustellen, sind doch vergeblich. Man läßt lieber vollends alle Stränge fallen, und das ist übel.

Nachdem der Apostel V. 1—7 für die Bischöfe Anweisung über persönliches und amtliches Verhalten gegeben hat, giebt er V. 8—13 eine solche für die Diakonen, die etwa unsern Kirchengemeinderäten entsprechen. Die von dem Apostel aufgestellten Erfordernisse für die Diakonen sind zum Teil dieselben wie für die Bischöfe; doch kommen auch einige neue Punkte dazu.

V. 8: ehrbar (vgl. V. 11), ehrenwert. Das griechische Wort bezeichnet das würdige Verhalten in allen Lebenslagen und -verhältnissen. Muß, wer Achtung verlangt, achtungswürdig sein, so muß dem Lehrer eine gewisse Würde eignen, nicht affektiert, sondern als der natürliche Ausdruck der früher besprochenen inneren Wohlordnung. Der Eindruck auf die Kinder ist nicht gering, von der Kleidung an, die sauber, reinlich, würdig sein muß. Dann die Ruhe im Auftreten, die gemessene Haltung während der

ganzen Unterrichtszeit. Der Lehrer soll kein Spaßmacher oder Possenreißer sein, auch nicht außerhalb der Schule, in der Gesellschaft, womit dem Humor sein Recht nicht verkümmert sein soll, im Gegenteil, wer einen guten Humor hat, ist um diese köstliche Gottesgabe wahrhaft zu beneiden. Der echte Humor ist immer gleich der Himmels- und Meeresbläue, gleichsam Durchscheinen der Tiefe durch das spielende Element.

Nicht zweizüngig, d. h. daß man nicht zweierlei Weise des Urteils und der Rede hat, in der Schule oder in der Kirche eine andere Sprache führt als in der Gesellschaft: dort der salbungsvolle Moralprediger, hier der Freigeist; den Vorgesetzten gegenüber sich unterwürfig bezeigt, anderwärts über sie in der wegwerfendsten Weise urteilt. Weg mit aller Unlauterkeit und Heuchelei! Aufrichtige, ehrliche Leute sollen und wollen wir sein, welche

Vers 9: „das Geheimnis des Glaubens in reinem Gewissen haben."

Glaube, christlicher Glaube muß bei einem christlichen Lehrer vorausgesetzt werden. Freilich, in einer Lehrerversammlung, die am 2. Februar 1888 in Wien stattfand, wurde schon das Wort „christliche Schule" mit Pfuirufen aufgenommen, und der in den Jahren 1880, 1884 und 1887 in den niederösterreichischen Landschulrat vom Ministerium berufene und am 15. März 1888 mit dem goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnete Wiener Bezirksschulinspektor L. Mayer erklärte das Vaterunsergebet für unstatthaft. Daß solche Gesinnung auch in unserer Lehrerwelt sich da und dort findet, erhellt aus manchen Anzeichen. Wenn ein Lehrer solche biblische Betrachtungen, wie die vorliegende, Salbadereien genannt hat, so sind solche Äußerungen ein betrübendes Zeichen von einem Geist der Unchristlichkeit, der die Opposition gegen die kirchliche Schulaufsicht nur vorschützt, im Grund aber sagt: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche" (Luk. 19, 14). Wenn dieser Geist weiter greift, dann gnade Gott den künftigen Kreisschulinspektoren; außer es wären Leute, wie der Herr L. Mayer in Wien, in diesem Fall aber um so schlimmer für unser christliches Volk, worüber noch viel zu sagen wäre.

Also, christlicher Glaube muß bei einem christlichen Lehrer vorausgesetzt werden; und zwar Geheimnis des Glaubens. Nicht ein ausgebeinter Vernunftglaube, sondern ein Glaube, der aus der Quelle der Offenbarung Gottes seinen Inhalt schöpft. Nicht ein Glaube, der alles wasserklar auf der flachen Hand zu haben vermeint, sondern der vor den unergründlichen Tiefen des gottseligen Geheimnisses anbetend steht. Nicht ein Glaube, der bloß im Kopf sitzt, sondern der mit dem ganzen Menschen die Wahrheit erfaßt, der dann auch seinerseits den ganzen Menschen durchdringt, ein neues Leben zeugt und erhält, das in die Tiefen der Ewigkeit hineingründet.

Einen solchen Glauben soll ein christlicher Lehrer haben, wirklich besitzen, nicht bloß vom Hörensagen kennen oder sich einbilden. Und er soll ihn bewahren, den lebensfeindlichen Einflüssen gegenüber immer wieder stärken und nähren durchs Wort Gottes und Gebet.

Der Apostel setzt noch hinzu, man solle diesen Glauben haben in einem reinen Gewissen. Wer durch den Glauben eine Reinigung seines Gewissens erfahren hat, wesentlich, der soll sich auch ein reines Gewissen bewahren, damit sein Verhalten zu Gott, wie es im Glauben besteht, ungestört bleibe. Dieses unser Leben aus Gott, mit Gott, für Gott, zu Gott muß der zarte Duft, die heilige Weihe auf unserer Berufsarbeit sein.

Vers 10 handelt von der Erprobung, welche dem Eintritt in das Amt vorangehen soll. Wir haben von derselben schon V. 6 einiges geredet: „nicht ein Neuling"—.

Bei jedem Beruf und Amt ist eine vorgängige Erprobung der Tüchtigkeit zu demselben notwendig, daher die Menge von Prüfungen jeder Art. Notwendig ist sie auch beim Lehramt, ja hier ganz besonders, weil dieses Amt so überaus wichtig ist. Durch einen tüchtigen Lehrer kann auf viele Geschlechter hinaus eine Gemeinde in der segensreichsten Weise beeinflußt, durch einen schlechten ebenso geschädigt werden. Wie viel Kenntnisse sind erforderlich, wie viel Geschicklichkeit, wie viel natürliche Anlagen! Notwendig ist die Prüfung auch um des Amtsbewerbers selbst willen. Er muß vor allem selbst darüber Klarheit erlangen, ob er zu diesem Amte paßt oder nicht, damit es ihm nicht eine erdrückende Last wird, die alle Lebensfreudigkeit erstickt.

Wie soll diese Erprobung vorgenommen werden? Wir haben bei den Diakonen nicht an ein förmliches Examen zu denken, sondern sie hatten sich in vorläufigen Dienstleistungen zu bewähren, ehe sie völlig in das Amt gesetzt wurden. Wir Lehrer haben unsere eigentlichen Examina. So unentbehrlich sie sind, so unwidersprechlich ist es auch, daß sie nicht bis auf den Grund dringen können. Es ist bei jedem Beruf so, daß ein Examen, das nur über die Kenntnisse oder die Geschicklichkeit ein Urteil ermöglicht, keine Sicherheit darüber geben kann, wie der Betreffende seinen Beruf nun auch in Wirklichkeit erfüllen wird: der Charakter wird in den Prüfungsnoten nicht bezeugnißt. Aber dieser fällt gerade beim Lehramt ganz besonders ins Gewicht. Die eigentliche Erprobung kann erst im Amte selbst stattfinden, zumal da bei jungen Leuten der Charakter oft erst in diesem vollends sich entscheidet und ausbildet; selbst da können ja noch Sprünge vorkommen. Damit sind wir aber gleich auch vor die große Schwierigkeit gestellt, daß, wenn einer zum Amte nicht tauglich erscheint, wenn er selbst sich darin nicht befriedigt fühlt, es in den meisten Fällen fast unmöglich ist, zu einer andern Berufsart überzugehen. Es kommt freilich viel darauf an, in welche Hände, in welche Umgebung und Verhältnisse ein junger Lehrer kommt; auch kann die mangelnde Freudigkeit und Befriedigung bei Pflichttreue und gewissenhaftem Eifer sich nachträglich einstellen, jedenfalls aber der Blick auf die Führung des Herrn vor dem Verzagen bewahren. Übrigens ist bei unserer Seminareinrichtung die Möglichkeit gegeben, daß man den Zöglingen, die freilich in einem Alter stehen, wo sie sich selbst und den Beruf noch nicht gehörig kennen, oder die nicht aus inneren Gründen diesen Beruf erwählt haben,—daß man ihnen die Erfordernisse ihres künftigen Berufs mit aller

Deutlichkeit zum Bewußtsein bringt und solche, die sich im Verlauf der Seminarzeit als nicht geeignet erwiesen, von der ferneren Verfolgung dieser Laufbahn abmahnt oder abhält. Wer aber einmal in dem Berufe steht, der soll alles daran setzen, daß er tüchtig erfunden werde nicht bloß vor den Menschen, sondern vor allem vor Gott, vgl. Vers 13.

Vers 11: „Desselben gleichen ihre W e i b e r" u. s. w.

Wir haben schon bei Vers 2 davon geredet, wie wichtig es für einen Lehrer sei, was er für eine Frau habe, wichtig für sein persönliches Leben, für sein amtliches Wirken, für seine Stellung unter den Amtsgenossen und in der Gemeinde. Unser Vers führt uns noch bestimmter an diesen Punkt. So viel darüber zu sagen wäre, will ich nur anführen, was Kahle in seinen Grundzügen der evangelischen Volkserziehung bemerkt. Er schreibt: „Eine viel umfassende, wahrhaft gesegnete Einwirkung auf die Gemeindeglieder kann nur der verheiratete Lehrer ausüben.*) Eine tüchtige, tugendhafte Hausfrau hilft selbst an dem Wohl der Gemeinde mitbauen (gutes Beispiel, Handarbeitsschulen, Kinderbewahranstalten u. s. w.), ist dem Lehrer beim Kampf gegen gewisse Notstände (Krankheiten und Teurungsnot) unentbehrlich, fesselt ihn an das Haus, hält ihn leicht von thörichten Schritten ab, dient ihm zur Aufmunterung im Guten, zum Trost im Bösen. Andrerseits muß jedoch angedeutet werden, das eine eitle, zank- und klatschsüchtige Lehrerfrau schon manchen Lehrer um allen Einfluß in der Gemeinde gebracht, ja ihn mit allen Gliedern derselben verfeindet hat." (Vgl. auch Zeller, Lehren der Erfahrung, 5. Aufl. S. 95 ff. Verhalten eines rechtschaffenen Schullehrers gegen seine Hausgenossen, besonders b.) Im Grundtext heißt es eigentlich: Teufelinnen statt Lästerinnen. Es sind gemeint giftige Schwätzereien und Zwischenträgereien. Auch eine Frau, die als Gattin und Mutter tüchtig ist, kann schaden, wenn sie den Mund nicht halten kann.

Zu Vers 12 vgl. das zu Vers 2 und 4 Gesagte.

Vers 13 wird dem treuen Diener der L o h n s e i n e s D i e n s t e s in Aussicht gestellt und zwar ein doppelter.

a. Sie erwerben ihnen selbst e i n e g u t e S t u f e. Schon bei Vers 1 ist davon gesprochen worden, welch reichen Lohn das treu geführte Amt in sich selber trage. Zum Beschluß seiner Vorschriften, um zu einer gewissenhaften Beherzigung zu ermuntern, weist der Apostel noch mit ausdrücklichen Worten auf die herrliche Vergeltung hin, welche der treue Diener zu hoffen hat.

Dienen scheint eine geringe Sache zu sein, erweckt leicht die Vorstellung eines knechtischen, drückenden Verhältnisses. Aber der größte Meister im Dienen hat uns alles Dienen ins rechte Licht gestellt. Im recht Dienen liegt viel Hoheit, Herrlichkeit. Durchs rechte Dienen wird man recht frei, weil los von sich selbst, und erwirbt so eine gute Stufe, nicht sowohl auf der äu-

*) Das wird in der Regel zutreffen; doch haben wir auch Beispiele von Lehrern, die unverheiratet geblieben sind und trotzdem eine in umfassendem Sinn segensreiche Einwirkung auf die Gemeinde ausübten; z. B. des sel. K o l b in Dagersheim.

ßeren Stufenleiter der irdischen Rangordnung, als vielmehr in der Entwicklung des inneren Lebens: eine feste und sichere Haltung (nach dem Grundtext). Und dieser inneren Würde wird einst auch die äußere Herrlichkeit entsprechen, am Tage der Offenbarung, vgl. Dan. 12, 3. Wer sein Amt nach den Vorschriften des Apostels treu erfüllt, wäre es auch im kleinsten Kreis, im abgelegensten Dorf, bleibt vielleicht den Menschen wenig bekannt, wird aber von dem Herrn nicht übersehen, sondern hier schon mit Gnade und Barmherzigkeit gekrönt und dort aus der Niedrigkeit und Verborgenheit hervorgezogen und herausgehoben zum Staunen der großen Geisterwelt.

b. Der andere Lohn für das „wohl dienen" (nicht-Augendienerei) ist, daß man eine große Freudigkeit erwirbt im Glauben in Christo Jesu.

Auch bei noch so bescheidener Stellung kann den treuen Diener eine Freudigkeit beseelen, die sein ganzes Leben überglänzt mit einem höheren Licht, obgleich er auch von wechselnden Stimmungen wird zu sagen wissen. Das vorhin vom Dienen Gesagte sei noch bestätigt durch ein Wort von Rothe, der sagt: „Dienen ist nicht bloß etwas Notwendiges, Gesegnetes, sondern auch etwas Seliges. Dienen (von Herzen nämlich) heißt glücklich sein. Sich ganz hingeben an einen Zweck, der höher ist als unsere eigenen egoistischen Zwecke, das heißt eigentlich glücklich sein (und je höher der Zweck, desto glücklicher.) Sich selbst leben können und leben (seinen Neigungen u. s. w.), das ist das höchste Elend, des höchsten Mißmuts Quelle, wie man es ja sieht an jenen sogenannten unabhängigen Leuten, die sich nicht dadurch von sich selbst unabhängig gemacht haben, daß sie an einen höheren Zweck sich hingaben."

Freudigkeit bedeutet nach dem Grundtext und nach Luthers Sprachgebrauch etwas anderes, als wir jetzt unter dem Wort verstehen. Luther schreibt das Wort mit i statt u; denn in seinem Sinn kommt es nicht her von freuen, sondern von frei; ahd. freidic, freidac, dagegen vröude. Freidig bedeutet ursprünglich flüchtig, abtrünnig, dann übermütig, keck, leichtsinnig. Luther braucht es sehr häufig und zwar in der Bedeutung kühn, mutig, dreist, zuversichtlich. Bald verstand man das Wort nicht mehr und ersetzte es durch das andere, aber verschiedene Wort „freudig". Die Probebibel hat an 3 Stellen geändert 1 Sam. 18, 17: sei mir nur tapfer, statt: sei mir nur freudig; Weish. 11, 17 bezw. 18 mutige Löwen statt freudige Löwen; 2 Makk. 13, 18: Der König aber, als er versucht hatte, daß die Juden so mutig wären, statt so freudig wären. Ebenso bedeutet bei Luther Freidigkeit soviel als Kühnheit, Mut, Freimütigkeit, Dreistigkeit, Zuversicht. So in unsrer Stelle. Viele Zuversicht wird dem treuen Diener als Lohn in Aussicht gestellt: ein gutes Gewissen gegen Gott und eine innerlich freie Stellung gegenüber den Menschen. Und das ist beides mehr wert als alle Schätze der Welt.

Zu gutem Schluß giebt der Apostel noch den Grund an, worin diese Zuversicht wurzelt und worauf diese Stufe gebaut ist: es ist der Glaube an Christum Jesum. In dem Blick auf ihn als Vorbild und Richter, in der steten- und allseitigen Bezogenheit unseres ganzen Wesens und

Wirkens auf ihn liegen die starken Wurzeln unsrer Kraft, die unerschöpflichen Quellen der Freudigkeit und die sichere Bürgschaft eines seligen Zieles. Möchten diese unsere biblischen Besprechungen auch dazu gedient haben, ihn uns recht in den Mittelpunkt zu rücken, daß es auch von uns mit heiliger Ausschließlichkeit heiße: Sie sahen niemand denn Jesum alleine.

Streben ist Leben.

Von A. Breitenbach, Lehrer.

Motto: „Es soll nicht genügen, daß man nur Schritte thue, die nicht zum Ziele führen, sondern jeder Schritt soll selbst Ziel sein und als Ziel gelten."
Goethe.

Strebsamkeit ist die Parole unserer Tage. Ein mehr als eiliges Rennen und Jagen nach Vergnügungen aller Art, nach Reichtum, Ehre, Ruhm u. dgl. mehr, vor allen Dingen aber darnach, daß man eher oben hinaus will, ehe die Luke offen ist, giebt sich in den verschiedensten Ständen — selbst bei dem Schulmeister — bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin kund. Im vollsten Laufe gedenkt fast ein jeder sein Glück (natürlich so wie er es meint) zu erjagen, „denn Stillstand ist auch hier Rückgang."

Nach der Hast und Eilfertigkeit zu urteilen, klug den einmal erfaßten glücklichen Gedanken auszuspinnen, glaubt so mancher ein sogenanntes Sonntagskind zu sein, bis nicht selten die Überzeugnng von einer Selbsttäuschung (meistenteils leider zu spät) Platz greift. Das Schicksal — so sagt man dann — hat es nicht anders gewollt, ein unglücklicher Stern war den materiellen, beziehungsweise idealen Bestrebungen abhold, nicht gewogen! Manche Streberhoffnungen scheitern oftmals noch angesichts deren endlicher Erfüllung, gleichwie ein beladenes Schiff in der Nähe des sichern Hafens. Manche tollen, wahnwitzigen Entwürfe fallen verderbenbringend wie ein Haus, auf Sand gebaut, über Nacht in sich selbst zusammen.

Wohl dem Manne (Kollegen) der im schweren Ringen sein Ziel erlangt hat. Fragen wir uns aber, ob alsdann die behagliche Ruhe, gleichsam ein idyllischer Zustand, eingetreten, so müssen wir fast ausnahmslos ein mehr als entschiedenes „Nein" zur Antwort geben. Ein rasender — rastloser sollte es heißen — See ist der menschliche Geist; „raste ich, so roste ich!"

Es dürfte denn auch ganz in der Ordnung sein, vorerst in allgemein gehaltener Weise über das wahre Streben kurz und bündig, auch in Beziehung auf den Lehrer, abzuhandeln.

Was ist unter dem Streben, welches Leben verleiht, zu verstehen?

Versuchen wir zuvörderst, die sinnbildliche Hülle, womit unser Thema behaftet ist, ein wenig abzustreifen!

„Streben", auch anderwärts „Bestreben, Strebsamkeit" genannt, bezeichnet so viel als Fleiß, Thätigkeit, Eifer bei Erfüllung und Lösung einer von uns beabsichtigten Aufgabe.

Das Streben, die rechte Strebsamkeit ist mit Arbeit, Mühe, Aufwand körperlicher und geistiger Kräfte innig verknüpft.

„Leben" ist die notwendige Bedingung alles körperlichen Wohlseins, verbunden mit Lust, Freude, Frische, Lebendigkeit und Ausdauer bei jeglicher Leistung. „Streben und Leben" verhalten sich demnach zu einander wie das „Mittel zum Zwecke", wie die „Ursache zur Wirkung".

Das Dasein sowohl einzelner Menschen, als auch ganzer Korporationen setzt die verschiedenartigsten Bedürfnisse als Existenz-Bedingungen stets voraus. Die Strebsamkeit in ihrer mannigfachsten Vielgestaltung bietet die Hand, bezügliche Wünsche durchzuführen.

Häufig hört man auch von der Streberei, dem Strebertum sprechen, besonders da, wo etwa bei einem besonderen Stande, sagen wir z. B. dem Lehrerstande, die Einführung des Oberlehrerinstituts, des Kreisschulinspektors, oder gar des Seminarlehrers oder Direktors draußen im lieben alten Vaterlande — in Frage kommt. (Hiermit soll keineswegs schnurstracks behauptet werden, daß alle Herrn Exkollegen hier zu Lande, die heute Herr Pastor sind, zu dieser letztern Kategorie der Streber gehören.) Übrigens (es ist dies eine längst ausgemachte Sache) finden sich gerade so gut als im Lehrerstande in allen höheren und niederen Berufsklassen solch eifrige Vertreter einer solchen Richtung von Strebertum. In einer Hinsicht ist hierin allerdings ein namhafter Unterschied vorhanden: „Es wird dort weniger davon gesprochen und geschrieben." Die „werte Person", das eigene „Ich", tritt bei ihnen an die Stelle der guten Sache weit in den Vordergrund. Der unbezähmbare Hang nach Rang, Würden und Ehrenstellungen läßt sie die nur allzu falsche Bahn auf ihrem Lebenswege einschlagen. Auf das eifrigste beherzigen sie den Spruch: „Es irrt der Mensch, so lange er nicht strebt"; (so lange er kein Streber ist.) Hieraus ergiebt sich dann ein bedeutsamer Zielpunkt des Strebens als solchem. Will nämlich die genannte Thätigkeit wahren Anspruch auf Vernunft und Sittlichkeit erheben, so muß sie notwendigerweise in allererster Linie Selbstzweck, darf also niemals Mittel zum Zwecke sein. Indem jene Aufgabe sachgemäß gewürdigt ist, wird in zweiter Linie allerdings auch diese nur förderlich beeinflußt.

„Das Gute geschehe nur um des Guten willen, aber nur ja nicht um einer allenfallsigen Belohnung halber." Freilich läßt sich hier keine genaue Grenzlinie ziehen, weil das Thema an und für sich eben so gut materielle, als auch ideale Seiten berührt. Aber trotz alledem wäre es — um desto eindringlicher zu sprechen — ja gewiß nicht zu entschuldigen, vielmehr mehr wie unerlaubt, ausschließlich streben zu wollen — wollte sagen, strebsam zu sein, um seine Ehr- und Ruhmsucht befriedigen zu wollen.

Ich für meine Person bin, wie vielleicht jeder, dem die reifen Äpfel bislang nicht über Nacht in den Schoß gefallen sind, dem die gebratenen Tauben nicht in den offenen Mund geflogen kamen, Geld und Gut, gesicherter, einträglicher Stellung keineswegs abhold. Es soll also hier nicht behauptet werden, als dürfe mit der Strebsamkeit gar keine Hoffnung auf frühere oder

spätere Belohnung, Ehre und wohlverdiente Anerkennung in Verbindung stehen, (dagegen verhält sich erfahrungsmäßig kein Sterblicher ganz gleichgiltig.) An den Schranken aber, daß das ehrliche Streben sich aller Leidenschaft (Sucht) begebe, daran halte man fest. Diese wäre doppelt gefährlich in unserer heutigen Zeit, in welcher Gefallsucht, Hab-, Herrsch- und andere Suchten ihre schlimmen Wirkungen allenthalben höchst bedenklich äußern. —

Worauf soll nun — so fragen wir weiter und mit Recht — das wahre, echte und rechte Streben gerichtet sein?

Zuerst und vor allen Dingen ziele es darauf hin, daß für körperliche Kräftigung und gute Gesundheit, auch namentlich in unseren Schulen, eine besondere Sorgfalt aufgewendet werde. Wenn man (vielleicht durch eigene Schuld) urplötzlich auf das Krankenlager geworfen wird, zeigt sich oftmals so recht die ohnmächtige Ohnmacht des Lebens, über welche uns selbst die glänzendste Lage bezüglich unserer Stellung oder unseres Besitzes nicht hinwegtäuschen kann.

Die Wahrheit der pädagogischen Sentenz: „Ein gesunder Geist wohnt nur in einem gesunden Körper" gilt auch hier als ein gewichtiges Zeugnis, daß eine zweckmäßige Gesundheitspflege der jeweiligen Geistesverfassung besonders dienlichen Vorschub zu leisten vermag. Aus diesem Grunde tritt das Turnen bei unserer heranwachsenden Jugend heute mehr und mehr auf die Bildfläche der Schul-Lehrpläne. Eine zunehmende systematische Stärkung der Glieder, eine, durch vielfache ärztliche Untersuchungen nachgewiesene Erweiterung des Brustumfanges bei den Turnern ist das sprechendste Beispiel, um die hohe Bedeutung des Turnens ins rechte Licht zu stellen. Hier handelt es sich hauptsächlich darum, anzudeuten, wie diese wichtige Körperstärkung ohne besonderen Aufwand für fast jedermann zu verallgemeinern wäre. Ein eiserner Stab, einige im Gewichte verschiedene eiserne Hanteln ermöglichen planmäßiges Zimmer-Turnen, das zwar anfangs gar bald ermüdet, dessen nur zu wohlthätiger Einfluß auf den Körper (Muskelstärkung) bei täglichen Übungen von etwa ½ Std. ebenso unverkennbar ist, als das Bergsteigen mit tiefem Aus- und Einatmen für die Ausbildung der Lungen.

Daß man das oben gesagte auch hier zu Lande anfängt zu begreifen, zeigt das Vorgehen unserer Behörden der hiesigen Public-Schools — Turnen ist die Parole!

Darum beherzige des Altmeisters Göthe Forderung: „Die Thätigkeit ist's, was den Menschen hier glücklich macht, sie ist der wahre Genuß des Lebens." Dr. Nußbaum erwähnt: „Der Mensch hat nie zu viel Bewegung; es sterben zehnmal mehr Leute an zu wenig Bewegung und Arbeit als an Überarbeit."

Das weitere Streben betrifft den auf den Lebensunterhalt abzielenden täglichen Erwerb. In einem jeden Stande ist es eines jeden Menschen ernste und heiligste Pflicht, durch Aufwendung allen Fleißes und aller seiner Thätigkeit, gleichviel, ob durch körperliche oder geistige Leistungen, dafür zu sorgen, daß seine Familie der dringendsten Lebenssorgen hinsichtlich Nahrung, Klei-

dung, u. s. w. überhoben sei. Es soll hier keineswegs dem Materialismus das Wort geredet werden. Auch ich halte, trotz des oben Gesagten, fest daran, was der Herr und Heiland sagt: Ev. Matth. 6, 33 „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes 2c". Wie in dieser Beziehung die möglichste Ausbildung und Vervollkommnung im Lehrerberufe zu handhaben und wohl zu erreichen sei, soll im letzten Teile dieser Arbeit (Anwendung auf das eigene Berufsleben) des Näheren dargelegt werden.

Eine andere Forderung, den Wert beruflicher Thätigkeit — strebsam zu sein — zu erhöhen, liegt namentlich in der Sittlichkeit des Verhaltens.

Ewig wahr ist und bleibt auch der Satz: „Ohne sittliche Bildung ist alle andere Geistesbildung wertlos." Sittliche Gesinnung bedingt Liebe zur Wahrheit. Sie allein macht den Menschen der Ahnung des Göttlichen und der Achtung des Rechts fähig. Er strebt mit uneigennützigem Eifer nach Einsicht und Kenntnis, um von seinem Standpunkte aus der Welt zu nützen. Nicht nur blos ergötzen soll ein mittels harter Kämpfe errungener Besitz, nicht einzig und allein Wohlgefallen soll irgend ein geistiger Fond bieten. Wo Eitelkeit, Selbstsucht, Ruhmsucht, geistiger Dünkel (Dummheit wäre hier besser am Platze) statt sittlicher Gesinnung (Liebe ist der rechte Ausdruck) die Seele umfangen, da ist ein unnütz Leben die Folge. Strebe nach Ordnungsliebe und peinlicher Pünktlichkeit! An und für sich eine unscheinbare Forderung — als ob nicht alle Menschen ordnungsliebend und peinlich pünktlich sein wollten — stehen mit deren Nichtbefolgung, abgesehen von verlorener Zeit, die für anderweitige Leistungen oder Aufgaben recht brauchbar wäre, viele Mißlichkeiten im Gefolge, namentlich darf man dabei keineswegs vergessen, Erworbenes hie und da auf Verlust-Conto zu schreiben.

Nunmehr sollen die allernotwendigsten Eigenschaften der Strebsamkeit in aller Kürze gezeichnet werden. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Das fünfzigjährige Jubiläum unserer evangelischen Synode ist insofern allerdings noch kein Gegenstand der kirchlichen Rundschau, als es noch nicht zu den geschehenen Ereignissen gehört; indes wird man es dem Redakteur der Zeitschrift nicht übel nehmen, wenn er alle 50 Jahre einmal etwas bei seiner Rundschau erblickt, das erst noch zu geschehen hat. Ein 50jähriges Bestehen und Wachsen einer kirchlichen Gemeinschaft, der man seinerzeit alle Aussichten für die Zukunft abgesprochen hat, ist immerhin eine Thatsache, welche die Weissagungen solcher Propheten in einem etwas zweifelhaften Lichte erscheinen läßt. Unsere Synode feiert aber ihr fünfzigjähriges Jubiläum nicht um ihrer kirchlichen Gegner, sondern um ihrer selbst willen, und darum ist es auch vollständig überflüssig, sich bei dieser Gelegenheit mit denselben herumschlagen zu wollen. Wir werden vielmehr recht thun, wenn wir uns fragen, was diese Thatsache für uns zu bedeuten habe. Daß eine 50jährige Existenz uns selbst erst den Beweis der Möglichkeit und Fähigkeit zu existieren liefere, das werden wir uns hoffentlich nicht zu sagen brauchen. Ständen wir uns selbst so zweifelhaft gegenüber, so wäre das nur ein Beweis davon, daß uns die innere Lebenskraft und Lebensfreudigkeit fehlt, daß an die Stelle der warmen und unmittelbaren Empfindung die kühle und künstliche Berechnung ge-

treten ist, die das was sie in sich nicht fühlt, aus äußern Anzeichen zu erschließen sucht. Ob wir noch lebenskräftig sind, das müssen wir ohne Jubiläum wissen; ja gerade dann müssen wir's am gewissesten wissen, wenn äußerlich gar kein Jubiläumsanlaß vorhanden ist. Nicht die Freudenfeste, sondern die Prüfungszeiten bringen die Bewährung zustande, während man sich im Festjubel nur zu leicht von der glänzenden Außenseite über den innern Zustand täuschen läßt.

Schon mehr Wert hätte es, wenn wir die fünfzigjährige Existenz unserer Synode als Beweis dafür ansehen wollten, daß die Grundlagen derselben die richtigen oder wenigstens keine verkehrten seien. Freilich dürfen wir dabei nicht mit dem römischen Maßstab messen. Rom ist alt an Jahren und braucht nicht zu fürchten, daß es in der Zahl seiner Jahre von andern übertroffen werde; darum giebt man dort den Ketzereien bis zu 400 Jahren Zeit und läßt sich durch das Wachstum und den bald 400jährigen Bestand der evangelischen Kirche nicht an dem Verwerfungsurteil über dieselbe irre machen. Zudem legt sich uns die Frage nahe: Wenn auch die Grundlagen unserer Synode die richtigen sind, stehen wir noch auf denselben oder nicht? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten als es den Anschein hat. Denn die bloße Thatsache, daß wir den Bekenntnisparagraphen unserer Synode unverändert haben stehen lassen, genügt in diesem Falle nicht. Wer freilich das nicht mehr kann und will, der sollte allerdings, ohne daß man es ihm noch besonders sagt, ganz von selbst wissen, daß er außerhalb des geistigen Gebietes unserer Synode steht. Dagegen wäre es nicht unmöglich, daß wir für den Wortlaut und Buchstaben unseres Bekenntnisses sehr eifrig streiten könnten, während wir in Wahrheit doch demselben entfremdet wären. Auch hier müssen wir eine bessere Gewißheit haben als die bloße Thatsache eines fünfzigjährigen Bestehens uns bieten kann. Überhaupt dürfen wir die Lebensgrundlagen unserer Synode mit Verfassungsgrundlagen derselben nicht verwechseln, ebensowenig als wir sie auseinanderreißen dürfen. Sie sind zwar miteinander verwachsen, aber nicht identisch, sondern die Lebensgrundlagen haben die Verfassungsgrundlagen aus sich erzeugt und in denselben die Form ihrer Wirksamkeit gefunden. So lange nun diese Formen einen lebendigen und lebensfähigen Kern in sich schließen, kann man sie nicht zerstören ohne das darin eingeschlossene Leben zu vernichten. Dagegen kann man die Formen wohl konservieren, ohne den Lebensgehalt derselben zu besitzen. Die Lebensgrundlagen unserer Synode liegen so wenig bloß auf dem Papier als die Grundlagen des Christentums. Wie dort die lebendige Grundlage die Persönlichkeit Christi ist, welche die Schriftgrundlage erzeugt und sich in derselben bezeugt hat, so sind auch hier die Lebensgrundlagen lebendige Persönlichkeiten. Nur ist dabei ein großer Unterschied. Obwohl wir gewiß sind, daß unsere Synode auch mit zu der einen, heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche gehört, so haben wir doch nicht vergessen und wollens nicht vergessen, daß sie weder die Wurzel noch die Frucht derselben ist, sondern einer unter den Zweigen, der zu seiner Zeit seine Früchte bringen soll. Mit andern Worten: Sie ist nicht das ewige Reich Gottes, sondern kann ihrer ganzen Bestimmung nach nur eine der zeitlichen Gestaltungen desselben sein. Christus, die Lebensgrundlage der christlichen Kirche, ist durch seinen Hingang zum Vater nicht aus der Gemeinschaft seiner Kirche ausgeschieden, so daß nun an seiner Statt ein Nachfolger eintreten müßte, sondern gerade als der verklärte Menschensohn, ist er für immer Grund und Haupt seiner Kirche.

Dagegen sind die Gründer unserer Synode, deren Glaube in dem Bekenntnis unserer Synode eine Form seiner Darstellung und ein Zeugnis seiner Lebensthätigkeit fand, längst durch andere Persönlichkeiten ersetzt, denen kraft dieser ihrer Nachfolge dieselbe Aufgabe zukommt, die jene schonals die ihrige erkannt hatten, nämlich zu sorgen für treue und weise Führung des evangelischen Predigtamtes, für wahrhaft evangelische Gestaltung der unter ihren Einfluß stehenden Gemeinden und für Heranbildung von evangelischen Predigern und Lehrern. In demselben Maße als es nun unsere Synode nicht an solchen Persönlichkeiten fehlt, welche dieser Aufgabe gerecht werden, und als alle Glieder derselben diese ihre Aufgabe erfüllen, in demselben Maße erhält sich unsere Synode

auf ihrer Lebensgrundlage. Da wird nun die von dem Jubiläum angeregte Frage: Stehen wir auf den Lebensgrundlagen unserer Synode zu einer sehr persönlichen und zwar für jeden einzelnen unter uns. Das Jubiläum kann und soll diese Frage anregen und stellen, aber es kann dieselbe nicht beantworten und keiner sollte sich dieselbe bloß durch das Jubiläum beantworten lassen. Ob wir noch auf unserer synodalen Lebensgrundlage stehen, dafür müssen wir eine bessere Bürgschaft haben als die bloße Thatsache, daß wir das Jubiläum auch mitfeiern. Was wollten wir denn in diesem Falle anfangen, wenn der Festjubel vorbei und die Festfreude verrauscht ist, wo man nicht mehr dasteht auf dem breiten Boden der allgemeinen Feststimmung, sondern auf dem engen Pfade der täglichen Berufsthätigkeit vorangehen muß, oft belastet und bedrängt, so daß man in Gefahr ist, niedergedrückt und umgestoßen zu werden. Gerade da in der Arbeit und Mühe des Lebens, unter der Last und Hitze des Tages, in den Kämpfen der Zeit, im Dulden der Anfechtung, da beantwortet sich im Leben eines Jeden die Frage, ob er wirklich auf dem richtigen Grunde stehe oder nicht.

Es war nicht ganz um die Zeit, als das Christentum das 50jährige Jubiläum seines Bestehens hätte feiern können (aber doch auch nicht weit davon) als die Sendschreiben an die sieben Gemeinden in Asien ergingen. Da finden wir denn auffallend oft das Wort: „Ich weiß deine Werke.“ Wenn statt der Jubiläumsschriften, die wir nach allgemeinem heutigen Lauf und Brauch selbst schreiben, auch einmal eine solche an uns und zwar an jeden unter uns geschrieben würde, von dem, der Augen hat wie Feuerflammen, da würde die Feststimmung ganz anderer Art werden. Und doch wäre sie dann erst die richtige und würde bleibende Früchte tragen.

Aber ist das nicht auch uns geschrieben? Gewiß! Es fehlt meist nur daran, daß man sich's gesagt sein läßt. Darum so viel Übermut auf der einen und so viel Unmut auf der andern Seite, darum so viel Festlichkeit auf der einen und so wenig Freudigkeit auf der andern Seite, darum bei den einen so große Geschäftigkeit und bei den andern so viel Müdigkeit, darum bei den einen so viel Streben zu herrschen und bei den andern so wenig Kraft zu dulden, darum hier so viel Überschätzung des Eitlen und dort eine Unterschätzung des Wahren, hier ein Verlassen auf den Schein, dort ein Verzagen an Gott. Ich weiß deine Werke, sagt der Herr. Und er weiß sie besser als wir. Das wollen wir uns merken, damit uns sein Wort nicht ein Wort des Gerichtes, sondern des Trostes werde. Dann haben wir an ihm und durch ihn eine bleibende Freude und nicht blos eine schnell vorbeirauschende Festlichkeit, die blos alle 50 oder 100 Jahre einmal kommt.

Die Bekenntnisrevision der Presbyterianer bringt in England die Gemüter in eben so große Aufregung als hier in Amerika. Nur daß man dort noch etwas konservativer ist, aber gleichwohl sich außer stande sieht, diese Bewegung ohne weiteres zum Stillstand zu bringen. Es zeigt sich eben, daß das Freikirchentum auch kein undurchbrechlicher Damm gegen allerlei theologische Fluten ist und daß auch die englische Theologie wohl oder übel eine ähnliche Krisis zu durchlaufen hat, wie die Deutsche, die sich allerdings noch vielfach mitten darin befindet. Nur daß die Sache in England und Schottland den Verhältnissen entsprechend auch andere Formen annimmt. Während in Deutschland der Streit auf dem Gebiet der theologischen Schriftforschung geführt wird, dreht er sich in der englischen und schottischen Presbyterianerkirche um die kirchliche Verwertung der Schrift in der Formulierung des Bekenntnisses. Es ist nun freilich nicht richtig, wenn man behaupten will daß sich der Streit eigentlich darum drehe, ob die Bibel Gottes Wort sei oder nicht. Dann wenn eine Änderung der Westminsterkonfession an und für sich schon einen Abfall von Bibelglauben einschließen sollte, so müßte man doch notwendigerweise annehmen, daß eine vollkommenere Formulierung der Glaubenswahrheit ebenso wenig möglich sei als eine theologische Erkenntnis, die über die des 17. Jahrhunderts in irgend welcher Beziehung hinausgehen könne. Man muß eben die Westminsterkonfession als die einzig und allein richtige Auslegung der heil. Schrift ansehen, wenn man denen, welche sie geändert wissen wollen, vorhalten will, es handle sich um Annahme oder Abweisung der Schriftwahrheit. Auf der andern

Seite verkennen diejenigen, welche für Revision sind, die sehr nahe ans Unmögliche grenzende Schwierigkeit einer wirklich genügenden und befriedigenden Revision. Ganz verkannt wird das allerdings nicht, daher wird von anderen vorgeschlagen, die Konfession stehen zu lassen, aber die Verpflichtung auf dieselbe weniger streng zu formulieren.

In den Presbyterien von Edinburg, Aberdeen und Glasgow wurde die Angelegenheit verhandelt und merkwürdigerweise ging in allen drei Fällen der Antrag, die Sache vor die Generalassembly zu bringen, durch. Auch in der Synode der Presbyterianer in London wurde die Revision des Bekenntnisses, namentlich von dem Moderator der Synode, Dr. Mac Leod, sehr warm befürwortet.

Die Beweisgründe, welche von beiden Seiten vorgebracht wurden, waren z. T. recht merkwürdig. So wurde von Dr. Blaikie verlangt, man solle dem Einzelnen größere Freiheit gewähren, weil die Strenge der Konfession manche tüchtige, gewissenhafte und fromme junge Leute vom Predigtamte abhalte und andere in ihrem Gewissen beunruhige. Rev. M' Evan entgegnete: es sei nicht die Pflicht der Kirche zu Gunsten der Skrupel einzelner den Glauben vieler zu beunruhigen. Diese in Edinburg vorgebrachten Gründe kehrten im wesentlichen in Glasgow und Aberdeen wieder, scheinen aber dadurch an Kraft bedeutend verloren zu haben, daß sich die Anzahl der mit der Westminster-Konfession Unzufriedenen groß genug erwies, um wenigstens die Vorlegung der Sache vor die General Assembly durchzubringen. Schwach sind aber die beiderseitigen Argumente immerhin. Ist die Formulierung der Konfession unbiblisch, so braucht derjenige welcher davon überzeugt ist, nicht erst die Sanktion einer kirchlichen Majorität um seine Überzeugung mit gutem Gewissen haben zu können. Bedarf er aber der kirchlichen Sanktion, so ist er eben seiner Sache noch nicht so sicher, daß ihm die Wahrheit genügte, gleichviel ob mit oder ohne kirchliche Gutheißung. Wenn aber die Konfession deßwegen nicht geändert werden soll, weil nur wenige es verlangen, so können eben diese Wenigen mit der Zeit auch zu Vielen werden und dann dreht sich die Sache von selbst um.

In der General-Assembly, die in Edinburg tagte, wurde sehr lebhaft über die Frage geredet und schließlich ging der Antrag durch, dieselbe einem Komitee zu übergeben. Damit war man sie wenigstens vorläufig los.

Dagegen ist eine andere Frage viel schwerer los zu werden, weil sie sich eben nicht vertagen läßt. Auf derselben Versammlung, in der man beschloß, die Bekenntnisfrage einem Komitee zu übergeben, wurde Dr. Dods zum Professor am College der Freikirche in Edinburg erwählt, und zwar mit 383 gegen 280 Stimmen (vergl. Theol. Zeitschrift 1889, Seite 256). Es waren hauptsächlich die Laienstimmen, welche dieses Resultat zustande brachten. Schon der Umstand, daß sich eine Anzahl Glieder der Minorität bei der Einführung des Dr. Dods in auffälliger Weise fern hielten, war eine Windstille vor dem Sturme, an dem es seitdem nicht gemangelt hat. Die Gegner von Dods beschwerten sich sowohl bei dem Edinburger Presbyterium, dessen Mitglied Dods ist, wie auch bei dem College-Komitee.

Auf die Beschwerden antwortete das Edinburger Presbyterium, daß es sich seiner Pflicht bewußt sei und keiner Erinnerung bedürfe. Darauf beschritt man den Weg der Anklage an beiden Stellen. Im Edinburger Presbyterium wurden die Anklagen zurückgeschoben mit dem Hinweis darauf, daß die Sache bei dem College-Komitee bereits anhängig gemacht worden sei und die Entscheidung desselben erst abgewartet werden müßte. Die Sache hat einen förmlichen Bürgerkrieg in der schottischen Freikirche hervorgerufen, der dieselbe einer ernsten Krisis entgegenzutreiben droht.

Die Verfolgung in den baltischen Provinzen dauert ungeschwächt fort. Es sind besonders zwei Dinge die in neuerer Zeit als charakteristisch für die dortigen Zustände an die Öffentlichkeit gelangt sind. Das eine ist die kaiserliche Verfügung in Sachen des lutherischen Pastors Tiling; das andere der Brief eines Esten, welcher die Lage der evangelischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen schildert.

Die obengenannte kaiserliche Verfügung bringt einen Prozeß zum Abschluß, der 3½

Jahre gedauert hat. Im Jahre 1886 war Pastor Tiling durch den orthodoxen Bischof von Mitau denunziert worden, er habe das orthodoxe Bekenntnis gelästert und seine Zuhörer durch Drohungen vom freiwilligen Übertritt zur orthodoxen Kirche abzuhalten versucht. In erster Instanz wurde der Angeklagte freigesprochen, was jedenfalls nicht erfolgt wäre, wenn auch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis gelungen wäre. Der Regierungsankläger erhob indes Protest gegen das Urteil; denn ein angeklagter lutherischer Geistlicher soll in Rußland eben nicht frei ausgehen. Bewiesen wurde auch hier nichts, was selbst nach dem Wortlaut der russischen Gesetze strafbar gewesen wäre. Da aber Pastor Tiling den Übertritt um irdischer Vorteile willen als seelengefährlich und verderblich bezeichnet hatte, so mußte das den Vorwand geben, um den Angeklagten zu verurteilen, denn verurteilt mußte er werden, das wußte der Gerichtshof. Aber auch da wurde noch in dem Urteile des Senats zugestanden, daß der Angeklagte dem Wortlaute des Gesetzes nach eigentlich unschuldig sei. Es wird dort nämlich gesagt: Wenngleich das Gesetzbuch die Drohung als strafbar nur dann erkennt, wenn in ihr ganz positiv das Versprechen enthalten ist, betreffs des Bedrohten diese oder jene Gewaltthat zu begehen, so könne man doch nicht umhin anzuerkennen, daß Drohungen jener Art sehr viel weniger Gewalt haben, als Drohungen mit der Hölle, dem Anheimfallen unter die Herrschaft des Teufels u. s. w. Es liege also doch eine Drohung vor. Indes, da der Angeklagte eigentlich hätte freigesprochen werden müssen, so wollte man ihn doch nicht die ganze Strenge des Gesetzes fühlen lassen und machte als mildernden Umstand geltend, daß der Verklagte durch sein Amt zur Wahrung der Interessen seiner Kirche verpflichtet gewesen sei und darum der Thatsache nicht gleichgültig gegenüberstehen konnte, daß die Fälle des Übertrittes vom Luthertum zur Orthodoxie immer häufiger wurden. So wurde denn, mit Rücksicht auf diese Umstände, der Kaiser ersucht, die Strafe in viermonatliche Gefängnishaft umzuwandeln. Man hätte nun erwarten sollen, daß wenigstens der Kaiser von Rußland tolerant und verständig genug gewesen wäre den Angeklagten zu begnadigen. Keineswegs. Die Strafe wurde vielmehr von ihm noch durch die Bestimmung verschärft, daß Pastor Tiling nicht mehr in den baltischen Provinzen angestellt werden dürfe.

Der oben erwähnte Brief weist zunächst auf die Zustände unter den Rekonvertiten hin, welche in Folge der russischen Gewaltmaßregeln dazu gedrängt worden sind, daß sie ihre Kinder selber taufen, und daß Brautpaare sich selbst trauen, sowie daß die Todkranken vielfach bestimmen, daß ihre Leichen unter keiner Bedingung auf einem russischen Friedhofe beerdigt werden sollten.

Wie wenig man überhaupt gesonnen ist, irgend welche Erleichterung zu gewähren, zeigt sich an einer weiterhin berichteten Thatsache. Es heißt da: „Das in Glaubensangelegenheiten bedrängte Volk wollte diese Gelegenheit (d. h. eine Reise von Giers, dem Präsidenten des evangelisch-lutherischen Generalkonsistoriums) benutzen, und dem Gesandten des Kaisers eine Bittschrift überreichen, damit er dieselbe seiner Majestät unterbreiten möchte. Diese Petition enthielt nur die alleruntertḧänigste Bitte, daß in Religionsangelegenheiten seitens der Regierung wieder eine solche Duldung gewährt würde, wie zur Zeit Alexander II., ohne daß etwas Politisches oder sonst noch etwas eingemengt gewesen wäre. Hundertweise unterschrieben sich die Leute unter solche Petitionen und Tausende hätten noch unterzeichnet, aber ehe es dazu kam fuhr die Kreispolizei in zwei Kirchspielen dazwischen. Sie fuhr auf dem Lande umher, stellte Haussuchungen an, öffnete gewaltsam Kisten und Schränke, wenn die Betreffenden nicht zu Hause waren, schonte nicht einmal Kranke und Wöchnerinnen und sammelte alle Bittschriften ein. Die Beteiligten wurden dann vor die Polizeiverwaltung geladen und verhört, wo sie alles freimütig gestanden, was sie gethan und welche Motive sie dazu gewungen hätten. Zugleich verbot man das Petitionieren und bot einigen sogar Belohnung an, wenn sie aussagen würden, daß einige evangelische Pastoren sich daran beteiligt hätten. Das war aber durchaus nicht der Fall und, Dank der Redlichkeit der Versuchten, trug der Bestechungsversuch keine Früchte."

Weiterhin wird in jenem Briefe berichtet, daß 6 Landschullehrer unter Mißachtung der Rechte der Oberlandschulbehörde von dem Kuratur Kapustin abgesetzt worden seien, weil sie sich an den obenerwähnten Petitionen beteiligt hatten. Dabei ist es nach jenem Briefe noch fraglich, ob es bei der Absetzung bleiben wird. Man droht von Seiten der russischen Kirchenbeamten mit Verbannung. Die Lage der Abgesetzten ist zwar so wie so schon traurig genug. Ihre ganze Kraft haben sie dem Lehrfache gewidmet, lange Jahre bei geringem Gehalt (einer 30 Jahre lang) gedient und jetzt stehen sie mittellos da und wissen nicht wie sie ihre Familien ernähren sollen. Das Schreiben schließt mit den Worten: Gott möge sich erbarmen und solchen gewaltsamen Mißregeln bald ein Ende machen; wenn es lange dauert, wird es wohl um die evangelisch-lutherische Kirche bald geschehen sein.

Ueber einen mißglückten Versuch, die Heilsarmee wenigstens zu Vernunft zu bringen, berichtet die D. E. Kirchenzeitung wie folgt: Die Evangelische Allianz, welche sich schon öfters der Heilsarmee gegen die Schweizer Behörden angenommen hatte, sah sich veranlaßt, auch einmal der Heilsarmee, die durch rücksichtloses Vorgehen ihren Fürsprechern, wie den Behörden, die Aufgabe so sehr erschwert, brüderliche, aber ernstliche Vorstellungen zu machen. Eine Delegation des schweizerischen Centralvorstandes der Allianz (Neuenburg) hielt in Gegenwart des Genfer Vorstandes an letzterem Ort mit einigen Offizieren der Heilsarmee eine Besprechung, ob sie nicht durch vorsichtigeres, weniger provozirendes Gebahren manchen Konflikt vermeiden und den Behörden eine günstige Haltung ermöglichen könnten, namentlich wurde empfohlen, die Armee sollte sich bereit erklären, die Gesetze und Verfügungen der legislativen und administrativen Behörden anzuerkennen, mit Vorbehalt Rekurses an höhere Autoritäten für solche Fälle, wo sie sich in ihren verfassungsmäßig gesicherten Rechten beeinträchtigt glaubte; und die Führer der Armee sollten versuchen, ob nicht einige mäßigende Beschränkungen in dem Auftreten ihrer Leute, ohne Schaden für deren geistliche Wirksamkeit, stattfinden könnten und es nicht thunlich wäre, auf öffentliche Aufzüge und äußere Kundgebungen, die zu Unordnungen führen, zu verzichten.

Wie auf private Vorstellungen dieser Art, so ist auch die Antwort auf diese Vorstellungen der Allianz seitens der „Oberbefehlshaber" ausgefallen. Der bekannte Arthur Booth-Clibborn hat sie rundweg in einer Denkschrift verworfen. Der Punkt, der ein befriedigendes Abkommen unmöglich macht, liegt darin, daß die Heilsarmee von ihren abenteuerlichen Schaustellungen und Anpreisungen nicht lassen kann, ohne sich selbst aufzugeben. Man nehme die militärischen Parade-Köstüme, Fahnen, Spielleute u. s. w. weg, man vermeide die herausfordernden Kriegserklärungen und begnüge sich mit jener schlichten Weise zu missioniren und zu evangelisiren, wie sie die Apostel übten was bleibt dann von der Heilsarmee übrig? Es ist sehr bezeichnend, daß Clibborn behauptet, wenn man die äußeren Schaustellungen aufgäbe, so habe man keine genügenden Mittel mehr, die Menge anzuziehen und das praktische Ergebniß käme bald völliger Unthätigkeit gleich. Von einem Haupte der Armee ist damit aufs neue der sektenhafte Charakter des Werks ins Licht gestellt worden. Nicht Wort und Sakrament sind nach ihm die Mittel, durch welche das Reich Gottes gebaut wird, sondern menschliche Ideen, Einrichtungen, Satzungen, welche um keinen Preis angetastet werden dürfen, mit denen die Armee vielmehr steht oder fällt. Der Geist der Ausschließlichkeit, welcher aus den Grundanschauungen der Heilsarmee hervorgehen muß, zeigt sich auch darin, daß einer Anzahl von Mitgliedern der Evangelischen Allianz vorgeworfen wird, sie unterstützten seit Jahren das Reich der Finsterniß, weil — sie sich erlauben, die Heilsarmee und ihr Werk zu kritisiren!

Die Broschüre von Herrn Booth-Clibborn wird vielleicht manchem Christen die Augen öffnen über die anti-evangelischen Formen und Ansichten der Salutisten.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. November 1890. Nro. 11.

Gewissen und Gewissensfreiheit.

Von P. M. Otto.

(Schluß.)

Was versteht man nun unter Gewissensfreiheit im gewöhnlichen Sinne? Gewöhnlich meint man damit Glaubens-, Bekenntnis- oder Lehrfreiheit. Bei der Begriffsbestimmung kommt nicht viel darauf an, welches von ihnen besonders gemeint sei; denn was von dem einen gilt, das kann auch von dem andern gesagt werden. Wir wollen also sagen: Gewissensfreiheit ist ein Gut, ein Privilegium außer mir, dessen Gebrauch oder Nichtgebrauch mir frei steht; ich kann es nach Belieben benützen oder auch nicht benützen. Dieses wird richtig sein im allgemeinen, aber auch im besondern. Fassen wir zuerst die Lehrfreiheit ins Auge, so ist wohl im ersten Augenblick klar, daß nur ein außerordentlich kleiner Teil der Menschen an dieser Freiheit teilnehmen kann, weil er nicht als Lehrer auftreten kann. Nun soll aber doch die Gewissensfreiheit ein für alle genießbares Gut sein, aber der Natur der Sache nach ist es in diesem Falle nicht möglich, und somit wäre die Gewissensfreiheit nicht ein Allgemeingut der Menschheit, was sie doch eigentlich sein sollte.

Versteht man aber unter Gewissensfreiheit Glaubensfreiheit, so kann man sagen: Es ist jedem Christen möglich und seine heilige Pflicht, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Viele meinen, sie thun es auch, aber es ist doch nicht ganz richtig. Der Glaube des Christen soll das Produkt klarer Erkenntnis des Willens Gottes, bewußter Überzeugung und festen Willensentschlusses sein. Aber in den meisten Fällen ist derselbe Autoritäts- oder Gewohnheitsglaube; auf Autorität der Eltern bei den Kindern, oder bei den Zuhörern auf Autorität des Pastors, dem sie willig vertrauen, gegründet. Das wäre aber nicht Freiheit, sondern Abhängigkeit, also Unfreiheit. So verhält es sich auch mit der Bekenntnisfreiheit.

Wo bleibt nun aber das Gewissen? Mit der Lehre, dem Glauben und Bekenntnis hat das Gewissen nichts zu thun. Es ist Sache meines Willens, was ich lehren und glauben will, und diese Bewegung meines Willens ist gegründet auf meine religiöse oder politische Überzeugung. Diese meine Überzeugung zum Ausdruck, zur Darstellung zu bringen, dazu mache ich Gebrauch von jener Gewissensfreiheit.

Büchner sagt in seiner Konkordanz in dem betreffenden Artikel: „Gewissensfreiheit — Glaubensfreiheit ist eigentlich ein unrichtiger Ausdruck, indem die Überzeugung und der Glaube etwas rein Innerliches ist, was eine äußere Macht so wenig hindern als gestatten, worin die Freiheit so wenig genommen als gegeben werden kann. Das, worüber die weltliche Macht allein eine Gewalt ausüben kann, ist das Äußere der Überzeugung und des Handels, daher auch nur die Rede- oder Bekenntnisfreiheit und Freiheit des Handelns in Frage kommen können." Gewissensfreiheit in diesem Sinne wäre also ein Privilegium, von welchem ein Mensch nach Belieben Gebrauch machen kann.

In dem oben angeführten Aufsatz (S. 176) werden wir belehrt: „Zur Freiheit des Gewissens gelangt der Mensch dadurch, daß Gott den Sünder in Freiheit setzt." Da ist wieder eine Verwechselung der Sachen und des Subjekts. Das Subjekt des Satzes ist das Gewissen, aber an dessen Stelle wird in dem zweiten Satz „der Sünder" gesetzt, und an Stelle der Freiheit, als eines Zustandes, wird das „frei machen," als Thätigkeit gesetzt. Demnach kann von Freiheit des Gewissens nicht die Rede sein, denn es soll ja erst frei gemacht werden. Und wie lange wird dieses „frei sein" dauern? Nur eben bis zur nächsten Sünde. Das wäre keine Freiheit, nicht einmal ein „frei werden" oder frei sein.

Ferner wird gesagt: „Der Weg zur Gewissensfreiheit geht über Sinai nach Golgatha. Am Fuße des Sinai muß der Mensch so lange verweilen, bis das Gesetz zu ihm hat reden können von seiner Sünde, Gesetzesübertretung und Schuld. Von der ihn anklagenden Stimme getrieben, verläßt er den rauchenden Sinai, um unter dem Kreuz auf Golgatha Ruhe und Frieden zu finden. Kommt er bis zum Kreuz, setzt er sein ganzes Vertrauen auf den für ihn gekreuzigten Heiland, so wird ihm geholfen, geholfen durch den gnadenvollen Zuspruch: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben. So wird dann der Bann gelöst und die Freiheit des Gewissens hergestellt; — — er, der Mensch, wird so frei, daß ihn die Stimme des Gewissens nicht mehr verklagt, daß er sich als Kind im Hause seines Vaters fühlt." — Auch in diesen Sätzen ist anfänglich wieder von der Gewissensfreiheit die Rede, und am Schlusse sind wir wieder bei dem Menschen angelangt. Das Gewissen sollte befreit werden, und nun ist der Mensch befreit worden. Es ist der Mensch, nicht das Gewissen, welchem die Last abgenommen wird. Ist aber der Mensch von Sünde und Schuld befreit, dann hört das Gewissen auf, ihn zu verklagen und zu quälen; es wird ruhig. Wenn von Anklagen des Gewissens die Rede ist, dann müssen zwei Subjekte da sein, eines, welches anklagt und eines, welches angeklagt wird, das Gewissen und der Mensch. Wie soll man aber das verstehen, wenn gesagt wird: „Dem Menschen werden seine Sünden vergeben, und das den Menschen verklagende Gewissen werde befreit?" Soll das heißen: Das verklagende Gewissen hört auf zu verklagen, weil es befreit worden ist? Aber wovon sollte es befreit worden sein? Vielmehr muß es heißen: Dadurch, daß dem Menschen seine Sünden vergeben werden,

wird er von Sünde und Schuld befreit und infolge dessen wird das Gewissen zum Schweigen gebracht, weil der Gegenstand der Anklage beseitigt ist. Das ist eine Erfahrungsthatsache.

Ist aber ein Mensch durch Gottes Gnade auch einmal soweit gekommen, so ist die Sache damit doch nicht für immer abgemacht. Denn wir sündigen täglich aufs neue, und nach jeder neubegangenen Sünde steht auch das Gewissen wieder da und klagt uns an. Und so geht es fort unser ganzes lebenlang; solange wir sündigen, bleibt das Gewissen unser Widersacher, und von dieser seiner Aufgabe kann es nicht befreit werden, es würde sonst aufhören, Gewissen zu sein.

Bei dieser Gewissensfreiheit, oder besser gesagt: Gewissensbefreiung, handelt es sich allerdings auch um ein Gut, ja um das größte Gut, dessen wir teilhaftig werden müssen, wenn wir selig werden wollen. Dieses Gut liegt auch außer uns, aber es ist Pflicht und Aufgabe jedes Christen, sich dasselbe anzueignen. Oben, bei der Freiheit ist gesagt worden, daß es dem Menschen freistehe, dieselbe zu gebrauchen oder nicht. Hier aber steht die Sache ganz anders. Der Befreiung von der Sünde müssen wir teilhaftig werden, wenn wir unsern Lebenszweck nicht verfehlen wollen. Das soll unsere erste und Hauptsorge sein in diesem Leben. Wenn man also sagen wollte: „Ein Mensch, der dafür sorgt, daß ihm seine Sünden vergeben werden, dessen Gewissen wird frei, d. h. er hat nun Gewissensfreiheit,“ er ist jenes großen Gutes teilhaftig geworden, so würde daraus folgen, daß die Gewissensfreiheit ein Vorzug und Privilegium sei, allein für bekehrte Menschen, wahre Kinder Gottes, und alle andern Menschen wären von derselben ausgeschlossen. Auf diesen kleinen Kreis wird aber doch wohl niemand die Gewissensfreiheit beschränken wollen. In diesem Falle wäre sie ja nicht ein Gemeingut der Menschheit, was sie doch anerkanntermaßen ist. Denn das Wort Gottes lehrt uns, daß derer, die Vergebung ihrer Sünden erlangen, nur eine ganz kleine Zahl sei. Und diese allein sollten Gewissensfreiheit haben? Schon diese Beschränkung auf so wenige Menschen müßte zeigen, daß obige Meinung nicht richtig sein könne. Sodann lehrt die tägliche Erfahruug, daß der Mensch allerdings die Freiheit habe, den Schatz der Sündenvergebung sich anzueignen, oder denselben zu verschmähen, und daß jeder auf die eine oder die andere Art von dieser Freiheit Gebrauch mache. Und gerade diejenigen, welche ihre Freiheit, also ihre Gewissensfreiheit dazu gebrauchen, jenes Gut der Sündenvergebung zu verschmähen, rühmen sich am lautesten des Gebrauchs, des rechten Gebrauchs der Gewissensfreiheit! Auch wird man ihnen diesen Ruhm nicht wohl streitig machen können, denn sie sind völlig im Recht.

Nur das ist wahre und wirkliche Freiheit, auch Gewissensfreiheit im eigentlichen Sinne, wenn der Mensch weder gebunden, noch gehindert ist, nach seinem Wunsch und Willen zu wählen und zu handeln, auf jedem

Lebensgebiete, sei es das materielle oder das geistige. Und diese Freiheit kann keinem Menschen, auch dem allergottlosesten nicht, abgesprochen werden. Sie ist ein unveräußerliches Gut desselben, und dies ist der Grund, warum der Mensch von Gott für sein Thun und Lassen verantwortlich gemacht werden kann. Ohne jene Freiheit wäre kein göttliches Gericht, keine Vergeltung möglich; wir wären dem Fatalismus verfallen.

Was in den oben angeführten Sätzen als „Gewissensfreiheit" bezeichnet wird, nämlich „das freiwerden oder frei sein des Menschen von der Sünde, durch Gottes Gnade," — das ist nicht eine Freiheit, noch weniger „Gewissensfreiheit," sondern eine Befreiung, ein frei machen und ein frei werden. Es ist eine Veränderung, welche mit dem Menschen vorgeht, welche von Gott bewirkt wird, bei welcher der Mensch sich vornehmlich leidend verhält, indem er an sich geschehen läßt, was Gottes Gnade an und in ihm wirken will. Dadurch wird er aus einem Zustand in einen andern versetzt; — aus dem Naturzustand in den Gnadenstand. Diese Veränderung des Menschen hat aber, meines Wissens, noch niemand Gewissensfreiheit genannt, sie hat vielmehr einen eigenen, allgemein anerkannten und gebrauchten Namen, nämlich „Rechtfertigung des Sünders vor Gott."

Der Verfasser hat vor Jahren eine Anzahl Thesen über das Gewissen in der theol. Zeitschrift (1878, S. 25) veröffentlicht, deren letzte in ihrem zweiten Teile lautet: „Das Gewissen kann nicht gebunden und nicht freigegeben werden; es steht über jeder menschlichen Autorität und ist von Niemand abhängig."

Dieser Satz, als Folgerung und Schluß aus den vorhergehenden Sätzen, ist damals angegriffen worden, ohne daß dabei Rücksicht auf jene vorhergehenden Sätze genommen wurde, und deshalb sind auch die Einwendungen nicht zutreffend. Es ist dort von dem Gewissen in dem allgemein gebräuchlichen uneigentlichen Sinne die Rede, gegen welchen ich dort und hier einen andern, bestimmteren geltend zu machen suche. Und nach alledem, was ich seitdem über den Gegenstand gelesen und gedacht habe, fühle ich mich nicht bewogen, meine Ansicht zu ändern oder zurückzunehmen, sondern jene These aufrecht zu erhalten, die Gewissensfreiheit, d. h. den Begriff derselben auf sie zu gründen und mit derselben zu erweisen.

Die Definition dürfte demnach etwa so lauten: Gewissensfreiheit oder Freiheit des Gewissens, ist ein Zustand des Befreitseins von jeglicher Schranke, Autorität oder Einwirkung von Außen her, seine Funktionen auszuüben.

Es ist die Eigentümlichkeit des Gewissens seine Funktionen sobald und so oft auszuüben, als sich Veranlassung dazu darbietet. Es bedarf dazu keines Antriebs und keiner Erlaubnis, auch keiner Regel, nach welcher, und keiner Grenzbestimmung, wie weit es gehen dürfe oder solle. Alle diese Bestimmtheiten trägt es als Eigenschaften in sich, und diese machen es eben zu dem, was es ist und leisten kann; durch sie wird es zum Gewissen, und unterscheidet sich von allen andern Vermögen des menschlichen Geistes.

Bei aufmerksamer Betrachtung der Thätigkeit des Gewissens, muß es jedem, der sehen will, deutlich werden, daß der Mensch seinem Gewissen weder etwas gebieten oder erlauben noch verbieten könne, weil dasselbe nicht unter oder neben ihm, sondern über ihm steht. Er hat keinen Einfluß auf dasselbe, sondern es hat solchen auf ihn. Er ist ihm gegenüber ganz macht- und hilflos, ganz unter seine Botmäßigkeit gestellt, die es jeder Zeit über ihn ausüben kann. „Nicht der Mensch hat das Gewissen, sondern das Gewissen hat ihn.“ (Wuttke.) Diese Freiheit des Gewissens ist nicht eine von menschlicher Autorität, sei es privatliche oder obrigkeitliche, staatliche oder kirchliche, verliehene, die es nun im Auftrag oder durch Erlaubnis gebrauchen, und die ihm gelegentlich auch wieder entzogen werden könnte. Sie ist, wie eine unbeschränkte, so auch unantastbare und unverlierbare. Es ist die Freiheit der ungehinderten Bewegung, welche weder negativ noch positiv beeinflußt werden kann. So wenig ich mein Gewissen in seiner Thätigkeit zurückhalten kann, ebenso wenig bin ich imstande, es zu größerem Eifer zu bewegen. Wenn nun das Alles seine Richtigkeit hat, ist dann nicht der Beweis für die Wahrheit der obigen These geführt? Der Beweis dafür, daß das Gewissen frei sei, frei von jeglichem Einfluß irgend einer menschlichen Autorität oder Macht, frei in einem andern, höheren Sinn, als es durch die gewöhnliche Bezeichnung „Gewissensfreiheit oder Gewissensbefreiung“ ausgedrückt und verstanden wird. Gewissensfreiheit im gewöhnlichen Sinn und Sprachgebrauch bedeutet die Erlaubnis zu glauben, zu lehren und zu bekennen, was man für wahr und gut hält; mit andern Worten: eine eigene religiöse Überzeugung zu haben, und dieselbe in Wort und That zu äußern. Gegen diese Bezeichnung ist nun bloß das einzuwenden, daß das Gewissen mit „glauben, lehren und bekennen“ nichts zu thun hat, indem hiebei blos Wille und Ueberzeugung in Betracht und Wirksamkeit kommen. Dem Gewissen als solchem kann weder etwas erlaubt noch verboten werden, weil Niemand die Gewalt dazu hat. Zur Bestätigung des Gesagten möge ein Beispiel aus der Kirchengeschichte beigefügt werden.

Es ist bekannt, daß das kostnitzer Konzil den Joh. Huß vor seine Schranken geladen und ihn ungerechter Weise auf dem Scheiterhaufen verbrannt hat. Sein Freund Hieronymus von Prag hielt sich in der Nähe von Kostnitz auf, um wo möglich seinem Freund Huß behilflich zu sein, ihn zu unterstützen. Als er sahe, daß sein Aufenthalt nutzlos, ja sogar gefährlich für ihn selber sei, wollte er nach Prag heimkehren, wurde aber unterwegs gefangen genommen und nach Kostnitz zurückgebracht. Hier wurde er eingekerkert und mußte „ein halbes Jahr lang die Qualen eines strengen Gefängnisses und einer harten Behandlung erdulden.“ Hiedurch in seinem Mute matt und in seinem Glauben wankend gemacht, verstand er sich dazu, die ihm vorgeworfenen Ketzereien zu widerrufen, „die Lehren von Wickleff und Huß abzuschwören und feierlich zu versichern, mit allem übereinzu-

stimmen, was die römische Kirche und das Konzil" halte und beschließe. Er hatte gehofft, durch seinen Widerruf aus seinem Gefängnis befreit und aller sonstigen Quälereien enthoben zu werden. Darin hatte er sich aber getäuscht. Seine Feinde brachten neue Anklagen vor und es wurde ein neuer Prozeß gegen ihn eingeleitet. Da sein Widerruf nicht ein freiwilliger, aus eigener Überzeugung hervorgegangener gewesen war, und er dabei die Qualen seines Gewissens fühlen mußte, so widerrief er seinen Widerruf, und bestätigte mit kräftigem Zeugnis die Wahrheit alles dessen, was er zuvor geglaubt und gelehrt hatte.

Das Betragen dieses Mannes bestätigt es, daß das Gewissen weder gebunden noch befreit werden könne. Gebunden sollte es werden durch den Widerruf und durch die Anerkennung der falschen Lehre, und es schien auch zum Schweigen gebracht worden zu sein. Aber es währte nicht lange, so machte es, trotz des mächtigen Konzils, trotz der Bande und des Gefängnisses, ja selbst des Todes, seine Freiheit und Autorität geltend, zur ewigen Schmach seiner Feinde. Warum hat das mächtige Konzil den armen, hilflosen Gefangenen nicht gezwungen, bei seinem Widerrufe zu bleiben? Warum das gewaltige Zeugnis des Gewissens nicht verhindert? Es war unvermögend dazu, sonst würde es gewiß geschehen sein.

Auf Grund alles bisher Gesagten schließen wir: Das Gewissen ist absolut frei; Gewissensfreiheit ist ein Zustand, in welchem sich alle Menschen befinden und keiner kann jemals desselben verlustig gehen!

Das Sündopfer des alten Testaments in seiner Bedeutung für das neue Testament.

Von P. F. Mayer.

„Wenn ihr Mosi glaubtet, so glaubtet ihr auch mir, denn er hat von mir geschrieben," sagt der Herr. Das bezieht sich nicht blos auf die direkten messianischen Weissagungen, sondern noch mehr auf die Bestimmungen des Gesetzes in Bezug auf das Sündopfer des alten Testaments. Dieses Opfer ist der Anfang aller wahren Religion, denn es bezweckt die Wiederherstellung des Gnadenzustandes zwischen Gott und dem Sünder. Die Opfer im allgemeinen sind beinahe so alt wie die Menschen, schon in der Genesis treffen wir sie überall an. Allein es sind keine Sündopfer, diese treten erst mit der Gesetzgebung auf. Das erklärt sich aus der Thatsache, daß ohne das Gesetz das Sündenbewußtsein nicht entwickelt war. „Die Sünde kannte ich nicht ohne durchs Gesetz, denn ohne das Gesetz war die Sünde tot." Röm. 7, 7. 8.

Das erste, was bei der Betrachtung des Sündopfers auffällt, ist sein stellvertretender Charakter. Dieser wird denn auch seit der Apostelzeit, mit wenigen Ausnahmen, allgemein zugestanden. Die stellvertretende Eigenschaft geht aus der Natur dieses Opfers und aus dem Opferakt selbst hervor. Durch die Handauflegung, welche wahrscheinlich verbunden war mit dem Sündenbekenntnis, drückte der Opfernde aus, er wolle die reine

Seele des Tieres hingeben an Stelle seiner eigenen, unreinen. Der Hauptgrund für die stellvertretende Eigenschaft liegt in dem Namen dieses Opfers. Es heißt kurz Sünde, חַטָּאת. Es wurde als die leibhaftige Sünde betrachtet. Bedeutungsvoll ist auch, daß dieses Opfer, wenn sein Blut nicht ins Heiligtum kam, von den Priestern gegessen, wenn es ins Heiligtum kam, was bei Sündopfern für das ganze Volk, einschließlich der Priester, geschah, außerhalb des Lagers verbrannt wurde. Es ist dieses ein Umstand, der ebenfalls für die Übertragung der Sünden auf das Opfer spricht. Dem steht die Thatsache durchaus nicht entgegen, daß dieses Opfer auf der andern Seite wiederum ein „Hochheiliges" genannt wird; denn die Unreinheit des Opfers ist wesentlich verschieden von der des Sünders, wie auch von Christus es auf der einen Seite heißt: „Er war zur Sünde gemacht" und auf der andern: „heilig und unbefleckt."

Über die Bedeutung des Essens des Opferfleisches von Seiten der Priester bestehen verschiedene Ansichten. „Das Essen des Opferfleisches von seiten des Priesters involviert, wie das Anzünden des Fettes, eine Acceptation von seiten Gottes, die zur Deklaration und Bestätigung dafür dient, daß das Opfer seinen Sühnzweck wirklich erreicht hat." (Oehler.) Allein diese Ansicht stimmt doch nicht mit 3 Mos. 10, 17. „Warum habt ihr das Sündopfer nicht gegessen an h. Stätte? Denn es ist das Allerheiligste und er hats euch gegeben, daß ihr die Missethat der Gemeinde traget, daß ihr sie versöhnt vor dem Herrn." Hierin liegt ein Doppeltes: Zuerst, daß die Sünde der Opfernden auf das Opfer übertragen sei und dann die Anschauung, daß sie zur vollen Sühne mit dem vom Geist geheiligten Priester in Verbindung komme. Es ist dieses eine Weissagung auf die Zeit, in der ein vollkommenes Opfer und Priestertum in einer Person vereinigt werden sollte und sich erfüllte: „Ihr sollt die Missethat der Gemeinde tragen, daß ihr sie versöhnt vor dem Herrn." Endlich spricht für den stellvertretenden Charakter dieses Opfers seine Beziehung zum Tode Christi, auf die Jes. 53 und häufig im N. T. hingewiesen wird.

Wie haben wir uns nun diese Stellvertretung zu denken? „Es ist unmöglich durch Ochsen- oder Bocksblut Sünden wegzunehmen." Die Opfer haben ihren Zweck und ihre Bestimmung nicht erreicht und zwar aus verschiedenen Gründen. Wie die Sünde in der Freiheit des menschlichen Willens ihren Grund hatte, so bedurfte es auch zu ihrer Sühne ein freiwilliges und nicht ein gezwungenes Opfer. Zwischen Schuldner und Bürgen muß ein Zusammenhang stattfinden, ein solcher fehlt aber völlig zwischen Mensch und Tier. Für das Blut des Schuldigen kann nur das des Unschuldigen als Lösegeld angenommen werden. Das Tieropfer aber kann durch seine äußerliche Fehllosigkeit die sittliche Vollkommenheit wohl abbilden, aber nicht ersetzen. Faktisch konnte das Sühnopfer nur das erreichen, den Israeliten vorzuhalten, wie genau es Gott mit der Sünde nehme, wie keine Schuld auf sich beruhen könne, keine ohne weiteres vergeben werde, sondern eine jede Sühne fordere; zugleich sollte den Israeliten das Auge ge-

schärft werden hinter diesem Vor- und Abbild das Gegenbild, den wahren und allein giltigen Stellvertreter zu erblicken. Das solches geschah, sehen wir aus Johannes dem Täufer mit seinem Bekenntnis: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt." — Noch ein Punkt soll hier erwähnt werden, der auf das Neue Testament Bezug hat, nämlich die Beantwortung der Frage: Welche Sünden sollen diese Opfer sühnen? Darüber giebt Mos. 15, 27—31 Auskunft. „Wenn eine Seele aus Unwissenheit sündigt, dann soll sie ein Sündopfer darbringen, wer aber eine Sünde mit „hoher Hand," mit Wissen und Willen begangen hatte, der konnte keine Sühne erlangen: „Denn solche Seele hat des Herrn Wort verachtet und sein Gebot lassen fahren, sie soll schlecht ausgerottet werden, die Schuld sei ihr." Für den mutwilligen Sünder gab es keine Vergebung sondern nur eine Vergeltung, er soll ausgerottet werden. Hier ist eine Grundstelle für die neutestamentliche Lehre von der Lästerung des heiligen Geistes. Ganz wie bei Mose klingt es Hebr. 10, 26. 27. „Denn so wir mutwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, haben wir fürder kein ander Opfer mehr für die Sünden, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird."

Eine besondere Stelle unter diesen Opfern nimmt das Passah ein. Daß das Passah ein Sündopfer war, sieht man aus seiner Einsetzung. Alle Israeliten mußten ein Lamm schlachten zur Sühne für ihre Missethat und zum Zeichen ihrer Versöhnung ihre Häuser mit dem Opferblut bestreichen, damit der Engel des Herrn, als er alle Erstgeburt der Ägypter schlug zur Strafe für ihre Sünden, doch die Kinder Israel verschonte. Durch die Darbringung des Passah bekannten die Israeliten, daß auch sie, ebenso wie die Ägypter den Tod verdient hätten, aber von Gott Gnade erlangt hätten, anstatt ihrer Seele habe er die Seele des Opfers angenommen. Mit diesem Passah fängt die Geschichte Israels als Bundesvolk an. Israel scheidet sich mit demselben aus von der Welt; der zürnende Gott der Welt ist für sie ein versöhnter Gott. — Verschieden von dem Sündopfer ist das Passah dadurch, daß es nicht ganz verbrannt, sondern gegessen wurde. Man hat es deshalb zu den Heilsopfern gerechnet. Allein dann müßte es sich auf den glücklich vollendeten Auszug aus Ägypten beziehen, was man nicht annehmen kann. Das Passah war nicht bloß Opfer, sondern zugleich Sakrament, das erklärt das Essen des Opfers. Es ist dadurch das Passah ein Vorbild für das heilige Abendmahl. Die Darbringung bezeichnet die objektiv vollbrachte Versöhnung, das Essen des Opfers die subjektive Aneignung der Versöhnung. Gleicherweise ist es mit dem neutestamentlichen Passahlamm. Durch das freiwillige Opfer Christi, die Dahingabe seines Leibes und das Vergießen seines Blutes ist eine ewige Erlösung zustande gekommen — Christus für euch — durch das Genießen dieses: „Meinen Leib für euch gegeben," „mein Blut für euch vergossen," eignen wir die Erlösung uns an — Christus für euch, wird zum Christus in euch —. Hier sehen

wir auch das Verhältnis von Opfer und Sakrament. „Das Sakrament ist eine Gabe, welche Gott uns darreicht, das Opfer, eine Gabe, welche wir Gott darbringen.“ Ap. C. A., pag. 253.

Das Sündopfer ist ein Vorbild auf Christum, ein Schatten der zukünftigen Güter. Das Gesetz und die ganze theokratische Einrichtung des alten Bundes ist nichts anders als eine ununterbrochene Kette von Verheißungen auf den, der da ist des Gesetzes Ende und Erfüllung. Christus ist auch die Erfüllung des Sündopfers. Darauf weist das N. Test sehr bestimmt hin. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.“ Ein Petrus redet von der Erlösung durch das teure Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. „Wir haben auch ein Osterlamm, Christus,“ so Paulus und der heilige Seher der Offenbarung hört die Stimmen der Erlösten im Himmel: „Das Lamm, das erwürget ist und hat uns Gott erkauft mit seinem Blut“ u. s. w. Der Herr selber redet des öfteren davon und endlich ist der Hebräerbrief nichts anderes als der Schlüssel zu dem Sündopfer. Der Rationalismus hat für diesen Vergleich das Wort Bluttheorie erfunden und behauptet, die Apostel hätten hier eine fraus pia geübt, da den Judenchristen das Ärgernis eines getöteten Messias nicht anders zu nehmen und die Abschaffung des Opferkultus sonst nicht möglich gewesen sei. Das Wort vom Kreuz ist eben nicht bloß für die Griechen, sondern auch für den Rationalismus ein Ärgernis, für den Gläubigen ist es Weisheit, trostvoll und überaus köstlich. Christus ist unser Stellvertreter. Unsere Sünde ist auf ihn übertragen: „Er ist zur Sünde gemacht.“ Was den Opfern mangelte um ihren Zweck zu erreichen, ist bei Christo im reichsten Maße vorhanden. Sein Opfer ist ein freiwilliges; hier ist der innigste Zusammenhang zwischen Schuldner und Bürge; denn er ist „Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein.“ Hier ist ein Unschuldiger, der bezahlt das Lösegeld für die Schuldigen, denn er ist uns in allen Stücken gleich, doch o h n e Sünden. Das Opfer Christi ist aufs Innigste verknüpft mit dem Sündopfer, und seine Darstellung im N. Test. weist immer wieder zurück auf das Alte. Ihre beiderseitigen Berührungspunkte gehen bis aufs Einzelne. Daß der Herr gerade am Passah sein Leben hingiebt, daß er gerade an dem Tage in Jerusalem einzieht, an welchem das Passahlamm ausgewählt wurde, und, daß er ferner das heilige Abendmahl im engsten Anschluß an das Passah einsetzte, zeigt deutlich, welch ein inniger Zusammenhang stattfindet zwischen Christo und dem Passah. Es ist auch darum wichtig, auf diesen Zusammenhang zu achten, sonst bekommt man nimmermehr eine richtige Erkenntnis von Christo, unserem Hohepriester.

Wie das Volk Israel durch die Darbringung des Passah sich von den Ägyptern unterscheidet, so ist das unterscheidende Merkmal zwischen den Christen und der Welt, daß erstere ein Passahlamm und damit zugleich einen versöhnten Gott haben, letzteren aber beides fehlt.

Es ist mühelohnend die Versöhnungslehre aus Gottes Wort selbst erkennen zu lernen, vor manchem Irrtum wird man bewahrt. Da wird das

Wort vom Kreuz dem Suchenden erst recht nahe gebracht, man kann sich nicht satt sehen an Christo, dem Passahlamm; man blickt hinein in die ganze Tiefe der Sündenelends, sieht den furchtbaren Fluch der Sünde, der auf der Erde lastet, dann aber erblickt man auch die überschwängliche Liebe Gottes in Jesu Christo mit seiner Gnade und Wahrheit. Von dem Streit über die „Ubiquität Christi in seiner Bedeutung für die reine Lehre im h. Abendmahl" findet man da freilich nichts. Wie scharfsinnig er auch mag geführt werden, so quillt doch kein Wasser des Lebens daraus. Solch trübes Wasser mundet bloß krankhaften Naturen, einem gesunden Christenglauben aber schmeckt es nicht; sein Leben quillt nur aus dem frischen Brunnen des Wortes Gottes. Will man sich an dem Geheimnis der Erlösung Christi erbauen, dann schöpfe man nicht bei löcherigen Brunnen, sondern befolge Christi Wort: „Suchet in der Schrift, sie ists, die von mir zeuget."

Wie können wir die jungen Leute für unsere Gemeinden behalten?

Referat von P. J. U. Schneider.

Vor einiger Zeit frug mich ein Baptisten-Prediger, der früher Methodist war: „Wissen Sie, wo die Methodisten die meisten Glieder ihrer Kirche hernehmen?" Die Antwort, welche ich ihm gab, befriedigte ihn nur teilweise und er entgegnete mir: „Nein, sie suchen nicht sowohl die Glieder der Gemeinde, als vielmehr die vernachlässigte konfirmierte Jugend der deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika. Eure konfirmierte Jugend ist das Material, womit diese Leute ihre Gemeinden bauen."

Das war mir nicht gerade neu, aber jemehr ich darüber nachdachte, desto klarer wurde es mir, wie leicht es ist, unsere Jugend der Mutterkirche zu entfremden und sie andern Kirchengemeinschaften zuzuführen.

Mit Zahlen läßt sich unser Verlust in dieser Beziehung nicht genau belegen. Im früheren Kansas-Distrikt, der lediglich ein Missions-Distrikt war, sind in den Jahren von 1886—1888 999 Kinder konfirmiert worden und in derselben Zeit hatte der Distrikt einen Zuwachs von 507 Gliedern, wohl meistens Familienväter, und es läßt sich daher die Sache nicht genau berechnen. Nehmen wir aber einzelne der älteren Gemeinden in der Synode, so können wir bestimmtere Berechnungen anstellen. Es giebt Gemeinden, in denen während ihres Bestehens drei bis vier Hundert Kinder konfirmiert wurden, die heute kaum zwanzig stimmberechtigte Glieder, die in der Gemeinde konfirmiert wurden, zählen. Wenn das Verhältnis auch nicht immer so ungünstig ist, so glaube ich doch, daß wenn wir unsere Kirchenbücher zur Hand nähmen und nachschauten, wie viele konfirmierte junge Leute wir behalten haben, oder besser gesagt, verloren haben, so würden uns die Augen weit aufgehen, und wir frügen unwillkürlich: Wo sind sie? Man braucht in der Regel nicht weit zu gehen. Sie sind gewöhnlich in der Nähe, bei den Methodisten, Baptisten und Presbyterianern — in den englischen Kirchen —

zu finden. Da ist man dann nur allzu bereit mit der Erklärung: Es ist schwer, die amerikanische Jugend der deutschen Kirche zu erhalten und giebt der deutschen Sprache die Schuld.

Diese Erklärung ist nur zum Teil richtig. Es ist ganz verkehrt, der deutschen Sprache die ganze Schuld zuzuschieben. Die Schuld liegt zum großen Teil in der mangelhaften, unpraktischen Organisation der meisten Gemeinden unsrer Synode, die es der Jugend geradezu untersagen, vor dem einundzwanzigsten Lebensjahr Gemeindeglieder zu werden. Man ist sehr besorgt, das Kindlein in der hl. Taufe dem Herrn darzubringen und es in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen. Wenn es nun das 14. oder 15. Lebensjahr erreicht hat, so wird es, nach sorgfältiger Unterweisung in der Heilswahrheit, konfirmiert, nur zu oft aus dem Verband der Kirche hinaus — nicht in die Gemeinde hinein. Die Konfirmierten wissen zwar, daß sie Kinder der Gemeinde sind, aber sie wissen auch, daß sie nicht Glieder sind im vollen Sinne des Wortes. Sie müssen noch fünf oder sechs Jahre warten, ehe sie Glieder werden können. Gerade diese Zeit, von der Konfirmation bis zum zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Jahre ist die gefährlichste Zeit. Sie sind nicht so eng mit der Gemeinde verbunden, wie sie sein sollten. Einige besuchen noch eine Zeitlang den Gottesdienst, aber meinen, da sie nun konfirmiert sind, hätten sie beinahe ausgelernt, und mit dem Gedanken, daß sie nun nicht mehr unter der Aufsicht des Pastors stehen und zu groß sind zur Sonntagsschule zu gehen und nun frei laufen dürfen, bis sie einen Hausstand gründen, wenden sie sich immer mehr der Welt zu und gehen uns verloren.

Andere halten sich zur Gemeinde, werden aber zu wenig beachtet von den Mitgliedern der eigenen Gemeinde. Der junge Methodist oder Baptist oder Presbyterianer, der Glied seiner Kirche ist, interessirt sich sehr für seine Kirche und erzählt dem jungen konfirmierten Evangelischen von seiner, der englischen Kirche als „The Church for young people.“ Der Evangelische fühlt es alsbald, daß er nicht so eng mit seiner Kirche verbunden ist, wie er es sein sollte. Er kann nicht viel von seiner Kirche sagen. Sie kommt ihm vor als „Church for old people.“ Ist er kirchlich gesinnt, so ist es ein Leichtes ihn zu überzeugen, daß er ein thätiges, lebendiges Glied einer Kirche sein sollte, und ehe wir es wissen, ist er bei den Englischen, die ihn mit offenen Armen empfangen, ehe er das gesetzliche Alter erreicht hatte, da Glied zu werden, wo er eigentlich hingehörte. Dies geschieht ganz besonders oft in den sogenannten revivals und camp meetings. Die Jugend ist sich des losen Verhältnisses, das zwischen ihr und der Mutterkirche besteht, bewußt und infolgedessen wird ihr die Trennung in momentanen Gefühlserregungen nicht schwer.

Diesem Übel kann nur dadurch abgeholfen werden, daß man die konfirmierte Jugend mit und durch Konfirmation als wirkliche Glieder in die Gemeinde aufnimmt. In der Konfirmation bekennen die Kinder ihren Glauben und geloben dem Herrn Gehorsam bis in den Tod. Warum sollten sie nun nicht auch als volle Glieder der Gemeinde angesehen werden?

Es möchte eingewandt werden, sie hätten noch nicht das rechte Verständnis, um auch den rechten Gebrauch von diesem Rechte zu machen. Darauf könnte wohl erwidert werden, daß es sehr fraglich sei, ob sie dann überhaupt zur Konfirmation reif seien! Die nöthige religiöse Erkenntnis sollte man doch bei den Konfirmierten voraussetzen dürfen, und wenn es ihnen sonst an Reife des Verständnisses mangelt, so sollte man erwarten, daß das Mangelnde eben gerade im Umgang mit den Gereifteren zu erlangen sei. Man ermahne und ermuntere sie nicht nur, die Gottesdienste und Sonntagsschulen zu besuchen, sondern auch den Gemeindeversammlungen beizuwohnen. Der Pastor kann dann auch mehr bei ihnen ausrichten, wenn er ihnen vorhalten kann, sie seien Glieder der Gemeinde.

Die Konfirmierten ihrerseits nehmen dann auch als Glieder Verpflichtungen auf sich. Sie sollen zum Aufbau der Gemeinde nach Kräften beisteuern. Sie sollen angehalten werden etwas, wenn auch nicht viel, zum Pfarrgehalte beizutragen, so daß sie sagen können: Wir haben auch Teil am Pastor. Auch da wird es sich zeigen, daß das am meisten geschätzt wird, was Opfer kostet. Der Pastor wird dann dem jungen Mann viel besser predigen und in jeder Beziehung besser gefallen, wenn er ein oder ein paar Dollar zum Gehalt beigetragen hat. Gerade da wird gar oft der Fehler gemacht, daß man die Jugend laufen läßt und sie nicht beizeiten zum Geben gewöhnt, und nachher, wenn die Leute älter geworden sind, bringt man sie erst recht nicht dazu. Die Kirche wird dem jungen Mann viel geschmackvoller erscheinen, die Orgel viel schöner tönen und die Glocken viel eindringlicher rufen, wenn er auch seine Dollars und Cents dazu gegeben hat sie anzuschaffen. Diese Verpflichtungen lege man der Jugend auf, nicht als ein hartes Joch, sondern man appelliere an das christliche Ehrgefühl und man wird da oft finden, was man bei manchem langjährigen alten Glied vergeblich sucht, nämlich Liebe, die thätig ist.

Fernerhin nehmen die jungen Glieder gleich den Alten alle andern Verpflichtungen als Gemeindeglieder auf sich. Die Disciplin soll bei Ihnen ebenso streng gehandhabt werden wie bei den Erwachsenen. Man verfahre mit ihnen nach Christi und Apostolischer Regel: Matth. 18, 15—17; Gal. 5, 16—21.

Da wo die Verhältnisse es gestatten, besonders in den Stadtgemeinden, sollte das Gemeindebewußtsein genährt und gepflegt werden durch Jünglings- und Jungfrauen-Vereine. Es kann hier kein Schema aufgestellt werden, wie diese Vereine organisiert und aufrecht erhalten werden können. Es ist verhältnismäßig leicht einen Jungfrauenverein zu organisieren und in blühendem Zustande zu erhalten, aber es ist schwerer, die jungen Männer zusammenzuhalten. Man muß da vieles berücksichtigen und nicht zu viel voraussetzen. Es würde zu weit führen, wollte man hier die Frage: Wie ein Jünglingsverein geleitet werden müsse, um den gewünschten Erfolg zu haben, zu erörtern. Nur das sei erwähnt: Man sollte mit christlichen Vereinen und christlichen Gesellschaften den weltlichen Vereinen und Gesellschaf-

ten, die einen verderblichen Einfluß ausüben auf die Jugend, entgegenwirken. Da sind die Tanz-Klubs, Ball Klubs, Turnvereine u. s. w., die Gesellschaft und Unterhaltung darbieten; und das jugendliche Gemüt muß Gesellschaft haben. Da geschieht es nur zu oft, daß uns die Jugend entfremdet wird. Können wir da stille stehen und ruhig diesem Unwesen zusehen, ohne einen Finger zu regen? Nein bewahre! Durch Vereine sollen die Jünglinge und Jungfrauen veranlaßt werden ihre Gesellschaft in christlichen Kreisen zu suchen. Man biete ihnen so viel Gesellschaft und Unterhaltung wie möglich an und begegne mit aller Macht den weltlichen Vereinen, die uns das Terrain streitig machen; unbefugterweise in unsre Gemeinden eingreifen und die Jugend wegnehmen. Man erkläre ihnen im Namen Gottes den Krieg und sei unermüdlich im Warnen und Unterweisen, um zu retten und halten, was sich retten und halten läßt.

Oben wurde schon hingedeutet auf die revivals und camp-meetings. Die Erfahrung lehrt, daß gerade bei Gelegenheit solcher anhaltenden Versammlungen, nicht nur die Jugend, sondern bisweilen auch solche, die schon in der Reife des Mannesalters stehen, wankelmütig und der evang. Kirche untreu werden. Wäre es nun gegenüber von solchen Dingen nicht gut, wenn Pastor und Gemeinde dann und wann eine besondere Anregung erhielten? Unsere Missionsfeste und Konferenzen geben ja auch manches derartige; aber könnte nicht auch sonst einmal etwas zur Anregung und Aufmunterung der Gemeinde gethan werden, wodurch das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Gemeinde und Kirche geweckt und befestigt würde?

Noch eins möchte ich in aller Kürze erwähnen. Es gehen uns viele junge Leute durch Umzug von einem Ort zum andern verloren. Sie wachsen in den kleinen Städten oder auf dem Lande auf, besuchen die Schule, werden konfirmiert und lernen ein Handwerk oder Geschäft; dann geht's in die Welt. Die jungen Männer von Jefferson City gehen meistens nach St. Louis, Kansas City und St. Joseph. So lange sie daheim sind, wissen die Jünglinge der Gemeinde nichts besseres als zur evangelischen Kirche zu gehen. Kommen sie aber nun in eine Großstadt, so sind sie fremd. Niemand bekümmert sich um sie. Sie sind da ganz ohne Aufsicht. Der Sonntag kommt herbei. Sie wollen auch zur Kirche gehen und suchen im Stadtregister nach einer evangelischen Kirche. Richtig, da ist eine. Sie gehen hin. Aber wie ganz anders ist es da als daheim. Der Pastor ist ihnen fremd. Der Jüngling überschaut die Versammlung, da ist aber kein bekanntes Gesicht. Nach dem Gottesdienst begrüßen sich die Leute so herzlich und freundlich, aber da ist kein Gruß, kein freundlicher Händedruck für ihn. Er ist eben ein Fremdling, kennt niemand, niemand kennt ihn, trotzdem er in seiner kirchlichen Heimat ist. Eine Zeitlang hält er das so aus. Nach und nach wird er aber gleichgültig, kommt seltener zur Kirche und bleibt schließlich ganz weg.

Da können wir von den Amerikanern lernen. Die geben den umziehenden Gliedern Empfehlungsbriefe (letters of membership) mit, die sie da einreichen, wo sie hingezogen sind und durch das Einreichen dieses Briefes ge-

schieht die Aufnahme, (admission by letter). Aber mit dem Ausstellen eines Briefes ist es noch nicht abgemacht. Die Pastoren stehen in Korrespondenz miteinander und machen einander aufmerksam auf Glieder, die aus der Gemeinde umgezogen sind in die Stadt, wo der Amtsbruder thätig ist. Der Pastor, der so benachrichtigt worden ist, muß sich natürlich solcher Leute besonders annehmen; mit ihnen möglichst bald bekannt werden und sie sind gesichert.

Auch der Brauch Thürhüter (ushers) zu haben, ist nicht zu verachten. Es thut einem wohl, wenn man als Fremdling an der Thür freundlich empfangen wird und einen Platz angewiesen bekommt.

Vieles das hier erwähnt worden ist, mag für manchen von untergeordneter Bedeutung sein, doch scheint mir alles von genügender Wichtigkeit um doch wenigstens beachtet zu werden. Wollen wir unsere Jugend behalten, so müssen wir alle Hebel ansetzen und mit Aufbietung aller Kraft, alle Hindernisse, die großen und kleinen, zu beseitigen suchen. Wir haben lang genug zugesehen, und des Jammers, daß uns die Jugend verloren gehe, ist bald genug. Wir wollen einmal allen Ernstes ans Werk gehen und sehen, ob wir mit Gottes Hülfe unsere Jugend nicht unserer Kirche erhalten können. Wenn wir sehen, wie es die amerikanischen Kirchen machen, unsere Jugend zu gewinnen, so sollte es uns wahrlich nicht verborgen sein, was wir thun müssen, um sie zu behalten.

Geben wir nur getrost zu, daß wir noch manches lernen können, wie die Jugend zu halten sei und scheuen wir uns nicht es zu thun, sofern es sich mit dem göttlichen Worte verträgt; dann sind wir auf gutem Wege, die wichtige Frage zu lösen, die allerorts in unserer deutschen evangelischen Kirche erhoben wird: „Wie können wir die konfirmierte Jugend unserer Kirche erhalten"?

Streben ist Leben.

Von A. Breitenbach, Lehrer.

(Fortsetzung.)

Das rechte Streben sei in erster Linie zielbewußt. Ohne in sogenannte „Streberei" auszuarten, muß es namentlich mit vollem Interesse dem Lebensberufe sich dienstbar erweisen, damit nicht Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit, Verschwommenheit oder gar körperliche und geistige Erschlaffung, mit einem Worte Nachlässigkeit eintrete. Ein Kennzeichen dieses Strebens ist im Berufe des Lehrers vor allem die Vorbereitung auf seinen Unterricht. Welchen immensen Nutzen dieselbe gewährt, soll später erörtert werden. —

Das zielbewußte Streben sei andauernd, werde also nicht gehemmt durch längere Unterbrechung. Selbstverständlich darf hierbei die geeignete Rücksicht auf körperliche und geistige Gesundheit (Frische) nicht außer acht gelassen werden. Entsprechende Abwechselung in geistiger Hinsicht und kürzere Pausen behufs Erholung dürften ihren Zweck kaum verfehlen.

Vorsicht, die Mutter aller Weisheit, sollte hier nie unbeachtet

bleiben. Große Geschäftshäuser, auf Spekulation abzielende Gründungen mögen dieser unserer Einschränkung eine ganz besondere Bedeutung beilegen, indem sie die Folgen eines Bankerottes für sich und andere würdigen. Freilich wird diese Mahnung hierzulande in der Gegenwart nicht mehr absonderlich beachtet. Wenn Reellität für die nächste Zukunft progressiv gleich der jüngsten Vergangenheit hier und allerwärts abnimmt, so wird man ihr in nicht zu ferner Zeit das Grabgeläute geben dürfen. Durch Unredlichkeit wird zudem auch noch der letzte Rest von Vertrauen auch für solide Anstalten — Schulen mit einbegriffen — erschüttert und damit der Same des Mißtrauens selbst in die weitesten Kreise der Familie, der Gemeinde, des Staates und Landes getragen.

Wie mit dem Individuum, so geht es mit der Familie. Hilft hier nicht mehr ein rühriger Geist, die Lebensbedürfnisse herbeischaffen und überdies noch für die Zeit der Not oder des Alters durch steten Fleiß und ängstliche Sparsamkeit, Erübrigungen sammeln, dann geht es auf der schiefen Ebene des Verderbens bald unaufhaltsam abwärts. Wie viele Familien sind nicht schon wegen Mangel an Strebsamkeit — aber noch durch mehr als Überfluß am Strebertum — ihres Oberhauptes oder anderer Glieder an den Bettelstab gekommen! —

In unserer Zeit steht das Union- und Vereinswesen in seiner schönsten Blüte. Ich will hier ein für allemal absehen von dem mehr als krankhaften Union-Wesen — sollte besser heißen: „Unwesen" unserer sogenannten Arbeiter, nur von dem Vereinswesen, wie sich solches in unserm Gesellschaftsleben herausgebildet hat, soll hier kurz die Rede sein. Da giebt es hier Gesang-, Schützen-, und eine unzählbare Menge partikularistische Vereine und Clubs, sogar, man höre und staune, einen Lehrer-Verein u. s. w. (nebenbei erwähnt in St. Louis wohl einige und 1000!)

Das Vereinsleben als solches ist zweifelsohne wohl geeignet, den berechtigten Wünschen oder Forderungen einzelner Mitglieder derselben mehr Nachdruck, wohl auch hie und da, je und dann zeitweisen Erfolg, als es einer einzelnen Persönlichkeit möglich ist, zu verleihen, auch das Standesbewußtsein zu heben.

Der edle Wetteifer der einzelnen Mitglieder unter sich, das gesellige, prächtig sich entfaltende Leben, das anerkennenswerte Streben im Wechselverkehr zwischen gleichartigen Vereinen ist wohl imstande Begeisterung, Rührigkeit (oder anderes und populär ausgedrückt „Leben in die Bude zu bringen,") an der Sache hervorzuzaubern. Versiegt aber einmal das immer freudige, zielbewußte Streben, so haben auch hier die letzten Stunden geschlagen; (darum „Deutsch-Evang. Lehrer-Verein von Nord-Amerika auf — Streben ist Leben — Strebertum — Untergang!) der Verein (nicht meine ich den Lehrer-Verein) naht sich seiner Auflösung, er ist des Lebens unfähig, nicht lebensfähig.

Ein Blick auf das Völker- und Staatsleben! Dasselbe wird nur erhalten und gekräftigt durch eine durchaus weise, fürsorgliche Regierung, die alle-

zeit bestrebt ist das wahre Wohl der Unterthanen nach allen Seiten hin zu fördern. Fragen wir uns, was schwächend, lähmend, ja schließlich verzehrend auf den ganzen Staats-Organismus wirkt und den endlichen Untergang der mächtigsten Weltreiche herbeiführte, so daß sie als warnende Beispiele für andere Völker und Staaten schon seit Jahrhunderten auf immer im Grabe ruhen, und nur mehr in unerreichbaren Vorbildern und Mustern bezüglich der Kunst und Wissenschaft Zeugnis der früher glanzvollen Existenz ablegen — Griechenland, Römerreich, das alte Ägypten — so dürfte die die allein richtige Beantwortung keineswegs große Schwierigkeiten oder gar Verlegenheiten bieten. Immer war es einerseits die entnervte hohe Obrigkeit, ohnmächtig im Kampfe gegen anstürmende äußere Feinde, bald zu milde, bald zu strenge gegen die eigenen Staatsangehörigen, sodaß im Innern Mißbräuche, ja sogar oftmals Revolutionen — Frankreich seit 1791, auch die kleinern Staaten hier in Amerika — begünstigt wurden; während andererseits Üppigkeit, Schwelgerei und unbegrenzter Luxus oder andere verwandte Laster von oben herab bis in die tiefsten Volksschichten hinein die Grundfesten der angeführten früher blühenden Staaten derart erschütterten, daß nach solchen höchst traurigen Erscheinungen der Untergang nicht lange auf sich warten ließ. Das wahre, beglückende Streben war eben dort erstorben, sowohl bei den Herrschern, als auch bei den Untergebenen — die schlimmen Folgen blieben auch hier nicht aus. Es dürfte somit der Beweis, daß Streben Leben ist, Leben giebt, genügsam erbracht sein.

Nun erübrigt nur noch, die allgemeinen Gesichtspunkte zu verlassen und auf das zunächstliegende Verhältnis, die Bestrebungen des Lehrers, unser Augenmerk zu richten. Wenn man bedenkt, daß keine Anstalt die Bildung ihrer Zöglinge je zum völligen Abschluß bringen kann, so erheischt es des Lehrers Pflicht ganz besonders, nach dem Austritte aus dem Seminar erst recht sein Wissen zu vertiefen, sein Können zu erweitern. Dieser rein geistige Prozeß der Weiterbildung beziehe sich vor allem auf das Berufsleben, insofern wie ja oben bereits bemerkt, die möglichste Erfüllung der Lehrer-Berufspflichten allenthalben als notwendigste Aufgabe des Lebens erscheint. Diese Bestrebungen (das Selbststudium der Fortbildung) des Lehrers haben aber stete Rücksicht zu nehmen auf die Schule, falls ein gesegnetes Wirken innerhalb der Grenzen derselben erreicht werden soll. Die Lehrerfolge sind aber ganz besonders abhängig von einer entsprechenden Vorbereitung auf alle Stunden des Schulunterrichts.

Der Nutzen, den dieselbe gewährt, ist mehr als belangreich. Er kommt nicht nur dem Lehrer, sondern vielmehr den Schülern seiner Klasse zu gute; hinsichtlich des ersteren ergiebt sich ein förderlicher Einfluß in Bezug des Lehrstoffes, der Methode und Disciplin.

Wenn sich der Lehrer auch nicht mit dem Maße von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche er den Schülern übermittelt, zufriedengeben kann und niemals soll; wenn vielmehr sein Wissen weit über dasselbe hinausreichen muß, falls nur irgendwie von einer fruchtbringenden und selbständigen Be-

handlung des Lehrstoffes die Rede sein soll — so besteht doch seine erste Aufgabe in der vollen und ganzen Beherrschung des Lehrpensums der Volksschule — Gemeindeschule. Volle Kenntnis über die unumgänglich nötige Konzentration der verschiedenen Fächer oder deren Teile mit einander ist schlechterdings unerläßlich. „Alles soll ineinandergreifen, eins durchs andre blühen und reifen!"

Diese höchst bescheidene Forderung kann in ihrem ganzen Umfange kaum anders erfüllt werden, als durch eine sorgfältige Vorbereitung auf jede einzelne Lektion des Unterrichts. Trotzdem würden diese erzielten Früchte noch gering zu veranschlagen sein, wenn bloß das Ausmaß (Quantität) des Stoffes in Frage käme. Nicht nur allein das „Was", sondern auch noch mehr das „Wie", die Methode (Qualität) spielt hier eine sehr wichtige Rolle. Dabei kommt insbesondere die Berücksichtigung der in der Pädagogik aufgeführten, allgemein anerkannten Lehrgrundsätze, sowie die entsprechende Lehrform in Betracht. Nicht selten werden diese Momente dann ganz außer acht gelassen oder mindestens doch geringer gewürdigt, wenn das Pensum nicht vorbereitet wurde. Würde doch die Darstellung (Darbietung) des Lehrstoffes an und für sich den Geist schwerlich genügsam fesseln. Man muß schon viele Jahre der ununterbrochenen Praxis hinter sich haben, um etwa gelegentlich einer unvermuteten (außerordentlichen) Revision des Vorstandes z. B. denselben nicht merken zu lassen, daß es an der Vorbereitung gefehlt habe; daß man die Lektion aus dem Ärmel geschüttelt habe. Einseitigkeit und Oberflächlichkeit anstatt des Gegenteils mag wohl bei einer derartigen Überraschung nur zu bald zum unliebsamen Vorscheine kommen. Bald da, bald dort werden Lücken und Fugen im methodischen Aufbau den stilvollen (logischen) Zusammenhang stören. Freilich heißt es andererseits nicht auch des Guten zu viel thun, in Umständlichkeit zu verfallen, beispielsweise im Leseunterricht all überall zergliedern, zerrupfen und zerzausen wollen, daß am Ende die Schüler vor lauter Erklärungen nicht einmal mehr zum fertigen Lesen kommen. Für die Religionsstunde mag das eben gesagte noch mehr gelten.

(Schluß folgt.)

Ueber Willensbildung.

(Von G. H. Sieveking, Lehrer.)

Motto: Doch der Segen kommt von oben (Schiller.)

Vor wenigen Wochen hatte ich in einem teachers' institute Gelegenheit, zwei bedeutende Schulmänner und politische Gegner aus dem Freischulwesen zu sehen und zu hören, nämlich Dr. Edwards und Herrn H. Raab. Ersterer ist der Staats-Schulsuperintendent von Illinois; als solcher ist er der geistige Vater des deutschfeindlichen Schulgesetzes im genannten Staate; auch ist er von der republikanischen Partei, als Kandidat für sein jetziges Amt wieder aufgestellt worden. — Letzterer ist ein Deutscher und zum mindesten kein Feind der Gemeindeschulen; gegenwärtig ist er Superintendent der Freischulen zu Belleville, Ill.; er war Dr. Edward's Vorgänger und wird

hoffentlich auch sein Nachfolger, denn im nächsten Wahlkampfe wird er Dr. Edward's Gegen-Kandidat sein.

Dr. Edward's hielt eine Ansprache, in welcher er u. a. die Freischule gegen den Vorwurf der Religionslosigkeit verteidigte. „Wird denn nicht ein Lehrer von edlem Charakter und voll edlen Strebens einen eminenten moralischen Einfluß auf den Schüler ausüben können, auch ohne gerade von Moralität und Religion zu sprechen?" — so drückte er sich aus. — Nun, ich unterschätze den Einfluß des persönlichen Beispiels des Lehrers durchaus nicht; auch ich bin der Ansicht, daß das Beispiel besser wirkt als Worte. Der Lehrer muß aber schon hoch über dem Durchschnitt stehen, der seine Schüler sittlich machen will, ganz ohne Worte zu gebrauchen.

Herr Raab verlas eine sehr wertvolle Arbeit über "Government in Shools." Dem "Government" stellte er die "Discipline" gegenüber; unter ersterem verstand er den Teil der Lehrer-Thätigkeit, welcher auf die allgemeine Ordnung in der Schule und Fernhaltung störender Einflüsse abzielt, unter letzterer den Teil, der moralisch direkt auf die Seele des Kindes einzuwirken sucht. Government, sagte er, bestünde hauptsächlich in Gewöhnung ("habituation"); durch richtige Gewöhnung könne der Erzieher viel erreichen: Durch Gewöhnung des Körpers könne er das Kind zu Gesundheit erziehen, durch technische Gewöhnung zu Geschicklichkeit z. B. im Turnen und Schwimmen und allerlei Handfertigkeiten, durch ästhetische Gewöhnung zu Schönheitssinn, Ordnung und Reinlichkeit, durch intellektuelle Gewöhnung zu Urteils-Schärfe und Schnelligkeit, durch gesellschaftliche Gewöhnung zu Wohlanständigkeit, ja sogar durch moralische Gewöhnung zu Tugendhaftikeit, z. B. zu Mildthätigkeit, Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit, Dankbarkeit. — Das ist gewiß alles sehr richtig, und gewiß ist es schon ein ausgezeichneter Lehrer, der durch die genannten Arten der Gewöhnung die genannten Resultate erzielt. Richtig ist ohne Zweifel auch, daß der Wille des Kindes durch den durch die Gewöhnung bedingten, fortdauernden Kampf gegen das Schlechte, was es sich abgewöhnen soll, bedeutend gestärkt wird. Indessen, die Gewöhnung allein kann doch noch keine gute Erziehung ausmachen. Dies hob auch Herr Raab hervor, indem er sagte: Gewöhnung ist noch keine innere Bildung, noch keine Veredlung des Willens. Wie kann denn der Erzieher den Willen seiner Zöglinge veredeln? — Diese Frage drängte sich mir sofort auf. Wenn dies nicht mit der Gewöhnung Hand in Hand geht, so ist letztere nutzlos, und haben wir nicht traurige Beispiele dafür, daß Zöglinge gerade das Gegenteil von dem Angewöhnten (oder vielmehr noch nicht Angewöhnten) zu thun erwählten, sobald der mit der Gewöhnung immer mehr oder minder eng verbundene Zwang wegfiel?

Der Wille ist das Allerinnerste und Ureigentümlichste der Seele, der Kern eines jeden Ichs. Verstand und Gefühl sind Außenwerke der Seele im Vergleich mit dem Willen. Darum wird sich auch der Wille des Kindes immer weit selbständiger aus sich selbst heraus entwickeln als sein Gefühl

oder gar sein Verstand. Auf diese kann der Erzieher viel leichter einwirken, als auf den Willen, und doch ist gerade die Willensbildung die Hauptsache aller Erziehung, dasjenige, nach welchem schließlich der Erfolg der Erziehung allein beurteilt wird; denn was nützt es, alle in der Seele schlummernden Fähigkeiten auf's höchste zu entwickeln, wenn der Mensch schließlich seine ganze Kraft in den Dienst des Bösen stellt? — Eine Art der Einwirkung auf den Willen ist freilich sehr einfach: Der Befehl, der Zwang. Aber hier ist die Frage: Wie kann der Erzieher den Zögling so leiten, daß er aus eigener Initiative das Gute thut und das Böse läßt?

Was ist es denn, was ein Kind thun will? alles, was es als recht erkannt hat? Nein, denn erstens ist sein Verstand in den meisten Fällen noch nicht so weit entwickelt, um einzusehen, daß dieses gut und jenes böse ist; und zweitens thun auch erwachsene Menschen lange nicht alle Mal das Gute, wenn sie es als solches mit ihrem Verstande erkennt haben. Thut denn das Kind, was es gern mag? Allerdings, ja, das ist's. Und was der Mensch mag, wird ihm durch sein Gefühl zum Bewußtsein gebracht. Im kleinen Kinde sind die sinnlichen Gefühle am lebhaftesten entwickelt: das süß schmeckende Stück Zucker sucht es sich anzueignen. Später aber treten auch die intellektuellen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Gefühle stärker hervor. Das Kind empfindet nunmehr auch Wohlgefallen an einer geistigen Arbeit, an einer schönen Melodie, an einer edlen That und handelt so, daß es auf die durch diese Gefühlsarten vermittelten angenehmen Empfindungen genießen könne. — Hier liegt ein Wink für den Erzieher: Will er den Willen des Zöglings veredeln, so bilde er die edleren Gefühle desselben. Er wecke des Kindes Interesse am Lehrstoff, und es wird sich demselben hingeben und wird die Befriedigung seines Beschäftigungstriebes auch in geistiger Arbeit suchen und nicht mehr ausschließlich darin, daß es seinen sinnlichen Begierden fröhnt. Durch anregenden Unterricht im Lesen, Gesang und in der Geschichte begeistere der Lehrer die kindliche Seele für alles Gute und Edle, „für Freiheit, Männerwürde, für Treue und Heiligkeit," und es wird den ihm vorgehaltenen Idealen nacheifern.

Aller Unterricht soll von der Anschauung ausgehen. Dieser Grundsatz gilt auch von der willensbildenden Thätigkeit des Lehrers; und hier ist das eine wichtige Anschauungsmittel, dessen er sich bedienen soll, sein eigenes Beispiel. — Wollte der Lehrer den Schülern eine Blume genau richtig beschreiben, ihnen dann aber ein falsches Bild von der Blume zeigen, so wird der falsche, durch Anschauung erzeugte Eindruck im Kinde tiefer haften bleiben, als der richtige, durch die Beschreibung vermittelte. So begiebt sich auch der Lehrer selbst jedweder Hoffnung auf einen guten Erfolg seiner Erziehungsarbeit, wenn sein Leben seinen Lehren widerspricht. Andererseits ist er imstande, einen tiefen, nachhaltigen, zum Guten anregenden Eindruck auf die bildsame Kindesseele zu machen, wenn er das Gute nicht nur vorlehrt, sondern auch vorlebt und an sich selbst in concreto vorzeigt. Der Schüler wird nie freundlich und liebevoll werden, wenn es der Lehrer nicht ist; soll der Schüler

Pflichttreue lernen, so gebe ihm der Lehrer ein Beispiel in der Pflichttreue. Erfahrungsgemäß ist es der starrsinnige und rücksichtslose Lehrer, der am meisten über Trotz und Unlenksamkeit seiner Schüler zu klagen hat, und der gewissenhafte Lehrer wird stets fleißigere Schüler haben, als der unordentliche, faule. — Darum, lieber Lehrer, achte auf dich selbst, auf deinen Wandel, auf deinen Umgang; bedenke, daß die Kinder sich deine schlechten Gewohnheiten (Fluchen z. B.) viel schneller aneignen, als deine guten; suche — nach Salzmann's Grundsatz — die Ursachen der Fehler deiner Schüler zuerst in dir selbst; sei den Kindern ein gutes Vorbild in der Schule, auf der Straße, im öffentlichen und im privaten Leben. Sei ihnen vor allem ein Vorbild in der Liebe. (Schluß folgt.)

Katechetischer Gedankenentwurf

zur Behandlung des Gedichtes: „Die beiden Aehren".

Synodales Lesebuch für Oberstufe.

Von Lehrer H. Thoms.

Ist das erwähnte Gedicht auf der Oberstufe zu behandeln, so lese der Lehrer zuerst das Ganze langsam und in natürlicher Betonung, ohne jegliche Unterbrechung vor, damit die Schüler einen Gesamteindruck von dem ganzen Lesestück gewinnen. Nach dem ersten Vorlesen wird dann noch einmal vom Lehrer gelesen, doch so, daß er zwischen den einzelnen Teilen des Gedichtes eine kleine Pause eintreten läßt, damit die Schüler die Einteilung erkennen und befähigt werden, an andern ähnlichen Lesestücken die Teilung selbst vorzunehmen. Jetzt schreite man zur Behandlung und wird zu dem Zweck der erste Teil des Gedichtes von einigen Schülern — natürlich einzeln — mit richtiger Betonung vorgelesen. Im Nachfolgenden hat sich der Referent die Aufgabe gestellt, in katechetischem Gedankenentwurf, d. h. in Sätzen, die Frage und Antwort enthalten, wie das erwähnte Lesestück nutzbringend zu behandeln sei.

I.

Am St. Johannistage ging der Vater und sein Kind ins Freie.
Gar freundlich war des Himmels Bläue, und auf dem reifen Kornfeld hing
Der Morgentau noch hell und lau. Leicht nickten an dem grünen Rain
Mohnblumen bei der Lüfte Wehen, gleich Purpurglut im Sonnenschein;
Und frisch, in fröhlichem Gedeihn sah man die schlanken Ähren stehen.

Hier ist von einem Vater und seinem Kinde die Rede. Es war ein Landmann und sein Sohn. Sie gingen auf das Feld hinaus. Sie gingen am St. Johannistage auf das Feld. Der St. Johannistag ist der 24. Juni. Es war am Morgen des genannten Tages. Der Morgentau lag auf dem Felde. Der Himmel war blau. Der blaue Himmel verkündete einen freundlichen Tag. Sie waren an ein Kornfeld gekommen. Das Korn war reif. Der Rain ist der grüne Saum des Feldes. Hier standen Mohnblumen in Purpurglut. Sie nickten im sanften Wehen der Lüfte. Vor dem Landmanne und seinem Sohne standen die schlanken Ähren. Diese sollten

bald geschnitten werden. Es war also die Zeit der Kornreife. Fassen wir jetzt diesen ersten Teil zusammen: „Zur Zeit der Kornreife, am Morgen eines freundlichen St. Johannistages, ging ein Landmann mit seinem Sohne hinaus ins Freie und kamen an ein reifes Kornfeld."

II.

Der Knabe hüpfte auf und nieder, wo eine schöne Blume stand,
Und kehrte bald mit voller Hand und frohem Blick zum Vater wieder:
„Sieh, Väterchen, was ich gepflückt! Zwei schöne, ganz verschiedne Ähren;
Stolz ragt die eine, und gebückt scheint diese sich herab zu kehren.
Warum sind sie nicht gleich geschmückt? Willst, Vater du mir das erklären?"

Der Knabe hüpfte auf und nieder. Er gab dadurch seine Freude zu erkennen. Er freute sich über die schönen Blumen. Das Gedicht sagt: der Knabe hüpfte u. s. w. Die Blumen pflückte er. Er pflückte eine ganze Handvoll. Auch hatte er zwei Ähren gepflückt. Die eine derselben hatte stolz emporgeragt. Die andere hatte sich gebückt. Damit ging er zum Vater zurück. Er sprach zum Vater: Sieh Väterchen, was ich gepflückt u. s. w. Er bat seinen Vater, ihm erklären zu wollen, warum nicht beide Ähren gleich geschmückt waren. Er hielt jedenfalls die hohe Ähre für die schönere. Fassen wir auch diesen Teil zusammen: „Sich freuend hüpft der Knabe über das Feld, kehrt mit einer Handvoll Blumen und zwei Ähren, wovon er die eine hoch aufgerichtet, die andere tief gebeugt gefunden zum Vater zurück und bittet um Aufklärung über die beiden Ähren."

III.

Darauf sprach der Vater freundlich mild: „Schau her, mein Kind, es will im stillen
Die Wahrheit gern im zarten Bild die tiefsten Lehren uns enthüllen.
Sieh, jene, die sich stolz erhoben, ist selten reich und segensschwer,
Ihr prahlend Haupt ist hohl und leer. Der Schnitter wird nur diese loben,
Die still, in Demut hingeneigt, des innern Wertes Fülle zeigt.

Mit freundlichen Worten giebt der Vater die Erklärung. Er nennt die beiden Ähren ein Bild. Aus diesem Bilde spricht die Wahrheit. In dem Bilde ist eine tiefe Wahrheit enthalten. Die eine Ähre hatte ihr Haupt stolz erhoben. Indem sie dieses that, prahlte sie. Ihr Haupt war aber hohl und leer. Es waren also keine Körner in der Ähre. Weil sie ihr leeres Haupt so hoch erhoben hatte, war sie stolz. Im Gedicht wird weiter gesagt, sie war nicht reich und segensschwer. Der Segen, den die Ähre liefert, ist der Körnerreichtum. Diese Ähre zeigt uns den Stolz. Die andere Ähre hatte sich geneigt. Sie hielt sich niedriger als die andere Ähre. Wer sich niedriger hält als andere, ist demütig. Diese Ähre zeigt uns also die Demut. Sie war voller Körner. Sie hatte daher einen inneren Wert. Dieser zeigt sich in dem demütigen Neigen. Der Schnitter weiß das. Er lobt daher auch diese letztere Ähre. Fassen wir nun diesen Teil zusammen: „Der Vater führt dem Sohne die beiden Ähren vor als Bild, durch welches die Wahrheit uns eine tiefe Lehre enthüllt. Die Ähre, die sich stolz aufrichtet, zeigt dadurch, daß sie ohne Körner, also hohl und leer ist, während die andere, die sich demütig neigt, den inneren Wert, den Körnerreichtum verrät."

IV.

„So traue nie des Hochmuts Schimmer, er deckt nur innre Armut zu.
Der frommen Demut gleiche du; ob still sie blüht — sie täuscht doch nimmer.“

Hier spricht der Vater nicht mehr von den Ähren. Er spricht von den Menschen. Dieses ist daher die Anwendung des Bildes. Er warnt seinen Sohn, zu dem er sagt: So traue nie u. s. w. Hier warnt er vor dem Hochmut. Der Sohn soll dem Hochmut nicht trauen. Der Hochmut hat einen Schimmer. Er will sich damit zeigen. Auch die Ähre wollte sich zeigen, weil sie sich hoch aufrichtete. Sie enthielt aber keine Körner. Darum heißt es hier von dem Hochmut: Er deckt nur innere Armut zu. Der Hochmut scheint also nur nach außen. Er hat keinen inneren Wert: Darum mahnt der Vater seinen Sohn zur Demut indem er sagt: Der frommen Demut gleiche du u. s. w. Die andere Ähre hatte sich nicht erhoben. Sie hatte sich geneigt. Sie wurde daher nicht so leicht gesehen. Auch die Demut will sich nicht zeigen. Das wird im Gedicht ausgedrückt mit den Worten: Ob still sie blüht. Diese Ähre war voller Körner. Sie hatte daher einen großen, inneren Wert. Darum sagt das Gedicht von der Demut: Sie täuscht doch nimmer. Sie täuscht uns nie über ihren inneren Wert. Fassen wir nun diesen Teil zusammen: „Der Vater warnt seinen Sohn vor dem Hochmut, da derselbe nur die innere Armut zudeckt; ermahnt ihn dagegen zur Demut, da dieselbe, obgleich sie im stillen blüht uns nie über ihren inneren Wert täuscht.

V.

Und leise schrieb der Knabe sich ins Herz des Vaters goldne Lehren.
Johannistag wohl schnell verstrich, doch blieb ihm tief und inniglich
Das Gleichnis von den beiden Ähren.

Was der Vater dem Sohne im vorigen Teile sagt, ist die Lehre. Diese wird hier eine goldene Lehre genannt. Gold hat einen großen Wert. Der Wert dauert für das ganze Leben. Es dauert auch noch in die Ewigkeit. Der Sohn hat sich diese Lehre ins Herz geschrieben. Er schrieb sich dieselbe leise in das Herz. Er hatte dem Vater schweigend zugehört. Der Johannistag ging vorüber. Die Lehre aber blieb dem Sohn. Er hatte sie tief und inniglich ins Herz geschrieben. Fassen wir nun den Schluß zusammen: „Schweigend hörte der Sohn dem Vater zu und schrieb sich die goldenen Lehren des Vaters tief und inniglich ins Herz, welche ihm für immer blieben.“

Der Besprechung eines jeden einzelnen Teiles geht natürlich, wie auch zu Anfang des ersten Teiles angedeutet wurde, das Lesen des betreffenden Teiles in der bezeichneten Weise voraus. Nach der Besprechung des Ganzen werden dann die einzelnen Teile einzeln und sodann das ganze Gedicht von einzelnen Schülern oder auch im Chor gelesen. Schon in diesem Lesen nach der Besprechung wird der Lehrer die Früchte seiner Arbeit erkennen. Wird von Zeit zu Zeit ein ausgewähltes Gedicht in dieser Weise behandelt, so werden die Früchte nicht ausbleiben. Die Schüler werden bald im Stande sein ein anderes Gedicht zu zergliedern und die Hauptgedanken aus jedem Teile herauszuschälen. Letzte Befähigung wird sich sehr bald auch an prosaischen

Lesestücken zeigen. Endresultat: Die Schüler werden auf diese Weise fähig gemacht, selbständig zu denken, zu untersuchen und daher selbständig zu arbeiten, welches für alle Unterrichtszweige von unschätzbarem Werte ist. Die aus den einzelnen Teilen herausgeschälten Hauptgedanken werden mit großem Nutzen gleich, also während der Besprechung an die Wandtafel geschrieben, damit sie den Kindern während der ganzen Lektion vor Augen sind und mit Leichtigkeit am Schluß anreihend wiederholt werden können. Dann würde an die Besprechung eine schriftliche Arbeit anzuknüpfen sein, indem die Kinder — natürlich nach Entfernung der angeschriebenen Sätze von der Schultafel — dieses Gedicht in Prosa wiederzugeben hätten. Als Prüfstein kann man nachher auch ein anderes, am besten erzählenden Inhalts für solche Arbeiten verwenden. Bei den weniger fähigen Schülern wäre schon nach Meinung des Referenten der Zweck erreicht, wenn dieselben die Hauptgedanken in richtiger Sprache und im Anschluß wiedergeben, während man von den besseren schon einige Ausschmückungen auf Grund des Gedichtes erwarten könnte. Diese Arbeit würde dann ins Aufsatzheft einzuschreiben sein, woran sich dann die sprachliche Behandlung anschlösse. Dann sollte das Gedicht von dem Kindern auswendig gelernt werden. Von den Gedichten sollte man überhaupt keine anderen zum Auswendiglernen verwenden, als in dieser Weise besprochene. Man erleichtert dadurch dem Schüler die Arbeit und er lernt so nichts auswendig, was er nicht versteht.

Kirchliche Rundschau.

Daß das 50jährige Jubiläum in unsrer Synode auch außerhalb derselben nicht ganz unbemerkt geblieben ist, zeigt ein Artikel des Lutherischen Hausfreundes. Wir geben denselben unverkürzt wieder, um zu zeigen, welcher Art von Wohlwollen wir uns von Seiten der mildesten Lutheraner zu erfreuen haben. Jede weitere Bemerkung ist überflüssig.

„Die „deutsche evangelische Synode von Nord-Amerika“ hat am 12. Oktober ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert. Vor fünfzig Jahren klein angefangen, ist sie zur Größe von 674 Predigern und 78 Lehrern herangewachsen. Das ist ein schönes Wachstum, das wohl gefeiert werden dürfte.

Diese Körperschaft, welche sich zuerst „Kirchenverein,“ hernach „Synode des Westens“ nannte, wuchs mit der deutschen Bevölkerung des großen Mississippithales heran und trat um jene Zeit ins Leben, als das hiesige Deutschtum anfing sich seiner Bedeutung bewußt zu werden. Um dieselbe Zeit organisirt, trat sie von vornherein zur Missourisynode in Gegensatz. Wem jene zu schroff war in Betreff geheimer Gesellschaften, Kirchenfairs, Tanzvergnügen und Altargemeinschaft, der wandte sich der „evangelischen Synode“ zu, und da sie auch das deutsche Staatskirchentum auf ihrer Seite hatte, so konnte ein rasches Wachstum nicht ausbleiben. Ueberdies beanspruchte sie für sich alle freiwerdende Gemeinden, einerlei ob diese „lutherisch,“ „reformirt,“ „protestantisch“ oder „evangelisch“ hießen, wie sie denn auch jetzt das wunderbarste Kirchenconglomerat bildet, das überhaupt nur denkbar wäre. Sie sagt: Wir stehen auf dem Konsensus der beiden Hauptconfessionen des Protestantismus. Damit sagt sie aber auch: Wir wollen es Allen recht machen und Niemandem unbequeme Forderungen stellen. Wer nur deutsch sein will, der kann von uns bedient werden.

Übrigens ist die „deutsche evangelische Synode“ glücklich gewesen in der Wahl ihrer Führer. An der Spitze ihres Kirchenorgans steht ein vortrefflicher Theologe, der den Ernst der Führerschaft einer solchen Großmacht vollständig begriffen hat. Ihrem Publikations- und Erziehungswesen kann man nur Gutes nachsagen, ihre Kirchenpolitik dagegen ist nicht zu loben. Rücksichtslos nimmt sie, was Andern gehört und raubt ahnungslosen Gemeinden das Beste, was sie haben, nämlich den lutherischen Namen und das lutherische Bekenntnis. Einen Hoffnungsstrahl haben hiesige Gemeinden, die die Luther'schen fünf Hauptstücke bei ihrem Konfirmanden-Unterricht benutzen, erblicken lassen in ihren unlängstigen Synodalbeschlüssen, wonach ihrer Bastard-Katechismusausgabe die Augsburgische Konfession angehängt werden soll. Ob darin wohl die Aussicht geboten wäre, daß diese Gemeinden zur lutherischen Kirche ihrer Väter zurückkehren wollen? Zu einer solchen Rückkehr aber bieten wir ihnen die Friedenshand in voraus.“

Den kirchenpolitischen Bestrebungen, welche gegenwärtig auf evangelischer Seite in Deutschland sich geltend zu machen suchen, fehlt noch manches, namentlich aber die Hauptsache. Man will etwas, aber man weiß entschieden noch nicht, was es ist —, oder wenigstens sein sollte d. h. abgesehen von der Dotationsfrage, in der die Parteien sowohl miteinander als in sich einig sind. Sobald aber die Kirchenverfassungsfrage berührt wird, da scheiden sich die Wege sogar innerhalb der verschiedenen Parteien, und man weiß nicht mehr recht, wohin man eigentlich geführt wird.

So teilt die Protestantische Kirchenzeitung folgenden Plan zum Aufbau der evangelischen Kirche Deutschlands mit:

„In einem der Briefe eines alten Diplomaten an einen jungen Freund, betitelt ora et labora, heißt es: Ich denke mir den Aufbau der evangelischen Kirche, wie ich ihn für richtig und notwendig halte, etwa so:

Die evangelischen Landesherren legen ihre bisherige bischöfliche Autorität in geistliche Hände zurück. Der Kaiser ernennt einen Erzbischof oder Primas der evangelischen Kirche für Deutschland, welcher, umgeben von einem geistlichen General-Kapitel, alle gemeinsamen Angelegenheiten der ganzen Kirche leitet, die dogmatischen Fragen zum Austrag bringt und die oberste Instanz in allen Personalien und Disziplinarfragen bildet. Der Primas würde überall die Kirche dem Staat und der Verfassung gegenüber zu vertreten und die Wünsche derselben der Regierung zur gesetz- und verfassungsmäßigen Erörterung und Behandlung vorzulegen haben. Unter demselben wären von den evangelischen Landesherren, oder wo solche nicht vorhanden sind, von dem Primas selbst Bischöfe zu ernennen, welche, wieder von geistlichen Kapiteln umgeben, die inneren kirchlichen Angelegenheiten der einzelnen Reichsländer zu leiten, wo es nötig ist, der Entscheidung des General-Kapitels und des Primas zuzuführen und zugleich die Beziehungen mit den Landesbehörden ihrer Diözese zu unterhalten haben würden. Nach der erstmaligen Ernennung würde später sowohl der Primas durch das General-Kapitel als die Bischöfe durch ihre Diözesan-Kapitel erwählt und zur kaiserlichen respektive landesherrlichen Bestätigung präsentirt werden.

Den Bischöfen würden in Erweiterung und entsprechender Entwickelung de Synodalverfassung die Synoden — gewissermaßen als kirchliche Parlamente, wenn auch dieser Ausdruck, wie ich wohl weiß, nicht ganz paßt — zur Seite treten. Die Ernennung des Geistlichen müßte auf Präsentation der Bischöfe durch den Landeserrn erfolgen, — die Disziplinargewalt müßte den Bischöfen mit Appellation an den Primas zustehen. Dem Kaiser als obersten Schirmherrn sollte das Recht der Bestätigung aller obersten für das Reich gültigen Entscheidungen in innerkirchlichen Fragen zustehen — während die jura circa sacra natürlich wie bisher im Einverständnis mit dem Kultusministerium, event ell mit der parlamentarischen Gesetzgebung geregelt werden müßten.“

Die Deutsche Ev. Kirchenzeitung faßt ihre Pläne zusammen, indem sie sagt:

„Folgendes stellt sich uns als ein mögliches Zukunftsbild vor Augen: Der Summepiscopat ernennt — als die letzte Funktion seines Regiments — die bestehenden Generalsuperintendenten zu Bischöfen, welche ihre Sprengel mit persönlicher Vollmacht

leiten. Die Konsistorialpräsidenten werden die juristischen Berater der Bischöfe, die Konsistorien rein kirchliche Behörden. Die Konvokation sämtlicher Bischöfe, verbunden mit dem Generalsynodalvorstand, erwählt den Landesbischof; die zentrale Kirchenbehörde, der Oberkirchenrat, bleibt und wird bei Vakanzen durch die mit dem Generalsynodalvorstand vereinigte Konvokation ergänzt. Das Gesetzgebungsrecht wird von den Synoden und der Konvokation ausgeübt, die Verwaltuug von den Bischöfen und dem Landesbischof. Eine Dotation in der gegenwärtigen Höhe der Staatsleistungen wird der Kirche sichergestellt, für die Zukunft auf jeden weiteren Staatszuschuß verzichtet. Die Ernennung der theologischen Professoren bleibt Sache der Staatsregierung, die jedoch hierbei in Übereinstimmung mit dem Landesbischof und Oberkirchenrat handelt. Wir sind überzeugt, daß die so verfaßten Kirchen sehr bald Volkstümlichkeit gewinnen und auch in den sozialen Angelegenheiten den Einfluß erobern würden, der vom Staat gefordert wird. Eine Konföderation aller deutschen evangelischen Kirchen würde das Übrige thun, und der Protestantismus hätte Lebensformen, die ihn zur Pflege des Volks, zum Kampf gegen die Feinde der Kirche befähigten."

Beide Pläne, der der Prot. Kztg., wie derjenige der D. Ev. Kztg. lassen an Umfang, da gleich die übrigen evang Landeskirchen Deutschlands mit hineingezogen werden, nichts zu wünschen übrig. Dagegen erhebt sich nun aus dem Leserkeis der D. Ev. Kztg. eine fragende und warnende Stimme, indem darauf hingewiesen wird, daß die erstrebte „Freiheit und Selbständigkeit" der evang. Kirche sich ganz anders zu gestalten anfange, als es beim Beginn der Bewegung der Fall war und daß man eigentlich nicht bestimmt wisse, was man wolle. Es heißt da u. a.:

„Schon seit längerer Zeit hat sich mir und vielleicht auch anderen die Besorgnis aufgedrängt, als ob hier und dort die oft feine und übersehbare Grenzlinie, welche die berechtigten von den unberechtigten Forderungen nach kirchlicher Selbständigkeit scheidet, im Drang der Begeisterung und des kühnen Vorwärtsdringens überschritteu zu werden drohte. Um so leichter ist ein solches Üeberschreiten, als bisher noch kein normirendes Prinzip für die Aufstellung solcher Forderungen gefunden ist.

Daraus muß ein gewisses Gefühl von Unsicherheit und Unklarheit fließen, welches die Sache nur schädigen, bei ihren Anhängern teils lähmende Zaghaftigkeit, teils zu weitgreifende Unbesonnenheit hervorrufen, den Gegnern Anlaß zu Verdächtigungen und Verhetzungen geben, nud die Bedächtigen und Sorgenvollen mit Mißtrauen erfüllen muß. Gewiß sind episkopale Ausgestaltung unserer Verfassung und Einführung des Episkopalsystems nicht dasselbe, sind auch Förderung der kirchlichen Selbständigkeit und Umgestaltung der Landeskirche in eine Freikirche nicht dasselbe, aber wie weit dürfen die ersteren gehen, damit sie nicht die letzteren werden? Besteht zwischen beiden nur ein gradueller Unterschied? Oder sind sie prinzipiell von einander geschieden? Wo liegt das Prinzip?

Auf irgend eine Weise muß es sich Bahn brechen. Fest und scharf abgerundet muß es dastehen, nach rechts und nach links entschieden Stellung nehmen, wenn es nicht einem der beiden Gegner, zwischen denen es steht, dem Prinzip des Episkopalsystems auf der einen und dem des Konsistorialsystems auf der andern Seite, dem der Freikirche auf der einen und dem der Staatskirche auf der andern Seite erliegen soll. Fehlt das Prinzip, so stehen unsere Bestrebungen stets in Gefahr, uns dem andern Gegner in die Arme zu führen, wenn wir dem einen ausweichen wollen. Da wir nun, um die Bedürfnisse unserer Kirche zu befriedigen, uns von Staatskirche und Konsistorialsystem hinwegzubewegen im Begriff sind, so liegt die Gefahr nahe, daß wir der Freikirche und dem Episkopalsystem entgegengehen, wenn uns nicht ein wehrendes Prinzip entgegensteht.

Früher hieß es ausdrücklich, daß der Summus-Episkopat durch unsere Bestrebungen nicht berührt, wenigstens, daß er nicht aufgehoben werde, sondern nur sachgemäß umgestaltet werden sollte. Was aber dem Fürsten am Kirchenregiment mit der Frage „ist das nicht eine große Stellung?" zugewiesen wird, so ist das ungefähr dasselbe, was ihm

der katholischen Kirche gegenüber bei uns in Preußen zusteht. Soll unser König keine andere Stellung in unserer Kirche einnehmen als in der katholischen? Soll unsere evangelische Kirche in dem Maße alles staatskirchlichen Wesens entkleidet werden, daß sie nun ebenso wenig national ist als irgend eine Freikirche? Wo liegt das Prinzip?

Früher hieß es: Wir wollen keine Bischöfe haben, wir verlangen nur, daß unsere geistlichen Oberen Freiheit zur Ausübung ihrer oberhirtenamtlichen Funktionen erhalten. In dem angezogenen Artikel wird aber für sie die autoritative, Kirchenregiment, Kirchenverwaltung, Kirchenrepräsentation auf eine Person konzentrirende, Stellung eines Bischofs gefordert, auch schon die Anstellung eines Landbischofs oder Erzbischofs vorgesehen. Was hat das alles mit der Ausübung oberhirtenamtlicher Funktionen zu thun? Was haben wir mit dem Episkopalsystem zu schaffen? Wo liegt das Prinzip? Möchte bald ein festes, scharf abgerundetes Prinzip, das als sicherer Handleiter für unsere Bestrebungen dienen kann, aufgestellt werden, damit wir nicht in Gefahr geraten, wenn wir neue Schritte thun sollen, von dem rechten Weg abzugeraten."

Diese Ausführungen sind sehr lehrreich. Nicht bloß für die Beurteilung der Vorgänge und Zustände jenseits des Ozeans, sondern auch hierzulande. So ist z. B. der Streit innerhalb der Evangelischen Gemeinschaft aus persönlichen Anlässen ausgebrochen, aber die prinzipiellen Fragen, um die sich handeln wird, wenn es zur Entscheidung kommen soll, lassen sich jetzt doch innerhalb des aufgewirbelten Staubes persönlicher Streitigkeiten erkennen. Während es sich in Deutschland um Freiheit der Kirche nach außen handelt, so ist es hier die innere Freiheit der Kirche, um den sich der Streit hier drehen wird. Welches dabei das richtige Prinzip ist, darüber giebt Matth. 23, 8—11 unzweifelhafte Auskunft. Für die heutige Kirchenpolitik ist es freilich vielfach nicht mehr brauchbar. Nicht etwa, weil es nicht zeitgemäß wäre — das wäre es im höchsten Grade —, sondern weil gerade dann, wenn die Sache Christi die volle Hingebung, den ganzen persönlichen Mut erfordert, in der Regel dasselbe zutage tritt, was selbst im Kreise der Zwölfe nicht verborgen blieb, (vergl. Marc. 9, 33), wenn es auch vielleich manchmal unter weniger persönlichen Formen erscheint als damals.

Die Diasporakonferenz hat dieses Jahr in Kassel am 24. und 25. September getagt. Im Auftrage des hessischen Kirchenregiments wurde die Versammlung von Gen.-Sup. Werner, im Auftrage des Ev. O.-K.-Rats in Berlin von Konf.-R. Noel in überaus herzlicher Weise begrüßt. Der letztere hob hervor, daß der Ev. O.-Kirchenrat außer Stande sei, zu allen Versammlungen Vertreter abzuordnen; an der Diasporakonferenz aber nehme er besonderen Anteil; denn die Mehrzahl der Geistlichen, die im Auslande gewesen und Mitglieder der Diasporakonferenz sind, seien vom Ev. O.-Kirchenrat ausgesandt. Fünfzig Diasporagemeinden haben sich bereits an die preußische evangelische Landeskirche angeschlossen. Eine besondere Freude ist es auch für die Diasporakonferenz, daß die Eisenacher Kirchenkonferenz derselben gegenüber eine so freundliche und wohlwollende Stellung einnimmt.

Darauf folgten die verschiedenen Berichte, welche so ziemlich alle Teile der Erde umfaßten, zum Teile von solchen, welche auf verschiedenen Gebieten der Diaspora als Geistliche und Kirchenvorstände thätig sind; zum größten Teile wurden dieselben jedoch durch den unermüdlichen Schriftführer der Konferenz P. Dr. Borchard erstattet. Zuerst wurde über Chili berichtet, dann über England. Sodann berichtete Dr. Borchard, indem er die Arbeit der evang. Diaspora in Jerusalem zum Ausgangspunkte nahm, über Bulgarien, Venedig (wo die älteste Deutsche Diasporagemeinde aus der Zeit der Reformation besteht), Paris, Brasilien, Südafrika, Australien und Nordamerika. Auch unsere Deutsche Evangelische Synode sowie unser Predigerseminar wurden in diese Berichte mitaufgenommen und die Diasporakonferenz beschloß, unsere Synode zu ihrer 50-jährigen Jubelfeier zu begrüßen. Ob am 12. Oktober das Begrüßungsschreiben bereits eingelaufen war, vermögen wir nicht zu sagen; wenigstens wurde dem Schreiber dieses nichts davon bekannt.

Auch P. Kraft aus Buffalo, ein früheres Glied unserer Synode, nun aber der

Generalsynode zugehörig, erstattete einen Bericht über dieselbe. Der Bericht des Kirchenältesten Lindscheidt aus Petropolis bei Rio Janeiro bildete den würdigen und ergreifenden Abschluß.

Der Katholikentag der anstatt in München in Koblenz abgehalten worden ist, hat in seinem Gehalt nichts Neues gebracht. Eine neue Form bestand darin, daß die „rauschenden, „brausenden" und „stürmischen" Beifälle, welche die Versammlung den Einfällen Windthorsts zu Teil werden ließ, auch noch mit Blechinstrumenten zur größeren Erhöhung des Effekts an- und aufgeblasen wurden. Das sollte doch selbst dem Beifallsbedürfnis Windthorsts genügen, der auch in dieser Beziehung Vorbild der übrigen Redner des Katholikentages war. Sogar die bischöflichen Segen wurden mit „minutenlangen, stürmischen Beifallsrufen" erwidert. Wahrscheinlich wird eben auch der bischöfliche Segen dabei unter den Gesichtspunkt des Schauspiels gestellt, dessen Wert ohne Beifall gar nicht denkbar ist.

Selbstverständlich ist, daß die Souveränität des Papstes, d. h. die Wiederherstellung des Kirchenstaates, sowie die gesetzliche Zulässung der Jesuiten in Deutschland (thatsächsächlich sind sie vielfach schon da) und die Auslieferung der Schule an die Kirche gefordert wurde.

Das Ordenswesen wurde als das „Mark der Kirche" bezeichnet. Die Orden wollten mit dem Christentum Ernst machen, sie wollten Vollkommenheit im Christentum, Bildung des Charakters. (Wir glaubten, das wolle jeder Christ?) Gerade in unserer autoritätslosen Zeit sei der tote Jesuitengehorsam das großartigste Beispiel zur Nachahmung. Die Orden seien eine Zierde, ja eine Stütze der Gesellschaft.

Aus der zweiten geschlossenen Versammlung heben wir besonders den Beschluß betr. ernsterer Unterstützung des Bonifaziusvereins hervor, sowie den, durch die katholische Presse die Sammlungen für die berliner Kirchennot, welche schlimmer als die evangelische sei, fortzuführen, bezw. solche zu eröffnen. Windthorst forderte außer einer „großen und glänzenden Prachtkirche" in Berlin — neben dem zu bauenden großen protestantischen Dom müsse man „paritätisch in demselben Glanze stehen" — auch kleinere Kirchen. Gegen die Beseitigung der protestantischen Kirchennot aus Staatsmitteln sei man aufgetreten aus Paritätsrücksichten.

Die zweite öffentliche Versammlung brachte einen Vortrag des Regens Dr. Müller aus Wien über „das katholische Priestertum" in denkbar verherrlichendster Weise. „Die Großen der Erde vermögen der Seelennot nicht abzuhelfen. Der einfache Priester kann es; er absolviert, er besitzt den Schlüssel zur Himmelspforte." „Wer vermittelt die beseligende Gegenwart Gottes in der Hostie? Der Priester mit seinen fünf Verwandlungsworten." Der folgende Redner, Prof. Dr. Schädler aus Landau, feierte „die katholische Presse." Seine Behauptung, daß ihr zum großen Teil die Erfolge im Kulturkampf zu danken seien, ist nur allzu wahr. Wollen wir Evangelische daraus nicht auch die Bedeutung der Presse besser würdigen lernen? Oder ist folgender Satz des Redners etwa nicht richtig: „Die Presse könnte der beste Kaplan des Pastors sein. Der Pastor predigt nur ein mal in der Woche, die Presse sechs mal. Jeder Pastor ist auch der geborene Korrespondent seines Ortes?" Über das Benehmen der Centrums-Presse gab der Redner auch Aufschlüsse. Er meinte, die katholischen Ritter von der Feder seien ja nicht reine Engel; sie „könnten ihren Ritt ins feindliche Lager nicht im Paradeanzug machen." Und von welcher liebenswürdigen Bescheidenheit zeugten die Worte: „An Geschick fehlt es uns nicht. Wir können einem Gramm Menschenverstand der Gegner ein ganzes Pfund entgegenstellen." Sodann besprach Pfr. Schmitz aus Trier „unsere Stellung zur Socialdemokratie." Die Hoffnung des Sieges gründet er auf „die erprobten Führer im Kampfe: Papst, Klerus und Centrum." Selbstverständlich wurden die Orden wieder reklamirt. „Redemptoristen und Jesuiten, alle müssen zurück." Die Rede des Oberpfr. Dr. Schmitz aus Krefeld „über die christliche Schule und den achten deutschen Lehrertag" enthielt auf die abgeschmackte Frage des Dr. Dittes, ob Christus römisch- oder griechisch-katho-

lisch, lutherisch oder was sonst gewesen sei, die unglaublich unpassende Antwort: „Christus war einig, heilig, katholisch und apostolisch.“ Da hat ein Narr dem andern geantwortet.

Dr. Siben aus Deidesheim sprach über Staatskirchentum und meinte, dasselbe habe in Bayern die schlimmsten Blüten getrieben. Weitere Seitenhiebe auf die leitenden bayerischen Kreise erwähnen wir nicht, wohl aber die interessante historische Enthüllung: „Die Revolution in Frankreich hätte nie den unheilvollen Umfang gewinnen können, wenn der Klerus, auch der untere, nicht durch Absolutismus und Gallikanismus in seiner Freiheit gehemmt und selbst depraviert worden wäre. Wäre die Kirche frei gewesen, man hätte die notwendige Reform der gesellschaftlichen Zustände ohne einen Blutstropfen durchführen können.“ Kaufmann Nicola Racke aus Mainz, welcher sich zum Thema „Kirche und Kultur“ erwählt hatte, versicherte kühnlich und unter stürmischer Zustimmung, „daß die Abschaffung der Sklaverei, die civilisatorische Großthat, einzig und allein der katholischen Kirche zu verdanken“ sei! „Man zerbricht sich die Köpfe, wie in Afrika der Grund zur Civilisation gelegt werden kann. Mein einfaches Recept lautet: Jesuiten her, Kapuziner, Franziskaner her!“ „In das künstliche Dunkel, welches die Gegner um uns zu weben bemüht sind, hat unsere Gelehrtenwelt, Janssen voran, tüchtig hineingeleuchtet, und die aus Remscheid, Halle und Magdeburg aufflatternden Eulen sollen uns wenig kümmern.“ Wie stimmt solches und wie stimmen jene Reden, fragen wir, zu der taubenhaften Versicherung Windthorst's am Begrüßungsabend, daß man sich „niemals aggressiv, immer irenisch und belehrend“ verhalten werde, und wie verträgt es sich mit ähnlichen friedlichen Äußerungen in seiner Schlußrede, wo er das Verhalten des Katholikentages den Gegnern als Beispiel aufzustellen sich nicht scheute? „Paulus ist gestorben, aber Lavigerie lebt.“

Das Thema des Abgeordneten Dr. Lieber lautete: „Unser h. Vater, unser Rom, die Bedrängnis der Hauptstadt und des Hauptes der Christenheit.“ „Das letzte protestantische Pfarrhaus,“ äußerte der Redner, „und der größte protestantische Thron gerät ins Wanken und bleibt im Wanken, solange dieses Recht (nämlich das des Patrimoniums Petri) nicht gewährt ist.“ „Es ist auch im Interesse von Berlin gut, wenn der Papst als Konig unabhängig in Rom sitzt.“ Gewiß, es geht auch so; aber eines Tages wird es dann auch drunter und drüber gehen, wenn's nicht anders wird. Das soll keine Drohung, sondern eine wohlgemeinte Warnung sein.“ „Petrus in Ketten streckt seine Arme nach uns aus und ruft: „Befreit mich!“

Wenn erst einmal die wankenden protestantischen Pfarrhäuser von Rom aus gehalten werden, dann ist ihr Einsturz gewiß. Gott schütze uns vor solcher Hilfe, unsere Feinde werden uns nie so gefährlich werden, wie diese Freunde es sind.

Den Beschluß machte Windthorst, indem er Umschau hielt über die gesamten Verhandlungen. Bevor wir einige Proben geben, möchten wir bemerken, daß, wenn seine galante Redewendung: die in Koblenz lebenden und aus Koblenz stammenden Damen seien „erobernd ins Land gezogen und nie ohne Beute zurückgekehrt“ etwa eine Anspielung auf das Schwert Saul's (2 Sam. 1, 22) sein sollte, er doch wohl zu viel Bibelkenntnis bei katholischen Zuhörern voraussetzte, als daß sie die treffende Feinheit dieser Beziehung hätten verstehen und würdigen können. Auf die Missionsangelegenheit zu sprechen kommend, bezeichnete es der Redner als wünschenswert, daß aus Deutschland selbst die nötige Zahl der Missionäre gestellt werde, welche dann den kräftigen Schutz der deutschen Regierung finden würden. Auf die Innere Mission übergehend, verlangte er, daß die Beiträge für den Bonifaziusverein mindestens verdoppelt würden. „Im nächsten Jahre steigere ich vielleicht ein Bischen.“ Weiter wurde die Rückkehr sämmtlicher Orden zum so und so vielten mal verlangt. Auch die kirchlichen Zustände anderer Länder berührte der Redner, z. B. diejenigen Badens; besonders beklagenswert sehe es in Braunschweig und Mecklenburg aus. Dann wurde die kaiserliche Sozialpolitik gebilligt, nicht ohne den Zusatz, daß die betr. Erlasse nichts anders wollten, als was die Zentrums-

fraktion Jahr für Jahr vorgetragen und vergebens verlangt habe. Es folgten Ausführungen über Sozialdemokratie und Schule und endlich über die Lage des Papstes, welche so sein müsse, daß er Hoch und Niedrig sein Wort predigen und die Hand der Züchtigung fühlen lassen könne, wenn es nötig sei! Aber auch für das Schiedsrichteramt sei seine weltliche Herrschaft nötig. Hiermit eröffnete der Redner eine seltsame Perspektive. Er zeigte nicht undeutlich, daß er eine allgemeine Abrüstung und Beseitigung des Krieges für möglich halte; der Krieg sei dadurch aus der Welt zu schaffen, daß alle Völker sich dem Schiedsspruche des Papstes fügen. Auch die nichtkatholischen Völker würden sich überzeugen, daß niemand geeigneter sei, den Schiedsspruch zu geben als der Papst! Schließlich empfing die Versammlung den Segen des Erzbischofs von Köln, worauf wiederum in wohlthuendem Kontrast ein dreimaliges Hoch auf den Präsidenten Frhrn. von Buol erfolgte.

Der katholische Congreß in Lüttich brachte eine Art Illustration zum Katholikentage. Da war es weniger der rauschende Beifall als der lärmende Widerspruch der dem beabsichtigten Schauspiel eine unbeabsichtigte Wendung gab. Schon die Teilnahme entsprach nicht den gehegten Erwartungen: von 1600 Angemeldeten waren etwa tausend eingetroffen, welche der Mehrzahl nach katholischen Vereinen in Belgien angehörten. Von deutschen Bischöfen waren die von Trier, Luxemburg und der Weihbischof von Köln anwesend, von sieben erwarteten französischen erschien nur der Bischof von Montpellier; der belgische Episkopat dagegen war vollständig vertreten. Die Zahl der Parlamentsmitglieder war ebenfalls sehr klein; v. Schorlemer und Fürst Löwenstein waren eingetroffen, Windthorst fehlte. (Eine seiner klügsten Thaten.)

In der ersten Sitzung wurde das nachgerade etwas ermüdende Lied von der Notwendigkeit der päpstlichen weltlichen Herrschaf: weidlich variirt.

Eine Wendung rief der Brief des Kardinals Manning hervor, welcher ein socialpolitisches Programm entwarf und Beschränkung der Arbeitszeit, der Frauen- und Kinderarbeit, staatliche Versicherung der Arbeiter gegen Krankheiten und Unfälle verlangte. Die Ausführungen des Kardinals, welcher sich als Anhänger des Staatssocialismus zu erkennen gab, fanden aber nicht überall Anklang. Denn es standen sich die beiden Parteien schroff gegenüber: Socialreformer (Staatssocialisten) und Manchestermänner; letztere wollten die sociale Frage lediglich durch Privatabmachung zwischen Arbeitgeber und- Nehmer regeln, selbstverständlich unter Aufsicht der Kirche. Die Gegensätze stießen so hart aufeinander und wurden obendrein durch Ausbrüche der nationalen Eifersucht in einer Weise verstärkt, daß auch die klerikale Presse die Vorgänge als unerhört und mit der oft gerühmten Einmütigkeit aller Katholiken im Widerspruch stehend bezeichnete. Der Haß gegen den Staat und sein Eingreifen zum Wohle der Arbeiter kam in wahrhaft vulkanischer Weise zum Ausbruch, so sehr, daß sich die doch auch keineswegs für die Allgewalt des „weltlichen Armes" schwärmenden deutschen Katholiken, an deren Spitze Bischof Korum von Trier stand, in eine Verteidigungsstellung gedrängt sahen, wo sie sich seltsam genug vorgekommen sein müssen.

Den manchesterlichen Standpunkt vertraten mit wenigen Ausnahmen (z. B. der Bischof von Montpellier) die meisten Franzosen, ganz besonders die Jesuiten, ein Kapuziner L. de Besse, der Professor an der katholischen Universität Lille Théry und die meisten Belgier. Dagegen zeigten sich als Anhänger der kaiserlichen Socialpolitik die Deutschen, vor allem Bischof Korum (freilich immer mit der Behauptung, daß der Kaiser „das Programm der Katholiken angenommen" habe), die Österreicher, namentlich Graf Küfstein, und die Engländer, besonders Bischof Nottingham und Kardinal Manning in dem erwähnten Schreiben. Der französische Jesuit Forbes erklärte über das Programm dieses Kongresses einfach entsetzt zu sein; man erschüttere die Grundfesten des Christentums. „Was soll aus dem Arbeiter werden, wenn er die Mildthätigkeit des Priesters nicht mehr zu achten braucht"? „Mir graut vor dieser Regelung, solchem Zwange, und ich habe Furcht vor dieser Gesellschaft." Die Heilmittel dieser Theorie wurden von Bischof Korum vortrefflich charakterisirt: „Wenn heute eine Feuersbrunst aus-

bricht, so nimmt man zu ihrer Bekämpfung Dampfspritzen. Wer aber in unseren Tagen zum Wassereimer zurückkehren wollte, der würde sich lächerlich machen. So steht's mit der socialen Frage. Der Staat soll uns zu gar nichts zwingen? Zwingt uns doch die Polizei, und oft vernünftigermaßen, zu allerhand Dingen, zu Vorsichtsmaßregeln, damit andere nicht gefährdet werden." „Für uns gilt: wenn wir nichts dazu thun wollen, so wird die sociale Frage uns dazu zwingen."

In der Sitzung vom 10. September kam es vollends zu Scenen, die, selbst nach dem Bericht der ultramontanen Presse, stellenweise „jeder Beschreibung spotteten." Auf die Mitteilung des Präsidenten Grafen Blome, daß von dem preußischen Abg. Bachem und einer Anzahl Mitglieder verschiedener Nationalität ein Antrag eingebracht sei, laut welchem der Kongreß seine Zustimmung zu den Bestrebungen und zu der "initiative généreuse" der berliner Konferenz aussprechen solle, warfen der Jesuit Forbes, der Kapuziner de Besse und Prof. Théry ein, die Initiative gebühre nicht Berlin, sondern Bern; derartige Komplimente an den Deutschen Kaiser könnten in Frankreich nur verstimmen. Prof. Théry verstieg sich zu der Beleidigung, daß dieser Antrag ein ordinäres Advokaten-Taschenspielerkunststück sei. Bei den nun folgenden stärksten Ausbrüchen der Entrüstung und der Aufforderung des Advokaten Collinet, der dem Redner unerhört grobe Verletzung des Anstandes vorwarf, die Beleidigung zurückzuziehen, beharrte Théry dabei, daß der Vergleich berechtigt sei.

Wenn schließlich der Wunsch, einen einstimmigen Beschluß zu erzielen sich dennoch verwirklichte, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß jene tiefen inneren Gegensätze (welche den Bischof Korum zu der Drohung veranlaßten, sammt den Deutschen den Kongreß zu verlassen!) nicht innerlich überwunden und versöhnt, sondern nur niedergeschlagen wurden durch die Erklärung des Bischofs von Lüttich, daß „der Grundsatz der Staatsintervention vom Papst aufgestellt sei und somit nicht in Zweifel gezogen werden könne."

Ueber die Lehranstalten der Missouri-Synode berichtet der „Lutheraner": „Gott hat das Gebet unserer lieben Christen erhört und unseren synodalen Lehranstalten viel Schüler zugeführt. Die Zahl der Lernenden auf sämmtlichen höheren Lehranstalten be- 1043. Davon kommen auf Fort Wayne 227, Milwaukee 180, Concordia, Mo., 80, New York 41, Addison 183, Springfield 191, St. Louis 141. Neueingetreten sind in Fort Wayne 80, Milwaukee 68, Concordia 40, New York 19, Addison 44, Springfield 46, St. Louis 45. Auch ein beträchtlicher Teil der Zöglinge des Walther College, deren Gesammtzahl 85 beträgt, wird voraussichtlich in den Dienst der Kirche treten. Besonders erfreulich ist, daß die Zahl der in die Gymnasien und Progymnasien Eingetretenen so groß ist. Dem Herrn der Kirche sei für seine große Gnade von Herzen Dank gesagt."

Ein neues Schauspiel „Judah" von Henry Arthur Jones wurde am 21. August im Shaftesbury-Theater in London vor einer gänzlich aus Geistlichen aller Konfessionen und deren Familien bestehenden Zuhörerschaft zur Darstellung gebracht. Von 1200 Geistlichen, welche der Direktor des Theaters und Darsteller der Hauptrolle, Mr. Willard, eingeladen hatte, der Gratisvorstellung beizuwohnen, hatten acht ablehnend geantwortet.

Ein höchst scharfes Urteil über den Wert der Predigt in England fällte Dr. Parker vor Kurzem gegenüber einem Interviewer des „Newcastle Daily Leader." Mag dasselbe etwas einseitig und in absichtlich verletzenden Ausdrücken gegeben sein, so dürfte es doch kaum der Begründung ganz entbehren. Parker sagte: „Die Kanzel stirbt an Feigheit, sie geht zu Grunde an den Huldigungen, welche der Konventionalität und einem Bestreben, möglichst entgegenkommend zu erscheinen, gemacht werden." Erst in letzter Zeit sei er um Vorschläge zur Besetzung von zwei der hervorragendsten Kanzeln angegangen worden, und in beiden Fällen habe er keinen, den er für würdig hätte halten können, vorzuschlagen gewußt. Nach seinem Urteil sollten weniger Prediger angestellt werden; zwei Prediger-Seminare (Universitäten) genügten völlig für den Bedarf des englischen Congregationalismus und davon könnte gelegentlich das eine auch noch auf eine Dauer

von fünf Jahren außer Thätigkeit gesetzt werden. Angenommen, es gäbe 2000 Prediger in England, so würde er es für eine Wohlthat erachten, wenn 1800 davon niemals wieder die Kanzel bestiegen, 200 Prediger würden reichlich genügen für England, die übrigen sollten sich auf pastorale Arbeit beschränken. Gepredigt werden sollte, nach Parkers Meinung, nur hin und wieder, etwa alle viertel oder alle halbe Jahre einmal.

Schulnachrichten.

Die am 12. Otober, Nachmittags um ½3 Uhr, in der Musik-Halle des Ausstellungs-Gebäudes stattgehabte gemeinschaftliche Feier des 50jährigen Jubiläums der Deutschen Evangelischen Synode von Nord Amerika von den 16 evangelischen Gemeinden in St. Louis, gehört zwar nicht unter die Schulnachrichten. Doch können wir nicht umhin, der Tüchtigkeit und Thätigkeit der Lehrer an den evang. Gemeinden hiermit zu gedenken, indem dieselben die für die Festfeier bestimmten Festgesänge Festhymne: „Ihr Zionspilger, laßt uns singen," ꝛc. und Kantate „Frohlockt, frohlockt und freuet euch des Herrn" ꝛc. mit ihren Gesangchören so präzis eingeübt hatten, daß der Ohr und Herz der Festversammlung erfreuende Vortrag der beiden Festgesänge von den vereinigten Gesangchören gewiß viel zur Erhöhung der Festfeier beigetragen hat. Und uns dieses Segens von Oben freuend, wollen wir, die Lehrer in der Synode und insonderheit die Brüder im Lehrerverein, um so getroster für die Zukunft auf die Hülfe des Herrn hoffen, der auch der geringen und in der Minderheit sich befindenden Lehrer Gott und Heiland ist.

Der Allgemeine Schleswig-Holstein'sche Lehrerverein, zur Zeit aus 109 Zweigverbänden mit 2450 Mitgliedern bestehend, hielt im Juli seine 24. Jahresversammlung in der alten Hauptstadt Dithmarschens, in Mehldorf.

Auf der Tagesordnung stand ein Referat über das Thema: „Welche Erziehung sich am besten bewährt? — Die den Zögling sich selbst erziehen lehrt." Der Referent, welcher ein Menschenleben hindurch in Schrift und Wort in kleinen und größeren Kreisen anregend gewirkt hat und nun im Begriff steht, aus dem Amte zu scheiden, faßte hier die durch langjährige Erfahrung gewonnenen und erprobten Grundsätze der Erziehung in sechs Thesen zusammen, von denen die letzte hier angeführt werden möge. Dieselbe lautet: „Der Erzieher, namentlich auch der Lehrer, bestrebe sich, jedes Kind nach seiner Individualität kennen zu lernen und demgemäß auf dasselbe einzuwirken. — Daran sich knüpfende Forderung für die Lehrerbildung und Schulaufsicht. a. Jeder Lehrer — ein selbständiger Charakter. b. Zur Schulaufsicht sind nur pädagogisch gebildete Fachleute, die den Lehrer nach seiner pädagogischen Wirksamkeit beurteilen können, zuzulassen." In der anschließenden lebhaften Debatte versuchte unerwartet und ohne gegebene Veranlassung ein übereifriger Pastor und ein ihm zustimmender Lehrer die Verhandlung auf das religiöse Gebiet hinüberzuspielen, durch Aufstellung des kühnen Satzes: „Wer sich Diesterweg ergiebt, wendet sich von Luther ab." Von einem andern Geistlichen und einigen Lehrern wurde die erhobene Verdächtigung ernstlich zurückgewiesen. Das Resultat war, daß die Versammlung dem Redner im Allgemeinen und speziell auch im letzten Punkte (b) zustimmte.

Auf dem Deutschböhmischen Lehrertag im August, an welchem sich etwa 900 Gäste beteiligten, wurde ein Vortrag gehalten über „Schulaufsicht." Derselbe gipfelte in folgenden Punkten, die auch von der Versammlung angenommen wurden:

1. „Der Fortschritt in unserm Schulwesen hängt zum nicht geringen Teile von der Tüchtigkeit und dem fördernden Einflusse der Bezirks-Schulinspektoren ab."

2. „Bei der Auswahl der Bezirks-Schulinspektoren ist auf befähigte, tüchtige und wohlerfahrene Schulmänner und zwar zunächst auf solche aus dem Kreise der Volksschule und der Lehrerbildungsanstalt Rücksicht zu nehmen."

Diese Beschlüsse sind, wie leicht ersichtlich, gegen den geistlichen Schulinspektor, von Amtswegen, gerichtet. Bezeichnend ist es auch, daß diese Proteste aus solchen Kreisen kommen, wo man Erfahrungen mit geistlichen Schulinspektoren gemacht hat. Es ist darum wohl den Lehrern vom Evangelischen Lehrerverein nicht so sehr zu verargen, wenn sie sich gegen eine Einrichtung verwahren, die sich als unzweckmäßig erwiesen und deren Beseitigung draußen *) sowohl Geistliche als Lehrer dringend fordern.

(J. F. Riemeier.)

Ein sauberes Stücklein aus der Praxis; "Probatum est!" Wenn die Buben mit beschmutzten und wohl auch gar mit zerrissenen Jacken aus der Schule kommen, wenn ihre Hosen mit Kot und Lehm beschmiert sind, als ob sie den Ziegelbrennern ein wenig bei ihrer Arbeit geholfen hätten, und es fängt dann eine strenge Untersuchung an, es soll Gericht über die Missethäter gehalten werden, so sind sie gewöhnlich ganz unschuldig. Wahrscheinlich liegt aber die Schuld an dem Vater, denn welche Folgen eine richtige Untersuchung von seiten der lieben Eltern haben kann, zeigt folgendes wahre Geschichtchen: „Anton war der Sohn des Gemeinde-Vorstehers, und er war nicht wenig stolz darauf. Eines Tages aber hatte er von dem Lehrer in der Schule eine gepfefferte und gesalzene Ohrfeige—und zwar mit Fug und Recht—bekommen, und als er brüllend nach Hause kam, geriet sein Vater, der Herr Ortsvorsteher, in heftigen Zorn. „Was," schrie er, „der K . . . ! sich an meinem Kind zu vergreifen! meinen Sohn schlagen, ohrfeigen? Das soll ihm denn doch diesmal mehr als teuer zu stehen kommen; das Amt soll's ihn kosten! Komm her, mein lieber Sohn, sogleich gehen wir zum Herrn Vikar, der soll die Klage aufnehmen." — Beide trotteten eilig ab und kamen zum Herrn Vikar. Der Herr Vikar aber, der den Anton durch eine doppelte Thür noch gut kannte, und ganz genau wußte, daß es bei ihm schade war um jeden Streich, der daneben fiel, ließ sich die Sache ernsthafterweise haarklein vortragen, machte eine Amtsmiene und sagte: „Die Sache muß allerdings genau untersucht werden, damit man sieht, auf wessen Seite denn eigentlich die Schuld liegt. Komm einmal her, mein Sohn; hat dich der Lehrer wohl so hart geschlagen?" und er strich Anton über die Backe. — „O nein, Herr Vikar, viel härter!" — „Dann wohl so hart?" fragte jener weiter und gab dem Anton einen Streich, den er wohl fühlen konnte. Anton rieb sich die Backe und meinte: „O, Herr Vikar, noch härter." — „Dann wohl gar so hart? fragte der Vikar weiter und gab ihm eine Ohrfeige, daß er in die Ecke des Zimmers flog. — „O nein, Herr Vikar, so hart doch nicht," heulte nun Anton.—„Gut," sagte der Vikar, indem er sich an den Tisch setzte, der Thatbestand wäre nun unumstößlich festgestellt, jetzt will ich Euch denn die Klageschrift aufsetzen; dann geht ihr damit zum Herrn Dekan, der untersucht die Sache weiter; dann zum Herrn Kreisphysikus, der untersucht noch weiter, und dann zum Herrn Kreis-Landrath, welcher zuletzt auch noch untersucht. Dann soll dem Herrn Magister, wenn er Eurem Sohn unrecht gethan, schon seine gerechte Strafe zuerkannt werden." — „Herr Vikar," fragte nun Anton mehr als kleinlaut, „untersuchen die alle drei auch so wie Sie?" — „Ei freilich, mein Sohn, geradeso, wie auch ich." — „Vater, um Gotteswillen, Vater," sagte Anton und zupfte denselben am Rockärmel, „dann will ich lieber gleich morgen wieder zur Schule gehen." — Wie ich später hörte, hatte Anton nie wieder während seiner Schulzeit um einer Ohrfeige willen nach einer Untersuchung verlangt. Soll auch für unsere „deutsch-amerikanischen Schul- und Schulzucht-Verhältnisse" probatum sein. (A. Breitenbach.)

*) Es ist doch wohl ein Unterschied zwischen den böhmischen katholischen Priestern und den Pastoren unserer Synode? D. R.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

18. Jahrg. December 1890. Nro. 12.

Der Gott dieser Welt.

(2. Kor. 4, 4.)

Wenn Bengel die Worte ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου eine großartige, aber schauerliche Bezeichnung des Satans nennt, so werden wir wohl alle zugeben, daß er dieselben nicht unrichtig erfaßt hat. Fragen wir uns aber: Wie kommt der Apostel dazu, den Satan geradezu als „Gott“ ὁ θεός zu bezeichnen, so drängt sich uns zunächst unwillkürlich die Frage auf: Hat denn der Apostel dieses wirklich gethan? Hat er wirklich dem Teufel den Namen Gottes beigelegt? Ebenso nahe legt sich uns die Antwort: Das kann nicht sein, es ist gar nicht möglich! Verfällt nicht der Apostel einem hoffnungslosen Dualismus, wenn er vom „Gotte dieser Welt“ redet und dann wieder von einem Gott, der nicht Gott dieser Welt ist. Dieser Gedanke ist nicht neu und nicht gleichgiltig; er übte schon auf die Exegeten der alten Kirche einen solchen Druck aus, daß sie sich nicht entschließen konnten, diese grammatisch so nahe liegende Verbindung ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου gelten zu lassen, sondern den Genetiv τοῦ αἰῶνος τούτου von νοήματα abhängig machten und nun Gott selbst als den erklärten, der im Gerichte der Verstockung der Ungläubigen Sinne verblende.

Auch die mittelalterliche Exegese schwankt zwischen beiden Erklärungen. Es sind aber eben nur anderswo hergeholte Gedanken, die den Grund einer so ungrammatischen Auffassung dieser Worte bilden, und wir können dieselben ruhig auf sich beruhen lassen.

Was nun den Ausdruck selbst betrifft, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß er in der ganzen heiligen Schrift einzig dasteht. Dieser Umstand giebt allerdings Raum für verschiedene Auffassungen, gefährdet aber auch die Sicherheit der Erklärung. Setzt man den αἰὼν οὗτος gleich dem κόσμος im Sinne des Johannisevangeliums und den θεός gleich dem ἄρχων so ist man natürlich gleich fertig; nur daß man auf diese Weise zu keiner Erklärung, sondern nur zu einem Urteil gelangt, das dann auch wieder nur in beschränktem Sinne richtig ist. Der nächstverwandte Ausdruck im Neuen Testamente findet sich Eph. 6. 12 Dort ist zwar nicht der Ausdruck θεος gebraucht, aber es ist die Rede von Weltherrschern κοσμοκράτορες der Finsternis dieses Zeitalters, d. h. von Mächten, die gerade in diesem Zeitalter weltherrschende sind, und zwar vermöge desjenigen Zustandes der Welt, der als Finsternis bezeichnet wird

ebenso aber auch von Geistesmächten der Bosheit, deren Gebiet nicht das niedere, natürliche Leben ist, sondern darüber erhabenes, wir würden sagen: das Geistesleben der Menschheit. Es bleibt aber immerhin der bemerkenswerte Unterschied, daß im Epheserbrief von einer Mehrheit solcher Mächte die Rede ist, während an unsrer Stelle nur von einem Einzelwesen, oder einer einzelnen Macht die Rede ist. Wer ist nun dieser Einzelne, dieser *θεός τοῦ αἰῶνος τούτου* und warum nennt ihn der Apostel nicht ohne Weiteres bei seinem gewöhnlichen Namen? Will er etwa mit der Bezeichnung *θεός* dem satanischen Wesen in der Welt eine Notwendigkeit und damit auch eine gewisse Berechtigung zugestehen, so daß Gott wohl oder übel sich mit dem Gott dieser Zeit, wenigstens für diese Zeit, zurechtfinden müßte, oder will er dem *αἰὼν οὗτος* so sehr alle Beziehung zu Gott und alle Empfänglichkeit für das göttliche Wirken absprechen, daß er denselben in dieselbe Abhängigkeit vom Teufel setzt, in der die Welt im Allgemeinen Gott gegenüber steht. Das erste stimmt nicht mit der ganzen Weltanschauung des Apostels, die keineswegs eine dualistische ist, und das zweite stünde in unlösbarem Widerspruch mit dem Schluß des nächsten Kapitels. Denn eine Welt, ein Zeitalter, welchem gegenüber der Satan genau dieselbe Bedeutung hätte, wie Gott, könnte wohl noch Gegenstand des göttlichen Zornes sein, aber nimmermehr Gegenstand der Versöhnung. Nicht viel anders wäre die Sache, wenn man sich zu dem Gedanken versteigen würde, daß der Teufel ursprünglich zu einer Art Weltherrscher bestimmt gewesen sei und sein ursprüngliches Herrschaftsgebiet noch regiere, nur daß es nicht mehr in Übereinstimmung, sondern im Widerspruch mit dem göttlichen Willen geschehe. Abgesehen davon, daß dieser Ansicht ein ursprünglicher Polytheismus eigen wäre, der nur durch Ausstoßung eines nicht unwesentlichen Elementes zum Monotheismus geworden wäre, ist schon das entscheidend, daß sich weder in den paulinischen Briefen, noch in irgend welchen andern Büchern der heiligen Schrift auch nur eine Spur dieses Gedankens findet. Wir werden überhaupt ganz davon absehen müssen, in den Worten *ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου* eine Wesensbestimmung der satanischen Macht suchen zu wollen, wenn wir uns nicht in einen ebenso heillosen wie unheilbaren Dualismus, oder ebenso ziellose wie bodenlose Spekulationen hineindrängen lassen wollen. Sicher ist freilich, daß es sich um das satanische Treiben handelt, denn die Verhinderung der Wirksamkeit des Evangeliums ist es was bewirkt werden soll. Es wird von dem Apostel der Satan aber in derjenigen Form dargestellt, kraft welcher er in der Welt die mächtigste Wirkung ausübt und die meiste Anerkennung findet. So tritt in unsrer Stelle eine Verwandtschaft mit einer Stelle desselben Briefes zu Tage, 2. Kor. 11, 14, wo von dem Satan gesagt wird, er verwandle sich in einen Engel des Lichts, er sei in einer Form als Verführer und Gegner des Evangeliums wirksam, die ihn als eine für das Evangelium thätige und eifrige Macht erscheinen lasse.

Ebenso verhält sich die Sache auch hier, wo die Wirksamkeit des Satans besteht in der Blendung der *νοήματα* der Gedanken der Ungläubigen, so daß

die Lichtwirksamkeit des Evangeliums ihnen nicht erglänzt, d. h. daß sie nicht zu ihnen hindurch dringt. An und für sich wären sie wohl im Stande zu sehen, aber das Licht des Evangeliums erglänzt ihnen nicht, weil ihre eigenen verfinsterten Gedanken es nicht durchdringen lassen. Vermöge der Erleuchtung, die ihnen durch das Evangelium erscheinen sollte, sollen und könnten sie das Bild Gottes in Christo erkennen, oder mit andern Worten, Christum sollen sie erkennen als den der das Bild Gottes ist. (Der Relativsatz, „der ist das Ebenbild Gottes," ist nicht ein müssiger Zusatz sondern weist auf das hin, als was Christus im Lichte des Evangeliums erscheinen soll.) Gerade aber das wird durch die Wirksamkeit des „Gottes dieser Welt" vereitelt, die in diesem Stück nun zu einer antichristlichen wird. Der „Gott dieses Zeitalters" nimmt je nach dem Zwecke, den er verfolgt, und den Umständen, unter denen er wirksam ist, verschiedene Formen an, aber immer erscheint er als diejenige Macht, von der ein jedes Zeitalter abhängig ist, von der es sein Heil, die Befriedigung seiner Bedürfnisse und die Erfüllung seiner Erwartungen hofft und der es sich willig beugt. Gerade dieses letztere ist nicht zu übersehen. Es ist das ein Zug, der namentlich auch in der Versuchungsgeschichte hervortritt. Bei der dritten Versuchung, als der Teufel, um mit Luther zu reden: „schlecht herausfährt, als sei er Gott," verlangt er vor allen Dingen willige Anerkennung. Er nimmt dort eben die Form des Gottes dieser Welt, der über die Güter der Welt zu verfügen habe, an, um womöglich Christum zu blenden. Es gelingt ihm aber nicht, weil Christus nicht dem Unglauben verfallen ist und sich von Gott nicht abwenden läßt.

Wo dagegen Unglaube vorhanden ist, da ist die Verblendung leicht und wirksam. Das ganze Denken, sowie die Gedanken, welche dadurch produziert werden, bewegen sich eben in der Richtung auf die Welt hin, auf die gegenwärtigen Weltzustände, ihre Güter und ihre Übel. Man kennt nichts höheres als die Güter, die gerade von diesem Zeitalter erstrebt werden, oder erworben sind, und nichts schlimmeres als gerade die Übel unter denen dieses Zeitalter leidet oder die es fürchtet. So ist der „Gott dieser Welt" sehr vielgestaltig, konservativ, radikal, gewaltig, gebildet, gelehrt oder unwissend, orthodox oder häretisch, je nach Umständen und Anhängern, aber in einem bleibt er sich gleich, in dem Bestreben zu verhindern, daß das Licht der Herrlichkeit Christi einem Menschen erglänze. Eben in Folge der Verblendung, die von dem Gott dieser Welt ausging, war das Christentum dem Juden ein Ärgernis und dem Griechen eine Thorheit. Es bedrohte den ganzen Bestand des Judentums, wie den des Heidentums. Daß Beides aber erhalten werden mußte, davon war man überzeugt. Wie hätte die Welt bestehen können, wenn das Christentum durchdrang? Darum mußte es bekämpft und das bestehende Juden- und Heidentum sollte um jeden Preis erhalten werden. So sah Saulus, der Pharisäer, so sah Marc Aurel, der Philosoph auf dem Kaiserthron, die Sache an.

Wollte man endlich die Frage aufstellen, ob denn die von dem Gott dieser Welt bewirkte Verblendung den Unglauben zur Folge hat, oder ob sie auf

denselben sich gründet, so könnte dieselbe in dieser Form überhaupt nicht beantwortet werden. Es wirken bei denen, welchen das Evangelium verdeckt bleibt, zwei Faktoren zusammen, der eigene Unglaube und die Thätigkeit des Gottes dieses Zeitalters. Beides zusammen bringt eben die Verblendung hervor, welche den Menschen der Wirksamkeit des Evangeliums unzugänglich macht. Die Thätigkeit des „Gottes dieses Zeitalters" erstreckt sich über alle die in diesem Zeitalter leben, ihren Zweck aber erreicht sie nur bei den Ungläubigen, bei welchen der Unglaube ebenso sich stufenweise entwickelt, wie unter der Einwirkung des Lichtes der Herrlichkeit Christi der Glaube der Gläubigen zur Vollendung ausreift.

Der Kampf Roms gegen deutsche Geistesbildung*).

(Aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

Es ist ein hartes Wort, das Professor Nippold in seiner Schrift „Katholisch oder Jesuitisch?" ausspricht: „Die Tage des von dem kleinen Venedig geschützten Mönches Paolo Sarpi sind im Grunde noch glücklich gewesen gegenüber den heutigen, die in dem Lande der Reformation nachgerade alles, was dem evangelischen Christen heilig sein muß, in den Koth ziehen sehen. Wen giebt es denn noch unter unseren deutschen Geisteshelden, an dem der papale Brigantaggio in Deutschland nicht die systematische Ehrabschneidung versuchte?"

Ist dies Wort wahr, und wenn es wahr ist, wie kam es und wer trägt die Schuld daran, daß es so kam? Auf diese Fragen sollen die nachfolgenden Ausführungen Antwort geben.

I.

Beweise her! hallts von allen Seiten in der ultramontanen Presse wieder, wenn man die römische Kirche anklagt. Wir reinigen nur die Geschichte von euren Geschichtslügen, heißt es, wir verleumden nicht; wir schneiden keinem die Ehre ab, nur um die Wahrheit ist es uns zu thun.

Ja, um die Wahrheit der römischen Kirche, ihrer Lehren und Einrichtungen! Es muß bewiesen werden, daß die Kirche nie und nimmer geirrt hat, daß sie rein und fleckenlos dastand zu allen Zeiten. Das ist im historischen Jahrbuch (III. Band S. 707) ebenso offen ausgesprochen worden, wie es der Katakombenforscher Liell rund herausgesagt hat: es müsse mit aller Entschiedenheit gefordert werden, daß die Resultate dieser Untersuchung nicht so dargestellt würden, als ständen sie nicht in der vollsten Harmonie mit dem, was vom dogmatischen Standpunkt aus gelehrt wird." Liell hat zu diesem Zwecke in seinem Buch: „Die Darstellung der allerseligsten Jungfrau" u. s. w. sogleich eine kleine Geschichts- und Citatenfälschung begangen. Dr. v. Lehner hat ihm in No. 338 der „Allgem. Zeitung" von 1887 öffentlich nachgewiesen: Liell, um gegen Lehner zu beweisen, daß Maria

*) Nach einem am 8. Mai bei der landeskirchlichen ev. Vereinigung in Berlin gehaltenen Vortrag.

zu aller Zeit als Ideal der Tugend und Heiligkeit gegolten, hat ein mit Anführungszeichen versehenes Citat aus Scheebens Dogmatik 1. falsch wiedergegeben, indem er just das Wort, auf welches es ankam, ausließ, und 2. dieses falsche Citat in einen falschen Zusammenhang gebracht, um auf diesem Wege das zu beweisen, was er sonst nicht hätte beweisen können. Lehner sagt in seiner Erklärung: „Beim Citieren sollte man, wenn man den Schein verbreitet, daß man wörtlich citiere, das Citat, womit man einen entscheidenden Beweis zu führen beabsichtigt, eigentlich niemals verändern. Man riskiert durch ein solches Verfahren seinen Credit in der wissenschaftlichen Welt. Im gewöhnlichen Leben hat man dafür ein böses Wort."

Also nicht um die Erforschung der Wahrheit ist es der ultramontanen Wissenschaft zu thun, sondern lediglich um Verherrlichung der Kirche, und um diesen Zweck zu erreichen, muß der Protestantismus herabgesetzt und geschädigt werden, damit auf seinem dunkeln Hintergrunde die römische Kirche um so heller abstrahle.

Und das läßt sich ganz einfach machen, nach dem Rezept, welches Vansen in Goethes Egmont gegeben hat: „Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erst sachte weg, und der Gefangene ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt alles zu, was ein Verständiger verbärge. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widersprüchelchen erscheinen will; da knüpft er seinen Strick an; und läßt sich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wohl an irgend einem Ende sich hat schrecken lassen: dann sind wir auf dem rechten Weg. Und ich versichere euch: mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabrikant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, geschlossenen, bekannten, geleugneten Anzeigen und Umständen sich endlich eine strohlumpene Vogelscheu zusammengekünstelt, um wenigstens seine Inquisiten in effigie hängen zu können."

So findet in der That ein Wort Leos XIII. auf die ultramontane Presse Anwendung, welches lautet: „— — — sie greifen mit großer Kraft und Schlauheit die Geschichte der christlichen Zeit an, und zwar mit solcher Schlauheit und Perfidie, daß sie die Waffen, welche zur Entlarvung der Ungerechtigkeit sehr geeignet wären, dazu benutzen, Ungerechtigkeit zu begehen; — — die alten Anschuldigungen — — — — werden immer wieder in Umlauf gesetzt, und so schleicht sich die freche Lüge ebenso in dickbändige Kompilationen, wie in kleine Broschüren, ebenso in die flüchtigen Blätter der Tagespresse, wie in die verführerischen Darstellungen des Theaters ein."

Die „freche Lüge" ist also zu finden in dickbändigen Kompilationen (Janssen, Diefenbach, Hohoff u. s. w.), in kleinen Broschüren (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Broschüren für das katholische Deutschland u. s. w.), in den flüchtigen Blättern der Tagespresse, deren die katholische Kirche in

Deutschland 401 besitzt, in den „verführerischen Darstellungen" der schönen Litteratur, in den Erzählungen und Romanen (von den Bolanden, Böhn und zahllosen anderen in den Feuilletons der katholischen Zeitungen).

In diesen Darstellungen bleibt in der That keiner unserer deutschen Geisteshelden verschont, soweit er Protestant ist, keiner, aber auch gar keiner. Um dies zu beweisen, liegt uns so reiches Material vor, daß wir damit Bände füllen könnten. Hier vermögen wir nur einen kleinen Teil derselben zur Illustration mitzuteilen; unsere Leser werden sich vielleicht selbst das Nötige von daher und dorther gemerkt haben.

Voran steht Luther. „Luther wird insultiert," sagt Kawerau, „um den Kindern der Reformation ins Gesicht zu schlagen," und richtig charakterisiert er diese ganze Litteratur mit folgenden Worten: die katholische Lutherlitteratur unserer Tage eröffnet uns ja den Blick in psychologische Verirrungen und Verwirrungen so böser Art, in ein solches Abgestumpftsein gegen die elementaren Vorstellungen von Wahrhaftigkeit, in eine solche Geneigtheit, stets mit Doppelzüngigkeit und Verlogenheit zu rechnen, daß uns alle Fähigkeit abgeht, derselben auf dies Gebiet zu folgen. Wir vermögen diesem Verfahren des Gegners nur mit den Worten der Offenbarung zu antworten: „Wer unrein ist, der sei immerhin unrein!" Wir beneiden euch nicht um diese Tiefen eurer Geschichtsforschung." *)

Bekannt ist allen unseren Lesern Majunkes freches Buch; weit übertroffen aber wird es noch durch das neueste Schandprodukt eines Dr. Martin Honef: „Der Selbstmord Luthers geschichtlich erwiesen." In diesem Buche feiern Unbildung, Pöbelhaftigkeit und Gemeinheit wahre Triumphe im Bunde mit Verworrenheit und Herzensrohheit. Die Proben hierfür ersparen wir uns, um unser Papier nicht zu beschmutzen. Aber einige andere sollen hier stehen und zwar gewählt — und mit Absicht gewählt —, aus Zeiten, da es noch keinen Evangelischen Bund gab.

J. Dahmen sagt in seinem „Wegweiser zu Gott" 1882: Luther und seine Genossen waren erfüllt von „teuflischem Haß" S. 120, „Gehülfen des Satans" S. 121, gaben „die boshaftesten Lügen als Lehren Gottes aus" S. 122, waren verkommene Menschen, welche ein unsittliches, ausschweifendes und lasterhaftes Leben führten" S. 122, „Gesandte des bösen Feindes, für dessen Reich des Verderbens sie arbeiteten," „verkommene Volksverführer" S. 122. „Sittenverderbnis hat sie mit der Lehre und Disciplin der Kirche in Widerspruch gebracht" S. 113. „Statt ihrem Lasterleben zu entsagen, kehrten sie der Kirche den Rücken und waren nun die boshaftesten Widersacher und Verfolger derselben" S. 123. „So ist der heilloseste Riß, die verderbenbringende Glaubensspaltung und durch diese die Uneinigkeit nicht nur in Bezug auf die Religion, sondern auch im bürgerlichen Verkehr in Deutschland entstanden, und dieser unheilvolle Zwiespalt, der Deutschland von 1516 (!) an verwüstet hat, wird nicht eher aufhören, als bis die Abtrünnigen ihr Unrecht

*) Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung. No. 18 der „Schriften ür das evangelische Deutschland." Barmen H. Klein.

einsehen, sich zu ihrem ewigen Heile mit der Kirche versöhnen und sich wieder in dieselbe aufnehmen lassen."

Im „Kalender für Zeit und Ewigkeit" 1885 lesen wir: „Tiger- und Wolfsherzen." „Es haben auf der Welt schon mancherlei Menschen versucht, Religion ins Land zu bringen. Wir wollen allda einige auffspazieren lassen. Da kommt herangeschritten ein gewaltiges Ungetüm, heißt Antiochus von Syrien. Judenland gehörte auch zu den Ländern seines Reiches. In seinem Hochmut verlangte er, alle Juden sollten auf einmal seine heidnische Religion annehmen. Das wollten sich die Gottesfürchtigen aus ihnen nicht gefallen lassen. Aber Antiochus braucht Gewalt, verbrennt ihre heiligen Schriften, plündert den Tempel und läßt 80,000 Menschen qualvoll hinmorden. Das war noch vor Christi Geburt. — Nach Christi Geburt ist einem gewissen Mohamed eingefallen, eine neue Religion in Arabien drüben zu stiften. Er hat die Sache den Leuten gar bequem gemacht; Weiber sollten sie genug haben dürfen, im Himmel drüben wenigstens 72, und ist doch auf Erden manchem das eine schon zu viel. Weil aber doch vielen seine dummen Einfälle nicht in den Kopf wollten, so brauchte der neue Prophet das Schwert, um sie ihnen einzubohren. Wer sich ihm widersetzte, wurde niedergehauen. — Jetzt rücken zwei abgefallene Geistliche als Religionsmacher heran. Der eine heißt Martin Luther, und ist vor zwei Jahren sein Geburtstag von seinen Gläubigen in Deutschland unbändig angeredet und angeschrieben worden. Luther hat zwar nicht selber blutrünstig mit Spieß und Schwert die Leute in seinen lutherischen Tempel getrieben. Aber erstlich hat er mit seiner Feder die Bauern gegen die weltliche Obrigkeit aufgehetzt und wie der Bauer die Sache in seiner Weise sich zurecht legt und Burgen und Klöster geplündert hat, da hat der Dr. Martin, der theure Gottesmann, wieder die Herren gegen die Bauern gehetzt. Er hat auch arg wie sonst nicht leicht einer seinesgleichen mit rohen Worten, mit Spitzkugeln und Schimpfreden, Lästerungen, Verwünschungen und Skandalausdrücken dareingeschossen; sogar wenn er im Gebete Gott dem Herrn gegenübergestanden, wollte er seinen Zorn und Haß nicht aufgeben. „Ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen," sagte er selber. — Der andere abgefallene Geistliche ist der Religionsmacher Calvin. An Schimpfreden steht er zwar Luther nach, dagegen übertrifft er ihn an Grausamkeit u. s. w."

Und schon 1862 hat der sächsische Priester Machatschek folgendes Bild Luthers entworfen: „Er besaß von Natur einen festen, aber ungestümen Charakter, einen hohen Grad geistlichen Hochmuts und hartnäckiger Sinnesart, womit derselbe auf der einmal vorgefaßten Meinung stehen blieb, einen unbeugsamen Widerspruchsgeist, ein rechthaberisches, hochfahrendes Wesen, das keine Einwendung duldete, ein aufbrausendes Herz, ein tiefes, aber nicht leidenschaftsloses Gemüt. Eitelkeit und Ehrgeiz vermochten viel über ihn. Sanftmut und Demut, Gehorsam und Bescheidenheit, Mäßigung und Enthaltsamkeit sind wohl keineswegs die Tugenden, die man an ihm rühmen kann. Der hl. Hieronymus war ihm unerträglich, weil er Keuschheit ge-

priesen hatte. Er verfolgte alle Feinde der neuen Lehre mit unversöhnlichem Hasse, gab ein vermessenes Selbstvertrauen kund, da er ganze gelehrte Körperschaften als einen verächtlichen Haufen unwissender und böswilliger Menschen ansah, und nannte sich sogar den fünften Evangelisten."

Ähnliche Schilderungen sind längst in katholische Schulbücher übergegangen. Wie sagt Leo, der Erleuchtete? „Das Schlimmste aber ist, daß diese Methode, die Geschichte zu behandeln, sogar in die Schulen Eingang gefunden hat; denn nur allzuoft giebt man den Kindern behufs Unterrichts Handbücher in Gebrauch, die geradezu von solchen Lügen wimmeln."

Auf derartige Lutherbiographen darf man ein Wort Lessings anwenden, das in seiner Rettung des Horaz steht und nicht fein, aber deutlich ist: „Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietung haben, daß man sich nicht scheut, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des allerelendesten Geschmacks."

Wie Luther, ergeht es natürlich der ganzen Reformation. Hier nur einen Beweis aus einem Roman von Böhn (1885). „Glauben Sie denn wirklich, Luthers Werk verdanke seine Erfolge seinem innern Gehalte? Seine That war eine Revolution, keine Reformation! Er gestattete alle Gelübde zu brechen, er erklärte es sogar für verdienstlich; die Fürsten durften die Kirchengüter einziehen; die Priester durften Weiber nehmen; die Kirche hatte Verheirateten die Scheidung verboten, Getrennten die Wiederverheiratung — Luther erlaubte beides, fand sogar für gut, den Mächtigen zwei Frauen zu gestatten; Mönche und Nonnen erklärte er für frei, und indem er die Beichte abschaffte, befreite er alle, Große und Kleine, von einer lästigen Selbstprüfung und demütigenden Buße. Seine Kirche ist die des laisser faire, laisser aller!

Und was war denn Luthers Kirche, was war denn der Protestantismus anders, als die fleischgewordene Verneinung jeder Tradition und Autorität? Sie war entsprungen aus den Fehlern: Eitelkeit und Mangel an Demut einiger eidbrüchiger Priester, die von der alten Kirche das verworfen hatten, was ihnen unbequem war, um das beizubehalten, was ihrer individuellen Auffassung den weitesten Spielraum ließ. Sie halten eine Bequemlichkeitskirche gestiftet, die den Schwerpunkt in das innerliche Leben legte und ihren Angehörigen doch die rechte Anleitung dazu, die Beichte, nahm! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Konnte eine solche Kirche, deren Konsequenzen ins Nichts führten, wohl die Wahrheit besitzen? Die katholische Kirche ist das erhaltende, die protestantische das revolutionäre Prinzip."

Man beachte, daß derartige Dinge bereits in den „verführerischen Darstellungen" der Romanlitteratur sich finden. Natürlich bekommen neben Luther Hutten und Sickingen ihr Teil ab.*) Sie laufen nur als Strauch-

*) Siehe: „Die Thaten Sickingens" 2c. von J. Niemöller. Frankf. zeitgemäße Broschüren IX. 9 u. 10 1888, und „Hutten und Sickingen" von J. N. Melitor. Trier, Paulinus-Druckerei 1889. Die Paulinus-Druckerei des Herrn Kaplan Dasbach hat

diebe, Lumpe, Venusknechte, Musterschufte u. s. w. durch die ultramontane Litteratur. Und während alle Anhänger Luthers herabgesetzt und geschmäht worden, erhebt man Leute wie Tetzel in den Himmel, nennt ihn einen „gottbegeisterten Mann, der sich allgemeiner Achtung erfreute" und überschlägt sich beim Preise des Ignatius Loyola in den groteskesten Lobpurzelbäumen bis der Atem ausgeht, um dann noch zu brüllen: „Er war groß, groß unter den Großen, groß in einer bis auf ihn ungekannten Größe" (Bonifacius-Broch. 1890 S. 224). Alle katholischen oder katholisch gewordenen Fürsten sind groß und herrlich, sogar August der Starke, dagegen alle protestantischen Fürsten „Schandflecke der deutschen Geschichte" wie Moritz von Sachsen, Johann Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, „eidbrüchige Subjekte" und „Reichsverräter" wie der große Kurfürst, „räuberische Mordbrenner," „nette Patrone," wie Gustav Adolf, denen nach Knie's: „Geistesblitzen" ein Denkmal zu setzen eine Schmach für Deutschland ist; denn „wir wenden uns mit Verachtung von diesem — — — König." *) Selbstverständlich ist, daß die geschichtlich übliche Bezeichnung „groß" und ähnliches bei Protestanten stets nur mit Anführungszeichen oder mit dem Beisatz „sogenannt" gebraucht wird: der „große" Kurfürst — Louise Henriette, diese „hohe Frau" 2c. Wie lange wirds noch dauern, und wir werden in der ultramontanen Litteratur von der „edlen" Dulderin Königin Luise lesen, oder von dem sogenannten ehrwürdigen Kaiser Wilhelm I.! Hat er doch manch kräftiges Wort gegen päpstliche Anmaßung gesprochen, das man freilich heute nach so kurzer Zeit nicht mehr kennen will. An Kaiserworten soll man nicht drehen noch deuteln, man soll sie aber auch nicht gar so schnell vergessen.

Daß es Friedrich dem Großen nicht anders ergeht als seinem großen Ahn, ist selbstverständlich, wiewohl er — die Ultramontanen haben ja immer zweierlei Maß — andererseits wegen seiner Haltung gegenüber den Jesuiten auch belobt wird. Sebastian Brunner bringt es in einer seiner Schriften (1865) sogar fertig, ihn mit dem Papst Alexander VI. (!) in Parallele zu stellen, wenn er sagt: „Was hatte Friedrich I. für ein moralisch gefestigtes Recht, gegen Alexander VI. sich zu ereifern?"

Daß die sämtlichen protestantischen Dichter Lumpe und Tröpfe waren, diesem Nachweis ist ein großer Teil der litteraturgeschichtlichen Thätigkeit der Römischen gewidmet. Ich habe das in diesen Blättern schon mehrfach gekennzeichnet, und kann kurz darüber weggehen. Von den evangelischen Kirchen-

---

sich kürzlich dem Schreiber dieses Artikels gegenüber von einer großen verlegerischen Empfindlichkeit gezeigt. Dieselbe Paulinus-Druckerei aber verkauft obige Broschure des Herrn J. N. Melitor unter diesem Namen, während der ganze zweite Teil dieser Schrift eine fast wörtliche Wiederholung der Frankfurter Broschüre ist, die derselbe Melitor als Niemöller geschrieben hat. Man kann ja dem Publikum nicht zumuten, zu wissen, daß Melitor und Niemöller dieselben sind, sonst würde niemand, der Niemöllers Schrift gelesen hat, die Melitors kaufen und umgekehrt. Es ist doch etwas Schönes um den „Geschäftskatholizismus!"

*) Die Gedankenstriche finden sich bei Knie; ihr Sinn ist klar. Diese Geistesblitze verdienen auch längst eine protestantische Beleuchtung ihrer ganzen Erbärmlichkeit.

liederdichtern sagt Norrenberg in seiner Litteratur-Geschichte (1882—84), sie waren „zumeist mächtige Trinker und huldigten Bacchus nicht weniger als Christo!" Von Lessings Nathan sagt die Rhein- und Wiedzeitung No. 35 1888: Wir müssen alljährlich sehen, daß Lessings Nathan der Weise, ein nichtswürdiges Machwerk, in welchem durch fünf Akte hindurch über Glauben, Moral und die Handlungsweise der katholischen Kirche eine Lüge der andern, eine Entstellung der andern die Hand reicht, unter dem Vorwande der Klassicität von der Bühne herab einem Publikum vorgespielt wird, welches unmöglich diese Teufelei zu erkennen vermag." Der Konvertit Zacharias Werner aber ist laut Echo der Annalen von Lourdes 1889 No. 3 „einer unserer größten Tragiker." Die Monatszeitschrift „Kath. Bewegung." 1887 S. 92 verkündete in einer Besprechung Herders durch Brunner: „Aus authentischen Quellen erfahren wir, weß Geistes Kind dieser Freimaurer, dieser „Mann ohne Charakter," dieses „Chamäleon" voll sentimentaler Liebelei und Habgier gewesen." Und ebenda fällt sie über Schleiermacher das Verdikt: „Seine Theologie war ein auf Täuschung des noch christlichen Auditoriums berechneter Schwindel. Was Schleiermacher lehrte, verdient nicht mehr den Namen Religion, es ist purer Gefühlsdusel." In Kants Werken sieht der Jesuit Pesch „das Walten des Teufels."

Allerneuestens hat ein Linzer klerikales Volksblatt über Goethe's Werther folgendes geschrieben (laut der Wiener „Deutschen Zeitung" vom 30. März 1890): „Liberale Schundlitteratur. Den Jahrestag des Todes Goethe's glaubt die „Tagespost" feiern zu müssen durch Anpreisung seines unsittlichen Romans „Die Leiden des jungen Werther." Der Inhalt desselben ist bekanntlich geschöpft aus den leichtfertigen Liebesgeschichten Goethe's (die natürlich das liberale Linzer Organ in gehöriger Weise breittritt) und des lutherischen „Gottesgelehrten" Jerusalem, der Goethe's Freund und Selbstmörder ordinärster Art war. Welch traurige Folgen Goethe's „Werther" schon bei Lebzeiten des Dichters hatte, gesteht der „Tagespost"-Schreiber (wohl aus Vergeßlichkeit) selbst: „Aus allen Gauen Deutschlands erhielt er (Goethe) Briefe von melancholischen (an unsittlicher Liebe kranken) Jünglingen, welche ihn (den Wüstling und Verführer) um Rath (!) und Trost für ihre eingebildeten Schmerzen anflehten...... Fräulein von Laßberg ertränkte sich in der Ilm, nahe jener Stelle, wo der Dichter Abends spazieren zu gehen pflegte...... In der Tasche des unglücklichen Mädchens fand man den „Werther!" Der ganze Roman — sittlicher Unrat in gefälliger Fassung; seine Anpreisung durch die „Tagespost" ist nichts als eine Verherrlichung sündhafter Liebe und des Selbstmordes! Quousque tandem! Und mit solchem Schund suchen die Liberalen das Volk zu „bilden," zu veredeln?" — Von Goethe selbst meint Brunner: „Goethe's Leben nachahmen kann jeder, der Leben, Geld und Gesundheit hat, der Goethe's Philosophie folgt, die Theologie souverän verachtet, und nur darauf schaut, mit Medizin und Jus in keinen Konflikt zu kommen," d. h. auf ehrliches Deutsch, die Franzosenkrankheit und das Zuchthaus zu meiden.

Nun steht aber die ganze Geistesbildung unserer Zeit auf der klassischen des vorigen Jahrhunderts und man verdankt vieles, was man der Reformation zu verdanken wähnt, thatsächlich dem Geiste des vorigen Jahrhunderts; — darum müssen diese Männer dem katholischen Volke als Lumpe, Schufte und Tröpfe denunziert und aus dem Bewußtsein desselben gestrichen werden.

Ein Wunder aber wäre es, wenn die ultramontane Wissenschaft Recht hätte, daß das deutsche Volk, das sich an solchen Menschen gebildet hat und noch bildet, nicht das verdorbenste, erbärmlichste und elendeste Volk der Welt wäre. Das würde es allerdings bald sein, wenn unsere Jugend statt mit protestantischer Geistesbildung mit jesuitischer Unmoral und römischen „Geistesblitzen" erzogen würde. Noch lebt auch das katholische Deutschland lediglich und allein von protestantischer Geistesbildung, und ehe ihm diese nicht genommen ist, wird es nie zum willenlosen Werkzeug Roms, wie katholische Völker. Darum führt der Jesuitismus den Kampf gegen alles, was deutsch-protestantische Geistesbildung heißt.

Glaubt der Jesuitismus die protestantischen Größen der Vergangenheit abthun zu können, so macht er natürlich auch vor den protestantischen Größen der Gegenwart nicht Halt. Zunächst wird in der „wissenschaftlichen" Forschung die ganze protestantische Forschung möglichst ignoriert nach dem Beispiel Leos XIII., der in seiner Sklavenencyklika den Namen Wilberforce ignoriert hat; wozu Brecht bemerkt, das sei wie wenn man in einer Geschichte der Malerei Raphael vergesse.

Wo aber ein Nichtbeachten unmöglich ist, da werden die protestantisch-wissenschaftlichen Größen geschmäht und verleumdet. Der gerechteste der Geschichtsforscher, Ranke, wird als Geschichts-Baumeister verschrieen, der vor Janssen wie ein Schulknabe dastehe und ein würdiger Nachfolger des Flacius Illyricus und der Centuriatoren sei. Von Flacius aber, also auch von Ranke, sagt die Bonif.-Brosch. 1890, 2. Heft S. 62: „ihm ging sein ganzes Leben lang nichts Wahres aus dem Munde," und S. 38 wird in einer Anmerkung erklärt: „Flacius Illyricus, ein protestantischer Geschichtschreiber, der sehr viel gelogen hat. Aus seinen Schriften und denen seiner Helfershelfer haben die protestantischen Geschichtschreiber bis zum 18. Jahrhundert geschöpft. Berüchtigt sind vor allem die „Magdeburger Centurien" (13 Bde., Basel 1560 ff.), von ihm in Magdeburg begonnen 1552. Die Mitarbeiter an dieser ersten protestantischen Kirchen„geschichte" nennt man gewöhnlich „Centuriatoren."" Und in welchem Tone hat die ultramontane Presse über den vornehmsten aller Polemiker, über Hase geredet, in welchem Tone über Döllinger auch nach seinem Tode, während noch heute die ganze Lutherpolemik des Ultramontanismus von Döllingers Lebensskizze Luthers (1851) lebt! Noch die 6. u. 7. Bonifazius-Broschüre 1890 führt den Döllinger von 1851 als Autorität an und schlachtet ihn gründlich aus — welch' ein jesuitisches Doppelspiel! Natürlich darf auch die Schmähung der Altkatholiken in diesem edlen Chorus nicht fehlen. Hier eine Probe aus dem Baierischen Vaterland 1882: „Der Josef Hubert Reinkens aus Bonn zigeunert im Lande herum

und „firmt" d. h. er streicht altkatholischen Buben und Mädchen altkatholisches Salatöl auf die Köpfe, hält Ansprachen über „römische Schlechtigkeit," „altkatholische Liebe" und „innere Heiligung in der Liebe" und thut sich bene als gekürter, holländisch geschmierter, preußisch gagierter und dekorierter „altkatholischer Bischof" und Oberster aller Katzenmeier des herrlichen deutschen Reiches. Die altkatholischen Weibchen verdrehen dabei andächtiglich die Augen, besonders bei den liebetriefenden Redensarten über „innere Heiligung durch Liebe," die Männlein thun, als hielten sie was auf seine Schmieralien und Redereien, die armen „Firmlinge" freuen sich auf die schönen Patengeschenke und das gute Essen darnach, die vernünftigen Leute lachen darüber, und einige ärgern sich über die Sakrilegien, die in katholischen Kirchen von ihm begangen werden."

Das hat dem Herausgeber Dr. Sigl so gefallen, daß er es 1888 fast wörtlich wiederholte, als Bischof Reinkens wieder in Baiern firmte, und weder 1882 noch 1888 hat sich ein deutscher Staatsanwalt gefunden, der sich hierbei des § 166 erinnert hätte.

Von den Lebenden und deren Beschimpfung wollen wir nicht weiter reden. Was haben Männer wie Beyschlag, Nippold, Tschackert an gemeinen Beschimpfungen über sich ergehen lassen müssen! Wie wird jeder, der für das gute Recht des Protestantismus eintritt, sei er wer er sei, mit Schmutz beworfen, wie wird jede Schrift, die etwas an der katholischen Kirche zu tadeln wagt, als „Schand- und Schmähschrift" denunziert, während die Römischen sich gegenseitig nicht genug verhimmeln können! Dort lobt immer einer den andern: der Baumgarten den Janssen und der Janssen den Baumgarten, der Keiter den Knie nnd der Knie den Keiter u. s. w. In beidem liegt System. Es gilt für die katholische Litteratur Reklame zu machen und die protestantische dem Bewußtsein des katholischen Volkes zu entrücken, mindestens sie als gering und minderwertig darzustellen gegenüber dem, was die Katholiken leisten. Es gilt ferner, die Protestanten einzuschüchtern, daß sie schweigen. Das ist die Absicht der unzähligen Angriffe, die auf alle schreibenden oder redenden Mitglieder des Evangelischen Bundes gerichtet werden. Und in der That, es ist kein angenehmes Gefühl, im Schmutz der ultramontanen Presse herumgezogen zu werden, und mancher scheut vor einem öffentlichen Wort zurück, weil er nicht wünscht seinen Namen überhaupt in jener Presse genannt zu sehen. Da schweigt mancher lieber, und der Terrorismus der Römlinge hat seinen Zweck erreicht; denn jeder stummgemachte protestantische Mund ist ein Kämpfer weniger gegen den Jesuitismus.

Auch durch briefliche Zusendungen, die meist anonym sind, wird dieses Einschüchterungsverfahren betrieben — ich könnte davon aus eigener Erfahrung manch häßliche Probe geben. Hier nur eine: „Solche fanatische lutherische Lügen- Schandpfaffen wie Sie und Genossen soll man mit der Peitsche aus dem Lande jagen. Ganz im Geiste Eures Herrn und Meisters, des rohen, groben, sinnlichen und unsittlichen bibelfälschenden Martin Luther, hetzt, lügt und verleumdet Ihr, und entblödet Euch nicht, den Namen des

hl. Evangeliums Eurem Lügenbunde zu geben. Ein lutherischer Pfaffe ist wohl das Schändlichste auf der Welt, weil solcher nur von Lüge lebt. Die Zeit wird noch kommen, wo diesem lutherischen Lügengetriebe ein Ziel gesetzt wird.

Von einem, der zufällig eine Ihrer Schandlügenschriften las. München im Juni 1890."

Das ist nur ein grob bajuvarisches Echo von dem, was tagtäglich von der ultramontanen Presse in das katholische Volk hinein gerufen wird.

Ganz speziell die briefliche Einschüchterung von Protestanten scheint sich der Passauer Domkapitular Röhm zur Lebensaufgabe gemacht zu haben. Ich war noch nicht von Berlin zurück, wo ich über das Thema dieses Aufsatzes redete, da lag schon folgender Brief auf meinem Tische:

Ew. Hochwürden

haben, wie ich dem Reichsboten vom 9. ds. Mts. entnehme, jüngst in Berlin sehr energisch gegen die katholische Verleumdungspresse gesprochen. Wollen Sie nicht einmal zur Abwechslung die Flugschriften des sog. Evangelischen Bundes einer genaueren Prüfung unterziehen und untersuchen, ob die katholische Kirche so lehrt, wie sie nach diesen Flugschriften lehren soll? Was mich betrifft, so ist mir Lüge und Verleumdung im tiefsten Grunde der Seele verhaßt, um die Lüge ist es meines Erachtens etwas Niedriges, etwas Teuflisches. Um ja der Verletzung des achten Gebotes mich nicht schuldig zu machen, habe ich überall in meinen Schriften eine aktenmäßige Darstellung zu geben gesucht. Aber es giebt nicht wenig Protestanten, welche zugeben, daß sich die „Reformatoren" mehr als einmal einer groben Verletzung der Wahrheit schuldig gemacht haben. Ihnen selbst wird es leicht sein, zu erkennen, daß dieses Zugeständnis ein vollberechtigtes ist: das arme protestantische Volk ist leider hierzu nicht befähigt. Besäße es diese Fähigkeit, es wäre mit der „evangelischen Kirche" sehr übel bestellt. Betrachten wir z. B. einen „reformatorischen" Hauptsatz. Er lautet: „Gott allein ist es, der den Menschen von Ewigkeit her ohne alle Möglichkeit seines eigenen Wollens zum Guten oder Bösen bestimmt hat" (Hase, Handbuch der Polemik. 4. Aufl. 1878. S. 263.) Nicht wahr, verehrtester Herr Doctor, dieser Satz ist widersinnig, widerchristlich (1. Tim. 2, 4), blasphemisch im höchsten Grade? Nach diesem Satze ist Gott nichts anders als ein halber Teufel und der Mensch — ! Nach diesem Satze ist nicht nur alle Rechtspflege, sondern selbst das „herrliche Predigtamt," ja das Leben und Leiden Jesu Christi nichts anders als Thorheit. Τὸ γὰρ περιττὸν πράσσειν οὐδενα νοῦν οὐκ ἔχει. „Unser großer Reformator" forderte den Justus Jonas und den Cölius — auf diese Zeugen wird gerade jetzt rekurriert! — zum Gebet für unsern Hergott auf! Was halten Sie von dieser Aufforderung? Ober-Hof- und Domprediger Generalsuperintendent R. Kögel hat sie wiederholt! Dem „großmütigen" Philipp hat der „fromme" Mönch, der Eid und Gelübde brach, und eine entlaufene Nonne zum „Weib" nahm, noch eine „Zufrau" großmütig bewilligt! Nicht ein-

mal die Ehe war dem „deutschen Paulus" heilig. Auch nicht die heilige Schrift. — Sie kennen sein Urteil über den Jakobus-Brief! Nicht wahr, kein gewissenhafter Mann, der nur einige Kenntnis der griechischen und hebräischen Sprache besitzt, wird die Luther-Bibel in Kirche und Schule gebrauchen! Ist es Verleumdung, wenn man auf solche Thatsachen hinweist? Wie kommt es, sehr geehrter Herr Doctor, daß Sie lutherisch sind? Haben Sie über diese Frage auch schon länger nachgedacht? Vielleicht weil ein „Notbischof" in Württemberg das Luthertum eingeführt hat? Mit welchen Mitteln? Wären Sie lutherisch, wenn Sie etwa in Zürich oder Genf oder Edinburg das Licht der Welt erblickt hätten? Wie wurde in diesen Städten das „lautere Evangelium" eingeführt? Sind Sie imstande (Art. VII. der Augustana) anzugeben, in welchem Jahr, in welcher Schrift Luther das lautere Evangelium gepredigt, oder den Namen jenes protestantischen Theologen zu nennen, welcher in unseren Tagen das reine Wort rein verkündigt? Oder hat in der „evangelischen Kirche" nicht auch der Pantheist (= Atheist) Platz, wenn er nur kräftig gegen „den römischen Antichrist" zeugt? Warum sind wohl im Laufe der Zeit so viele gewissenhafte hochgebildete Protestanten zur Kirche zurückgekehrt? Wie viele würden wohl Diener am Wort werden, wenn der Cölibat in der „evangelischin Kirche" eingeführt würde? Für diese Fragen Vergebung.

Passau, den 10. Mai 1890.

Hochachtungsvoll!
Röhm, Joh., Domkapitular.

Ich bewundere den Mut des Herrn Domkapitulars nach der kaum erfolgten ganz gründlichen Abfertigung, die ihm Kawerau hat zu teil werden lassen *), schon wieder mit Fragen ähnlicher Qualität an jemanden heranzutreten. Ich will ihm auf dieselben nicht mit einem groben Sprüchwort antworten, das in modernster Wendung etwa hieße: Ein römischer Domkapitular fragt mehr als zehn protestantische Pfarrer beantworten können; denn ich könnte sehr wohl antworten, wenn ich eben wollte, wenn mir daran läge, dem Herrn Domkapitular den billigen Ruhm zu entwinden, daß er sagen kann: „Dem hab ich auch einen Brief geschrieben, er hat nicht darauf geantwortet, also kann er nicht antworten!" Jeden, der mich etwas fragt, sehe ich darauf an, ob er eine Antwort verdient. Das ersehe ich schon aus der ganzen Art der Fragestellung, ohne den Frager sonst zu kennen. Wer nun, wie Röhm, seine Fragen in einer Weise einleitet, welche zeigt, daß er im allergewöhnlichsten Geschichtslügenklatsch bis über den Schopf steckt, der kann in der That nicht beanspruchen, daß man sich durch seine Versicherung, wie er die Lüge hasse, gewinnen läßt und seine kostbare Zeit an die Beantwortung recht einfältiger Fragen rückt. Herr Röhm mag ein ganz

*) „Sobald das Geld im Kasten klingt u. s. w." Ein offener Brief an Herrn Domkapitular Joh. Röhm in Passau von Gustav Kawerau. No. 20 der Freundschaftlichen Streitschriften. Barmen, Wiemann.

ehrenwerter Mann und trefflicher Mensch sein; er hat aber noch sehr viel zu lernen, ehe er auf der Höhe steht, daß es sich verlohnte, mit ihm Rede und Gegenrede auszutauschen. Er hat offenbar Kawerau's offenen Brief noch nicht genügend studiert, vielleicht die zermalmenden Ausführungen desselben gar nicht in ihrer ganzen Tragweite begriffen, sonst würde er nicht schon wieder Fragen und zwar solche Fragen gestellt haben. Wenn er sich erst die nötigen Geschichtskenntnisse erworben hat, womit ein gutes Stück seines bornierten Fanatismus abgethan sein wird, wenn er sich ferner seine höchst unpassenden Anführungszeichen abgewöhnt haben wird, so daß auf Verständnis meiner Antworten seinerseits zu rechnen sein wird, dann will ich ihm gerne antworten und die passenden Gegenfragen stellen.

Also dieser Einschüchterungsversuch ist mißlungen und über die gewöhnlichen Angriffe der ultramontanen Presse mögen wir uns mit einem Wort Goethe's trösten, das er einst nach den Angriffen auf die „Sudelköche von Weimar" schrieb. „Es ist lustig zu sehen," schrieb er, „wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welch' unzugänglicher Burg der Mensch wohnt, dem es immer nur ernst um sich und die Sache ist."

II.

Als Paolo Sarpi in Venedig, seiner Freistatt, einst durch einen Dolchstoß schwer verwundet worden war, rief er: „Das ist der Griffel der römischen Kurie." Die Dolchstöße gegen die deutsch-protestantische Geistesbildung sind die Griffel der römischen Kurie. Zwar wird von jener Seite uns entgegengehalten: Wir wehren uns nur gegen euch! Und das wird seit Entstehung des Evangelischen Bundes täglich wiederholt, um es durch Wiederholung glaubhafter zu machen. Man hat es in der ultramontanen Presse in Umkehrung der Thatsachen ja schon zu einer geradezu erstaunlichen Meisterschaft gebracht.

Da sagt der Verfasser der „Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert," D. A. Rosenthal, und ihm nach der oben gekennzeichnete Domkapitular von Passau, J. B. Röhm, in dem soeben erschienenen fünften Band seiner konfessionellen Lehrgegensätze (Beginn der Vorrede): „Von den Tagen Luthers bis auf die Gegenwart ist die protestantische Polemik und Taktik immer dieselbe gewesen. Da ist von Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, von Ruhe und Würde keine Rede. Da sind alle Mittel gut, Lügen und Verleumdungen die Hauptwaffen, die mit beispielloser Unverschämtheit und Frechheit angewendet werden."

Da wagen es die „katholischen Flugschriften zur Wehr und Lehr" zu lügen: „Die katholischen Flugschriften zur Wehr und Lehr," hervorgerufen durch die maßlosen Angriffe seitens des Protestantismus auf unsere hl. Kirche, sollen vor der Öffentlichkeit der Wahrheit die Ehre geben und, da gegnerischerseits die Lüge durch eine Unzahl kleinerer Schriften popularisiert wird, die Verteidigung der Wahrheit den weitesten Kreisen des Volkes zugänglich machen."

Da steigt dem Professor Rebbert und dem Ferdinand Knie nicht die Schamröte ins Gesicht, wenn sie auf den Umschlägen der Bonifacius-Broschüre folgende verlogene Reclame machen: „Was wollen die Bonifacius-Broschüren? Sie wollen Aufklärung geben über umstrittene Wahrheiten unserer hl. Religion, sie wollen Abwehr bieten gegen frevelhafte Angriffe auf das, was uns heilig ist, sie wollen Belehrung und Versöhnung in die Reihen wohlwollender Gegner tragen, sie wollen die Geschichtslügen, welche gegen uns geschleudert werden, in ihr Nichts zurückweisen. Der Wahlspruch der Bonifacius-Broschüren ist: „Keinen unbegründeten Angriff auf unsere im Glauben getrennten Brüder, aber thatkräftige Zurückweisung professionsmäßiger Hetzer!"

Das Gegenteil von diesen Behauptungen zeigen die Thatsachen. Man muß in das 16. und 17. Jahrhundert zurückgehen und die litterarische Thätigkeit der Jesuiten von damals ins Auge fassen, wenn man eine ähnliche lächerliche Verhimmelung der katholischen Kirche lesen will, wie sie im 19. Jahrhundert lange vor Entstehung des Evangelischen Bundes Brauch war.

Im vorigen Jahrhundert, in der Zeit der Aufklärung waren die Gegensätze allerdings gemildert; man hatte wenig Sinn mehr für die Reformation als religiöse That. Und gerade in jener Zeit konnte der Welt das Schauspiel des Gaßner'schen Wunderschwindels geboten werden, der sich hart neben den Lourdesschwindel unserer Tage stellt. Diese gegenseitige Gleichgültigkeit, nicht Duldung, ging bis in unser Jahrhundert hinein. Da erfolgte die Restauration des Katholizismus nach den Freiheitskriegen und gleichzeitig 1817 die Feier der Reformation — die Protestanten schienen einmal wieder in einer Sache einig zu sein, Grund genug für Rom, um seine Giftpfeile zu senden. Nicht allzudicht, denn die katholische Kirche wußte ja damals sich als die Stütze der Throne zu empfehlen und wurde demgemäß behandelt, so daß sie von der evangelischen Kirche nicht allzuviel zu fürchten hatte.

In den dreißiger Jahren kam dann der Kölner Kirchenstreit, und die Kampfeslitteratur entstand — 1838 die Görres'schen Historisch-politischen Blätter. Aus dem Jahre 1839 liegt uns ein Buch vor: „Der Freiherr von Wiesau" von G. J. Götz, Pfarrer in der Oberpfalz, das heute noch ein gern gebrauchtes und zum Teil wörtlich ausgeschriebenes Rüstzeug der Konvertitenlitteratur und namentlich der Romanschriftsteller ist, welche durch ihre Romane Konvertiten machen wollen. Noch in verhältnismäßig milder Form finden sich hier schon alle die Anklagen und Verleumdungen, die jetzt so gewöhnlich sind; wir finden die einfältigen Protestanten, welche auf katholische Einwendungen nichts zu antworten wissen, welche für die katholische Kirche schwärmen und sie gegen Ungläubige verteidigen; wir finden absprechende Urteile über Luther und Verherrlichung des katholischen Priestertums in der Person eines katholischen Priesters, unwahre Klagen, daß man im Staatsdienste, ja sogar im preußischen Heere nicht auf Beförderung rechnen könne, wenn man Katholik sei, was in Bayern ganz anders sei, und endlich findet man hier schon die Taktik, die Thatsachen frech auf den Kopf zu stellen. So

lesen wir: Der Glaube der Katholiken „ist reines von Christus geoffenbartes Wort Gottes," der Glaube der Protestanten „nur menschliche Lehre, weil sie einer menschlichen Ansicht, welche der Kirche gegenüber von Einem oder Etlichen aufgestellt wurde, folgen." „Nur die katholische Kirche war und ist noch jetzt die Zufluchtsstätte der Kunst." Der Protestantismus hat nichts Großartiges geschaffen; er hätte ohne die katholische Kirche, mit welcher er rivalisieren mußte, „uns wieder in jene Barbarei zurückgeführt, aus welcher die Kirche die Völker herausgeführt hat." „Niemand kann unduldsamer sein als die evangelischen Geistlichen; es fehlt ihnen zum Großinquisitor-Amt nichts als die Macht; sie messen am Grabe der Verstorbenen diesen die Seligkeit zu in dem Maße als die Bezahlung ausfällt." Die Reformation trägt die Schuld an der Revolution, denn aus dem allgemeinen Priestertum folgt, daß es auch keinen König geben darf — eine ebenso sonderbare Logik wie die hinsichtlich der Taufe: in Sachen der Religion ist gewiß das Zuwenig für das Gewissen beunruhigender als das Zuviel; darum ist es besser, die Kinder katholisch zu taufen; denn der Katholizismus enthält alle Lehre der Protestanten; und was die Protestanten an katholischen Lehren für entbehrlich halten, das ist doch nicht schädlich!

Man sieht: ganz die gleichen Dinge, die jetzt wieder vorgebracht werden. Im übrigen erinnert die letzte Beweisführung an die Gepflogenheit der klugen Chinesen, welche ihr Leben nach der chinesischen Religion zubringen, in der Todesstunde aber den buddhistischen Kuhschwanz in die Hand nehmen, da man doch nicht wissen kann, ob nicht beide Recht haben, und da das Zuviel beruhigender ist als das Zuwenig.

Daß das Buch nicht aus unserer Zeit stammt, ersieht man nur aus einigen jetzt ketzerischen Äußerungen des Verfassers über das Papsttum: der Papst bliebe, was er sei, wenn ihm die Souveränität über den Kirchenstaat genommen würde; der Papst spreche nur als Organ des kirchlichen Lehramts, des Episkopats, und könne keinerlei Unfehlbarkeit für sich und keinerlei unbedingten Gehorsam in Anspruch nehmen. Vom Jesuitenorden wird gesagt: „er stehe nur auf kirchlichem Boden und habe zum Wesen der Kirche nicht die entfernteste Beziehung."

Es kam wieder eine Zeit der Ruhe. Scharfe Kontroversen wurden anfangs der fünfziger Jahre durch die gegen die Abendmahlsfeier der Protestanten gerichtete Schrift von Alban Stolz „Diamant oder Glas" hervorgerufen. Der badische Konflikt gab sodann Bismarck Anlaß, zu schreiben: „Besonders gefährlich wird ein derartiger Vorgang (die Auflehnung des Erzbischofs von Vicari gegen die badischen Gesetze), wenn er von einer Stelle ausgeht, deren Beruf es ist, Frieden und Gehorsam gegen die Obrigkeit zu fördern, und wenn er getragen wird von einer einflußreichen, wohlorganisierten Korporation, wie die der katholischen Geistlichen. Der schwebende Streit könnte von uns (von preußischer Seite) mit der Ruhe eines Unbetheiligten betrachtet werden, wenn er etwa von einer einzelnen besonders hartnäckigen und unverträglichen Persönlichkeit geführt wäre. Alle Umstände weisen aber

darauf hin, daß es sich hier nicht um eine Zwistigkeit zwischen der badischen Regierung und dem Erzbischof von Freiburg handelt, sondern um die Sache aller protestantischen Obrigkeiten gegenüber dem streitbaren, unersättlichen und in den Ländern evangelischer Fürsten unversöhnlichen Geiste, welcher seit dem letzten Jahrzehnt einen Teil des katholischen Klerus beseelt, ein Geist, für welchen erlangte Konzessionen stets die Basis neuer Konzessionen bilden, und dessen Forderungen jede Regierung zu berücksichtigen Anstand nehmen muß, weil die Erfahrung lehrt, daß der Friede mit ihm ohne Einräumung unumschränkter Alleinherrschaft nicht erreichbar ist. Die römische Kirche erfreut sich in Preußen einer Unabhängigkeit, wie sie derselben kaum von irgend einem katholischen Landesherrn eingeräumt worden ist, und doch kann man nicht sagen, daß der Friede mit dem Staate deshalb in Preußen gesichert sei."

Nun kam die große Ruhepause mit der Begünstigung der katholischen Kirche durch Preußen, und alles war hüben und drüben still. In Rom aber begann man sich zum Vatikanum zu rüsten. Es kam die Kriegserklärung des Papsttums an die moderne Kultur und Geistesbildung mit dem Syllabus 1864, und sofort begannen die Jesuiten zu marschieren. Und zwar wurden die Truppen gleich nach den verschiedensten Richtungen ausgesandt, „um die gegen den Syllabus gerichteten Angriffe zu widerlegen", und einige Jahre später, „um das vatikanische Konzil gegen zahllose Angriffe zu verteidigen," wie die Kölner Volkszeitung 1889 Nr. 330 sagt, und wie es Norrenberg in seiner „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" ausdrückt: — „es war die Notwendigkeit seitens der (jesuitischen) Oberen erkannt, nun auch auf dem Gebiet der schönen Wissenschaften den Kampf mit dem modernen Unglauben aufzunehmen." Damals 1864 entstanden die „Stimmen aus Maria Laach", seit 1871 eine selbständige Zeitschrift. Zu gleicher Zeit die „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren". 1865 „der Broschürencyklus für das katholische Deutschland". Es galt zuerst die Geschichte zu korrigieren, und dieses Geschäft ließen sich der obengenannte Machatschek, Sebastian Brunner und zuletzt Janssen angelegen sein.

Und nun ist zu beobachten: so oft der Protestantismus sich bei irgend einer Gelegenheit als Einheit darzustellen schien, brach die römische Schmähschrift hervor. Denn Rom hat von jeher nur zwei Dinge gefürchtet: das Geld und die Einigkeit der Protestanten und hat seine Erfolge erzielt durch Geld und Einigkeit.

Zuerst gab zu diesen Schmähungen Anlaß die Einweihung des Lutherdenkmals in Worms 1868; damals war Mainz der Herd dieser Schmähungen; 1869 wurden die „Bonifacius-Broschüren" gegründet, die in 21 Jahrgängen an Beschimpfung alles dessen, was uns Protestanten heilig ist, das denkbar mögliche leisteten.

Die Zeit des Kulturkampfes lenkte durch die öffentlichen kirchenpolitischen Kämpfe die Aufmerksamkeit von der römischen Unterminierarbeit ab, in aller Stille bildete sich die Janssen'sche Schule heran. Was aber damals an Schmähungen und Verläumdungen des Kaisers und Bismarcks geleistet wurde, sollte man nicht gar so schnell vergessen.

Nun kam die Lutherfeier 1883, jener großartige Beweis der Einheit nicht nur des deutschen Protestantismus, sondern des Protestantismus der ganzen Welt. Jetzt schossen die Schmähschriften wie Pilze aus dem Boden, obwohl die evangelische Kirche sich bei jener Feier, welche die katholische Kirche überhaupt als ein Fest des Protestantismus gar nichts anging, jeglichen Angriffs auf die katholische Kirche enthielt. Was damals von katholischer Seite geschrieben wurde, war in einem Tone gehalten, dessen Rohheit durch die Leistungen neuerer Zeit nicht übertroffen werden kann.

Das Ende des Kulturkampfes kam und damit gesteigertes Machtgefühl der römischen Kirche; durch ihre ganze Presse klingt jetzt ein Ton des Sieges. Jetzt hält man es an der Zeit, auf allen Bildungsgebieten, was protestantisch war, zu vernichten und mit römisch-jesuitischer Litteratur zu ersetzen. Sogar der interkonfessionelle Büchmann sollte jetzt durch „katholische Geistesblitze" ersetzt werden; nichts gemeinsam Deutsches sollte mehr geduldet werden, man hoffte die deutsch-protestantische Geistesbildung durch römisch-jesuitische in aller Bälde verdrängt zu haben.

Da 1886 entstand der Evangelische Bund, diese großartige Vereinigung des evangelischen Deutschlands. Nun waren es nicht mehr bloß Einzelne, die im Kampf wider den römischen Geist standen, nun war es eine große Vereinigung, welche sich dem Treiben des Jesuitismus entgegenstellte — und die Wut der entlarvten Gegner kannte keine Grenzen.

Der Thätigkeit des Evang. Bundes war es vor allem zu verdanken, daß die Evangelischen mit den Schmähungen der Römlinge bekannt wurden. Und nun kamen sie, die superklugen Leute, die von der Geschichte des Katholizismus im 19. Jahrhundert nichts wußten,*) wiesen auf diese Schmähungen hin und sagten: „Was? So schreiben die Katholiken gegen uns? Die müssen durch Euch und euren Evang. Bund gereizt worden sein. Immer ärger wird es durch Euch, Ihr seid schuldig!" Und sorgfältig registrierte die ultramontane Presse jede derartige Äußerung aus protestantischem Munde.

Aus dem geschichtlichen Überblick aber, den wir gegeben haben, aus den wenigen Proben, in welcher Weise lange vor Entstehung des Evang. Bundes von römischer Seite geschrieben wurde, ist klar ersichtlich, daß wir die Angegriffenen sind, und daß wir uns nur verteidigen gegen den Griffel der römischen Kurie, der mit unheilvollen Zügen in das deutsche Geistesleben hineinschreibt, um den Riß zwischen Protestanten und Katholiken immer größer, zuletzt unheilbar zu machen, bis das verhaßte, durch den Protestantismus groß gewordene Deutschland zu Grunde geht.

Und wir sollten uns dagegen nicht regen? Mit Recht sagt Kawerau in der oben angeführten Schrift: „Je länger ich mir dieses wütende

*) Wir Evangelischen sind mit dem Katholizismus des 15. und 16. Jahrhunderts weit bekannter, als mit dem des neunzehnten. Das muß anders werden. Wer die Bewegungen unserer Zeit verstehen will, muß die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts kennen; die genaueste Kenntnis des Mittelalters hilft ihm hierzu nichts! Wozu hat denn Nippold sein „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte" geschrieben, das schon in dritter Auflage erscheint, aber noch lange nicht genug gelesen wird!

Treiben drüben anschaue, umsomehr tröstet mich die Gewißheit, daß auch hier das Schriftwort gelten wird: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Gott sendet uns diese Treiber auf den Hals, damit sie es uns mit Lästerzungen predigen: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen. Sie müssen Vater Luther so lange beschimpfen und entehren, bis die sicher und gleichgültig gewordenen Kinder der Reformation aus ihrer Schlaffheit erwachen, bis wir uns besinnen auf die Heiligtümer, die auf dem Spiele stehen, aus unserer Vereinzelung, unserem Hader und Streit, unserem leidigen Parteiwesen uns zu Hauf sammeln, das Grab und den Namen unseres Vaters zu schützen."

Das ist freilich eine mühevolle Arbeit. Muß doch einer der wackersten Kämpfer wider Roms Angriffe, Warneck, die Frage aufwerfen: „Macht etwa die Unfehlbarkeit des Papstes auch die römischen Litteraten unfehlbar, daß selbst, wenn ihre Behauptungen aktenmäßig als Unwahrheit erwiesen sind, sie dogmatisch das Recht haben, dieselben dennoch aufrecht zu erhalten? Fast scheint es so." Oder sollten wir schweigen, damit nicht neue Erbitterung herauskomme, damit nicht der Riß zwischen Deutschen und Deutschen noch größer werde? Er ist ja schon groß genug. Ja, sagt die 12. Bonifacius-Broschüre vom Jahre 1887, „daß der Riß zwischen Katholiken und Protestanten immer größer wird, ist zum Teil wahr, und ist ein wahres Glück"— für die Pläne Roms. Glaubt jemand, Rom werde die Waffen niederlegen, die es nun eben gegen Deutschland und nur gegen Deutschland kehrt, mit auffallender Schonung anderer Länder, z. B. Österreichs und Frankreichs, wenn wir schweigen? Im Gegenteil. Je stummer wir sind, um so lauter und heftiger redet der Jesuitismus; je ängstlicher und zurückhaltender wir scheinen, um so anmaßender gebärdet sich Rom. Wir müssen reden und die Welt überzeugen — das Wort, das einst zu Luthers Zeiten die päpstliche Welt aus den Angeln gehoben hat, wird und muß auch heute noch seine Wirkung thun. Aber nicht bloß Worte, sondern auch Thaten sind notwendig. Die Gründung des Evang. Bundes war eine solche That; wir wahren jetzt unser gutes Recht gegen römische Angriffe, eingedenk eines Wortes, welches ein Ahnherr des jetzigen Königs von Italien, des Bundesgenossen Deutschlands auch wider päpstliche Ränke, gesprochen hat:

„Rom ist nur stark in Worten, aber feige und nachgiebig gegen die, welche keine Worte machen, sondern ihr gutes Recht zu wahren, mutig zur That schreiten." Dr. Richard Weitbrecht.

Ueber Willensbildung.

(Von G. H. Sieveking, Lehrer.)

(Schluß.)

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle." Den Spruch — überhaupt das ganze Kapitel 1. Kor. 13. — präge sich jeder Lehrer tief ins Herz und füge zu dem „ich" seinen eigenen Namen als Apposition hinzu.

Es soll hier nicht die Rede sein von den Merkmalen der rechten, verständigen wachsamen, konsequenten, ermahnenden und strafenden Liebe und von den Unterschieden dieser Liebe von der unverständigen Affen-Liebe, welche bei Licht besehen, nicht weiter als Schwachheit ist. Es sei hier nur dieses gesagt: Durch seine Liebe erschließt sich der Lehrer des Kindes Gemüt besser als auf irgend eine andere Weise, und verschafft seinen Lehren willigere Aufnahme als irgendwie sonst und — was hier die Hauptsache ist — seine Liebe zum Schüler wird bei letzterem Gegenliebe erzeugen, und diese ist das edelste Motiv zu guten Handlungen von seiten des Schülers.

Der die edleren Gefühle des Menschen weckende Unterricht, das Beispiel und die Liebe des Lehrers, das sind die drei den Willen veredelnden Faktoren, welche in Verbindung mit Gewöhnung und Zucht in jeder Schule, auch in der religionslosen Freischule angewandt werden, oder wenigstens in Anwendung gebracht werden sollen. Was für ein Resultat darf nun der Lehrer von der gewissenhaften Anwendung der genannten und besprochenen Faktoren erwarten? Dieses: Er kann die Schüler erheben zu einer Gerechtigkeit, die zwar vor Menschen gilt, aber nicht vor Gott, denn die angewandten Bildungsfaktoren sind alle nur menschlichen Ursprungs. Was ist denn der Unterschied zwischen der Gerechtigkeit vor Menschen und der Gerechtigkeit vor Gott? Vor den Menschen ist gerecht, wer die Forderung erfüllt: Thue Recht, scheue niemand. Vor Gott ist gerecht, wer sein Herz, seinen Willen, sein Alles Christo, dem Sohne Gottes ergiebt; wer aber sein ganzes Ich Christo hingiebt, der muß ganz notwendig sich selbst verleugnen. Das ist aber für den natürlichen Menschen eine gar harte Aufgabe. Wer Recht thut und niemand scheut, übt darum noch keine Selbstverleugnung, und von der Begeisterung für alles Gute, Edle und Erhabene bis zur Hingabe des Ichs an Christo ist es noch ein weiter Weg.

Wer daher seinen Zögling zur Gerechtigkeit vor Gott bringen will, der beantworte sich statt der Frage: „Wie veredele ich den Willen meines Zöglings?" die weit schärfer präzisierte Frage: „Wie erziehe ich ihn zur Selbstverleugnung und zur Hingabe seines Ichs, d. h. seines Willens an Christo?" Hierzu reichen menschliche Einflüsse nicht aus, hierzu ist allein die Gotteskraft des Evangeliums von Christo imstande. Allerdings sagen die Freischul-Leute: Wir wollen unsere Zöglinge nur zu der Gerechtigkeit vor den Menschen erheben; es ist nicht der Schule, sondern der Eltern Aufgabe, ihre Kinder auch vor Gott gerecht zu machen. Ja, wenn alle Eltern dies nur thäten, so hätte ich im Prinzip nichts dagegen; denn es ist allerdings in erster Linie der Eltern Recht und Pflicht, ihre Kinder zu Gott zu bringen. Aber erstens hören nur zu viele Kinder das gerechtmachende Evangelium von Christo zu Hause nicht, und da sie es in der von ihnen besuchten Freischule auch nicht hören, so hören sie es überhaupt nicht; und zweitens werden auch die Eltern, die es sehr ernst mit der religiösen Erziehung ihrer Kinder nehmen, dieselben nicht gern in eine Anstalt schicken, aus welcher Gottes Wort verbannt ist. „Wo die heilige

Schrift nicht regieret, da rate ich fürwahr niemand, daß er sein Kind hinthue," sagt Luther.

Die christlichen Gemeindeschulen dagegen wollen den Eltern helfen, die Kinder zu der vor Gott geltenden Gerechtigkeit zu erheben. Daher darf kein Gemeindelehrer die schon eben berührte Frage umgehen: „Wie erziehe ich das Kind zur Selbstverleugnung und Hingabe seines Ichs an Christo?" Die Antwort lautet ähnlich wie bei der allgemeineren Frage nach Veredelung des Willens, aber natürlich in allen Teilen schärfer, präzieser: „Durch anregenden Unterricht, aber nicht in der vaterländischen Litteratur und Geschichte, sondern in der Religion; durch das Beispiel des Lehrers, aber nicht des tugendhaften, Rechtthuenden und niemand scheuenden Lehrers, sondern des sich selbst verleugnenden, sein Kreuz auf sich nehmenden und Jesu nachfolgenden Lehrers; durch die Liebe des Lehrers, aber nicht darf diese Liebe in den Kindern nur den Sohn des Schneiders N. und die Tochter des Farmers S. erblicken, sondern Schäflein der Herde Christi.

Auch hier darf die Gewöhnung und Zucht nicht fehlen.

Betrachten wir die einzelnen Punkte der Reihe nach. Der Religionsunterricht soll zu gleicher Zeit belehrend und erbauend sein. Das Erhebende Erbauende ist das auf das Gefühl und auf diesem Wege auch auf den Willen wirkende Moment. Fehlt dies, so sinkt der Unterricht zu einem toten Einprägen von Worten, Formeln und Begebenheiten herab; und ist dies noch gar mit sehr vielem Auswendiglernen verbunden, so kann dadurch beim Schüler gerade das Gegenteil vom Bezweckten erreicht werden, nämlich eine gänzliche Abneigung gegen die Religion. Ebenso wenig darf aber auch das nüchterne, den Verstand in Anspruch nehmende Moment fehlen; denn der Verstand muß das Gefühl im Zaum halten, sonst würden entstellte Begriffe der religiösen Wahrheiten, Schwärmerei und Überschwenglichkeit die Folge sein. — Kann man in Bezug aufs Auswendiglernen des Guten zu viel thun, so darf man es doch auch nicht vernachlässigen, denn fürs erste sind es die religiösen Grundwahrheiten wohl wert, daß man sie dem Gedächtnis ein für alle Mal in einer feststehenden und unveränderlichen Form einprägt, und dann zeigt die Erfahrung, daß mancher auswendig gelernte Bibelspruch oder Gesangvers vorerst noch als Saatkorn im Schülerherzen liegen bleibt, endlich aber — vielleicht erst nach Jahren — doch noch aufgeht, und dann noch wird der Schüler den Lehrer segnen, der ihn diesen Vers hatte auswendiglernen lassen. Die Hauptsache beim Religionsunterricht bleibt freilich das erbauliche Moment. Dies muß sich aber auf ganz ungezwungene Weise aus der Persönlichkeit des Lehrers ergeben. Hier eine Innigkeit zu erkünsteln, die im Herzen doch nicht vorhanden ist, wäre einfach Heuchelei und würde Unsegen stiften. Hat aber der Lehrer die Wirkungen der Gnade an sich selbst erfahren, so daß er mit Johannes sagen kann: „Was unsere Hände (im geistlichen Sinne) betastet haben, was unsere Augen gesehen haben vom Worte des

Lebens, das verkündigen wir euch," dann wird das Innige und Erbauliche des Religionsunterrichtes ganz von selbst kommen.

Damit ist auch über das persönliche Beispiel des Lehrers die Hauptsache schon gesagt. Von welch' ungeheurer Wichtigkeit dasselbe ist, liegt auf der Hand. Kann der Lehrer nicht Reinlichkeit und Pünktlichkeit lehren, ohne selbst reinlich und pünktlich zu sein, wie viel weniger wird er den Schüler zur Selbstverleugnung erziehen, ohne selbst ein Beispiel in der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung zu geben! Dies wird ihm aber ebenso schwer fallen, wie jedem andern Adams-Kinde; auch ihm wird es nur dann gelingen, wenn die durch Christi Liebe in seinem Herzen erweckte Gegenliebe zu Christo seine treibende Kraft ist. Um sich nun der Segnungen der Liebe Christi immer wieder zu vergewissern, und die eigene Liebe zu Christo immer wieder anzufachen, ist vor allem eins notwendig: Ein reges Gebetsleben. Das Kämmerlein muß der Lehrer täglich aufsuchen; dort muß er sich täglich Weisheit und Kraft und Mut und Liebe und Geduld zu seinem köstlichen, aber verantwortungsvollen und mühsamen Beruf erbitten; dort muß er sich täglich von neuem in Christi Blut waschen, damit er im stande sei, sich täglich wieder zu verleugnen und seinen Schülern ein wirklich gutes, gottgefälliges Beispiel zu geben.

Thut er dies, so wird er dem Heilande immer ähnlicher werden, und je länger, desto mehr wird Liebe aus seinem ganzen Wesen ausstrahlen, und auch in den Herzen der Schüler die Liebe zu Jesu entflammen, welche allein im stande ist, das eigene Ich zu verleugnen. — Diese Liebe des Lehrers, welche erst durch seine Liebe zu Christo erzeugt und geadelt ist, — sie ist es, die in jedem Schulkind ein Schäflein aus der Herde Christi erblickt. Sie wird sich daher nicht begnügen, sich in gewissenhafter Erfüllung der Amtspflichten zu bezeugen, sondern vor allem auch durch ein brünstiges, tägliches Fürbitte-Gebet. Wo alle andern Mittel nicht verschlagen wollen, da kann das Fürbitte-Gebet allein noch helfen. Ist da ein ungezogenes, trotziges Kind in der Schule — sein Betragen macht die strengste Zucht notwendig, und der nächste Erfolg derselben ist, daß es sein Herz nur noch mehr verhärtet — wie will der Lehrer solch' ein Kind anders zähmen, als durch seine Fürbitte? — Im Kämmerlein wird er beten, daß der Heiland auch diesem Schäflein nachgehen wolle, bis er es gefunden und geborgen habe; daß Gott auch dieses Kind nicht in Versuchung führen, sondern von allem Übel, Verstocktheit, Trotz, Ungehorsam erlösen wolle.

In Summa: der Lehrer, welcher seine Schüler zur Selbstverleugnung und Hingabe ihres Ichs an Christum erziehen will, muß die Hälfte seiner Arbeit im Kämmerlein verrichten. Thut er dies, und unterstützt er sein Gebet durch anregenden, erbauenden Unterricht, durch sein Beispiel und durch seine Liebe zu den Kindern, und unterstützt er ferner seinen Unterricht durch Gewöhnung und Zucht, dann hat er an seinem Teile seine Pflicht gethan, und darf hoffen, daß der die Schule verlassende Zögling sich zu einem festen Charakter entwickeln wird, denn die Charakterbildung fällt ja doch erst ins spätere Leben.

Streben ist Leben.

Von A. Breitenbach, Lehrer.

(Schluß.)

Die gewissenhafte Vorbereitung des Lehrers gewährt ferner eine verhältnismäßige Einteilung des Lehrstoffs in kleinere Abschnitte, Stufen und Aufgaben (häusliche Übungen), wodurch dem kindlichen Auffassungsvermögen und geistigen Entwickelungsgange Rechnung getragen wird. „Die Geister werden zu nichts gezwungen, als wonach sie nach ihrem Alter und gemäß der Methode von selbst hineinstreben."

Bei der Zahl der Unterrichts-Gegenstände in unseren zweisprachlichen Schulen in den Mittel- und Oberklassen empfiehlt sich die Konzentration einiger derselben, und wiederum liefert die gründliche Vorbereitung auch hier Gedankenspäne zur leichten Ermöglichung inniger Wechselbeziehung der verwandten Unterrichtsfächer. Nebstdem kann man in gleicher Weise der Lehrform, dem Lehrton entsprechende Beachtung schenken. In dieser Beziehung sollen (müssen) die Bücher (Leitfäden in der Hand der Kinder) während des Unterrichts aus den Händen des Lehrers verschwinden (sind doch nur Krücken für den Geist!); die freie, unmittelbare Behandlung nur allein ist segensreich zu nennen. Man wird dann zugleich in die angenehme Lage versetzt, die notwendigen Eigenschaften von der (mündlichen) Rede, nämlich Betonung, Verständlichkeit und Ordnung stets im Auge zu behalten. Mangelt jedoch die Vorbereitung des Lehrstoffes, ich meine die allseitige gründliche Präparation, dann verirrt sich der Vortrag nicht selten in falsche oder aber wenigstens doch ungeeignete Ausdrücke, wird häufig an unrichtiger Stelle abgebrochen und bleibt mithin schwer faßbar oder gar unverständlich für die Hörer (Kinder).

In der Schule ist überdies mit der Disziplin zu rechnen, besonders in den Mittel- und Oberklassen, besonders hier zu Lande, bei denen, die, Gott sei es geklagt, von Anfang Oktober bis Ende Februar, d. h. während des Konfirmanden-Unterrichts, unsere Schulen besuchen, die mehr verderben an unsern Schülern, als wir in der Zeit gut machen können; solche faule Repetenten, die in der Regel nicht viel, zum größten Teile nichts taugen, sind der Hemmschuh für Schüler und Lehrer. Wann wird, so fragen wir, diese Mißwirtschaft aufhören, und die Eltern gezwungen, moralisch gezwungen werden, ihre Kinder nicht nur 8 Wochen, sondern 8 Jahre in die Gemeindeschule zu schicken? Wann — nun die Antwort ist so leicht zu geben, daß die geehrten Leser mir dieselbe ersparen können. Methode und Disziplin ergänzen sich gegenseitig, die beste Methode ist umsonst, wenn die richtige Disziplin fehlt — und — umgekehrt ist auch gefahren. — „Je anhaltender unsere Gedanken auf einen Gegenstand sich richten, desto weniger sind die Sinne anderen Erscheinungen zugänglich." Aus diesem psychologischen Satze läßt sich der wohlthätige Einfluß der Präparation auf die Disziplin wohl ableiten.

Wenn der Lehrer die schulgerechte Behandlung seines Lehrstoffes erst in der Schule überdenken muß, so dürfte dieser Umstand allein schon den feinfühlenden Kinderseelen kaum entgehen. Als sehr üble Folge würde sich sofort Zerstreutheit, Unartigkeit u. dergl. mehr breit machen.

Hat dagegen der Lehrer den Stoff vorbereitet und wohl inne, ist er also der Einkleidung des Stoffes ledig, so fällt ihm die allergeringste Störung sofort auf, er kann auf der Stelle einhalten, den Störefried entweder mit scharfem Blick zur Ruhe verweisen, im Notfalle strengere Zucht und Strafmittel anwenden (sofort aber nach der Stunde).

Der scharfe Überblick über die Klasse während der Unterrichtsstunde, während der Entwickelung eines Gegenstandes hält manche Schüler-Untugenden im Zaume.

So verhindert das eine, sehr probate Mittel, ich meine die Präparation, jede unnötige Verzögerung, allen Stillstand im Unterrichtsgange und verspricht mit einem Worte eine gute Anwendung der kostbaren Schulzeit — time is money —, womit die wirksamste Förderung im Schulleben bezweckt wird, der selbst ein Goethe den schönsten Ausdruck verleiht in unserm Motto: „Es soll nicht genügen, daß man nur Schritte thue, die einst zum Ziele führen, sondern ein jeder Schritt soll selbst Ziel sein und als Ziel gelten."

Des Lehrers Vorbereitung auf den Unterricht gewährt aber auch nennenswerten Nutzen zu Gunsten der Schüler. Sie erhalten den Stoff zugeschnitten, in faßlicher Weise, so daß sie den Unterricht wohl verstehen können.

Außerdem erlangen sie gründliche Kenntnis der behaltenswerten Unterrichtsgaben, indem von seiten des Lehrers in vorsorglicher Weise alles Nebensächliche, d. h. die Hülle vom Kern ausgeschieden werde. Das Material wird ihnen streng geordnet zugeführt und kann deshalb um so leichter und dauernder dem Gedächtnis einverleibt werden. „So viel wir im Gedächtnis behalten können, wissen wir."

Die Vielseitigkeit der Auffassung infolge einer weisen, wohlgeordneten Konzentration in Verbindung mit Gründlichkeit und Ordnung gestaltet sich um so mehr wertvoll und nutzbringend, als dabei materielle und formale Zwecke zugleich erzielt werden; denn man achtet nicht allein auf Schärfung des Denkvermögens, sondern auch auf die Aneignung der Kenntnisse für das spätere Leben. So gewinnt sowohl das Schulleben an Frische als auch das spätere Fortkommen der aus der Schule Entlassenen an Tüchtigkeit durch die rechte Schulung des Geistes, fähig jeglicher Weiterbildung, je nachdem der Beruf es in dieser oder jener Richtung erfordert. „Nicht für die Schule, für das Leben lehrt der Schulmeister."

Schließlich möge hier noch eine einschlägliche Ansicht unsers bewährten Altmeisters Pestalozzi als unser Leitstern dienen, wenn er sagt: „Wer an seiner eigenen Fortbildung arbeitet, sorgt damit auch an und für die Vervollkommnung seiner Schule." Auf die Verbesserung auch unserer Gemeindeschulen und die gründliche Vertiefung der Fort- und Weiterent-

wickelung zielen sicherlich die seit Jahrzehnten zum teil angestrebten und zum teil durchgeführten Bestrebungen (nicht Streberei, Strebertum) des Lehrervereins innerhalb unserer Synode, auch die seit ca. 3 Jahren angestrebten Gründungen von Schulen von seiten der Synode selbst, ab.

Danach bethätigt sich gewiß das Bestreben auch unseres Lehrerstandes und in dieser Hinsicht vermag er — d. h. der Lehrerverein — mit Fug nnd Recht jeden Vergleich mit einem beliebigen anderen Stande, keineswegs aber zu seinen Ungunsten, auszuhalten.

Wenn nur die Rührigkeit allüberall, d. h. in allen Distrikten unserer Synode zeitgemäße Verbesserungen der bestehenden, und Gründung neuer Schulen ans Tageslicht bringen wollte. Aber leider gilt auch heute noch die alte Klage des Propheten: „Finsternis bedeckte das Erdreich und tiefes Dunkel die Völker“ (Gemeinden!). „Darum mache dich auf — Synode, Lehrer-Verein, strebe — wozu? Nun, zum Licht!“

Eins und zwar nichts Unbedeutendes hat die Fortbildung doch schon erreicht: „Anerkennung derselben und höhere Wertschätzung des Lehrerstandes im Vergleiche zu früheren Jahrzehnten.“ Ausnahmslos allerdings kann dieses Urteil noch nicht überall Geltung haben. Darauf ist aber auch füglich jederzeit zu verzichten. Es ist denn doch schon in etwa etwas gewonnen, daß zur Zeit im Allgemeinen die Lehrer heute anders behandelt werden, nicht so über die hohe Achsel mehr angesehen werden, wie ehedem; wenn sie auch, leider, noch hie und da das fünfte Rad am Wagen sein müssen.

Was endlich unsere eigene Fortbildung anbelangt, wenn wir auch noch keine allgemeine Lehrer-Bibliothek haben, so ist durch die Einrichtung von Lokal-Konferenzen und die alljährlich wiederkehrende große Konferenz des D. Ev. Lehrer-Vereins hinlänglich gute Gelegenheit geboten, die gewonnenen Erfahrungen einzelner Mitglieder des Vereins mittelst gegenseitigen Gedankenaustausches zu vermehren und auf eine nutzbringende, praktische Weise rechte Verwertung finden zu lassen. Weiter: daß aber auch keineswegs die unbedingte Annahme der von „wohlanerkannten“ und „nicht anerkannten Persönlichkeiten“ gewonnenen Resultate, der bedingungslose Eidschwur auf ihre Forschungs-Ergebnisse, sondern vielmehr einzig und allein eigenes, selbständiges, Prüfen und die Anwendung dieser Ergebnisse unsere heilige Pflicht ist.

Die Kehrseite dieser Erscheinung, nämlich die naseweise, auch zum teil dummstolze Teilnahmlosigkeit an den dargelegten Bestrebungen der Lehrer und des L.-V. oder vornehmes Hinwegsehen über die die Lehrer berührenden Tagesfragen, Ausschließen von Konferenzen und Lehrer-Versammlungen, Lektüre seichter Romane anstatt guter, geist- und herzerquickender Bücher — Polaks Brosamen zählen zu den letzteren — besonders solcher die vom Handwerk und Fach sind, kennzeichnen den ersten Schritt auf dem Pfade des Irrweges. Sollte ja einmal eine geeignete Auswahl wissenschaftlich pädagog. und allgemeiner Werke schwerfallen, so nehme man das Verzeichnis der anerkannt „hundert besten Bücher“ der Weltlitteratur zur Hand (in jeder Buchhandlung zu finden) und man wird zweifellos annehmbare Gaben entdecken. Wer

jedoch schon in der Jugend oder im schönsten Mannesalter einem abgelebten Greise gleicht, hat wohl mit dem Streben abgeschlossen, Besserung der eigenen Verhältnisse herbeizuführen. In seinen eigenen Interessen abgestorben, erwartet den mit den eigenen Lebensbedingungen im grellsten Widerspruch stehenden Menschen die geistige Schwindsucht.

Harre somit im Kampfe des Lebens aus bis zum Abende des Daseins! „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod." Das Streben nach Kenntnissen, Fertigkeiten und leiblichen Gütern — den Himmel aber nicht zu vergessen — sei dein stetes Ziel in jeglicher Berufslage. Vergesse aber in der sozialen Stellung die ideale Bedeutung nicht einen Augenblick; denn mit Idealen wird selbst der unscheinbarste Stand, der Lehrerstand nicht ausgeschlossen, eine reichere Quelle der Anregung zu steter Strebsamkeit bieten, als vielleicht manche höhere, glanzvolle äußere Lebenslage nur mit allein *realen* Leit- und Grundsätzen.

> „Den ehr' ich, der nach Idealen ringt;
> Den andern acht' ich auch, dem Wirkliches gelingt.
> Den aber lieb' ich, der nicht dies oder jenes wählt,
> Der höchstes Ideal der Wirklichkeit vermählt." Goethe.

Kirchliche Rundschau.

Der „deutsche Evangelist bringt" folgendes bezeichnende „Eingesandt," das wir als charakteristisch für ein *deutsches* theologisches Seminar wiedergeben: „Geehrter Herr Editor! Wie bereits im „Evangelist" vom 1. November berichtet wurde, fand am 27. Oktober in der dritten (englischen) presbyterischen Kirche in Newark, die feierliche Installation des Herrn Dr. Haußer, als Professor der Kirchengeschichte an unserm deutschen theologischen Seminar in Bloomfield statt.

Der Schreiber dieses folgte mit Freuden einer Einladung zu dieser Feier, bezeichnete dieselbe doch einen Fortschritt in der Anstalt, welche unserer deutschen presbyterischen Kirche bereits eine schöne Anzahl Männer geschenkt hat, die nicht nur eminent tüchtig und fähig sind, sondern die auch praktische und arbeitsfreudige und somit auch erfolgreiche Pastoren geworden sind.

Unangenehm überrascht war ich aber, als ich fand, daß die ganze Feier eine programmäßig rein englische war. Nur die Invokation und ein kurzer Bibelabschnitt wurden in deutscher Sprache gesprochen und dies geschah, weil der hierfür bestimmte amerikanische Reverend nicht erschienen war. Selbst die ausgezeichnete Installationsrede des Herrn Dr. Haußer über die Bedeutung des Studiums der Kirchengeschichte wurde wohl in gutem Englisch, aber in sehr mangelhafter Aussprache gehalten und verfehlte somit, wenn nicht ganz, so doch teilweise ihren Eindruck.

Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf: Warum wurde diese Feier nicht in einer unserer deutschen Kirchen gehalten und warum gab man derselben nicht einen, wenigstens teilweise, deutschen Charakter? Unzweifelhaft wäre die Beteiligung eine größere gewesen und man hätte durch diese Gelegenheit das Interesse unserer Gemeinden an unserem deutschen Seminar mächtig wecken können.

Ich befürchte, daß diese und andere Vorgänge, mit denen man von maßgebender Seite in Bloomfield experimentiert, geeignet sind, die Betonung abzuschwächen, die man gerne auf das Wort *unser* legte, wenn vom Seminar in Bloomfield die Rede war.

Sie als Editor unseres Kirchenblattes können vielleicht Aufschluß geben über: Why is this thus. Achtungsvoll *Ein Laie.*"

Die Frauenfrage der Methodisten d. h. die Frage, ob auch weibliche Delegaten bei der Generalkonferenz Sitz und Stimme haben dürften, wird wohl mit „Nein“ beantwortet werden. Das Interesse an der Frage ist, wie die in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Berichte über Abstimmungen zeigen, gering und dieses Wenige ist noch künstlich gemacht und künstlich vergrößert. Kein Wunder, wenn zur Erklärung der Sache allerhand sonderbare Bemerkungen auftauchen, wie etwa die: „Fräulein Francis E. Willard wolle Bischof werden, es sei über allen Zweifel erhaben, daß sie ordiniert werde, sobald die Frauenfrage bejahend entschieden sei. Im Verneinungsfalle werde sie sich mit der Frauen Mäßigkeits-Union (W. C. T. U.) von der Methodistenkirche trennen und eine neue Kirchengemeinschaft gründen, in welcher volle Gleichberechtigung beider Geschlechter bestehe.“

Merkwürdig ist, daß der „Apologete,“ dem wir diese Mitteilung entnehmen, dieselbe zuerst als eines der unsinnigen Gerüchte bezeichnet, die verbreitet werden, sodann die Sache selbst mitteilt und endlich hinzusetzt: „Was Frl. Willard auch im Sinn haben mag, die Methodistenkirche hat sich schon 1880 gegen Frauen-Ordination erklärt.“

Unsinnig ist es sicher, aber für unmöglich hält auch der „Apologete“ die Sache nicht. Wir geben nachstehend eine Zusammenstellung der bisher von den methodistischen Blättern veröffentlichten Zahlen.

Namen der Zeitungen:						
Pittsburg Christian Advocate.........41	Gemeinden.	1249	dafür.	756	dagegen.
Northern Christian Advocate.........	„	794	„	809	„
Northwestern Christian Advocate... 9	„	448	„	111	„
Zion's Herald...............................60	„	1462	„	289	„
Western Christian Advocate..........67	„	2677	„	1223	„
N. Y. Christian Advocate..............68	„	1168	„	1256	„
Southwestern Christ. Adv. (farbig).	„	3412	„	5719	„
Der Christl. Apologete (in 3 Num.).....59	„	177	„	2674	„
Zusammen......................		8387	„	12,837	„

Das Missionskomite der Bischöflichen Methodistenkirche hat dieses Jahr in Boston getagt. Wer außer den 16 Bischöfen zu demselben gehört, ist nicht berichtet, nur die Vertreter der Presse sind noch besonders in dem Bericht erwähnt. Die Wichtigkeit dieser Versammlung erhellt schon daraus, daß die von ihr gemachten Bewilligungen nicht weniger als $1,023 789 betrugen, davon $458,642 für einheimische und $565,147 für auswärtige Missionen.

Das auffälligste kirchenpolitische Ereignis in Deutschland ist der in jüngster Zeit erfolgte Rücktritt des Hofpredigers Stöcker. Wäre Bismarck noch Reichskanzler, dann wüßte alle Welt ganz gewiß, daß er Stöcker beseitigt habe, so aber sucht man nach andern Erklärungen. Nach der einen soll es die Bevorzugung des Hofpredigers Dryander sein, die von Stöck r als eine beleidigende Zurücksetzung aufgefaßt worden sei, nach der andern sollen es Vorstellungen sein, die der Großherzog von Baden dem deutschen Kaiser gemacht habe, was das von vielen gewünschte, von wenigen erwartete und von vielen für unmöglich angesehene Ereignis herbeiführte. Da indes nähere Nachrichten noch fehlen, so läßt sich über den Vorgang noch gar nicht urteilen.

Die Agitation für Rückberufung der Jesuiten wird in Deutschland, namentlich in Rheinpreußen, sehr lebhaft betrieben. Dagegen finden sich in dem katholischen Bayern, von dem man erwartete, daß es in dieser Frage vorangehen sollte, sehr wenig Leute, die sich wieder mit dem Jesuitenorden belasten wollen, vor allen der Prinzregent von Bayern selbst, der ebenso, wie Ludwig I., besser ohne die Jesuiten fertig werden zu können glaubt, als mit denselben. Auch die Kreuzzeitung tritt in einer Art für die Jesuiten ein, indem sie darauf hinweist, daß so wie so schon genug Jesuiten im deutschen Reich vorhanden seien, ohne daß sie von den Behörden belästigt würden und daß daher die Aufhebung des Gesetzes doch nur Formsache sei.

Am 22. Oktober 1865 fand in Berlin (und einige Zeit vorher in Weimar) die Konstituierung der Kogitantengemeinde statt, deren Bildung durch Erlaß des preußischen Kultusministeriums bezw. des Ministerium des Inneren am 18. Juli 1865 und gleichzeitig in Baden gestattet worden war. In Dresden wurde eine Kogitanten-Akademie als Forscher- und Lehrakademie und zugleich als Modell für die zu reformierenden Universitäten gebildet, und der Führer der Kogitanten, Dr. Ed. Löwenthal, wurde am 12. März 1866 als der gepriesen, dem es gelungen sei, „endlich die Begründung für das, was ahnend unseren Geist erfüllt, daß vieles Märchen, mythische Erfindung, womit man uns die Natur verhüllt hat,“ zu finden. „Sein Wissen ward zum Ariadnefaden zu seines Denkens reichen Resultaten.“ „Wenn seiner Lehre reinem Lichtglanz des blinden Glaubens letzte Wolken weichen, dann flicht die Nachwelt ihm den Lorbeerkranz.“ Diese stolzen Hoffnungen sind noch nicht der Erfüllung nahe gebracht. Die politischen Ereignisse von 1866 bis 1871, sowie der 14 jährige Aufenthalt Löwenthals im Auslande unterbrachen in Deutschland die Propaganda des Kogitantentums. Doch sollen dessen Anfänge ihre Nachwirkung in dem folgenden s. g. Kulturkampf in Preußen ausgeübt haben. Sonach scheint es auch mit der Freiheit des Kogitantentums, „die in Ketten selbst uns bleibt, die uns zur Liebe, nicht zum Bruderhasse, auch nicht zum Bürgertum und Aufruhr treibt,“ zu stehen, wie es mit anderen Freiheiten im J. 1879 und weiterhin gegangen ist. Das Kogitantentum, „welches die traditionellen Weltreligionen als geschichtliche Vorstufen zu der eigentlichen Weltreligion ansieht und dementsprechend sowohl Mohammed und Buddha wie Moses und Christus als göttliche Vorboten der eigentlichen göttlichen Bestimmung anerkennt und an bestimmten Tagen feiert,“ würde, wenn es nur die Macht hätte, im Namen der Vernunft den bestehenden Religionen und Konfessionen den Garaus machen.

Zum 25jährigen Jubiläum der Kogitanten-Allianz hat nun der im J. 1866 so hoch gepriesene Führer eine Gedenkschrift ergehen lassen: „Die Religion der Religionen“ (Leipzig, Baumert & Ronge [19 S. 8]). Da bisher von den Statuten der Allianz noch nichts bekannt war, so sei einzelnes daraus mitgeteilt. Um unser Geschlecht vor den Gefahren der Vertierung und des brutalsten Materialismus zu retten, denen die Aufgabe der Autorität der alten Religionen es zutreibt, ist es die Aufgabe der Kogitanten, auf den Ruinen der alten Tempel den Zukunftstempel zu errichten und der zerklüftenden Saat des Hasses und Konfessionshaders den Boden zu entziehen. Darum lehrt das Kogitantentum die Annahme eines höchsten Daseinsquells. Statt der bloßen Vertröstung auf ein nicht auszuschließendes Dasein, will es in das diesseitige individuelle und sociale Leben hülfreich eingreifen. Die Besitzer von mehr als einer Million Mark sind zur Beschäftigung Arbeitsloser zu verpflichten. Der Tod des Leibes ist identisch mit seiner Entbindung vom Geiste, der damit zu selbständigem Dasein geboren wird. Die Feste der Kogitanten sind das Neujahrsfest am 1. und 2. Mai, das Ernte- und Herbstfest am 29. und 30. September. Der öffentliche Gottesdienst in den Andachtshallen der Kogitanten besteht in der Berichterstattung über die jeweiligen Fortschritte des geistigen und socialen Lebens unter besonderer Berücksichtigung des Gemüts, und deshalb ist auch Orgelspiel und Kirchengesang (?) thunlichst zu konservieren. Die Ehe ist den Kogitanten eine kategorische Forderung. Nur die auf Ehe begründete Familie kann die Menschheit ihren Idealen näher bringen. Andererseits aber soll die Ehe nicht zur Fessel werden, wo ihr Zweck gefährdet ist. Die Ehescheidungsgründe bedürfen einer gesetzlichen Erweiterung (!) in dem Sinne, daß eine fortgesetzte grobe Hintansetzung der Familienpflichten, Spiel, Trunksucht u. dgl. zum Ehescheidungsgrund zu erheben ist. Hören wir endlich noch die fünf Gebote des Kogitantentums. Das erste begehrt, daß du dein Thun und Lassen in Einklang mit der Vernunft bringst, die aus den Werken des Urhebers und Lenkers alles Daseins spricht. Das zweite verlangt, daß du Vater und Mutter Freude und Genugthuung bereitest; das dritte, daß du gegen deine Nebenmenschen so handelst, wie du es von ihnen gegen dich wünschest; das vierte, daß du neben deinen persönlichen Interessen auch die der Menschheit im ganzen förderst. Das fünfte endlich lautet: Laß die Aufwallungen deines Blutes nie die Oberherrschaft über dein

Herz und deinen Geist erlangen, laß dich weder von Zorn, Haß und Neid, noch auch von Freude und Schmerz in deinen Handlungen allzu sehr (?) beeinflussen. Wir wollen das letzte Gebot befolgen und nur das Bedauern aussprechen, daß in unseren ernsten Tagen sich jemand einbilden kann, mit solchen Kogitationen die Gefahr zu bannen, die unser Volksleben bedroht. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß gerade nach der Begründung des Kogitantenvereins vor 25 Jahren kriegerische Ereignisse von höchster Tragweite seine Thätigkeit haben unterbrechen können, da doch § 9 seiner Statuten lautet: Das Präsidium der Kogitanten-Allianz unterzieht sich beim Auftauchen ernster internationaler Konflikte der Aufgabe, durch schiedsrichterliche Intervention einen alle Teile befriedigenden, gerechten Ausgleich herbeizuführen.

Der Evangelische Bund zählt im Ganzen 76,000 Mitglieder. Er gliedert sich in 33 Hauptvereine und 522 Ortsvereine—gegen 430 im vorigen Jahre. In Preußen sind über 40,000 Mitglieder, in Würtemberg 6,800, in Baden 5,200, in Bayern 4,488, in der Rheinprovinz 16,986.

Das 25-jährige Jubiläum der Heilsarmee wurde am 15. Juli in entsprechender Weise in Sydenham gefeiert. Die Armee des „Generals" nahm an dem Tage den ganzen Park des Krystallpalastes für sich in Anspruch. Alle anderen Schaustellungen an diesem Erholungsort wurden dadurch verhindert, an ihre Stelle traten die Exerzitien und Festlichkeiten der Armee. Eine Anzahl von Sonderzügen folgten sich am Morgen des Festtages und führten 70—80,000, dem „General" mehr oder minder verbundene Personen nach Sydenham. England und Schottland und Irland hatten zahlreiche Vertreter zu dem Fest entsandt, aber man sah auch einzelne Vertreter fast aller Länder Europas, von Deutschland, Holland, Belgien und Schweden, Frankreich und Lappland, von der Schweiz und der Türkei, ferner aus Marokko, Kanada, Indien, den Vereinigten Staaten und Australien. Die Teilnehmer waren vielfach von ihren Kindern begleitet, die zum Teil schon in der Salutistenuniform erschienen, da ihre Eltern sie zu Ehren des „General" Booth der roten Farbe geweiht hatten, ganz so wie katholische Mütter ihre Töchter der blauen Farbe weihen zur Verherrlichung der heiligen Jungfrau.

Die Festfeier trug einen durchaus religiösen Charakter. Alle Schaustellungen bezogen sich auf das Werk der Heilsarmee. Jeder Verkauf von berauschenden Getränken war streng verboten. Dafür wurden 10,000 Liter Milch, mehr als 13,000 Flaschen Limonade und Selterwasser, neben 20,000 Pfund Pasteten, 40,000 Kuchen und 35,000 Semmeln verzehrt.

Morgens um 7 Uhr begann die Feier mit einer Versammlung, die auf dem Programm als Monster-Kniee-Drillen bezeichnet war, wie im Salutistenstil die Gebetsversammlungen genannt werden. Darauf fand der festliche Empfang des „General" Booth statt. Nachdem derselbe die Spalier bildenden „Cadetten" und „Offiziere", welche Standarten verschiedener Farben trugen, durchschritten, betrat er die sonst von dem Musikkorps besetzte Tribüne und wurde mit Salven von Hurras und Hallelujas begrüßt, die sich nicht beschreiben lassen. In seiner Begrüßungsansprache erwähnte der „General" die Abwesenheit seiner Gattin, welche schwerkrank in Clacton darniederliegt. Sie hatte der Festversammlung eine Botschaft gesandt, welche derselben in einer originellen Weise mitgeteilt wurde, die großen Effekt machte. In riesengroßen Buchstaben waren die Worte der „Generalin" auf ein enormes blaues Band gemalt, welches unter Orgelspiel langsam entrollt wurde. Die Menge entzifferte also nach und nach jedes Wort. „Meine lieben Kinder und Freunde," hieß es darauf, „mein Platz ist leer, aber mein Herz ist bei euch. Seid treu der Armee, liebet eure Brüder, suchet verlorene Seelen zu retten. Ich sterbe unter der Fahne der Armee. Für euch gilt es zu leben und unter dieser Fahne zu kämpfen. Gott ist mein Heil und meine Zuflucht im Sturm. Ich sende euch meinen Segen. Katharina Booth."

Nachdem der „General" seinen „Soldaten" diesen Abschiedsgruß seiner Frau mitgeteilt hatte, pflanzte er auf der Tribüne eine Jubiläumsfahne auf und die Menge sang unter Musikbegleitung ein für den Moment geeignetes Triumphlied. Auf ein mit der

großen Pauke gegebenes Zeichen knieten sodann die 50 bis 60,000 Anwesenden zugleich nieder oder warfen sich auf ihr Angesicht, um zu beten, teils laut, teils still. Darauf zerstreute sich die Menge. Die einen wohnten den Spezialversammlungen bei, deren es 25 im Laufe des Tages gab, die anderen, weniger eifrigen, zogen es vor, gruppenweise den Park zu durchstreifen. Eine der besuchtesten Versammlungen war die Ausstellung der fremden Salutisten, an deren Spitze Oberst Booth-Clibborn und seine Gattin, „die Marschallin“ Booth standen. Die verschiedenen und oft sehr lächerlichen Kostüme dieser „Offiziere“ gaben dieser Missionsversammlung vollkommen den Anstrich einer Maskerade. Ein anderes Schauspiel, das großen Enthusiasmus erregte, war „die Demonstration der jungen Soldaten“; 3000 Kinder in Uniform sammelten sich auf einer Tribüne und führten Gesänge, Fahnenspiele und andere symbolische oder figurative Bewegungen aus.

Am Mittag füllte sich der große Konzertsaal wieder mit einer „Versammlung der Abgeordneten.“ Der „General“ sprach über die verflossenen 25 Jahre der Heilsarmee und richtete einige Worte an die verschiedenen Korps durch Vermittelung ihrer Abgesandten. Im Verlaufe seiner Ansprache spottete er über die Times, welche vor sieben Jahren den nahen Verfall des Werkes prophezeit habe und jetzt konstatieren müsse, daß die Fortschritte der Armee größer seien, denn je, weil sie gegenwärtig in 34 verschiedenen Ländern 2829 Korps, 9000 Offiziere und mehr als eine halbe Million Soldaten habe.

Der große Tag des 15. Juli schloß mit einem imposanten Festzuge. Die 25,000 unter der Menge vertretenen „Soldaten“ defilierten vor ihrem „General,“ was mindestens 1½ Stunde währte. Dann vereinten sich diese 20—25,000 Stimmen mit der großen Orgel des Krystallpalastes und Tausenden von Blechinstrumenten, um mit enthusiastischer Begeisterung die Lieblingslieder der Heilsarmee zu singen.

Die Generalin Booth ist seitdem gestorben. Die Beerdigung, welche am 14. Oktober stattfand, wurde selbstverständlich zu einem großartigen Schaustück gemacht. Alle in London einlaufenden Eisenbahnen hatten Extrazüge angeordnet und die Zahl der Neugierigen war größer als sie sonst am Lordmayorstag zu sein pflegt. Die Leiche wurde nach dem Hauptquartier gebracht, von wo aus die Beerdigung stattfand. Der Leichenwagen hatte die Gestalt einer Laffete, da nach englischem Recht und Brauch die Leichen der Soldaten auf einer Laffete zu Grabe gefahren werden. Auf dem Sarg lag statt Schwert und Helm eine Bibel und “the dead woman’s bonnet.” (So lautet der englische Bericht.) General Booth selber amtierte als Liturg, während Offiziere aus verschiedenen Ländern Reden hielten und 15 Musikbanden spielten.

Auch neue **“Orders and Regulations”** für die Heilsarmee hat General Booth herausgegeben. Obwohl das Büchlein nur 63 Seiten umfaßt, so enthält es doch Regulative nicht bloß fürs religiöse Leben des Heilssoldaten, sondern auch solche für sein Essen und Trinken, sein Spazierengehen und Schlafen, seine Verlobung und Verheiratung, seine Lektüre und seine Erholungen, seine Geschäftspraxis, seinen Umgang und sogar sein Begräbnis. Kein Heilssoldat soll als völlig bekehrt angesehen werden, dessen Bekehrung nicht von völligem Bruch mit seinen üblichen Gewohnheiten, beständiger Überwindung jeglicher Versuchung, aktiver Ausübung der Barmherzigkeit und anderer Tugenden begleitet ist. Jeden Tag um ½1 Uhr soll er für die Heilsarmee, ihre Ausdehnung durch die ganze Welt beten, nach jeder Mahlzeit soll er zwei Minuten lang beten, auch soll er viertel und halbe Stunden lang beten und sich in kurzen, plötzlich auszustoßenden Gebetsseufzern üben. Außer der Bibel und dem War Cry (Heilsruf) soll er wenig lesen, besonders keine Romane oder Bücher gottlosen, unsittlichen, weltlichen Inhalts. Eine heilige Pflicht soll es ihm sein, täglich eine Anzahl von Exemplaren, des Warcry zu verbreiten. Umgehen darf er nur mit Heilssoldaten. Schulden machen ist verboten. Mitglieder des anderen Geschlechts darf er, Verwandte, Braut oder Frau ausgenommen, nicht küssen. Eine Verlobung ist nur gestattet, wenn beide Mitglieder der Heilsarmee sind oder werden wollen und bereit sind, die Eheartikel der Heilsarmee zu unterzeichnen. Die Verlobung ist aufzuheben, wenn der eine der Verlobten aus der Heilsarmee austritt. Unter allen Umständen ist vor der

Verlobung der Rat des vorgesetzten Offiziers einzuholen. Heiratsconsens wird nicht erteilt, wenn Verschiedenheit des Alters, der Verhältnisse und des Standes voraussehen lassen, daß die Ehe unglücklich werden wird. Jeder Heilssoldat muß Teatotaler sein, darf auch nicht mit Spirituosen handeln. Tabakrauchen schließt nicht gerade aus, hindert aber jede Beförderung in der Heilsarmee. Der Heilssoldat soll sich von braunem Brot, Gemüse, Früchten, Milch und Eiern nähren, sein Zimmer gut lüften, wollenes Unterzeug das ganze Jahr hindurch tragen, baden und Leibesübungen vornehmen. Die Männer sollen ihren Frauen in der Kinderstube und beim Haushalt zur Hand gehen und ihnen zur Ausbildung ihrer Begabungen für den Dienst der Heilsarmee förderlich sein. Mit Politik soll sich der Heilssoldat nur dann befassen, wenn es gilt, gegen staatlich auferlegte Beschränkungen der Heilsarmee oder gegen staatlich concessionierte Schlechtigkeit zu protestieren. Bei Begräbnissen soll kein Aufwand gemacht, auch soll keine Trauerkleidung angelegt werden. — Manche dieser Regulative sind ja ganz verständig. Im Ganzen zeigen sie aber doch wieder den alten Grundzug der Heilsarmee, den Charakter jesuitischer Kasuistik und stark pelagianisierender Moral.

Zum Schluß sei noch eine „schlagende“ Rechtfertigung der Heilsarmee durch den Apologeten mitgeteilt: „Man hat über die Heilsarmee viel gelacht, gehöhnt, gespottet; man hat diese Karrikatur des Militärlebens in kurzen und langen Artikeln angefeindet, die Heils-Soldaten als Idioten verschrieen u. s. w. Und das Facit? Die Heilsarmee besitzt jetzt ein Vermögen von 800,000 Pfund St., hat eine Jahres-Einnahme von 750,000 Pfd. St., ist in 34 Ländern bis jetzt verbreitet und zählt 2874 Armeecorps und 9416 Offiziere.“

Auf dem Kirchenkongreß in Hull, (England), hat der Archidiakonus Farrar eine Aufsehen erregende Rede gehalten, in welcher es u. a. hieß: „In einem großen Teile des englischen Handels sind Grundsätze maßgebend, welche das Evangelium außer Acht lassen und die Sittengebote aufs höchste verletzen. Unser Handel ist zum großen Teil faul und unehrlich, er wirkt körperzerstörend, seelenvergiftend und weltdemoralisierend. Das Treiben der Börsianer, die Trusts, Corners, Ringe, sind unsittlich, und wirken verheerend. Geschäft wird gemacht aus einer frechen Presse, die alles Erhabene in den Staub zieht und mit einer Schund- und Schmutzlitteratur alles verpestet, Geschäft wird gemacht um den Arbeitern das Leben ihrer Kinder zu versichern, wodurch die Sterblichkeit der letzteren in ganzen Distrikten zugenommen hat, weil die Eltern in Zeiten der Not durch die in Aussicht gestellten Prämien bei dem Tode ihrer Kinder in beständige Versuchung geführt werden, das Leben derselben zu verkürzen. Warum bringt die Presse diesen neuen Zweig von Privatversicherungsindustrie nicht an die Öffentlichkeit?“ Ein Sturm der Entrüstung brach ob solcher Rede in zahllosen Zuschriften in den Tagesblättern los. Farrar erwiderte darauf in einem Schreiben vom 6. Oktober an die „Times“ u. a.: „Körperzerstörend“: giebt es überhaupt ein Lebens- oder Genußmittel, das, wert zum Fälschen, nicht auch im Handel gefälscht wird? „Seelenvergiftend“: ist es die Mache einer gewissen Litteratur und Presse nicht? „Weltdemoralisierend“ soll es nicht sein, wenn verdorbener Schnaps nach Afrika gebracht, Opium in Indien begünstigt und nach China geschafft wird?“ Gewiß, was englische Missionare gut machen, das verdirbt der englische Handel wieder. Leider aber ist das, was der Mann gesagt hat, nicht blos in England wahr.

Eine neue päpstliche Encyklika ist Mitte Oktober veröffentlicht worden, die aber lange nicht mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, im stande ist, deren sich frühere Schriftstücke Leos XIII. zu erfreuen hatten. Das elegante Latein, das so bemerkenswert von dem Stile Pio Nonos abstach, ist nichts neues mehr und der Inhalt erst recht nicht. Alles Unheil kommt nämlich von der sektiererischen Regierung Italiens und der Freimaurerei, alles Heil dagegen ist zu erwarten von der Wiederherstellung der Macht des Papstes d. h. zunächst des Kirchenstaates.